BD. REVERE GESCHICHTE

I-V

Karl Friedrich Becker, Adolf Schmidt, Karl Arnd

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

GIFT

Gift U.C. Library

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

GIFT

Gift U.C. Library

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

tized by Google

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Neunter Band.

Neuere Geschichte I.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1862.

Digitized by Google

D20
B38 W
1860
V. 9-10

Inhalt des neunten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Erster Abschnitt. Die geographischen Entdeckungen.

	Seite
1. Einleitung	1
2. Die Idee der Aufsuchung Indiens zur See	3
3. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika	4
4. Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's	9
5. Columbus' erste Entdeckungsreise (1492—1493)	15
6. Columbus' zweite Reise (1493—1496)	23
7. Columbus' dritte Reise (1498—1500)	25
8. Columbus' vierte Reise und Tod (1502—1506)	30
9. Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen	35
10. Die erste Erdumsegelung	42
11. Vasco de Gama u. d. ersten Niederlassungen d. Portugiesen in Ostindien	45
12. Alfons von Albuquerque	50
13. Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez (1517—1519)	54
14. Eroberung des Mexicanischen Reiches (1519—1521)	60
15. Eroberung Peru's durch Pizarro	74
16. Unruhen in Peru nach Franz Pizarro's Tode (1543—1548)	86
17. Eindruck und Rückwirkung der Entdeckungen auf Europa	90

Zweiter Abschnitt. Die Entwickelung in Mittel- und Süd-Europa bis auf Kaiser Karl V.

1. Portugal unter Johann II. und Emanuel (1481—1521	95
2. Spanien unter Ferdinand und Isabella (1474 u. 1479—1516)	98
3. Frankreich unter Karl VIII. (Reg. 1483—1489)	105
4. Zustand Italiens. Karl's VIII. Zug nach Neapel	109
5. Hieronymus Savonarola	116
6. Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzosen und Neapel's durch die Spanier	122
7. Alexander VI. und Cäsar Borgia	130
8. Papst Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzosen aus Italien (1503—1513)	134
9. Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.	148
10. Deutschland unter Maximilian I. (1493—1519)	153
11. Die Schweizer	159
12. England unter Heinrich VII. (1485—1509)	162
13. Unruhen in Spanien in den ersten Regierungsjahren Karl's	170
14. Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser	176

Dritter Abschnitt. Die Anfänge der Reformation und die ersten Kämpfe Karl's V. mit Franz I.

1. Zustand der christlichen Kirche	180
2. Die religiöse Aufklärung	185
3. Luther's früheres Leben	190
4. Anfang der Reformation durch den Ablaßstreit. Luther in Augsburg	198

Digitized by Google

Seite
5. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle . . 205
6. Melanchthon, Luther's Gehilfe 211
7. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderstürmer und Schwärmer (1521—1524) 213
8. Der Adelskrieg 220
9. Der Bauernkrieg 232
10. Thomas Münzer 238
11. Die ersten gegnerischen Fürstenbündnisse. Förmliche Gestaltung des neuen Kirchenthums 241
12. Die Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli 246
13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg . 249
14. Türkengefahr. Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen . . . 251
15. Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Karl V. 254
16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz (1521—1526) 257
17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz (1526—1529) 266

Vierter Abschnitt. Die weitere Entwickelung der Reformation und die erneuten Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß 275
2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede 277
3. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz 281
4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg 283
5. Die Wiedertäufer in Münster 285
6. Karl's V. Zug nach Tunis 289
7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I. (1536—1538) 291
8. Karl's Reise nach Gent 295
9. Stand der Parteien in Deutschland 297
10. Züge nach Algier und wider die Türken 299
11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben 302
12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I. (1542—1544) 304
13. Franz' I. Ausgang 308

Fünfter Abschnitt. Karl's V. Kampf und Frieden mit den Deutschen Protestanten; die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland 313
2. Luther's Tod 315
3. Reichstag zu Regensburg 321
4. Moritz von Sachsen 323
5. Der Schmalkaldische Krieg 326
6. Karl straft die Oberländischen Stände (Novbr. u. Decbr. 1546) . . 332
7. Der Krieg in Obersachsen 334
8. Die Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) 336
9. Der Landgraf von Hessen gefangen (Juni 1547) 341
10. Das Interim 344
11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag 348
12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzens Tod (1552—1555) 355
13. Der Religionsfriede zu Augsburg 358
14. Karl's V. Abdankung und Tod 360
15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua . 365
16. Die Jesuiten, das Trident. Concil u. die Päpste nach der Mitte d. Jahrh. 370

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Erster Abschnitt.

Die geographischen Entdeckungen.

1. Einleitung.

In den voraufgehenden Bänden haben wir die Europäische Menschheit durch jene merkwürdige Periode ihrer Entwickelung begleitet, die man das Mittelalter genannt hat. Dasselbe schied sich vom Alterthum durch den gänzlichen Umsturz aller Verhältnisse: gewaltsame Umwälzungen vertilgten ein Weltreich; neue Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erst zu durchlaufen begannen, stifteten auf dessen Trümmern neue Staaten; eine neue Weltreligion rang mit und in ihnen sich zur Weltherrschaft empor.

So durchgreifend sind nun allerdings die Veränderungen nicht, die das Mittelalter von der Neueren Zeit scheiden. Die Europäischen Völker bleiben dieselben und in denselben Wohnsitzen, auf denselben religiösen Grundlagen; sie schreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die inneren Verhältnisse und Beziehungen gestalten sich doch vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an in allen Richtungen und Kreisen der menschlichen Thätigkeit so neu, Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wissenschaft und Kunst nehmen einen so verschiedenen Cha-

rakter an, daß die seitdem verflossene Zeit doch wieder in einem **Gegensatze** zum Mittelalter erscheint.

Das Mittelalter hatte die Wohlfahrt der Menschheit dadurch zu begründen versucht, daß es in bevormundender Weise die Bewegungen derselben auf allen Gebieten des Lebens durch alleingültige Autoritäten und durch allgemeingültige Formen zu binden, sie in bestimmte Schranken zu bannen bedacht war; die Neuere Zeit dagegen ging vielmehr darauf aus, diese Bande oder diesen Bann überall zu lösen, den menschlichen Geist und die menschliche Thatkraft auf allen Gebieten des Lebens zu freier und mannigfaltiger Selbstthätigkeit, und damit zur Selbsterringung der höchsten Güter anzuspornen.

Diese denkwürdige Veränderung ist durch wichtige Begebenheiten, durch großartige Erfindungen und Entdeckungen, durch tiefeinschneidende Umgestaltungen des Wissens, Denkens und Glaubens, theils mittelbar vorbereitet, theils unmittelbar angebahnt worden. Einige dieser folgenreichen Thatsachen, wie die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst und die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, haben wir schon kennen gelernt. Nunmehr werden wir sehen, welch' ein bedeutsamer Antheil an jener allgemeinen Umwandlung zunächst der durchgreifenden Reform des geographischen Wissens und des religiösen Denkens, der Entdeckung neuer Erdtheile und der von Deutschland ausgehenden Glaubensneuerung gebührt.

Jene beiden Arten der Reform, die geographische und die religiöse, standen mit einander in der engsten Verbindung. Denn mit der Entdeckung neuer Erdtheile ging die Aufklärung über das Erdganze, als Gesammtheimath der glaubensbedürftigen Menschheit, und als organischer Theil des Weltganzen, Hand in Hand. Die Erde, die zuvor als der stolz in sich selbst ruhende Mittelpunkt des Universums gegolten, um dessentwillen Alles da sei, und um den sich Alles drehe, trat mehr und mehr in die bescheidenere Stellung eines abhängigen Bruchtheils innerhalb des kosmischen Weltengetriebes ein. Damit mußten nothwendig die religiösen Vorstellungen über das Verhältniß von Gott, Welt und Menschheit einer neuen Prüfung anheimfallen.

Und auch in anderer Weise noch wirkte das eine Gebiet auf das andere zurück. Denn wie sich That an That entzündet: so erweckte die Thatkraft der Seefahrer die Thatkraft der Reformatoren; und aus der großen oceanischen Bewegung der **irdischen** Entdeckungen quoll plötzlich die große geistige Bewegung der **überirdischen** Entdeckungen hervor.

Der Trieb, aus dem das Zeitalter der geographischen Aufklärung vorzugsweise seine Nahrung zog, war der Gedanke der Auffindung eines Seeweges nach Ostindien. Sehen wir, wie er erwuchs, und welche Früchte er trug.

---

2. Die Idee der Aufsuchung Indiens zur See.

Indien war schon im hohen Alterthume das begierig gesuchte Land der Schätze, der Spezereien und anderer kostbarer Waaren. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten die Eroberungen der Araber und anderer Mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg; aber Europa entbehrte darum der Indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom (Amu, Gihon) und auf diesem in das Kaspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais (Don) gebracht, und kamen so endlich ins Schwarze Meer, von wo sie, besonders durch die Genueser und Venetianer, über Europa verbreitet wurden. Gewiß ein sehr beschwerlicher und sehr langwieriger Weg.

Ein anderer Weg, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den Persischen Meerbusen brachte, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und andern Handelsplätzen des Mittelländischen Meeres. Von da aus verführten sie gleichfalls die Venetianer und Genueser so wie die Pisaner, deren Verkehr nach diesen Küsten besonders durch die Kreuzzüge sehr lebendig wurde. Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Caravanenhändels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, die sie dem Kaiser Michael Paläologus leisteten, Herren des Handels von Constantinopel und im Schwarzen Meere wurden und die Venetianer verdrängten, besuchten Letztere wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des Indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waa-

ren fast gänzlich zu Wasser gelangen konnten, indem die Schiffe einerseits aus dem Indischen Ocean in den Arabischen Meerbusen, andererseits von Kahira (Cairo) Nil-abwärts bis Alexandria gingen, so daß nur die kurze Strecke zwischen der Aegyptischen Küste und dem Nil zu Lande zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der Mameluckischen Sultane von Aegypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Nicht weniger als 36,000 Barken belebten im 14. Jahrhundert den Nil, und nicht weniger als 30,000 Vermiether von Lastthieren fanden in Cairo ihre Nahrung *). Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Wenn es daher einer Europäischen Nation gelang, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, um aller Zwischenvölker entbehren zu können: welche außerordentliche Vortheile mußte ihr dies nicht, so schien es, gewähren. Und diese Aussicht gab den Europäischen Entdeckungsfahrten ihren Hauptanstoß.

---

3. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika.

Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts ward von Genua aus ein Versuch gemacht, den Seeweg nach Ostindien aufzufinden, um einen unmittelbaren Handel mit dessen Bewohnern anzuknüpfen und sie zum Christenthum zu bekehren; zwei Galeeren wurden zu diesem Zwecke von Thedisius Doria, den Brüdern Vivaldo und anderen Bürgern Genua's aufs Beste ausgerüstet und ausgesandt (1291); indeß schon an der Westküste Afrika's ging jede Spur von ihnen verloren **). Seitdem verstrichen lange Zeiten, ohne daß ähnliche Gelüste sich regten oder ähnliche Anläufe unternommen wurden. Da endlich erwachte mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts jener große weltgeschichtliche Entdeckungseifer der Portugiesen. Indem König Johann der Unächte, wie schon erzählt worden, die Mauren in Afrika mit Glück bekriegte, faßte man den Entschluß, auch die Küsten dieses Erdtheils kennen zu lernen, wo damals das Vorgebirge Non, nur einige Tagereisen von der Europäischen Küste,

*) Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen 1858, S. 23.

**) Pertz, der älteste Versuch zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im J. 1291. Berlin, 1859. S. 9 ff.

die Grenze für die Schifffahrt war, obschon einzelne kühne Seefahrer sich darüber hinausgewagt hatten. Glücklicher Weise kam die Leitung dieser Entdeckungen in die Hände des Infanten Dom Heinrich, eines jungen Mannes von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, der das Studium der Erd- und Himmelskunde mit rastlosem Eifer trieb, und den Umgang der gelehrtesten Männer seines Volkes aufsuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern. Wenig verrieth sein eckiges, fast quadratisches Gesicht die innere Größe; doch der gelassene, klare Blick verkündete Ausdauer bei reifen Vorsätzen. Dem Wein und der Liebe völlig abgesagt, gab er sich ausschließlich seinem hohen Ziele hin. Sorgfältig forschte er nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Afrika's, und entfernt vom Hofe, auf seinem Landsitze Terzanabel in Algarbien, entwarf er Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben ihm die Mittel dazu. Die ersten Schiffe, die er nach der Einnahme Ceuta's durch die Portugiesen im Herbst 1415 aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten jedoch nicht, dasselbe zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Endlich erboten sich zwei Ritter aus seiner Umgebung, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, zu einer neuen Unternehmung. Sie entdeckten 1419, vom Sturm verschlagen, die Insel Porto Santo, die ihren Namen schon früher von Italienischen Seefahrern erhalten hatte. Der Infant sandte Anpflanzer hin, welche Sämereien und einige zahme Thiere mitnahmen. Unter den letztern befand sich ein trächtiges Kaninchen, das in wenig Jahren eine Nachkommenschaft lieferte, die alle Saaten abfraß, und von der man im Ernste den raschen Untergang der neuen Colonie fürchtete.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelstreif am Horizonte, und Gonsalvez und Tristan Vaz beschlossen einmal, auf denselben loszusteuern. Sie fanden die von den Italienern mit dem Namen Do legname bezeichnete Insel, welche überall mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war, und die nun auch portugiesisch Madeira, d. i. die Waldinsel, genannt wurde (1420). Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, ließ Gonsalvez einen Theil des Waldes in Brand stecken. Das Feuer griff aber dergestalt um sich, daß es neun Jahre fortbrannte, und in dieser Zeit fast alles Holz der Insel zerstörte*). Dann wurden auf Befehl des Infanten gleichfalls Sämereien,

*) Barros Asia, deutsch von Soltau, Thl. I. S. 8. Peschel a. a. O. S. 63.

zahme Thiere, Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche so üppig gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der feine Canarienzucker und der berühmte Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

Trotz dieser Erfolge gehörte nicht wenig Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Infanten dazu, die betretene Spur zu verfolgen. Vorurtheil und Trägheit tadelten sein Unternehmen laut; man war auf den Entdeckungsreisen jetzt dem heißen Erdstriche nahe gekommen, der nach den herrschenden Ansichten wegen der großen Gluth für unbewohnbar gehalten wurde, und wo man sich die ganze Natur mährchenhaft und voll von Schrecknissen dachte; dem vaterländischen Boden, hieß es ferner, würden die Bewohner entzogen, um sie auf den Meeren, oder in entfernten wüsten Ländern umkommen zu lassen. Erst im Jahre 1432 ließ der Infant wieder ein Entdeckungsschiff ausrüsten, und dieses umsegelte endlich (1434) unter der Anführung seines Hofjunkers Gilianez das gefürchtete Cap Bojador, eine That, die damals für eine außerordentliche galt; Gilianez hatte das Gelübde gethan, entweder diese Aufgabe zu lösen oder nie wieder heimzukehren. Um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Vom Papste ließ sich der Infant eine Urkunde ausstellen, in welcher den Portugiesen ein ausschließliches Recht auf alle Entdeckungen bis nach Indien hin zugesprochen ward. Die Reisen wurden fortgesetzt, obschon die Schiffe anfangs keine andere Ausbeute zurückbrachten, als Robbenfelle. Dann fingen die Portugiesen an, bei ihren Landungen Menschen aufzugreifen, und da einige der gefangenen Mauren sich durch schwarze Sklaven auslöseten, so sah Lissabon 1442 zuerst mit Erstaunen eigentliche Neger, eine von den Bewohnern Nordafrika's völlig verschiedene Menschenrasse. Dies war für die Europäer der erste Anfang des schändlichen Negerhandels. Da dasselbe Schiff auch eine ziemliche Menge Goldstaub mitbrachte, so hörte jetzt auch alles Murren wider die Unternehmungen des Prinzen auf. Bisher hatte dieser allein die Kosten der Ausrüstungen getragen, jetzt bemühten sich Viele um die Erlaubniß, Schiffe nach den reichen Ländern senden zu dürfen, und was der Entdeckungstrieb begonnen hatte, vollendete die Goldgier. Heinrich hatte die Freude, schon kleine Flotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. Nachdem 1441 das weiße Vorgebirge entdeckt worden, drang 1445 Diniz Dias (auch Fernandez genannt) über den Senegal hinaus vorwärts, und entdeckte dergestalt das grüne Vorgebirge. Dom Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen. Er starb 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt; durch ihn hatte

Europa zum erstenmale eine nähere Kunde über Afrika gewonnen, wenn auch viele Glieder desselben noch immer unbekannt blieben; durch ihn war zum erstenmale die Europäische Staatenwelt von der Atlantischen Küste aus in Beziehung zu den großen Staaten Innerafrika's getreten, dem Handel und Verkehr ein neues ungeheures Gebiet erschlossen worden.

Nach seinem Tode stockten die Unternehmungen einige Zeit. Alfons V., welcher damals auf dem Portugiesischen Throne saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Afrika Eroberungen zu machen, und war auch durch anderweitige Händel zu sehr beschäftigt, um seine Aufmerksamkeit auf die Fortentwickelung jenes bedeutenden Zweiges der Landeswohlfahrt zu richten. Indeß ging unter seiner Regierung ein Portugiesischer Seefahrer über die Linie hinaus, wodurch das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sei, durch die That als irrig erwiesen war.

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II., ein thätiger und unternehmender Fürst, suchte alsbald Dom Heinrich's Plane wieder hervor, schickte Pflanzer nach Guinea, und ließ feste Orte auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Congo, und drangen über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von den Sternen einer neuen Hemisphäre, welche die Europäer hier zum ersten Male erblickten. Es widerlegten diese Reisen zugleich den Irrthum, daß Afrika gegen Süden immer breiter werde, wie man auf das Ansehen des Ptolemäus, dem damaligen Orakel der Erdbeschreibung, geglaubt hatte. Dadurch erhielt nun der auch wohl früher schon gehegte Gedanke, durch Umschiffung Afrika's einen Seeweg nach Indien aufzufinden, einen mächtigen Schwung. Sowohl diese Aussicht als die Hoffnung, zu dem Reiche des berühmten Priesters Johann zu gelangen, bewogen den König Johann zu einer neuen Ausrüstung. Der Priester Johann war das Geschöpf einer im Mittelalter entstandenen seltsamen Sage. Er sollte ein christlicher Fürst mitten unter heidnischen Völkern, zugleich ein mächtiger Monarch und der Oberbischof seines Reiches sein; sein Sitz war früher in das östliche Asien verlegt worden*). Schon

*) Die Sage von dem Priester Johann ist durch die Nestorianischen Christen entstanden. Diese hatten sich um die Ausbreitung des Christenthums in Asien mit solcher Wirkung bemüht, daß ihre Kirche sich bis nach China hin erstreckte; den Katholiken stellten sie aber ihre Erfolge noch mit prahlerischen Uebertreibungen dar. Nähere Veranlassung zu jenem Gerüchte gab, wie mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß einige Fürsten des Tatarischen Volkes

Dom Heinrich hatte seinen Seefahrern aufgetragen, sowohl über Indien wie über das Land des Priesters Johann Erkundigungen einzuziehen*). König Johann war jetzt auf Grund der erhaltenen Nachrichten überzeugt, jenes Priesterreich müsse in Ostafrika zu finden sein**), und dort wollte er es zu Wasser und zu Lande aufsuchen lassen. An der Spitze des kleinen Geschwaders, welches er 1486 in dieser Absicht aussandte, stand der kühne Bartholomäus Diaz. Dieser umsegelte in der That, ohne ihrer ansichtig zu werden, die Südspitze von Afrika (1487), indem er auf hoher und stürmischer See erst weit südwärts steuerte, dann gegen Osten und endlich gegen Norden wandte; so erreichte er die Algoabai und die Kreuzinsel; aber weiter vorzudringen verhinderten ihn Meutereien unter seinen Leuten, die sich fürchteten, auf dem unbekannten Meere Hungers zu sterben. Auf ihrer Rückfahrt***) kamen sie nun erst an das merkwürdige Vorgebirge, welches Diaz wegen der schrecklichen Stürme, die er bei der ersten Umseglung ausgestanden hatte, das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) nannte. Nach seiner Heimkehr wurde aber dieser Name, im Geist der hochgespannten Erwartungen des Zeitalters, von dem vertrauenvollen Könige in die glückverkündende Bezeichnung des Vorgebirges der guten Hoffnung umgewandelt; denn Johann II. zweifelte nicht länger, daß damit der Weg nach Indien gefunden sei.

Noch vor der Rückkunft des Diaz hatte der König, gemäß seinem ursprünglichen Beschlusse einer Doppelexpedition, zwei Männer, den des Arabischen kundigen Covillam und den Payva, über das Mittelländische Meer nach dem Orient gesandt. Als diese nach Aden an der Südküste von Arabien gekommen waren, trennten sie sich. Payva ging nach Abyssinien; Covillam aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit eignen Augen, besuchte Calicut und Goa, ging nach Sofala, und kehrte dann nach Cairo zurück. Hier erfuhr er den Tod des Payva, fand jedoch zwei Juden, die früher im Morgenlande gewesen waren, dem Könige Johann Nachrichten von den dortigen Handelsverhältnissen gebracht hatten, und von ihm den Gesandten nachgeschickt worden waren.

---

der Keraiten sich vom Anfange des 11. Jahrhunderts an zum Christenthum bekannten. Ihr Reich ging durch die Mongolischen Eroberungen zu Grunde. Ausführlichere Nachweisungen geben Schröckh Kirchengeschichte, Thl. XXV. S. 186 fg., und Ritter Erdkunde, 2 Ausg. Thl. II. S. 283 fg.

*) Azurara, bei Peschel a. a. O. S 73.

**) Lafitau, Histoire des decouvertes des Portugais, T. I. p. 58.

***) Barros a. a. O. S. 69. Vgl. Peschel a. a. O. S. 93 ff.

Durch den einen derselben sandte Covillam dem Könige Bericht von seiner Reise nach Indien; mit dem andern ging er erst nach Ormuz und hierauf, dem erhaltenen Befehle zufolge, nach Abyssinien, wo der Priester Johann herrschen sollte. Dort fand er wirklich ein christliches Volk und einen christlichen König, der ihn sehr gütig aufnahm, aber unglücklicherweise schon nach einigen Tagen starb. Sein Nachfolger wollte den bedauernswerthen Covillam nicht wieder entlassen, sondern zwang ihn, in Abyssinien zurückzubleiben. So löste sich die Sage vom Priester Johann.

---

4. Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's.

Während nun alle Blicke Europa's in höchster Spannung auf die Umschiffung Afrika's gerichtet waren, und von ihr die Vollendung des Weges nach Indien erwarteten, hatte in dem Geiste eines großen Mannes, des berühmten Columbus, der Gedanke Reife gewonnen, diesen Weg in einer ganz andern Richtung aufzusuchen; ein Gedanke, dessen Ausführung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines neuen mächtigen Welttheils und eine völlige Umgestaltung des menschlichen Wissens von der Erde. Allerdings war das Festland von Amerika schon ein halbes Jahrtausend vor Columbus, wie wir in der Geschichte des Mittelalters erzählten, durch die Normannen von Island und Grönland her aufgefunden worden. Doch war die Kunde davon, obwohl sie sogar nach Rom gelangte, im Laufe der Zeit so vollständig wieder in Vergessenheit gerathen, daß des Columbus Entdeckerruhm nicht im mindesten durch jene Thatsache geschmälert werden kann. Zwar ist es nicht unmöglich, daß er bei seinem Besuche Islands im Jahre 1477 eine, wenn auch nur dunkle Sage darüber hätte vernehmen können; allein aus seinen Schriften, wie aus der Richtung seiner eigenen Pläne geht genugsam hervor, daß er nichts von einem Continente im Südwesten Islands wußte oder ahnte. Denn eben nicht nach dem öden und sagenhaft verschollenen Winland, sondern nach den regsamen und geschichtlichen Kulturländern Ostasiens trug ihn sein sehnsüchtiger Blick über den Atlantischen Ocean; eine nähere Kunde von jenen Entdeckungen hätte also, fern davon ihn zu bestärken, ihn vielmehr in seiner Zuversicht beunruhigen müssen. So stand denn offenbar der große Genuesische Seefahrer, zwar nicht unabhängig von den zahlreichen Vermuthungen und

Beobachtungen seiner Zeit, wohl aber unabhängig von den Normannischen Erinnerungen da*).

Christoph Columbus — in der Italienischen Form Cristoforo Colombo, in der Spanischen Christoval Colon — war nach Navarrete 1436 geboren, nach Anderen 1446, nach seinen eigenen Aeußerungen aber 1456; denn in einem seiner Briefe giebt er an, er sei 28 Jahre alt gewesen, als er nach Castilien kam, was 1484 geschah. Auch der Ort seiner Geburt ist bestritten; nicht weniger als zehn Italienische Städte und Ortschaften nahmen den Ruhm in Anspruch, der Welt den berühmten Mann geschenkt zu haben; er selbst aber hat in einer öffentlichen Urkunde ausdrücklich Genua als seine Vaterstadt bezeichnet**).

Dem nautischen Berufe hatte sich Columbus schon früh gewidmet, sich mit Eifer auf die dazu erforderlichen Wissenschaften, Geometrie, Astronomie und Erdkunde, gelegt, und viele Fertigkeit im Zeichnen erworben. Von seinem vierzehnten Jahre an war er auf der See gewesen, und hatte in den häufigen Fehden der Italienischen Staaten unter einander, durch welche sich auch auf dem Meere eine Art von Condottieri bildete, sein Glück versucht. Ein Mal auf einem Kaperschiffe, das in einem hitzigen Gefecht mit einer Venetianischen Galeere mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, hatte er Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren. Nach dem Jahre 1477, in welchem er von England aus jene nordische Region Islands besucht hatte, vertauschte er den Aufenthalt zu Genua mit Portugal, woselbst er die Tochter des Bartholomäus Perestrello heirathete, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen Tagebücher, Zeichnungen und Karten besaß. Columbus galt damals schon für einen der tüchtigsten Seefahrer.

In Lissabon theilte ihm seine Schwiegermutter die Tagebücher und Karten ihres verstorbenen Mannes mit, die ihn nun unaufhörlich beschäftigten. Er unternahm selbst Reisen nach dem großen Schauplatze der Portugiesischen Thätigkeit, den Afrikanischen Küsten, und wohnte eine

---

*) S. Carl Ritter, Gesch. der Erdkunde und der Entdeckungen (Vorlesungen, herausg. von Daniel). Berlin 1861. S. 211, 214. Peschel, a. a. O. S. 101, 107 ff. 134 ff.

**) S. Histoire de Christophe Colomb traduite de l'italien de Bossi. p. 59. Relations de quatre voyages entrepris par Colomb traduites de l'espagnol de Navarrete, Paris 1828. T. I. p. 186. Peschel, a. a. O. S. 96 f.

Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals Alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig, und gab seinen Gedanken die kühne Richtung, den äußersten Osten durch den Weg nach Westen aufzusuchen.

Die Zuversicht des Columbus, in umgekehrter Richtung nach Indien zu gelangen, gründete sich auf die Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugel ist, ein Satz, den die Erfahrung damals noch nicht bestätigt hatte, den aber schon die alten Philosophen für erwiesen gehalten. Ja, es hatten schon Aristoteles, Eratosthenes u. A. ausdrücklich gelehrt, daß man westwärts segelnd von Spanien nach Indien müsse gelangen können, und daß das dazwischen liegende Meer nur klein sei. So weit sich im Mittelalter die geographischen Kenntnisse der Alten erhalten hatten, war auch diese Ansicht mit überliefert worden. Es ist sicher, daß Columbus die hierauf bezüglichen Meinungen und Stellen der Alten aus einem Werke des gelehrten Cardinals Peter von Ailly, de imagine mundi, geschöpft hat*). Es war also in der That kein neuer, erst in dem Kopfe des Columbus entstandener oder mit besonderer Mühe und seltener Gelehrsamkeit aufzusuchender Gedanke, der die Entdeckung von Amerika veranlaßte; aber sich für diesen Gedanken so begeistert zu haben, daß er Glück, Ehre und Leben an dessen Erprobung setzte, und daß er mit der seltensten Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit zum Ziel gelangte — das bleibt der ewige Ruhm des Columbus.

Zu dem östlichen Indien zu kommen, war ihm die Hauptsache, dazwischen im großen Ocean liegende Länder, deren Dasein man ahnte, zugleich aufzufinden, ein Nebenzweck. Es ist denkwürdig, daß ein starker Irrthum der alten Geographen ihm die Schwierigkeit seines Unternehmens bei weitem geringer erscheinen ließ, als sie wirklich war, und insofern vielen Antheil daran hatte, daß er das Wagstück unternahm. Sie dachten sich nämlich Asien viel weiter nach Osten reichend, als es sich in der Wahrheit findet; und Columbus legte sogar die Rechnung desjenigen zu Grunde, der diesen Irrthum am weitesten getrieben hatte, nämlich des Marinus von Tyrus, der kurz vor den Zeiten des Ptolemäus ein geographisches Werk geschrieben hatte, auf welches dieser Letztere das seinige gründete. Marinus beschränkte den Raum, der von den Canarischen Inseln bis zu den Ostküsten von Asien zurückgelegt werden muß,

---

*) S. A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, deutsch von J. L. Ideler, Bd. I. S. 71. Peschel, a. a. O. S. 123.

auf 135 Längengrade, während er in der That 86 mehr beträgt. Denjenigen Alten, die in Büchern und den Vorstellungen der Philosophen lebten, war es geläufig geworden, sich die Dauer einer solchen Schifffahrt als kurz zu denken*).

Bestärkt in seiner Ueberzeugung wurde Columbus durch den Umstand, daß Portugiesische Seefahrer zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung von Westen her hatten über's Meer schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. Um das Jahr 1479 legte er dem hochbetagten und gelehrten Florentiner Paul Toscanelli (1397 — 1482) in einem Briefe seine Gedanken vor, und hatte die Freude, von diesem Manne, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, eine Antwort zu erhalten, die volle Uebereinstimmung mit seinen Ansichten aussprach. Toscanelli hatte schon im Jahre 1474 die Atlantische Ueberfahrt nach Ostasien für leicht erklärt, und dies durch Aufzeichnung einer Seekarte darzuthun gesucht, von der er jetzt dem Columbus bereitwillig eine Copie mittheilte. Das Alles gab diesem eine noch entschiednere Zuversicht. Es kam jetzt nur darauf an, daß man eine Regierung für die Idee gewann, um die Fahrt sogleich ins Werk zu richten. Daß Columbus sich damals oder später an seine Vaterstadt gewandt habe, um dieser die Ehre und den Vortheil der Unternehmung zuzuwenden, ist eine durchaus unbeglaubigte Annahme. Nicht nur schweigen darüber alle competenten Quellen, sondern auch das angebliche Zeugniß des Peter Martyr ist ein irriges, von Benzoni erfundenes. Ueberdies war nicht daran zu denken, daß Genua bei seinem damaligen tiefen Verfalle es hätte wagen können, auf ein Unternehmen sich einzulassen, wodurch es nothwendig in Händel mit der Seemacht Portugals verstrickt werden mußte. So wandte sich denn Columbus, und nichts lag ihm näher, unmittelbar an den König von Portugal, in dessen Lande er sich niedergelassen, mit dem Vorschlage, ein Geschwader über den Ocean zu führen**). Johann II., dessen Unternehmungsgeist ein günstiges Ergebniß hoffen ließ, prüfte den Antrag mit einigen seiner Räthe. Diese entlockten, wie es heißt, dem begeisterten Manne

*) So sagt Seneca in der Einleitung zu seinen Natural. quaest., freilich, dem ganzen Zwecke der Stelle gemäß, rhetorisch übertreibend: Quantum enim est, quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos iacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.

**) Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. I. S. 504—508. Peschel, a. a. O. S. 154 f.

einen ausführlichen Plan seiner vorgeschlagenen Fahrt, um sie insgeheim ohne ihn ins Werk zu richten, und wußten den König für ihre niedrige Hinterlist zu gewinnen. Es wurde angeblich ein Schiff ausgerüstet, dessen Führer den geheimen Befehl erhielt, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Allein dieser war nicht der Mann dazu. Als er einige Tage ins Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, das ganze Vorhaben sei eben so unvernünftig als gefährlich.

Wie dem auch sei, jedenfalls war die Entscheidung eine ungünstige. Voll bittern Verdrusses über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, verließ Columbus 1484 Portugal. Er gedachte zunächst dem französischen Hofe sein Project anzubieten. Auf der Reise durch Andalusien wurde er indessen umgestimmt und beschloß, sich an Spanien zu wenden, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten. Die Spanier hatten bis dahin den Seeunternehmungen ihrer Nachbarn ohne sonderliche Theilnahme zugesehen. Jetzt erweckte das Auftreten des Columbus allerdings bei manchem Großen, wie namentlich bei dem Herzoge von Medinaceli, ein lebhaftes Interesse. Auch sah sich Columbus mit dem Januar 1486 wirklich in Dienst und Sold der Castilischen Krone aufgenommen. Doch wurden seine Vorschläge, dem Portugiesischen Verfahren entsprechend, gleichfalls zur Prüfung einem Ausschusse von Gelehrten und Geistlichen übergeben; und diese, der Universität Salamanca angehörig, blickten großentheils auf den armen Genuesischen Abenteurer, der eine den verflossenen Jahrhunderten verschlossen gebliebene Hemisphäre auffinden wollte, mit dem Zunftstolz beamteter Gelehrten und mit mönchischem Hochmuthe herab, obwohl sie der vorgelegten Aufgabe keineswegs gewachsen waren. Einer soll gemeint haben, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein Anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sei, behauptete, da müsse man wohl drei Jahre segeln; und die Meisten erklärten den Plan, als der Bibel und den Kirchenvätern widersprechend, für gottlos. Zu diesen weisen Sprüchen der Spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinand's und Isabellen's, und daß sie damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren in Granada richteten. Darüber wurde denn die Entscheidung für Columbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser indeß dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach vierjährigem Harren, erfolgte der Bescheid: man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Columbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Aber jener ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit Kartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können. Schon war Columbus entschlossen, ihm nachzureisen oder sich an den Französischen Hof zu begeben, als Juan Perez de Marchena, Prior des Klosters Rabida, in welchem er seinen ältesten Sohn erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen (1491). Granada fiel, Isabella zog triumphirend in die Hauptstadt der Mauren ein, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung, die dieses große Ereigniß verbreitete, um sein Unternehmen wieder in Erinnerung zu bringen. Nun fand man aber seine Forderungen übermäßig, und Columbus verließ abermals mit großem Unwillen das Hoflager, fest entschlossen, nach Frankreich zu ziehen. Da endlich gelang es seinen bestürzten Freunden, durchzusetzen, was sie so lange gewünscht hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, Sant-Angel. Dieser schilderte der Königin den Zuwachs an Ruhm und Macht für ihre Krone, den sie zu verscherzen im Begriff sei, so lebhaft, daß sie ihre Einwilligung gab, und sich sogar, weil der königliche Schatz ganz erschöpft war, bereit erklärte, zum Behuf der Ausrüstungskosten ihre Juwelen zu verpfänden. Sant-Angel küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein Vermögen an. Die Königin nahm auch dieses Darlehn an, und ließ dem Columbus einen Eilboten nachsenden, der ihn einige Stunden von Granada einholte. Am 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben wurde Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; auch wurde ihm der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und überdies sollten alle seine Würden und Vortheile erblich auf seine Nachkommen übergehen. Insbesondere ward ihm und seinen Nachkommen erlaubt, ihrem Namen den Titel Don vorzusetzen, eine damals noch seltene Auszeichnung.

So sah sich denn nach vieljährigem Warten, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeit und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen

Mannes endlich gekrönt. Er eilte nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte, und welches unweit des Klosters Rabida lag. Mit dem Ende des Julius war Alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren ohne Verdeck in der Mitte (von der Art, die Caravelen genannt wurden) nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Bemannung bestand aus hundertundzwanzig Personen, wovon die meisten sich auf das tollkühne Unternehmen nur sehr ungern einließen; wie denn überhaupt die ganze Ausrüstung mittelst der härtesten und willkürlichsten Maaßregeln von Seiten des Hofes, gegenüber dem allgemeinen Vorurtheil und dem unaufhörlichen Widerspruch der in Anspruch Genommenen, durchgesetzt werden mußte. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, und erhielt Lossprechung und Abendmahl, nach frommer Christen Weise.

---

5. Columbus' erste Entdeckungsreise.

(1492—1493.)

Den nächsten Morgen, den 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche die kühnen Abenteurer mit bangen Blicken begleiteten.

Auf der Santa Maria, dem Hauptschiff, befehligte Columbus selbst; die beiden andern, Pinta und Nina, führten die Gebrüder Pinzon, zwei gleichfalls muthige und entschlossene Männer, aus der reichsten und angesehensten Schifferfamilie von Palos. Columbus leuchtete Allen voran. Er war von hohem Wuchs und rüstigem Körperbau, sein längliches Gesicht durch eine Adlernase, durch Sommerflecken und stehende Röthe markirt, und seine hellen blauen Augen voller Leben; doch ließ ihn sein schon im dreißigsten Jahre ergrautes, ursprünglich rothblondes Haar als früh gealtert erscheinen. Heiter und gesprächig im Familienkreise, war er im Umgange mit Andern nicht selten kurz und herb. An gottergebener Entschlossenheit stand er Keinem nach; in der Zuversicht des Gelingens überbot er Alle.

Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den Canarischen Inseln zusegelte, brach das Steuerruder der Pinta; ein Unfall, der den Columbus Anfangs bestürzt machte, weil er argwöhnte, derselbe sei von der Mannschaft absichtlich herbeigeführt worden, um das Schiff unbrauchbar zu machen und damit zurücksegeln zu dürfen. Indeß wurden die Canarischen Inseln glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Beschädigungen auszubessern.

Am 6. September fuhr die Flotille wieder ab, und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch, mit wenigen Unterbrechungen, sanft und milde bis zu Ende anhielt, und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, keine Aussicht hatten, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel, und immer tiefer hineingetrieben wurden, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasien ihm vorspiegelten! Auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Columbus suchte ihnen indeß wieder Vertrauen einzuflößen, und seine eigene Ruhe mußte ihre Bewunderung erwecken. Unermüdet stand der kühne Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zum Erstaunen, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Columbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an, dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolks von Neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten, öden Ocean allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräthe zu Ende gingen? Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen,

zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sei, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben, wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute wandelte sich in Verzweiflung; sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Columbus aber erwiederte mit großer Festigkeit, daß Alles umsonst sei, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe*). Kaum aber würden sein Muth und seine Haltung sie noch lange im Zaum gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage, den 11. October, bestimmte Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, ja sie fischten einen Pfahl, ein Brettchen und, was mehr als Alles war, einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts; aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October, einem Freitage) von der stets vorauseilenden Pinta ein Kanonenschuß, als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunken-

*) Columbus' Tagebuch vom 10. October bei Navarrete, T. II. p. 37 Was gewöhnlich von einer förmlichen Unterhandlung des Admirals mit den Aufrührern erzählt wird, daß er nur noch drei Tage verlangt habe, wenn sich dann kein Land zeige, wolle er umkehren — findet sich weder in diesem Tagebuche, noch bei irgend einem andern der ursprünglichen Schriftsteller, als dem unkritischen Oviedo, und verdient keinen Glauben. Ueberdies ward selbst von Oviedo diese „Tradition" bezweifelt. S. Washington Irving Gesch. des Columbus, deutsche Uebers. von Meyer Bd. I. S. 204. A. v. Humboldt a. a. O. S. 212, hält die Angaben von der Furcht und den Meutereien der Schiffsleute auch sonst für übertrieben. Ebenso Peschel, a. a. O. S. 168 f.

heit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten am Ende gar keine wirkliche Menschen sein.

Das waren sie nun allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluß, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein Europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Columbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die Anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach fast vierzigtägiger Angst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die Erde, errichteten dann ein Kreuz und beteten vor demselben. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände, und thaten Alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm nunmehr, als Don Cristobal Colon, Admiral und Vicekönig, die Insel für die Castilische Krone in Besitz, mit den Formen und Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Eingebornen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon; wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches sein mußte. Sie wähnten, sie seien vom Himmel herabgekommen.

Die Wilden bezeichneten ihre Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador. Sie ist eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln*). Columbus glaubte fest, er sei in dem Archipelagus angelangt, der sich nach dem Berichte des Marco Polo an der Ostküste von Asien hin erstrecke, sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indien's noch nicht viel anzutreffen sei, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer (ein Name, den die ursprünglichen Bewohner Amerika's eben jenem Irrthum verdanken), welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, die Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Dies deutete Columbus auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu oder Cipango (wahrscheinlich Japan), die nach diesem Reisenden drei hundert Meilen von der Asiatischen Küste liegen und einen unermeßlichen Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen sollte. Solche Angaben waren es, wodurch Columbus mit den Vorstellungen von ungeheuern Reichthümern erfüllt ward, welche die Frucht seiner Entdeckungen sein würden, und ihn die Hoffnung fassen ließen, daß er von da leicht zu den Ländern des Groß-Chans, des Beherrschers von Ostasien gelangen, und das Verdienst haben würde, diesen zum Christenthum zu bekehren.

Ungeduldig, nach dem reichen Cipango zu kommen, verließ Columbus Guanahani bald**). Man kam auf dieser Fahrt bei vielen kleineren Inseln vorbei, und landete auch auf einigen, namentlich auf den heutigen Inseln Rum-Kay und Long-Island, die Columbus Santa Maria de la Concepcion und Fernandina nannte. Endlich entdeckte man eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus anfangs für Cipango, dann für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, und von denen er mit Begeisterung spricht,

---

*) Navarrete glaubte, daß die zuerst entdeckte Insel eine von den viel südlicher liegenden Türken-Inseln sei. Vgl. dagegen die Note in der Französischen Uebersetzung, T. II. p. 339, und die Untersuchung bei Washington Irving, Bd. IV. S. 136. Die langwierige Streitfrage ist gegenwärtig durch Capitän Bechers zu Gunsten der Watlings-Insel entschieden. S. Peschel, a. a. O. S. 200 f.

**) Er sagt in seinem Berichte an die Monarchen ausdrücklich, daß er auf der Insel nicht habe verweilen wollen, um keine Zeit zu verlieren, Cipango aufzusuchen. Navarrete, T. II. p. 47.

aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Bewohner, deren Häuser auf eine etwas fortgeschrittenere Bildung, als man in den kleineren Inseln gefunden hatte, deuteten, flohen scheu in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthume, daß es festes Land sei, zurückzukommen. Vergebens spähte er nach den Reichthümern Indien's; er entschloß sich endlich, wieder in das Meer hineinzusteuern, und nahm seinen Lauf nach Südost. So kam er am 6. December nach Hayti, das er wegen der Aehnlichkeit, die er zwischen den dortigen Gegenden und den Castilischen fand, die Spanische Insel nannte — Isla Espanola, woraus durch Mißverständniß der Name Hispaniola entstand. Es ist dieselbe Insel, die späterhin gewöhnlich Sanct Domingo genannt wurde, und in unseren Tagen auch wieder ihren ursprünglichen Namen führt.

Auch hier fand er die gleiche Schönheit der Landschaften, die gleiche Fruchtbarkeit des Bodens, und die gleiche gutmüthige und schwache Menschenart. Die Thäler schienen an mehreren Orten angebaut zu sein. Die Insulaner standen unter Oberhäuptern, Kaziken genannt. Einer der mächtigsten derselben, Namens Guacanagari, erwies sich gegen die Spanier äußerst gutmüthig und dienstfertig, und suchte ihnen so viel Gold zu verschaffen, als er vermochte. Von ihm erfuhren sie, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Caraibischen) herüberkämen, sein Volk feindlich anfielen, und Viele fortschleppten, die sie zu Hause schlachteten und verzehrten. Columbus, der schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, deutete dem Kaziken an, er wolle in seinem Gebiete eine kleine Festung bauen, und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung, freuten sich höchlich, und leisteten den Spanischen Zimmerern förderlichen Beistand. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande.

Columbus war indeß in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte; denn mit dem einen seiner Schiffe, der Pinta, hatte sich der Befehlshaber desselben, Martin Alonzo Pinzon, schon als sie noch bei Cuba verweilten, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen; und das Hauptschiff, die Santa Maria, scheiterte in der Nacht vom 24. zum 25. December unrettbar auf einer Sandbank. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, die Nina, grade das kleinste und noch dazu der schlechteste Segler, übrig. Mit diesem entschloß

er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, neun und dreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Eingebornen in die See.

Am dritten Tage nach der Abfahrt, als er sich noch an der Küste von Hispaniola befand, traf er mit dem treulosen Pinzon zusammen, der zwar nichts entdeckt, aber an andern Küsten von Hispaniola durch Tauschhandel eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte. Columbus hütete sich, diesem Manne, der bei der Mannschaft im größten Ansehn stand, das Pflichtwidrige und Treulose seines Betragens vorzuhalten, und stellte sich, als ob er seinen elenden Ausflüchten Glauben beimesse.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang. Columbus schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf diese in's Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen Thaten zu sein. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Hier erwartete ihn ein Vorspiel der Drangsale und Kränkungen, die in der Folge der Lohn seiner großen Entdeckung wurden. Der Portugiesische Befehlshaber wollte ihn, nach einem schon früher erhaltenen Befehle seines Hofes, gefangen nehmen. Doch konnte er sein Vorhaben nicht ausführen, und Columbus segelte weiter. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März) und hier erhielt er die Aufforderung, sich an das Hoflager, welches damals zu Valparaiso war, zu begeben. König Johann II. wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne nicht Gehör gegeben zu haben. Die Portugiesen betrachteten dies Glück der Spanier mit finstrem und bittrem Neide, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, den indeß Johann mit Verachtung von sich wies.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in

Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf, Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst ward ihm einen feierlichen Einzug zu halten erlaubt, bei dem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeisterung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen. Es war der große Glanz- und Lichtpunkt in dem Leben des Columbus, der selbst den Neid verstummen machte.

Das Gerücht von einer neuentdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa, und erfüllte besonders die Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken. Den lebhaftesten Antheil erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen funfzehnhundert Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge, (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Die Regierung rüstete ihnen siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für Europäische Thiere und Gewächse, an deren gedeihlicher Ausbreitung auf jenen fruchtbaren Inseln er nicht zweifelte.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Castilien zu schenken, nur, daß er zu Gunsten Portugal's diese Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie beschränkte, die er hundert Seemeilen westlich von den Azorischen und Capverdischen Inseln durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Da diese aber mit der Entscheidung unzufrieden waren, so kam es nach einiger Zeit (7. Juni 1494) zu einem Vertrage, welchem zufolge die Theilungslinie dreihundert und siebzig Meilen westlich von jenen Inseln gezogen ward. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugal's.

---

6. Columbus' zweite Reise.

(1493—1496.)

Inzwischen lief die neue Flotte, diesmal aus der Bai von Cadix, aus (25. September 1493) und nahm einen mehr südlichen Lauf. So fand Columbus am 3. November die erste der Caraibischen Inseln, die er Dominica nannte; dann Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico u. s. w.; und auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jener furchtbaren Barbarei, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Colonie noch Fort fand. Es hatten die zurückgelassenen Spanier, wie er nur den Rücken gewandt, alle von ihm dringend eingeschärften Vorschriften und Vorsichtsmaaßregeln verachtet, die Indianer durch Habsucht, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter beleidigt, und sich ihrer groben Leidenschaften wegen unter einander selbst entzweit. Aber auch ihrer eigenen Sicherheit gedachten sie nicht; sie unternahmen vereinzelte Streifzüge, auf denen sie in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel einfielen, der, von Geburt ein Caraibe, nicht die friedliche und furchtsame Natur der übrigen Insulaner hatte. Entschlossen, sich zu rächen, hatte er die Festung überfallen und zerstört; die darin befindlichen Spanier waren theils bei der Vertheidigung erschlagen worden, theils auf der Flucht umgekommen.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten, die ihm seine unzufriedenen Begleiter bereiteten, sehr verbittert wurde. Denn wer von ihnen war darum nach Indien gereist, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteterer Länder Mangel zu leiden? Hätte man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Zwar wurde auf Hispaniola häufig Goldsand gefunden; aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig ergiebig das Geschäft! Die goldnen Träume, um welcher willen die Meisten den Entdecker begleitet hatten, waren verschwunden und hatten in ihren Seelen dem bittersten Unmuthe über getäuschte Erwartungen Platz gemacht.

Columbus wurde, schon als ein Fremder, der so vielen Spaniern zu gebieten habe, mit Neid und Eifersucht betrachtet; und die Strenge, womit er nothgedrungen zur Thätigkeit anhalten mußte, und wobei er selbst die Ritter und Adeligen nicht schonen konnte, erhöhte die Abneigung wider ihn. Als nun auch verderbliche Krankheiten, erzeugt durch das feucht-heiße Klima und die Ausschweifungen, denen sich die Spanier überließen, herrschend wurden, nahmen Unzufriedenheit und Muthlosigkeit völlig überhand.

Columbus ging indeß auf eine neue Entdeckungsreise aus, um das wahre Vaterland des Goldes und das noch immer nah geglaubte Indien zu suchen. Er segelte an der Südküste von Cuba hin, entdeckte Jamaica, kehrte dann wieder nach Cuba zurück, und nahm seinen Lauf weiter nach Westen, in der festen Ueberzeugung, an einem mit Hinterindien zusammenhängenden Lande hinzusegeln. Aber dieses ersehnte Ziel, dem er so nahe zu sein wähnte, jetzt zu erreichen, mußte er des schlechten Zustandes der Schiffe wegen, die auf der mühseligen und gefahrvollen Reise viel gelitten hatten, aufgeben, und sich entschließen, umzukehren. Als er, von einer schweren Krankheit befallen, nach Hispaniola zurückkam, traf er zwar zu seinem großen Troste seinen indeß nach der neuen Welt gekommenen Bruder Bartholomäus, von dem er so lange getrennt gewesen, aber den Pflanzort, durch den abermaligen Ungehorsam eines großen Theils der Zurückgelassenen, in einem Zustande großer Gefahr. Die Indianer waren in seiner Abwesenheit so unmenschlich behandelt worden, daß sie, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des in seinen freundlichen Gesinnungen beharrenden Guacanagari standen die übrigen Häuptlinge der Insel in einem zu diesem Zwecke errichteten Bunde. Columbus mußte nunmehr selbst zu den Waffen greifen. Mit zweihundert zu Fuß und zwanzig Reitern zog er (März 1495) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus. Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde, die auf die nackten Menschen gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer eben so groß sei als ihre Hab- und Unterdrückungssucht. Mit dem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nunmehr zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, deren Aufsuchung die jeder Arbeit Ungewohnten zu den unglücklichsten aller Sklaven machte.

Indeß waren die Häupter der Unzufriedenen in der Colonie, die Hispaniola schon vor der Rückkehr des Columbus von seiner Entdeckungsreise verlassen hatten, nach Spanien gekommen, und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß ein zur Untersuchung der Beschwerden besonders Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Colonie gesandt wurde. Dieser benahm sich dort mit so viel Anmaßung, daß Columbus, um den Wirkungen seiner Berichte zuvorzukommen, seinem Bruder Bartholomäus den Befehl übergab, und mit Aguado selbst nach Spanien ging (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Die Aufnahme, die er am Hofe fand, war besser, als er selbst sie sich vorgestellt; aber im Volke war der große Eifer für die neuen Entdeckungen schon erkaltet. Der Spanische Hof war damals mit anderen, näher liegenden und kostspieligen Entwürfen beschäftigt; darüber verzögerte sich die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre. Ein Theil ihrer Bemannung bestand aus Verbrechern, die sich Columbus, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte.

---

7. Columbus' dritte Reise.

(1498—1500.)

Nachdem im Januar 1498 vorläufig zwei Schiffe nach Hispaniola, im Interesse der dortigen Colonie vorausgesandt worden, trat Columbus selbst mit sechs Schiffen endlich am 30. Mai seine dritte Entdeckungsreise an. Er richtete seinen Lauf noch mehr nach Süden als bei der zweiten Fahrt, und kam dergestalt in die damals noch unbekannte Region in der Nähe des Aequators, wo zwischen den beiden Passatwinden Windstille und eine entsetzliche Hitze herrschen. Die Luft war wie in einem Ofen, der Theer schmolz, die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer bersteten, die Lebensmittel verdarben. Die alte Mähre von der Unbeschiffbarkeit dieser Gegend schien sich nun doch zu verwirklichen, die Matrosen verloren Kraft und Besinnung, und Columbus, mitten in diesem neuen Drangsal noch von der Gicht heftig geplagt, sah sich genöthigt, seinen Lauf zu ändern. So gelangte er in eine kühlere

Region und dann, am 31. Juli, nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Aus der Größe dieses Stromes schloß er, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne; und in der That hatte er nunmehr, mit dem 1. August, wo sich das öde Delta des Orinoco zum ersten Male vor seinen Blicken entschleierte, den großen Amerikanischen Continent gefunden. Seine Schiffsmannschaft betrat denselben am 5. August, an der Trinidad gegenüber liegenden Küste von Cumana, während er selbst von einer heftigen Augenkrankheit am Bord zurückgehalten wurde. Columbus war aber noch immer überzeugt, gemäß seinen frühern Vorurtheilen: er befinde sich in den Asiatischen Gewässern, und er habe hier nichts Anderes entdeckt, als einen weiter gegen Süden und Osten belegenen Punkt des Festlandes von Asien, von dem er einen andern Theil schon in der Insel Cuba gesehen zu haben glaubte. Seine stets rege und geschäftige Phantasie brachte ihn auf den Gedanken: es beginne an dieser Küste der edelste und vollkommenste Theil der Erde, das Land erhebe sich hier allmählig immer mehr und nähere sich dem Himmel, von dieser Höhe komme jener mächtige Strom süßen Wassers, und auf dem höchsten Gipfel liege das irdische Paradies. Es knüpften sich diese Phantasien an die ihm wohlbekannten mittelalterlichen Vorstellungen von der Lage des Paradieses im „äußersten Osten," am „Endpunkt des Morgenlandes," am „Ostrande der Welt," auf einer „steilen Gebirgskrone, von der sich die vier biblischen Flüsse herabstürzen."*)

Indeß sah sich Columbus durch seine immer mehr zunehmende Augenkrankheit genöthigt, für jetzt die weiteren Entdeckungen an dieser Küste aufzugeben, und nach der Colonie auf Hispaniola zu steuern. Als er dort anlangte (30. Aug. 1498), fand er statt der Ruhe und Erholung, deren sein siecher, den vielen Anstrengungen und Mühen fast erliegender Körper so sehr bedurft hätte, nur Unglück, Verwirrung und neue Drangsale. Sein Bruder Bartholomäus hatte als Adelantado (Civil- und Militairgouverneur) die Angelegenheiten mit großer Einsicht und Festigkeit geleitet, und in einer andern Gegend der Insel eine neue Stadt (St. Domingo) gegründet; aber während Bewegungen unter den Indianern seine Gegenwart bald in diesem, bald in einem andern Theile der Insel nöthig machten, bildete sich eine Verschwörung wider ihn. Urheber derselben war Franz Roldan, ein Mann von Fähigkeiten, den Columbus indeß erst aus dem Staube emporgehoben, und ihn zuletzt zum Oberrichter

*) S. A. v. Humboldt a. a. O. S. 257. Peschel, a. a. O. S. 290 ff.

der Insel befördert hatte. Dennoch empfand, statt Dankbarkeit, der böswillige Mann nur die Begier, sich auf Kosten seines Wohlthäters noch mehr zu erheben. Er baute seinen Plan auf die Unzufriedenheit vieler Colonisten geringern Standes. Da er sie immer murren hörte über harte Behandlung, Arbeit und Mühsal, stellte er sich gerührt von ihren Leiden, und schilderte ihnen als wahre Quelle derselben den herrschsüchtigen Charakter des Columbus und seiner Brüder — denn auch ein zweiter Bruder des Columbus, Diego, war damals auf der Insel. Ihren Stolz reizte er durch die Vorstellung, daß es sich für Spanier nicht zieme, die unterwürfigen Diener einiger Genuesischer Abenteurer zu sein. Durch diese Ränke gelang es ihm, eine förmliche Empörung anzustiften; zum höchsten Schaden der ganzen Niederlassung, denn die Indianer, welche die Entzweiung unter den weißen Männern mit Freuden wahrnahmen, und sich auf den Schutz Roldan's, der sie zum Widerstande ermunterte, verließen, fingen an, sich allen Verpflichtungen gegen die Regierung zu entziehen, und die rebellischen Spanier plünderten und verwüsteten das Land. Der Adelantado war in der gefährlichsten Lage; obgleich sonst ein Mann von großer Entschlossenheit und Kühnheit, wagte er es nicht, die Rebellen anzugreifen, da er auch auf die Treue derer, die er noch um sich versammelt hatte, nicht bauen konnte. Erst, als er durch die Ankunft zweier Schiffe aus Spanien eine beträchtliche Truppenverstärkung erhalten hatte, bekriegte er die abgefallenen Kaziken, während Roldan in die entferntere Provinz Xaragua zog. So fand der Admiral bei seiner Ankunft die Lage der Sachen. Der blühendste Landstrich der Insel glich einer Einöde, und schon gesellten sich zu den Schrecken des Krieges die der Hungersnoth, da die Indianer, die das Feld bauen sollten, in großen Schaaren in die Gebirge geflohen waren. Es war ein Zustand, dem ein schleuniges Ende gemacht werden mußte, wenn die ganze Colonie nicht zu Grunde gehen sollte. Unglücklicherweise waren drei Spanische Caravelen durch die Gewalt der Strömungen an die Küste von Xaragua getrieben worden, und Roldan hatte den größten Theil der Bemannung, der jener unseligen Maßregel zufolge aus Verbrechern und Landstreichern bestand, zu seiner Partei herübergezogen. Columbus aber fand unter der Besatzung von St. Domingo so wenig Geneigtheit, für die gerechte Sache zu kämpfen, daß er wohl sah, er würde nur seine eigne Schwäche und die Stärke der Rebellen offenbaren, wenn er die Entscheidung den Waffen anvertraute. Mit tiefem Schmerze mußte er sich entschließen, den Empörern eine volle Amnestie zu bewilligen, ja, als sie auch hierauf noch nicht zum Gehorsam zurück-

kehrten, in einem zweiten Vertrage noch besondere Vortheile hinzufügen, für Roldan die Wiedereinsetzung in sein Amt. Zu so demüthigenden Bedingungen gegen ruchlose Anführer sah sich der Mann der höchsten Verdienste und der fleckenlosesten Pflichttreue hingedrängt. Aber giftiger Neid und Haß hatten den Boden, auf dem er stand, ganz unterwühlt, und schon bereiteten ihm Bosheit und Tücke am Spanischen Hofe ein noch schlimmeres Schicksal.

Denn während er den Herrschern treue Berichte über die gefährlichen Vorfälle auf der Insel sandte, hatten auch Roldan und seine Genossen Briefe nach Spanien geschickt, in welchen sie ihren Aufstand dadurch zu rechtfertigen suchten, daß sie den Columbus und seine Brüder der härtesten Bedrückung gegen die Colonisten anklagten, und deren ganzes Verfahren mit den schwärzesten Farben schilderten. Diese Verläumdungen und die frechen Anschuldigungen mehrerer nach Spanien gekommener Aufrührer boten den Feinden des Admirals am Hofe, an deren Spitze zum Unglück für ihn der mit der obersten Leitung aller Indischen Angelegenheiten beauftragte Bischof Fonseca stand, den willkommensten Stoff dar. Sie ermüdeten nicht, mit ihren Klagen über Columbus den König zu bestürmen, der nur zu geneigt war, ihnen sein Ohr zu öffnen; denn je mehr die Wichtigkeit der Entdeckungen hervortrat, je mehr bereute der mißtrauische Fürst die ausgedehnte Gewalt, die er in die Hände des Entdeckers gelegt. Columbus hatte selbst darauf angetragen, daß ein unparteiischer Schiedsrichter zur Untersuchung des ganzen Hergangs in die Colonie gesandt werden möge. Dies ergriff Ferdinand, und schickte einen Beamten seines Hofstaats, Franz von Bovadilla, nach der Insel; aber nicht nur als Schiedsrichter, sondern zugleich mit so ausgedehnten Vollmachten zur Vollstreckung, daß er ermächtigt war, den Admiral in der Statthalterschaft abzulösen, wenn er ihn schuldig finden sollte. Hierin lag nicht nur an sich eine Ungerechtigkeit und Willkür, sondern überdies auch für einen so verdienstlosen und unfähigen Menschen, wie Bovadilla es war, eine heimliche Aufforderung, die Schuld, aus der ihm ein so großer Vortheil erwachsen sollte, als erwiesen vorauszusetzen. Das that er denn auch, und auf eine wahrhaft empörende Art. Wie er im August 1500 nach St. Domingo kam, setzte er sich gewaltsam in den Besitz der Festung und eignete sich sogar das Haus des eben abwesenden Admirals mit Allem, was er darin fand, zu. Ihm selbst sandte er den Befehl, auf der Stelle vor ihm zu erscheinen. Columbus, so tief und schwer er gekränkt war, gehorchte still; aber der unwürdige Bovadilla, der alle Schmach auf das ehrwürdige Haupt des großen Mannes häufen

wollte, ging so weit, ihn und seine Brüder in Ketten legen zu lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er alle Klagen gegen sie an, um seinem Verfahren in Spanien wenigstens einen Schein des Rechtes geben zu können. Alle Schurken auf der Insel, die Columbus in Zaum und Furcht gehalten hatte, traten mit den frechsten Verläumdungen gegen ihn hervor. Und durch die Aussagen solcher Zeugen glaubte Bovadilla den Proceß des Columbus zu dessen Verderben so gut eingeleitet zu haben, daß er es wagte, ihn gefesselt nach Spanien zu schicken. Die Brüder desselben traf das gleiche Schicksal, und Jeder wurde auf ein besonderes Schiff gebracht.

Als der Admiral den Alonso de Vallejo, einen würdigen Mann, den Bovadilla mit der Ueberbringung des Gefangenen beauftragt hatte, in seinen Kerker treten sah, glaubte er, auf's Aeußerste gefaßt, man komme, ihn auf's Blutgerüst zu führen. Auf Vallejo's Versicherungen, es gehe zu Schiffe, um abzusegeln, war es ihm, als ob er vom Tode zum Leben zurückkehre*). Auf dem Schiffe nahten sich ihm Vallejo und der Capitain ehrerbietig und wollten ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. „Nein, sagte er im Gefühl seiner Würde, Ihre Majestäten befahlen mir schriftlich, den Verfügungen Bovadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohns, den meine Dienste gefunden haben." Seinem Sohne befahl er nachher, sie mit in sein Grab zu legen.

Diese Art der Rückkehr des großen Entdeckers (Nov. 1500) machte in Spanien ungemeines Aufsehn. Die weiche und milde Isabella ward bei der Nachricht von der unerhörten Behandlung, die Columbus erfahren, von Mitleid und Unwillen bewegt, und Ferdinand mußte wenigstens das allgemeine Gefühl des Volkes schonen. Ohne daher die Proceßakten und Berichte abzuwarten, die von Bovadilla mitgeschickt worden, sandten sie den Befehl nach Cadix, wo die Schiffe gelandet waren, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt, und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Auch wurden dem Columbus zweitausend Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben gesandt. So kam er denn an den Hof, und warf sich schweigend vor den Stufen des Throns nieder. Vom Drange der Gefühle überwältigt, konnte er lange vor Weinen und

*) Las Casas bei Washington Irving, Thl. III. S. 114; bei Peschel S. 354.

Schluchzen kein Wort hervorbringen. Dann erhob er sich zu einer rührenden und beredten Rechtfertigung seiner Thaten und seiner Treue. Er erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen, die Erstattung des ihm genommenen Gutes ward befohlen, und Bovadilla abgesetzt. Doch sandte man an dessen Stelle nicht den Columbus, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hohem Range, in die Colonie. Die Wiedereinsetzung des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte wurde unter dem Vorwande, daß die große Gährung auf der Insel für jetzt seiner Person Gefahr drohen würde, verschoben; indeß erhielt er sie nie, denn der argwöhnische Ferdinand war entschlossen, jene Macht in der früher verheißenen Fülle keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden ferner einzuräumen. Columbus glaubte jedoch noch nicht an die ganze Größe dieses Undanks. Seine stets geschäftige Einbildungskraft, die großen Gestalten seines Innern, lenkten seine Aufmerksamkeit von dem kleinlichen Treiben des Eigennutzes und der Ränke ab. Er machte in dieser Zeit dem Herrscherpaare Vorschläge zur Eroberung des heiligen Grabes, einer seiner Lieblingsgedanken, dem er in seinem frommen Sinne stets nachhing, und für dessen Ausführung er entschlossen war, seinen Antheil der Schätze zu verwenden, die, wie er sicher hoffte, aus seinen großen Entdeckungen so reichlich fließen sollten.

---

8. Columbus' vierte Reise und Tod.

(1502—1506.)

Zunächst aber reizten die Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem Handel nach dem aufgefundenen wirklichen Indien zogen, den Columbus zu neuer Thätigkeit in der bisherigen Richtung. Er wollte sein Werk krönen, indem er auf seinem Wege eben dahin gelange; und da er vermuthete, daß es in dem aufgefundenen Festlande, als dem vermeintlichen Vorsprunge Ostasiens, irgendwo eine Durchfahrt nach dem Indischen Meere und den Gewürzländern gäbe, so wollte er sie aufsuchen, und zwar südlich von Cuba. Denn dieses und die inzwischen von Sebastian Cabot entdeckten Küsten Nordamerika's galten damals als der eigentliche Ostrand des continentalen Asiens; während man sich Südamerika, dessen Kenntniß mittlerweile durch andere Seefahrer bedeutend erweitert worden war, als eine mehr selbstständige Ländermasse dachte, die — ganz so wie in Wirklichkeit Australien — inselartig dem indischen

Festlande vorliege. Als Columbus seinen Plan dem Herrscherpaare vorlegte, fand er Gehör, weil Isabella ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, Ferdinand aber theils sehnlich wünschte, in Indien neben Portugal auftreten zu können, theils den Columbus gern durch anderweitige Beschäftigungen von seinen Ansprüchen auf die Statthalterschaft in St. Domingo abgelenkt sah. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 in Cadix unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß er auf Hispaniola lossteuerte, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Aber dem Entdecker des Landes wurde sogar die Aufnahme in den Hafen durch Ovando versagt. In den Tagen, wo er an den Küsten der Insel verweilte, geschah es, daß Bovadilla und Roldan sich nach Spanien einschifften. Ein heftiger Sturm erhob sich, und verschlang das Schiff mit seiner ganzen Mannschaft und allen Schätzen, welche jene dort erpreßt hatten, und nun nach der Heimath bringen wollten. Auch viele andere gleichzeitig zur goldreichen Heimfahrt ausgelaufene Schiffe gingen in diesem Sturme, den Columbus abmahnend prophezeit hatte, zu Grunde; im Ganzen zwanzig.

Von Hispaniola aus suchte nun Columbus das feste Land auf, und segelte längs der mittelamerikanischen Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber, trotz der reichsten anderweitigen Ergebnisse, die gehoffte Straße nicht. Unter Andern erhielt er durch Indianer die erste Kunde von dem jenseitigen Meere, der Südsee, die er indeß in seinen geographischen Vorstellungen an die Stelle setzte, die in Wirklichkeit der Meerbusen von Bengalen einnimmt. Die ganze Reise war übrigens eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; zwei ihrer elenden Fahrzeuge waren schon verloren, die beiden andern wurden einige Male so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Junius 1503 Jamaica. Die fast zertrümmerten Schiffe mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu denken; der große Weltentdecker hatte jetzt die trostlose Aussicht, mit der ganzen Schiffsmannschaft, von Europa vergessen, das Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden kläglich zu beschließen. Ja, wenn die Indianer sich weigerten, sie ferner mit Vorräthen zu versehen, so hatten sie keine Mittel, es zu erzwingen. Dies traurige Loos abzuwenden, ermunterte Columbus einen unerschrockenen Spanier, Diego Mendez, zu einem kühnen Wagstück. Auf zwei Canoes, ausgehohlten Baumstämmen, deren sich die Wilden als Nachen bedienten, wagte er mit einem Gefährten, dem Genueser

Fiesco, die Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von vierzig Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, die sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere unterlagen der Anstrengung und, als das Trinkwasser ausging, dem quälenden Durste, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel erreichten. Dort aber wurden sie von Ovando ein ganzes Jahr hingehalten, bis sie ihren Zweck erreichten.

Diese Zeit war für Columbus die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter und die unaufhörlichen Sorgen hatten seine Kräfte nach und nach verzehrt; er litt an so heftigen Anfällen der Gicht, daß er fast stets an sein Lager gefesselt war. Aller Gehorsam verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz. Die Meuterer versuchten es, davon zu schiffen; als ihnen dies mißlang, streiften sie auf der Insel umher, um aus Habsucht und Rohheit gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden zurück, und hörten auf, den schlimmen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Am 29. Febr. 1504, den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berechnet hatte oder im Kalender verzeichnet fand, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrecken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittelung, und versprachen so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte. Die entlaufene Rotte aber machte sogar Anschläge gegen die Person des Admirals, so daß Bartholomäus Columbus ihnen an der Spitze der treuen Mannschaft ein förmliches Treffen liefern mußte, in welchem er ihren Anführer gefangen nahm, worauf die Uebriggebliebenen zum Gehorsam zurückkehrten.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Ovando freilich, obwohl durch die öffentliche Stimme gedrängt, schickte mißtrauisch nur eine kleine Caravele ab, um vorläufig, ohne zu landen, über die Lage des Admirals Erkundigung einzuziehen. Bald darauf aber erschien ein größeres Schiff, von dem treuen, unermüdlichen Mendez gemiethet, um die Verlassenen abzuholen. Am 28. Juni schifften sie sich ein, und erreichten St. Domingo am 13. August. Nur kurze Zeit indessen verweilte Columbus auf Hispaniola. Schon am 12. September schiffte er sich nach Spanien ein, das er am 7. November erreichte. Zum größten Unglück für ihn starb die Königin Isabella, seine Beschützerin, auf die er seine größte

Hoffnung gesetzt, neunzehn Tage nachher. Vergebens bat er schriftlich um die Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden, die man ihm schuldig war; vergebens erschien er, sobald es seine Krankheit nur irgend erlaubte, selbst bei Hofe. Ferdinand hatte nichts für ihn als kalte Höflichkeit und ausweichende Antworten, bis endlich sein willkommener Tod (20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König von dem lästigen Mahner befreite. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo, und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht.

Sein Sohn Diego bestand indeß mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf die Erfüllung des Vertrages von 1492. Ferdinand konnte ihm schließlich die Bitte nicht versagen, seine Angelegenheit im Wege Rechtens zu verfolgen. Es wurde ein förmliches Verfahren eingeleitet, und der Spruch lautete völlig zu Diego's Gunsten; aber die Vollstreckung würde schwerlich erfolgt sein, wenn Diego sich nicht eine mächtige Fürsprache verschafft hätte. Er heirathete nämlich die Tochter Ferdinand's von Toledo, aus einem der vornehmsten Geschlechter Spanien's. Dieser und sein Bruder, der Herzog von Alba, der bei König Ferdinand sehr viel galt, hörten nun nicht auf, in den Letzteren zu dringen, bis er endlich gewährte. Ovando, der sich noch überdies mit Fonseca entzweit hatte*), wurde zurückgerufen, und Diego an seine Stelle nach Hispaniola gesandt. Auch dem Diego aber wurde sein Amt durch Kränkungen und Demüthigungen verbittert. Mit seinem Sohne Don Luis, dem nur noch der Titel eines General=Capitains von Hispaniola gelassen wurde, erlosch der Mannsstamm des Columbus.

Die Ehre, dem von ihm entdeckten Welttheile den Namen zu geben, ist dem großen Columbus nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius). Dieser begleitete 1499 den Spanier Ojeda auf einer Reise nach Westindien, auf der man Anfang Juli = also 11 Monate später als Columbus — das Festland von Südamerika, nämlich die Küste von Guyana, dann auch den Amazonenstrom und Brasilien erreichte. In einer Beschreibung derselben, die er nach seiner Rückkehr einem seiner Landsleute sandte, gab er sich nun das Ansehn, als ob er zuerst das Festland der andern Hemisphäre gesehen und betreten habe, obschon er — zwar nicht in seinen Kenntnissen und als empfänglicher Beobachter, wohl aber — als Seemann hinter allen Entdeckern seiner Zeit zurückstand, ja streng ge=

---

*) Charlevoix, Histoire de St. Domingue, T. II. p. 59.

nommen gar nicht zu diesen gerechnet werden darf*). Daher ist es denn geschehen, daß Amerika nach ihm benannt worden ist; allerdings nicht durch ihn, denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur die neue Welt, und der Name Amerika ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Auch einem andern Zeitgenossen des Columbus, dem Deutschen Martin Behaim haben einige Schriftsteller fälschlich den Ruhm zueignen wollen, Amerika vor dem großen Genueser gekannt zu haben. Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506) stammte aus einer Nürnbergischen Patricierfamilie, die noch jetzt dort blüht. Er begab sich früh auf Reisen, nnd kam auch nach Portugal, wo er sich unter den Seefahrern sehr auszeichnete, unter Andern auch an der Entdeckung von Congo Theil nahm, König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter. Sodann ließ er sich auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, die von einer Flamländischen Colonie bewohnt wurde, nieder. Von da besuchte er 1491 seine Vaterstadt Nürnberg noch einmal, wo er seiner weiten Reisen, und der staunenswerthen neuen Dinge wegen, die er davon zu erzählen wußte, höchlich bewundert wurde. Nachher hat man von ihm behauptet, er sei schon in Brasilien gewesen, ja er habe die Magellanische Meerenge gekannt. Wie wenig er aber von der wahren Lage und Beschaffenheit Amerika's ahnte, geht am deutlichsten aus einem Globus hervor, den er 1492 in Nürnberg verfertigte, und der noch gegenwärtig dort befindlich ist. Denn auch auf diesem ist die Ostküste Asiens noch ganz irrig gezeichnet, daneben verschiedene ganz oder halb fabelhafte Inseln, und ebenso da, wo etwa Amerika liegen sollte, einige Länder und Inseln von ganz willkürlicher Gestalt. Nicht minder naiv klingen für uns die beigeschriebenen Erläuterungen, wie folgende:

Insula Java minor: „In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Fraven hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere." Angama Insula: „Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundtsheupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt." Bei der großen Insel Zipangu stebt eine lange Note, darin es unter andern heißt: „Hie findt man vil Meer Wunder von Serenen und andern Fischen. Und ob jemand von diesen

---

*) Muñoz, Geschichte der neuen Welt, S. 18. der Deutschen Uebersetzung. Peschel, a. a. O. S. 306 ff.

wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotiless, Strabonis und Specula Vincenzi und vil anderer Lehrer mer rc." Bei anderen Inseln steht: „Die in diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich die Thier wie Ptholomeus schreibt in der ailfften Tafel von Asia."

Man sieht klar, daß Behaim von allen Ländern und Inseln im Osten von Asien und bis zu den Azoren hin nichts wußte, als was er aus den fabelhaften Berichten der Alten, Marco Polo's und anderer Reisebeschreiber geschöpft hatte.

Dagegen scheint es aber fest zu stehen, daß der in England geborene Sebastian Cabot, der Sohn des Venetianers Giovanni Gabotto, von Bristol aus fast 14 Monate früher als Columbus das Festland von Amerika erblickte. Denn während dieser das Orinocodelta am 1. August 1498, und damit allerdings zuerst den südamerikanischen Continent erreichte, war jener schon am 24. Juni 1497 um 5 Uhr Morgens des nordamerikanischen, wahrscheinlich der Labradorküste, ansichtig geworden*). Das kann aber in keiner Weise den Ruhm des Columbus schmälern oder ihm die Palme der Priorität entziehen; denn das wahrhafte Datum der beginnenden Entschleierung Amerika's ist und bleibt der 12. Oktober 1492, die Entdeckung Westindiens, der mittelamerikanischen Inselwelt.

---

9. Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen.

Als Statthalter von Hispaniola handelte Ovando gegen die dortigen Spanier mit Einsicht und Festigkeit. Er verschaffte den Gesetzen wieder Achtung und traf auch andere Einrichtungen, die den Flor der Colonie beförderten. Er war es, der das Zuckerrohr anpflanzen ließ, dessen Ertrag späterhin der vorzüglichste Reichthum der Insel wurde. Gegen die Eingebornen aber verfuhr er so unmenschlich und treulos, daß er seinen Namen dadurch in der Geschichte gebrandmarkt hat.

Schon Columbus hatte, um die Theilnehmer an Roldan's Meuterei für ein ruhiges und seßhaftes Leben zu gewinnen, eine Einrichtung getroffen, wonach ein Theil der Indianer, statt Tribut zu zahlen, den Anpflanzern zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau ihrer Ländereien

*) S. Peschel a. a. O. S. 275; vgl. S. 288.

hülfreich zu sein. Er konnte freilich nicht ahnen, welch' eine Quelle von namenlosem Jammer diese Maßregel für die Unglücklichen sein würde. Schon unter Bovadilla artete sie in unerträglichen Druck aus, durch ihn ward der Grund zu dem Verfahren gelegt, förmliche Vertheilungen (repartimientos) der Indianer unter den Colonisten zu machen, die sie zum härtesten Frohndienst in den Minen zwangen. Dieses Elend ging der menschenfreundlichen und milden Isabella zu Herzen; daher erhielt Ovando den Befehl, die Indianer für frei zu erklären. Nun standen aber die Bergwerksarbeiten still, Ovando machte dringende Vorstellungen, und die Königin ermächtigte ihn, die Indianer gegen Bezahlung zu mäßiger Arbeit anhalten zu dürfen. Diese Vollmacht überschritt er auf das willkürlichste, und nach Isabellen's Tode gingen die Mißhandlungen der Unglücklichen über jedes Maß hinaus. Während man ihnen Arbeiten zumuthete, welche die Kraft des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, eben so schlecht als unzureichend. Wenn die Spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter dem Tisch herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. Acht Monate im Jahr sollten sie Dienste thun, für die übrigen vier in ihre Heimath entlassen werden; aber Viele erlagen schon vor dem Ablauf der Arbeitszeit, Andere starben unterwegs vor Hunger, noch Andere verschmachteten in der endlich erreichten Heimath, die sie wüst und öde fanden, in Verzweiflung *).

Diese furchtbaren Unmenschlichkeiten führten zu Versuchen, ein solches Joch abzuschütteln, von den Spaniern Empörungen genannt, und nach ihrer Unterdrückung mit einer Grausamkeit gestraft, die Schauder erregt **). Auf das bloße Gerücht einer Verschwörung rückte Ovando in die blühende Provinz Xaragua ein, indem er mit teuflischer Hinterlist vorgab, der dortigen Fürstin Anacaona, die sich den Spaniern äußerst ergeben bezeigt hatte, einen freundschaftlichen Besuch abstatten zu wollen. Er wurde mit Ehrerbietung und Auszeichnung aufgenommen, plötzlich aber,

*) Las Casas bei Washington Irving, Thl. III. S. 323 ff.

**) Von den Martern, unter denen Viele dieser Indianer sterben mußten, sagt Las Casas: „Alle diese Dinge und andere mehr, welche die Menschheit empören, sah ich mit eigenen Augen, und nun fürchte ich mich fast, sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob mir nicht bloß davon geträumt hat." Daselbst S. 348.

mitten unter den Freuden eines Festes fielen auf ein gegebenes Zeichen seine Spanier über die Wehrlosen her und richteten ein schreckliches Blutbad an. Sechs Monate hindurch wurde in der Provinz gemetzelt und verheert. So konnte es nicht anders kommen, als daß von etwa einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach funfzehn Jahren kaum noch sechzigtausend übrig waren. Mit welchem Abscheu die Spanier in Westindien betrachtet werden mußten, ist leicht zu denken. Als sie Cuba eroberten, wurde der Kazike Hatuey, der Widerstand versucht und sich tapfer gewehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Wie er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ihn ein Franziskaner noch zum Christenthum bekehren, und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja," war die Antwort, „aber nur würdige und gute." — „Die besten taugen nichts," rief der Kazike, „ich mag an keinem Orte sein, wo ich nur einem von dem verfluchten Geschlechte begegne."

Indeß fanden die unglücklichen Amerikaner Vertheidiger an den Geistlichen, und besonders an den Dominikanermönchen, die nach der neuen Welt gekommen waren, um dort das Christenthum auszubreiten. Sie predigten mit Eifer und Beredtsamkeit wider die Repartimientos, als wider ein Verfahren, das die natürliche Gerechtigkeit und die Vorschriften des Evangeliums auf gleiche Weise verdammten. Die Colonisten, ihren Vortheil allen Rücksichten der Sittlichkeit und Religion voranstellend, verklagten die Dominicaner wegen ihrer Predigten beim Könige. Dieser erklärte wirklich die Dienstbarkeit der Indianer für eine rechtmäßige, und tadelte den Eifer der Dominikaner als einen zwar wohlgemeinten, aber übel angebrachten. Auch dadurch jedoch ließen sich dieselben in ihrem Bestreben, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, nicht irre machen und einschüchtern.

Diese Menschlichkeit hat nun besonders den Namen des Bartholomäus de Las Casas (geb. 1474, gest. 1566) verewigt. Er war einer derjenigen Geistlichen, die mit Columbus — auf seiner zweiten Reise — nach Amerika gekommen waren, und einer der eifrigsten Verfechter der Indianer. Um seinen Predigten zu ihren Gunsten desto mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine eigenen Sklaven zuerst in Freiheit. Da er aber in Amerika selbst nicht durchdringen konnte, so unternahm er mit unermüdlicher Beharrlichkeit mehrere Reisen nach Spanien, um die Regierung zur Freilassung der Indianer zu bewegen. Es wurden auch endlich Schritte für sie gethan, und Untersuchungen angestellt; allein da die

Hauptfrage blieb: wer die Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn die von Natur trägen, jede Anstrengung scheuenden Indianer des Zwanges entbunden würden, so blieb Alles beim Alten. Las Casas ließ sich indeß nicht abschrecken, und machte andere Vorschläge zum Besten seiner Schützlinge. Er wollte in Cumana, abgesondert von allen andern Colonien, eine eigene Niederlassung stiften, und so zeigen, wie die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen gebildet werden müßten. Wirklich wurde der Anfang dazu gemacht; aber die Indianer jener Gegenden, aufs Höchste gereizt durch eine von andern Spaniern so eben verübte schreckliche Verwüstung ihrer Küsten, fielen über die neue Niederlassung her, zerstörten sie und tödteten oder verjagten die Spanier (1517). Mißmuthig und beschämt ging Las Casas in ein Kloster und trat in den Dominicaner-Orden. Doch ruhten darum seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer keinesweges, zogen ihm aber auch neue Anklagen zu. Späterhin wurde er Bischof zu Chiapa in Mexico. Auch in diesem Wirkungskreise war er eifrig bemüht für die Ausführung der Idee, welche sein ganzes Leben beseelte. Er ermahnte die Beichtväter, keinen Spanier zu absolviren, der seinen Amerikanischen Sklaven die Freilassung verweigere. Und die sämmtlichen Bischöfe der neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So suchten denn wenigstens die Geistlichen den traurigen Zustand der Amerikaner nach Kräften zu mildern.

Unter den Vorschlägen, welche damals gemacht wurden, die zu befreienden Indianer zu ersetzen, war auch der, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Es war dies schon früher von Einzelnen geschehen, und Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen, ging auf diese Maßregel ein. Daher ist die Meinung entstanden, daß er der Urheber des Handels mit Negern nach Amerika sei, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt wird, aber nichts desto weniger ungegründet ist*). Allmählig vermehrte sich die Anzahl der Neger auf St. Domingo. Sie zeigten sich wenig brauchbar in den Bergwerken, aber als treffliche Arbeiter in den Zuckerpflanzungen.

Indeß war der Kreis der Entdeckungen ungemein erweitert worden. Schon 1495, als während der zweiten Reise des Columbus seine Gunst

*) S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, publiées par Llorente, Paris 1822.

bei Hofe zu sinken begann, war eine Verordnung ergangen, die Jedem die Erlaubniß ertheilte, auf seine Kosten und Gefahr Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten; und alle Vorstellungen des Admirals, daß dieses eben so sehr eine Verletzung seiner Vorrechte als eine Störung des regelmäßigen und geordneten Laufs der Entdeckungen sei, waren vergebens geblieben. Die Lust, neue Länder aufzufinden, noch mehr die Begierde, dadurch schnell zu großen Reichthümern zu gelangen, trieben zur Benutzung der gegebenen Erlaubniß an. Die erste Reise dieser Art war die oben erwähnte des Alonso de Ojeda vom Jahre 1499, auf der ihn Vespucci begleitete. Ojeda hatte die Karte des Columbus mit dessen vorjährigen Entdeckungen in Südamerika gesehen, und sich erboten, die neuen Entdeckungen zu verfolgen. Die Auffindung fast der ganzen Nordost= und Nordküste von Südamerika war die Frucht dieser jedenfalls merkwürdigen Reise gewesen. Bald folgten ihr andere, besonders von Leuten unternommen, die an den ersten Fahrten des Columbus Theil gehabt; wie Nino, dessen ehemaliger Steuermann, der die Perlenküste entdeckte; die Pinzonen, welche die Ostspitze Südamerika's untersuchten; und Ponce de Leon, der am 27. März 1513 die Halbinsel Florida auffand.

In demselben Jahre machte ein kühner Führer, Vasco Nugnez de Balboa, von der an dem Meerbusen von Darien angelegten Pflanzstadt Santa Maria aus, eine noch weit folgenreichere Entdeckung. Er war seiner Klugheit und seines Unternehmungsgeistes wegen von seinen Gefährten mitten unter großen Gefahren und Mühseligkeiten an die Spitze gestellt worden, und strebte, sich für diese Würde aus Spanien die königliche Bestätigung zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er von der Ausdehnung seiner Unternehmungen ansehnliche Vortheile erwarten ließ. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte. Einst, als ein junger Kazike die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen sah, rief er: „Wie könnt ihr doch des unnützen Tandes wegen zanken? Wenn euch danach so sehr verlangt, so will ich euch ein Land zeigen, wo es im größten Ueberfluß vorhanden ist. Es liegt an dem andern Ocean, den ihr sechs Sonnen (Tagereisen) von hier entdecken könnt. Wenn ihr aber dieses mächtige Königreich angreifen wollt, so müßt ihr ungleich stärker sein.“ Er meinte Peru, und der andere Ocean war die Südsee. Balboa war überzeugt, daß dieses Meer kein anderes sein könne, als das von Columbus so eifrig gesuchte, und sandte Botschafter nach Hispaniola mit reichen Geschenken, um sich

den Statthalter geneigt zu machen, und Theilnehmer für seine Unternehmung zu gewinnen. An diesen fehlte es auch nicht, und mit hundertundneunzig kühnen Abenteurern machte er sich am 1. September 1513 auf, den Weg nach dem bezeichneten Ziele durch ungebahnte Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge zu suchen. Er hatte die Freundschaft der benachbarten Kaziken gewonnen, so daß gegen tausend Indianer ihm folgten, um den Spaniern Lebensmittel nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend Amerika's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, die zahllosen Schlangen und anderes giftige Ungeziefer, dies Alles machte die Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Einige kriegerische Kaziken stellten sich ihm mit ihren Leuten entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurden aber angegriffen und zurückgeschlagen. Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünfundzwanzig geworden, denn man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich am 25. September kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkeln Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Tief ergriffen fiel er auf seine Knie, und dankte Gott, daß er ihn bis hieher geführt, den „gering begabten Mann unadliger Abkunft" so Großes habe vollbringen lassen. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, watete mit Schwert und Schild, die königliche Fahne tragend, bis an die Brust ins Wasser und nahm mit den gewöhnlichen Formeln das neue Weltmeer mit allen seinen Gestaden und Inseln für den König von Spanien in Besitz (29. September).

Die Eingebornen in dieser Gegend, an einem Meerbusen ostwärts von Panama, der den Namen Michaelsbucht erhielt, bestätigten die Nachricht von dem reichen, südwärts gelegenen Goldlande, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das Letztere bewog Balboa, nachdem er die Küste untersucht und die „Insel der Reichthümer" (del Rey oder San Miguel im Perlenarchipel) erblickt hatte, den Rückweg anzutreten, um sich erst zu weiteren Wagnissen mit hinreichender Macht auszurüsten;

und so traf er denn am 19. Januar 1514, nach hunderttägiger Abwesenheit, mit großem Ruhme und noch größeren Reichthümern, wieder in Santa Maria ein. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, die in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als die Portugiesen nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregten. Aber es war dem Balboa persönlich am Hofe schon entgegengearbeitet worden, und Ferdinand, der durch seine mißtrauische Politik so oft abgehalten wurde, gerecht zu sein, ernannte zum Statthalter von Darien nicht den hochverdienten Balboa, sondern den talentlosen Don Pedrarias Davila. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und zwölfhundert Soldaten dahin ab, zu denen sich noch funfzehnhundert andere Spanier freiwillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fangen.

Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als Offiziere des Pedrarias auf ihn zukamen, die ihm dessen Ankunft und Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand, und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, den Befehlen des neuen Gebieters, der ihn jetzt auch wegen früherer Anklagen gegen ihn zur Rechenschaft zog, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe auflegte. Tadelfrei war allerdings das Benehmen des Balboa bei der Verdrängung des ersten Anführers der Ausrüstung nach Darien nicht gewesen, aber die großen Verdienste, die er sich nachher erworben, hätten ihn jetzt billig von der Strafe entbinden sollen.

Die Verwaltung des Pedrarias brachte der Colonie keinen Segen. Das ungesunde Klima raffte ihm in Kurzem gegen sechshundert Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß die Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, zerstört wurden. Dieser schlechte Erfolg öffnete dem Könige über den Mißgriff, den er gethan, die Augen, und da Balboa von Neuem dringende Vorstellungen machte, wurde er zum Adelantado über die Länder an der Südsee ernannt. Die Bemühungen des Bischofs von Darien bewirkten eine Aussöhnung, Pedrarias gab ihm sogar seine Tochter zur Frau, und unterstützte ihn bei dem Bau von vier Brigan=

tinen, mit denen er seinen Lieblingsplan, die Entdeckung von Peru, ausführen wollte. Aber ehe er absegeln konnte, rief ihn Pedrarias, in dessen Herzen von Neuem Eifersucht und Neid erwacht waren, vor sich. Er ward vorgeblicher Empörungsabsichten beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Colonie bat für ihn, aber vergebens; und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann hinrichten, den sie alle für fähiger hielten, als irgend einen der nach Columbus in der neuen Welt aufgetretenen Befehlshaber, um große Entwürfe zu machen und auszuführen.

---

10. Die erste Erdumsegelung.

Endlich wurde auch, was bisher nur als theoretische Voraussetzung geltend gemacht werden konnte, die Kugelgestalt der Erde, durch die Erfahrung zur unumstößlichen Thatsache erhoben.

Der Wunsch, die unmittelbare Seeverbindung mit dem reichen Indien eröffnet zu sehen, bewog Ferdinand, im Jahre 1515 den Juan Diaz de Solis mit zwei Schiffen auszusenden, um die Durchfahrt nach dem Indischen Ocean zu suchen. Schon glaubte dieser sie gefunden zu haben, als er sich bei näherer Untersuchung überzeugte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von fünfundsechzig Seemeilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde er mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen entmuthigt nach Europa segelten.

Was aber dem Solis mißglückt war, gelang dem Portugiesen Magelhan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich gegen den neuen König Karl I. (Kaiser Karl V.) anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch den Westen zu entdecken, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit denen er am 20. September den Hafen von St. Lucar verließ. Erst am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von da untersuchte er die Küste mit großer Aufmerksamkeit, denn er zweifelte nicht, daß er, immer weiter nach Süden segelnd, die Meerenge finden würde; wie weit ihn dieß aber führen könne, darüber war er gänzlich in Zweifel. Er hatte auf dieser Fahrt mit rauher Witterung

und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den neunundvierzigsten Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt. Hier verlor er eins seiner Schiffe, und auf drei anderen brach eine gefährliche Meuterei aus. Das Schiffsvolk, müde, die schwersten Mühseligkeiten für einen Plan zu erdulden, den es für phantastisch hielt, wollte nach Europa zurückgeführt sein. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen dämpfte Magelhan den Aufruhr. Die Rädelsführer wurden theils hingerichtet, theils an dem wüsten Orte ausgesetzt und zurückgelassen.

Am 24. August lichtete Magelhan wieder die Anker, rastete aber nochmals im Hafen von Santa Cruz bis zum 18. October. Er war gewillt, bis zum 75. Grade südlicher Breite vorzudringen, falls er keine Durchfahrt finde. Aber schon nach drei Tagen, am 21. October, erreichte er das Cap der Elftausend Jungfern und damit die ersehnte Straße. Seine Freude wurde ihm indeß durch den abermaligen Verlust eines Schiffes verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bai zu untersuchen, und das nicht wieder zu ihm zurückkam, sondern nach Spanien heimkehrte. Zwanzig Tage gebrauchte Magelhan, um die gewundene und höchst gefährliche Straße zu durchsegeln, die noch jetzt seinen Namen führt, und deren Südgelände, wegen der nächtlich dort sichtbaren Feuer, das Feuerland genannt wurde. Endlich am 27. November erreichte er die westliche Mündung der Meerenge, und begrüßte mit Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott den Anblick der unermeßlichen Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dies Meer das stille (pacificum) zu nennen. Während einer Zeit von drei Monaten und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Auf eine Fahrt von solcher Dauer hatte er sich aber nicht gefaßt gemacht. Die Lebensmittel gingen aus, so daß man Mäuse wie einen Leckerbissen theuer verkaufte, und an ekelhaften Häuten nagte; frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Fast die ganze Mannschaft war erkrankt, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte; sie wurden von dem Schiffsvolk Ladrones oder Diebesinseln genannt, weil alsbald die Eingebornen sehr diebische Gelüste und Anlagen verriethen. Das klarste Wasser und ein Ueberfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte

alle Kranken in kurzem völlig her. Weiterhin kam Magelhan zu den Eilanden, die später Philippinen genannt wurden; und sie sollten das unerwartete Ziel seiner Reise sein. Der König der Insel Sebu hatte die Spanier sehr freundlich aufgenommen, die christliche Taufe empfangen und dem Kaiser den Lehnseid geleistet. Magelhan griff nun, trotz aller Warnungen, die Feinde desselben auf einer benachbarten kleineren Insel an; aber hier traf er auf einen unerwarteten Widerstand, und wurde im Handgemenge mit den Eingebornen erschlagen (27. April 1521). Nun erwies sich auch der König von Sebu treulos, indem er die Vornehmsten der Schiffsmannschaft bei einem Feste erwürgen ließ. Die übrigen Spanier lichteten eiligst die Anker, steckten eines ihrer Schiffe in Brand, weil die Mannschaft, auf 150 Köpfe zusammengeschmolzen, nur noch für zwei Schiffe ausreichte, und setzten mit diesen die Reise fort, auf der sie am 8. Juli Borneo erreichten. Von da kamen sie am 8. November nach Tidor, einer der Molukken, wo sich schon Portugiesen vorfanden, die über ihre Ankunft von Osten her höchst erstaunt waren. Eins der beiden Schiffe, die Trinidad, mußte eines Leckes halber hier zurückbleiben; das andere, die Victoria, trat unter der Führung des Sebastian de Elcano mit einer Ladung Molukkischer Gewürze am 21. December die Reise um Afrika nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 6. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es drei Jahre zuvor ausgesegelt war. Aber nur 13 Europäer, unter ihnen außer Elcano der Steuermann Albo und der Ritter Pigafetta, hatten diesen Ausgang der gewaltigen Unternehmung erlebt: die erste Reise um die Welt vollbracht.

Die Trinidad war inzwischen durch ihren hülflosen Zustand genöthigt worden, sich den Portugiesen auf den Molukken zu ergeben; der Ueberrest der Spanischen Mannschaft, nur noch 23 Köpfe stark, wurde als kriegsgefangen betrachtet und zurückgehalten, so daß schließlich nur drei Seeleute und ein Geistlicher dieses letzten Schiffes, im Jahre 1526, Spanien wieder erreichten*).

*) Peschel a. a. O. S. 644. 650.

11. Vasco de Gama und die ersten Niederlassungen der Portugiesen in Ostindien.

Die Reise des Magelhan führt uns auf die Entdeckungen und Thaten der Portugiesen in Ostindien. König Emanuel, der Nachfolger Johann's II. auf dem Thron von Portugal, beschloß den Weg nach Indien, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte, weiter verfolgen zu lassen. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama, wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet, und ging am 8. Julius 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Passatwinde hatte Gama gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Er hatte mit heftigen Stürmen und, nach einigen Berichten, auch mit Meutereien der Schiffsmannschaft zu kämpfen. Aber mit großer Ruhe und Standhaftigkeit überwand er diese Gefahren, erreichte am 20. November die Südspitze Afrika's und fuhr sodann, nach Osten herumlenkend, längs der Küste von Sofala, nach Mosambique, Mombazza und Melinde, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Mohammedaner. An den beiden ersten Orten hatte er mit Verrath und Nachstellungen zu kämpfen; der König von Melinde aber nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen Lotsen mit, der ihn siebenhundert Meilen quer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Calicut auf der Malabarischen Küste führte, wo er den 20. Mai 1498 ankerte.

So war denn das vielgepriesene Indien auf dem östlichen Seewege gefunden! Den Civilisationszustand der Einwohner fanden die Portugiesen auf einer bedeutenden Stufe, Manufacturen und Handel in einem sehr blühenden Zustande. Ein Maure aus Tunis, der sich des Handels wegen dort aufhielt und Spanisch verstand, ward ihnen durch seine Nachrichten und guten Rathschläge sehr nützlich. Vasco de Gama ließ sich dem Könige (Radscha) oder Kaiser (Perumal) oder Samorin*) von Calicut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitze des Handels in diesem Reiche waren, und

---

*) Eigentlich Samudriya-Râja, d. h. der König am Ocean, der Küstenfürst. A. W. v. Schlegel im Berliner Kalender auf 1831. S. 17. Graul, Ostindien. Bd. III. S. 256 und S. 341 erklärt: Tamutiri Radscha, Herr des Hügels und der Welle.

von einem solchen Verein großen Nachtheil für sich besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Sie verleumdeten die Portugiesen bei dem Samorin, als wären dieselben Verbannte, die auf Seeraub ausgingen. Gama mußte für seine Sicherheit besorgt werden und ging daher wieder unter Segel. Auf dem Wege, den er gekommen, kehrte er nach Europa zurück, und lief am 29. August 1499 in den Tajo ein.

König Emanuel eilte, von Gama's glücklichem Erfolge, nämlich von der erlangten Kenntniß des Seeweges nach Indien den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von dreizehn Schiffen ward den 9. März 1500 unter den Befehlen des Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit Güte oder mit Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise, gemäß der Instruction Gama's, die Nähe der Afrikanischen Küste zu meiden, noch westlicher als sein Vorgänger, gerieth unvermerkt in die Aequatorialströmung, und wurde unwillkürlich an das Gestade von Brasilien verschlagen, das er dergestalt Portugiesischer Seits zuerst entdeckte (21. April). Ohne von der schon am 26. Januar durch die Pinzonen Spanischer Seits erfolgten Entdeckung und Besitzergreifung etwas zu wissen, nahm Cabral das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz, und fertigte eins von seinen Schiffen mit der Botschaft nach Lissabon ab. So kreuzten sich die östlichen und westlichen Entdeckungsfahrten in beiden Hemisphären.

Mit den übrigen Schiffen brach Cabral am 2. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe und mit denselben den Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch sechs Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin, erklärte ihm, daß er hergesandt sei, für Gold und Silber Indische Waaren einzukaufen, und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indiern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel, sprach bei seiner

Beschiffung der Malabarischen Küste bei den kleinen Lehn=Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, und versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingwer, womit er am 31. Juli 1501 glücklich in Lissabon ankam.

So hatte man denn hinlänglich erprobt, daß die Unternehmungen nach Indien, wenn sie gelingen sollten, mit dem größten Nachdruck fortgesetzt, daß Handelsverbindungen in jenem Lande mit den Waffen erzwungen werden müßten. Daher ward Vasco de Gama im März 1502 an der Spitze von zwanzig Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem Portugiesischen Namen in Indien bald Achtung verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Calicut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere Saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 1. September 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr waren drei andere Geschwader nach Indien gesegelt. Das dort zuerst ankommende fand den König von Cochin, wegen seiner Anhänglichkeit an die Portugiesen, vom Samorin aus seinem Reiche vertrieben, und setzte ihn wieder ein. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines Fort, Santiago, an seiner Küste zu erbauen; und das wurde ihre erste Niederlassung, der Grundstein ihrer Herrschaft in Ostindien. Die Feste zu vertheidigen, blieb, als die Flotten im Januar 1504 heimfuhren, ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit drei Schiffen und wenig über hundert Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die an das Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die Flotten abgesegelt, so erschien der Samorin wieder mit seiner ganzen Land= und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Cochin völlig zu vertilgen. Er konnte ein Heer von 70,000 Mann ins Feld stellen, nebst 160 Segeln, und war mit Feuergewehr, Musketieren und Geschützen, versehen. Dagegen kamen die Truppen des Königs von Cochin wenig in Betracht, theils ihrer weit geringeren Anzahl (5000 Mann), theils ihrer unzuverlässigen Gesinnung wegen, so daß Pereira fast auf sein Portugiesisches Häuflein beschränkt war. Nur die erstaunenswürdige Tapferkeit der Besatzung, der Geist des Führers und die Ueberlegenheit der Europäischen Kriegskunst machten die Vertheidigung möglich. Alle Angriffe des Samorin blieben vergeblich. Nach sechs Monaten gab er voll Unmuth und Scham einen Krieg auf, der ihm achtzehntausend Menschen gekostet hatte. Pereira's That fand in

Europa so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing und ihn feierlich in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof von Viseo eine Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Cochin ausgeschlagen, und blos um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. König Emanuel gab ihm nachher eine Befehlshaberstelle in Guinea. Dort erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde; auf Grund einer verleumderischen Anklage ward er in Ketten nach Lissabon gebracht und dort in den Kerker geworfen. Die Zeit enthüllte seine Unschuld; man gab ihn wieder frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, sondern ließ ihn in Armuth dahinsterben*).

In der Begründung der Ostindischen Herrschaft ging man nun einen Schritt weiter. Don Francesco de Almeida, der die im J. 1505 abgehende, aus zweiundzwanzig Schiffen bestehende Flotte befehligte, hatte den Auftrag, nur die Lastschiffe mit Ladungen zurückzuschicken, die anderen Fahrzeuge aber als eine stehende Flotte in Indien zu behalten. Auch sollte er den Titel eines Vicekönigs annehmen, doch erst, wenn er an einigen bezeichneten Stellen Festungen angelegt haben würde. Almeida fing daher ohne Weiteres an, den Indern Gesetze vorzuschreiben. Die erste Bedingung der Verträge, die er mit den dortigen Fürsten abschloß, war, daß sie die Oberhoheit des Königs von Portugal und ihre Zinspflichtigkeit anerkennen, und die Anlage von Factoreien, selbst von Citadellen in ihren eignen Hauptstädten, zulassen mußten. Die Portugiesen bestimmten ferner den Preis, den sie für die Waaren zahlen wollten, und zwangen die Eingebornen, keinem Andern zu verkaufen, bis sie nach ihrem Gutdünken mit Vorräthen versehen waren**). Diese Ansprüche mußten den Indern als die lästigsten Anmaßungen erscheinen, und sie hatten um so gerechtern Anlaß zum Klagen, da Almeida die Bedrückungen habsüchtiger Unterbefehlshaber nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ahndete; aber die Versuche, die sie machten, sich des Joches

*) Der Bischof Osorius kann sich hierbei eines strafenden Blickes auf Diejenigen nicht enthalten, welche die Fürsten zu einem solchen Undank verleiten: Tantum valet saepe numero quod est opera malevolorum hominum optimorum regum auribus inculcatum, ut eos a virtute debitis muneribus afficienda, in quo maxime laudis regiae magnitudo consistit, abducat. De rebus Emmanuelis, L. IV. p. 112. vers. Ed. Colon.

**) Lafitau, T. I. p. 268.

zu erwehren, scheiterten an der unbezwinglichen Tapferkeit Almeida's und seiner Krieger. Auch sein Sohn Lorenzo, der erste Portugiese, der nach Ceylon, dem Vaterlande des Zimmts, kam, erwarb unsterblichen Heldenruhm. An der Spitze von elf Schiffen trieb er zweihundert feindliche in die Flucht, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner Kräfte ausgerüstet hatte.

Nach diesem Verluste erwartete der Indische Fürst die Demüthigung seiner Feinde nur noch von dem Sultan Kansu, dem Beherrscher Aegypten's und Syrien's, der durch die Ausbreitung des Handels der Portugiesen beträchtlich litt; um so mehr als diese, nicht zufrieden in Indien reiche Ladungen einzunehmen, auch noch die Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens beabsichtigten, und also dem Sultan die Quelle von Reichthümern, die ihm durch den wichtigen Zwischenhandel zuflossen, ganz zu vernichten drohten. Die Venetianer, ihrerseits dadurch nicht weniger beeinträchtigt, und bemüht den Todesstoß, der einem ihrer ergiebigsten Handelszweige drohte, abzuwenden, ermunterten ebenfalls den Sultan zum Kriege, und unterstützten ihn mit Kanonen und andern Bedürfnissen *). Der Sultan beschloß daher, eine Flotte vom Rothen Meere aus in die Indischen Gewässer zu senden. Der Portugiesische Vicekönig sandte ihr seinen Sohn an der Spitze einiger Schiffe entgegen. Lorenzo gerieth bei dem Zusammentreffen im Januar 1508 an der Küste von Schaul in eine sehr gefährliche Lage, wollte sich aber durchaus nicht zurückziehen; selbst als eine feindliche Stückkugel ihm den halben Schenkel weggerissen hatte, litt er nicht, daß man ihn vom Verdeck wegbrachte, sondern fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen und die Mannschaft zu ermuntern, bis eine zweite Kugel ihn tödtete. Der Rest der Mannschaft vertheidigte sich noch, bis kein Unverwundeter mehr am Bord, und alles Pulver verschossen war **). Den so heldenmüthig gefallenen Sohn rächte der Vicekönig auf das vollständigste. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, griff er die Feinde bei Diu an, und erfocht einen glänzenden Sieg, durch den die Mohammedanische Flotte fast gänzlich vernichtet wurde (3. Febr. 1509). Noch in demselben Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen, und hatte nach so großen Thaten in Indien das Unglück, auf der Rückreise an der Afrikanischen Küste von wilden Hottentotten erschlagen zu werden. Sie hatten bei einem entstandenen Streite einige von der Schiffsmannschaft verwundet, und dafür hatte

*) Daru, Histoire de Venise. T. III. p. 57.
**) Barros, a. a. O. Thl. II. S. 61.

er sie züchtigen wollen. Fünfundsechzig Portugiesen, unter ihnen elf der angesehensten Offiziere, fielen an diesem unglücklichen Tage mit ihm.

Der Schwung, den diese wunderbaren Erfolge der Portugiesischen Nation gaben, trieb sie zu Anstrengungen, die weit über ihre materiellen Kräfte zu gehen schienen, sie aber eben darum auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, den sie je erreichte, emporhoben. Triebfedern sehr verschiedener Art, Ehrgeiz, Begeisterung für den Nationalruhm, Bekehrungseifer, Gewinnsucht, mischten sich dabei; aber die Thaten, die sie hervorriefen, glänzen unsterblich neben den größten, welche die Geschichte verzeichnet hat.

---

12. Alfons von Albuquerque.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Albuquerque, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Schon ehe er Statthalter ward, hatte er ein Geschwader angeführt, mit dem er den wichtigen Staat von Ormuz angriff. Ormuz liegt auf einer kleinen, unfruchtbaren Insel; da diese aber den Eingang in den Persischen Meerbusen beherrscht, so war sie der Sitz eines wichtigen und ausgebreiteten Handels geworden. Albuquerque's Erscheinung brachte den Herrscher von Ormuz zu dem Versprechen, der Krone Portugal einen jährlichen Zins zu zahlen (1507). Als er fragen ließ, wie er es mit dem Tribute halten sollte, den er bisher dem Könige von Persien hatte zahlen müssen, schickte ihm Albuquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln; diese solle er den Persischen Gesandten überreichen, und ihnen dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn ein Anderer ihnen Tribut abfordere. Schon hatte Albuquerque den Bau einer Festung angefangen, als er den König treulos erfand und zum Schwerte griff. So ungleich der Kampf war, würde er doch wohl Ormuz unterworfen haben, wenn ihn nicht drei seiner Hauptleute mit ihren Schiffen verlassen hätten. Ein zweiter Zug gegen die Insel, den er im nächsten Jahre unternahm, war nicht glücklicher. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, bis er Ormuz wiedergewonnen hätte.

Als er bald darauf Generalcapitän wurde, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen, um die Portugiesen zum herrschenden

Volke an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu erheben. So viele Hindernisse ihm auch das Mißtrauen des Portugiesischen Hofes, der, um Einen Mann nicht allzumächtig werden zu lassen, in Indien mehrere Statthalterschaften errichten wollte, dann der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen in den Weg legten: seine Klugheit und Standhaftigkeit überwanden Alles. Zunächst war er bedacht, einen bequemen Mittelpunkt für die Herrschaft in Ostindien ausfindig zu machen, und erwählte mit großer Einsicht Goa dazu, dessen Lage auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarischen Küste sich trefflich eignet, den ganzen Handel derselben zu beherrschen. Die Stadt ward am 28. Februar 1510 eingenommen; aber bald erschien der Beherrscher derselben, Ismael Adil Schah, von den Portugiesen Hidalchan genannt, ein Vasall des Königs von Decan, an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann und belagerte die Portugiesen. Albuquerque mußte die Stadt am 30. Mai wieder räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu unternehmen. Am 25. November desselben Jahres eroberte er Goa zum zweiten Male, und traf nun alle Anstalten, um es zu erhalten und zum Hauptsitze zu erheben. Mehr als einmal bewährte sich Albuquerque's Weisheit bei der Wahl dieses Ortes; denn in mancher drohenden Gefahr verdankten die Portugiesen allein dem Besitz von Goa den Fortbestand ihrer Macht in Indien. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft zur See gerichtet; Albuquerque hielt die Behauptung derselben für unmöglich, wenn sie nicht in wohlbefestigten Besitzungen auf dem Lande eine sichere Grundlage hätte.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malaccà, den wichtigsten Stapelplatz des Hinterindischen Handels, wo Chinesische und Arabische Kaufleute zusammen trafen. Die Eroberung dieser Stadt, die mit einer zahllosen Menge von Geschütz vertheidigt wurde, kostete den achthundert Portugiesen, die sie unternahmen, außerordentliche Anstrengung. Zweimal mußte Albuquerque den Angriff von Neuem beginnen, und als er schon in die Stadt eingedrungen war (10. August) wurde noch neun Tage innerhalb derselben gefochten*). Albuquerque sorgte sogleich für die Anlage starker Befestigungen, und traf so weise Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Schiffe noch zahlreicher nach Malacca strömten als vorher. Jetzt ward auch den

*) Barros, Thl. II. S. 196.

mächtigsten Königen Indien's der Portugiesische Name furchtbar; Albuquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang bei diesem Anlaß noch weiter vor, und kam bis zu dem Vaterlande der feinsten Gewürze, den Banda-Inseln und den Molukken.

Von Glück und Sieg gekrönt eilte der unermüdliche Mann nach Goa zurück, das er von den Feinden wieder angegriffen und hart bedrängt fand. Mit Hülfe einiger aus Europa angelangter Verstärkungen schlug er die Belagerer und befreite die Hauptstadt. Selbst von Abyssinien und Ormuz kamen nunmehr Gesandte an den großen Albuquerque; nah und fern schienen die Fürsten mit einander zu wetteifern, sich um die Freundschaft des Königs von Portugal zu bewerben.

Dennoch unternahm Albuquerque, dem ausdrücklichen Befehle des Königs Emanuel und seinem eignen Gelübde zufolge, im J. 1515 einen Zug gegen Ormuz, dessen König den Tribut, zu dem er sich verpflichtet, doch nur sehr unwillig entrichtete, und den Portugiesen die von Albuquerque einst angelegte Festung nicht einräumen wollte. Albuquerque's schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Mit siebenundzwanzig Schiffen, die funfzehnhundert Portugiesen und siebenhundert Indier an Bord hatten, erschien er am 26. März vor Ormuz, zwang den König, ihm die Festung zu überliefern, und sein eigenes Geschütz herzugeben, um sie zu besetzen.

Damit beschloß jedoch der Held die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er unterwegs von seinem eigenen Könige die Entlassung, auf Grund jener schon oben erwähnten Politik der Herrscher. Und was ihm diesen Schlag noch schmerzlicher machte, war, daß mit dem neuen Oberbefehlshaber zugleich zwei Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Stellen ankamen, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte, und die vorzüglich an seinem Sturze Schuld waren. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der letzte Brief, Señor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich habe in diesem Lande einen Sohn, er heißt Blas d'Albuquerque. Ich flehe Ew. Hoheit an, ihn den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." Er wollte Goa gern noch einmal sehen; und er sah es

vom Verdeck aus, dann entschlummerte er, kurz bevor sein Schiff in den Hafen einlief (16. Sept. 1515). Durch seine Thaten vorzüglich war der König von Portugal berechtigt, sich „Herr des Handels von Indien und Aethiopien" zu nennen.

Albuquerque war von schöner Gestalt, seine Züge freundlich und einnehmend, im Zorn aber sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm, und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Doch wird ihm vorgeworfen, daß sein Zorn, der, wenn er gereizt ward, mit großer Heftigkeit ausbrach, ihn zuweilen zu übereilten Todesurtheilen und Grausamkeiten verleitet habe. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man, seine Gebeine in Lissabon zu haben; aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl bewogen werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten sie bei den Bedrückungen, die sie von seinen Nachfolgern erfuhren, oft mit Wehmuth anriefen.

Nach Albuquerque's Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und der Küste Coromandel, und Factoreien auf den Sundischen Inseln; 1535 eroberten sie das wichtige Diu; 1542 kamen sie nach Japan, und knüpften dort, so wie später auch in China, einen einträglichen Handelsverkehr an. Dennoch muß die Verwaltung Albuquerque's als die schönste Blüthe der Portugiesischen Herrschaft in Indien betrachtet werden. Von den Befehlshabern, die ihm folgten, waren die meisten nicht im Stande, ihn zu ersetzen; ihre Führung diente nur dazu, den Verlust dieses außerordentlichen Mannes recht fühlbar zu machen. Noch gaben zwar die Portugiesen Proben großen Heldenmuthes; die einheimischen Fürsten, die es versuchten, wider sie aufzustehen, fühlten ihren tapfern Arm. Allein die Begeisterung der ersten Zeit, die so bewundernswürdige Thaten vollbracht, erlosch allmählig, und machte niederen Leidenschaften Platz. An die Stelle des alten Heldeneifers trat bald ein höchst verderblicher Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, je mehr stieg die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Ueppigkeit nahmen überhand; in der Verwaltung wurden grobe Mißbräuche herrschend, die wichtigsten Aemter nach Reichthum, Gunst und Familien-

verbindungen vergeben*). Auch die große Ausdehnung der Küsten, an denen sich diese Besitzungen befanden, machte die Aufsicht schwierig; Eigennutz und Willkür konnten um so ungestörter sich geltend machen. So bereitete sich schon früh im Innern der Portugiesisch=Indischen Herrschaft ein Verderben vor, wodurch es den späterhin von außen her geführten Stößen erleichtert wurde, sie umzustürzen, und bis auf wenige Trümmer ihrer ursprünglichen Größe zu zerstören.

---

13. Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez.
(1517—1519.)

Wir kehren jetzt wieder zu den Spaniern in Amerika zurück. Cuba, das unter der klugen Verwaltung seines Eroberers, des Diego Velasquez, einer großen Blüthe genoß, und daher die Mittel zu neuen Unternehmungen leicht hergeben konnte, schien für solche auch ein vorzüglicher Ausgangspunkt zu sein; denn von allen Spanischen Besitzungen erstreckte es sich am weitesten nach Westen hin, und schon Columbus hatte behauptet, ein weiteres Vordringen nach dieser Weltgegend würde noch zu viel wichtigeren Entdeckungen als alle bisherigen führen. Der von einer so wichtigen Autorität empfohlenen Richtung folgend, entdeckte Hernandez de Cordova 1517 die Halbinsel Yucatan, und fand zu seinem Erstaunen die dortigen Eingebornen in baumwollene Gewänder gekleidet, überhaupt in einem ganz anderen Zustande als die Wilden der Inseln. Sie waren überdieß so kriegerisch, daß sie bei einer Landung, welche die Spanier machten, um frisches Wasser einzunehmen, zwei und funfzig derselben erschlugen. Selbst mit gefährlichen Wunden bedeckt, blieb dem Cordova nichts Anderes übrig, als nach Cuba zurückzusegeln, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb.

Aber dieses Mißgeschick schreckte so wenig, es reizte vielmehr die gewonnene Kunde so sehr, daß man sich dazu drängte, an einer neuen Ausrüstung, die Velasquez betrieb, Theil zu nehmen. Führer derselben war Johann von Grijalva. Er verließ Cuba im Frühling 1518, landete an dem Orte, wo Cordova jene Niederlage erlitten hatte, um die Indianer dafür zu züchtigen, und schlug sie, aber nicht ohne tapfern Wi=

---

*) Saalfeld, Geschichte des Portugiesischen Colonialwesens in Ostindien, S. 264.

verstand erfahren zu haben. Als die Schiffe hierauf weiter an der Küste hinsegelten, sahen die Spanier zu ihrem Erstaunen (es war die Gegend jener merkwürdigen und neuerdings so vielfach durchforschten Ueberreste der Baukunst) Ortschaften mit steinernen Häusern, Thürmen und Kreuzen, und in der Erinnerung an das Vaterland, mit dem man hier insofern Aehnlichkeit fand, gab Grijalva dem Lande den Namen Neuspanien*). An einigen Orten, wo er die Küste betrat, bewirkte der Schreck, den sein Sieg im Lande verbreitet hatte, eine freundliche, ehrerbietige Aufnahme. Alles, was die Spanier sahen, erhöhte ihre Vorstellungen von dem Anbau und dem Reichthum des Landes, das sie gefunden hatten, und von der Civilisationsstufe seiner Einwohner. Diese sagten ihnen, daß sie Unterthanen eines mächtigen Monarchen, Namens Montezuma, seien, dessen Herrschaft sich noch über viele andere Provinzen, die zusammen das Mexicanische Reich bildeten, erstrecke. Unter diesen Umständen hielt Grijalva den Plan, mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln hier eine Colonie zu gründen, für zu kühn, und kehrte daher nach Cuba zurück. Velasquez hingegen brannte vor Begierde, die gemachte Entdeckung, die alle seine Erwartungen weit übertraf, so vollständig als möglich zu benutzen. Er bereitete daher eine neue, weit bedeutendere Ausrüstung vor; da er aber in sich selbst den erforderlichen Geist und Muth nicht fühlte, so wollte und mußte er sie freilich einem andern Anführer vertrauen; doch suchte er nach einem solchen, der mit jenen Fähigkeiten keinen Ehrgeiz vereine, damit derselbe den Hauptgewinn und die Ehre, die Besitzungen der Krone Spanien außerordentlich erweitert zu haben, ihm willig überlasse.

Nach einigem Schwanken wählte er den Ferdinand Cortez, der, um einen Schauplatz für Thaten, wonach sein feuriger Geist dürstete, zu finden, im Jahre 1504 als ein neunzehnjähriger Jüngling nach St. Domingo gekommen, dann mit Velasquez nach Cuba gegangen war. Schon damals hatte er so bedeutende Proben von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit gegeben, daß man Ungemeines von ihm erwarten durfte. Indeß hätte nicht viel gefehlt, so wäre seine Laufbahn früh geendet gewesen; denn er hatte an einem heimlichen Einverständniß gegen Velasquez thätigen Antheil genommen, und war von diesem zum Tode verurtheilt worden. Doch war die Sache schließlich ausgeglichen worden, und schien jetzt, wo sechs Jahre darüber verflossen waren, völlig vergessen. Cortez erhielt die Bestallung zu seinem neuen Berufe, und zur Ausführung des-

*) S. Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico, Thl. I. S. 179 ff.

selben elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Indeß die Klugheit und der Eifer, die er bei der Ausrüstung und Truppenwerbung entwickelte, reizten auch seine Feinde und Neider. Sie erweckten neuerdings den schlafenden Argwohn im Herzen des Velasquez, so daß ihn seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht sobald, als er schnell absegelte und an anderen Punkten der Insel die Ausrüstung vollendete. Velasquez entsetzte ihn nun zwar förmlich des Commando's und befahl seine Gefangennehmung; aber Cortez hatte die Herzen der Angeworbenen schon so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm, als er seinen offenen Bruch mit dem Statthalter erklärte, Treue und Ergebenheit verhießen, und selbst auf die Abreise von der Insel drangen. Sie geschah am 10. Februar 1519. Die ganze Mannschaft, mit der einem mächtigen Königreiche Gesetze vorgeschrieben werden sollten, bestand aus 110 Seeleuten und 553 Soldaten, worunter 32 Kolbenbogenschützen und nur 13 Büchsenschützen; die Artillerie bildeten zehn schwere Geschütze und vier leichtere oder Feldschlangen; zum Zweck der Reiterei dienten 16 Pferde; außerdem waren zur Aushülfe 200 Indianer von der Insel am Bord. Die Hauptfahne, von schwarzem Sammet mit Gold gestickt, führte als Wappen ein rothes Kreuz in blauen und weißen Streifen mit der Aufschrift in lateinischer Sprache: „Freunde, laßt uns dem Kreuze folgen, und wir werden unter diesem Zeichen, wenn wir gläubig sind, siegen."

Cortez zählte damals vierunddreißig Jahre; er war von mehr als mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe bleich, und sein großes dunkles Auge gab ihm, trotz seiner im Grunde heiteren Gemüthsart, einen Ausdruck von hohem Ernst. Seine Gestalt war schlank, seine Schultern breit, sein Körper überhaupt muskelstark und ebenmäßig, so daß er Kraft und Behendigkeit vereinigte. In seiner Nahrung mäßig und wenig trinkend, erschien er gegen Beschwerden und Entbehrungen völlig gleichgültig. Seine Kleidung, mehr reich als glänzend und auffallend, ließ seine schöne Persönlichkeit vortheilhaft hervortreten. Den äußern Eindruck nicht verschmähend, führte er eben jetzt eine größere Pracht in seiner Erscheinung und seiner Lebensweise ein, die er fortan immer beibehielt. Uebrigens barg er unter seinem offenen und soldatischen Wesen einen ausnehmend kalten und berechnenden Geist. Selbst in seine fröhlichste Laune mischte sich eine Bestimmtheit und Entschlossenheit, die allen seinen Umgebungen Gehorsam und sogar Furcht einflößte. Durch diese berechnete Vereinigung von Wohlwollen und Würde gelang es ihm vornehmlich, die Hin-

gebung der rauhen und unruhigen Gemüther, und seine Herrschaft über sie zu befestigen*).

Die erste Landung geschah an dem Orte, wo Grijalva von den Eingebornen freundlich aufgenommen worden war. Cortez aber fand sie wiederum feindselig, und mußte sie mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrage bringen. Er schiffte sich hierauf wieder ein, und landete da, wo jetzt das Fort St. Juan de Ulloa liegt. Hier fanden sich die Mexicanischen oder Aztekischen Indianer zahlreich zu einem friedlichen Verkehre ein. Ein besonders günstiger Umstand war es, daß man mit ihnen durch eine kürzlich zum Geschenk erhaltene indianische Sklavin, von den Spaniern Marina genannt, unterhandeln konnte, die sowol das Mexicanische verstand, als das Yucatanische, dessen wiederum ein Spanier, Aguilar, mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Marina, eine Mexicanische Kazikentochter, die durch ein trauriges Geschick nach Yucatan (Tabasco) in die Sklaverei verschlagen worden, erlernte auch sehr bald das Castilianische, als Sprache der Liebe, da Cortez sie zu seinem Dolmetscher, dann zu seinem Schreiber, und schließlich zu seiner Geliebten erkor; sie gebar ihm einen Sohn, Don Martin.

Cortez versetzte die Mexicaner durch das Schauspiel Europäischer Kriegsübungen, das er ihnen gab, in staunende Ehrfurcht. Der Donner des Geschützes, die Reiter, die mit ihren Pferden ein monströses Ganzes schienen, ließen sie glauben, daß die Ankömmlinge höhere Wesen seien. Montezuma**) erhielt durch seine Statthalter schleunigst Nachrichten und durch Indianische Maler ziemlich gute Abbildungen von den Fremden und ihren Wunderdingen. Zugleich wurde ihm berichtet, daß Cortez begehre, nach der Hauptstadt zu kommen, denn er habe Aufträge von dem mächtigsten Monarchen der Ostländer an Montezuma, die er nur ihm selbst anvertrauen dürfe. In Kurzem erschienen Gesandte von dem Könige an Cortez, die ihm reiche Geschenke brachten, aber auch die Aufforderung, das Reich zu verlassen. Als Cortez bei seinem Verlangen blieb, kam eine zweite Botschaft, welche die Weisung der ersteren wiederholte, und noch größere Geschenke hinzufügte. Doch was ihn zur Rückkehr bewegen sollte, verstärkte nur seine Begierde, ein solches Land zu gewinnen.

---

*) Prescott, a. a. O. S. 205 ff.

**) Der alte ächte Name ist Motecuhcuma; so schreibt Torquemada in seiner Monarquia Indiana.

Er bestand auf dem Besuch und machte Anstalten zur Anlegung einer Spanischen Stadt im Mexicanischen Gebiete.

Indeß fühlte er die Nothwendigkeit, ehe er weiter vorwärts ging, seine eigene Stellung mehr zu sichern. Es gab unter den Truppen Mißvergnügte, die aus Zaghaftigkeit Heimkehr wünschten; Andere, die als Anhänger und Freunde des Velasquez den Anführer als einen Abtrünnigen und Rebellen betrachteten. Cortez benahm sich mit außerordentlicher Klugheit, indem er Alles auf die Entscheidung der Seinen ankommen zu lassen schien, während er sie auf das Geschickteste leitete. Er ertheilte den Befehl zur Einschiffung, und hatte die Freude, ein lautes Murren dagegen zu vernehmen, so daß der Beschluß zu bleiben und auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, von der großen Mehrheit der Truppen gefaßt ward. Die Frage über die Befehlshaberwürde sollte der für die zu gründende neue Stadt im Namen des Königs von ihm ernannte Colonie-Verwaltungsrath verhandeln. Cortez legte vor diesem, der aus seinen treuesten Freunden zusammengesetzt war, feierlich seine Bestallung und seinen Befehlshaberstab nieder, und ersuchte die Mitglieder, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß kein Anderer als Cortez erwählt ward. Der Verwaltungsrath ernannte ihn zum General-Capitän und Oberrichter der Colonie bis auf weitere Befehle des Königs. Diese Form war sehr wichtig, denn sie reinigte ihn von dem Flecken, das Befehlshaberamt willkürlich und eigenmächtig zu führen.

Er rückte nun in das Gebiet des Kaziken von Cempoalla. Dieser, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und verband sich förmlich mit ihm. Dasselbe that der Kazike von Chiahuitzlan, in dessen Gebiet nunmehr die beabsichtigte Colonie angelegt wurde, die den Namen erhielt, „die reiche Stadt des wahren Kreuzes" (Villa rica de la vera cruz, gewöhnlich abgekürzt Veracruz). Cortez erachtete es jetzt für dringend nöthig, dem Kaiser Karl V., als damaligem Beherrscher Spanien's, von Allem, was geschehen war, Bericht abzustatten. Er malte die Aussichten bei der Eroberung eines solchen Reiches, die Vortheile davon für die Krone mit glänzenden Farben, und verschwieg auch sein Verhältniß zu Velasquez nicht, jedoch ohne um die Befehlshaberstelle für sich geradezu zu bitten. Dies that vielmehr der Verwaltungsrath der Colonie in einem besondern Briefe, worin er die Verdienste des Feldherrn hervorhob. Noch war das Schiff, welches die mit der Ueberreichung dieser Schreiben beauftragten Freunde des Cortez nach Spanien bringen sollte,

nicht abgesegelt, als eine Verschwörung von Anhängern des Velasquez entdeckt wurde, die vermittelst eines Schiffes, dessen man sich heimlich bemächtigen wollte, dem Letztern von der Absendung der Berichte Kunde zu geben gedachten, damit er zuvorkommen könne. Cortez bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode.

Um aber für die Zukunft gegen ähnliche Entwürfe gesichert zu sein, und zugleich seinen Soldaten nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang zu lassen, faßte der Held jetzt den wunderbar kühnen Entschluß, die gesammte Flotte, mit Ausnahme eines einzigen kleinen Schiffes, unter dem Vorwande der Seeuntüchtigkeit auf den Strand laufen und zerstören zu lassen. Es geschah Anfangs zur größten Bestürzung und unter immer lauterem Murren, schließlich aber unter allgemeinem Beifall der Truppen; denn Cortez wußte sie durch eine begeisternde Anrede umzustimmen. Auf Mittel zum Entfliehen zu sinnen, erklärte er, sei tapferer Gemüther unwürdig; rückwärts zu blicken, indem sie vorwärts drängen, würde ihr Verderben sein; Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem Befehlshaber würde den Erfolg verbürgen. „Ich für mein Theil, so schloß er, werde ausharren, so lange nur noch Einer bei mir bleibt. Giebt es einige Feige unter euch, die Anstand nehmen, die Gefahren unseres ruhmwürdigen Unternehmens zu theilen, so lasset sie in Gottes Namen nach Hause gehen. Es ist noch ein Schiff übrig; mögen sie es nehmen und nach Cuba zurückkehren; mögen sie dort erzählen wie sie ihren Befehlshaber und ihre Gefährten verlassen haben, und ruhig warten, bis wir mit der Beute der Azteken beladen heimkehren." Begeistert erhob sich der allgemeine Ruf: „Nach Mexico! nach Mexico!"*) So ließen sich, wie Robertson sagt, mit einem Aufschwunge von Heldenmuth, der in der Geschichte seines Gleichen nicht hat, fünfhundert Menschen freiwillig in ein feindliches, mit mächtigen und unbekannten Völkern erfülltes Land einschließen, und entsagten, durch Vernichtung der Mittel zu entkommen, jeder andern Zuflucht außer derjenigen, die in ihrem Muthe und ihrer Ausdauer lag.

Nun begann der Zug in's Innere des Landes. Cortez wählte den Weg durch das Gebiet der Tlascalaner, einer kriegerischen Völkerschaft, die ihre Tapferkeit gegen das Mexicanische Reich tapfer behauptet hatte. Sie widersetzten sich seinem Durchzuge; aber nachdem ihre außerordentliche Ueberzahl durch der Spanier Tapferkeit, Kriegskunst und bessere

---

*) Prescott, I. S. 295 ff., abweichend von Robertson's History of America, II. S. 253 ff. Beider Auffassungen lassen sich, wie oben geschehen, vereinigen.

Waffen in mehreren Treffen besiegt worden war, schlossen sie Frieden, und bekannten sich, nach Cortez' Verlangen, zu Vasallen der Castilischen Krone. Sie nahmen die Spanier in ihrer Hauptstadt, über deren Größe, Schönheit und treffliche Anstalten diese erstaunten, mit Ehrerbietung wie höhere Wesen auf, und brachten ihnen Lebensmittel in Ueberfluß.

In Cholula, der nächsten großen und volkreichen Stadt, wohin Cortez kam, erfuhr er durch seine Dolmetscherin Marina, daß die Einwohner ihn nur willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen, und die Spanier zu ermorden. Sogleich bemächtigte er sich der Oberhäupter, hielt sie in Verwahrung, und ließ plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen in dem schrecklichen Gemetzel um's Leben gekommen sein; die Uebrigen flohen. Da verzieh Cortez den eingesperrten Häuptern, ließ sie wieder frei, und erlaubte ihnen, die Entflohenen zurückzurufen. Die Cholulaner verbanden sich nun gleichfalls mit ihm, und auf dem weitern Marsche ward sein Anhang immer größer und mächtiger. Keiner der ihm beigetretenen Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlascalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und bereit, ihn in seinen Kämpfen kräftig zu unterstützen.

---

14. Eroberung des Mexicanischen Reiches.

(1519—1521.)

Als Cortez die Unterwerfung des mächtigen Mexicanischen Reiches unternahm, bestand es noch nicht volle drei Jahrhunderte*). Die Civi-

*) Die Azteken und Tezcucaner, gleichwie die Tolteken, kannten die Buchstabenschrift nicht; aber sie hatten das Andenken an die Begebenheiten ihrer Vorfahren in zahlreichen hieroglyphischen Gemälden aufbehalten, deren allergrößter Theil durch den Fanatismus der Spanier zerstört wurde; namentlich durch die Glaubenswuth des ersten Erzbischofs von Mexico, Don Juan de Zumarraga, der ein eben so großes Autodafé über die Mexicanischen Handschriften verhängte, wie einige zwanzig Jahre zuvor Erzbischof Ximenes in Granada über die Arabischen. Aus den Ueberresten der ersteren und noch mehr aus dem Munde derer, die sie noch in Fülle gesehen, ist eine geschichtliche Ueberlieferung niedergeschrieben worden, die zwar grade wegen ihrer Ausführlichkeit Mißtrauen erregt, aber doch in ihren Grundlagen ohne Zweifel auf Wahrheit beruht. Da die Deu-

lisation, welche die Spanier darin antrafen und bewunderten, war gleichfalls keine dem Lande, so weit das Andenken der Menschen reichte, eigenthümliche, sondern eine von Völkern, die aus Nordwesten kamen, dahin gebrachte. Zu diesen gehörten zunächst die Tolteken, die wahrscheinlich im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (um 648) nach dem Gebiet von Anahuac kamen, und ihre Hauptstadt in Tula errichteten. Sie trieben Landbau und Gewerbe, waren geschickte Metallarbeiter, erfanden die verwickelte Zeiteintheilung, errichteten weithin großartige Bauwerke, deren Trümmer noch heut zu sehen sind, und waren überhaupt die eigentlichen Urheber der Bildung in diesem Theile des Festlandes. Um 1051 verließen sie aber größtentheils ihre Sitze und wanderten wahrscheinlich nach Mittelamerika und den benachbarten Inseln; die majestätischen Trümmer von Mitla und Palenque rühren möglicherweise von ihnen her. Ihre Stelle in Anahuac nahmen um 1170 die rohen Chichemeken ein, die jedoch sehr bald wieder durch gesittetere Stämme verdrängt wurden, namentlich um 1200 durch die Acolhuaner oder Tezcucaner und durch die Azteken; jene gründeten Tezcuco, diese Mexico, die Hauptstädte der beiden blühendsten Staaten von Anahuac; beide waren die Erben der Toltekischen Bildung.

Die Azteken, die allmählig das herrschende Volk in Neuspanien wurden, hatten früher nordwärts vom Meerbusen von Californien ihre Sitze gehabt, und waren von dort um 1160 aufgebrochen; nur allmählig weiter gegen Süden vordringend, hatten sie um 1196 Tula erreicht. Erst nach vielen neuen Wanderungen und Abenteuern, die der Heldenzeit des Alterthums vergleichbar sind, machten sie endlich im Jahre 1325 an dem See von Tezcuco Halt, und erbauten hier die Stadt Tenochtit-

---

tung der Hieroglyphen nicht ohne Schwierigkeit ist, so kommen in den chronologischen Angaben große Abweichungen vor. Wir folgen in den Zeitbestimmungen durchweg dem Clavigero (Storia del Messico, s. besonders Thl. I. S. 172 und Thl. II. S. 320 der deutschen Uebersetzung). Neben ihm ist das zweitwichtige Werk jetzt Veytia's Historia Antigua (Mexico, 1836). Die umsichtigste Bearbeitung aller Quellenschriften giebt Prescott (a. a. O. S. 9 ff.), dem wir uns anschließen. Zu den interessantesten und wichtigsten Quellen gehört die Historia Chichemeca des einheimischen Geschichtschreibers Ixtlilxochitl, der ein Zeitgenosse des Cortez und ein Mitglied des Tezcucanischen Königshauses war. Ueber den Grad und den Umfang der Kenntnisse der Mexicaner würden wir urtheilen können, wenn die Spanier nicht die Bewahrer derselben, die Aztekischen Priester, fast gänzlich sofort ausgerottet hätten. Vgl. v. Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien Bd. I. S. 127.

lan, nach ihrem Kriegsgott Mexitli auch Mexico genannt, die fortan der Sitz und Mittelpunkt ihres Reiches blieb. Damals wurden sie von einer Anzahl adeliger Häuptlinge aristokratisch regiert; da sie sich aber gegen die Nachbarn schwach fühlten, und größerer Einheit der Maßregeln zu bedürfen glaubten, so führten sie im Jahre 1352 das Königthum ein. Wirklich wurden sie von der Zeit an ihren Nachbarn furchtbar, und breiteten ihre Herrschaft immer weiter aus, zumal im Verein mit den minder mächtigen Staaten von Tezcuco und Tlacopan, die sich als Bundesgenossen zu Schutz und Trutz ihnen anschließen und, wie es scheint, ihrer Führerschaft unterordnen mußten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, unter dem ersten Montezuma, herrschten sie schon an den Seiten des Tafellandes bis hinab zu den Ufern des Mexicanischen Meerbusens. Die Hauptstadt zeugte von der allgemeinen Wohlfahrt; ihr Umfang war weit größer als der der heutigen Stadt Mexico, ihre ursprünglich gebrechlichen Hütten wurden durch feste Bauwerke von Stein und Kalk verdrängt, und ihre Bevölkerung vermehrte sich rasch. Eine Reihe fähiger Fürsten verstanden die steigenden Hülfsquellen und den kriegerischen Geist des Volkes zu benutzen. Jahr aus Jahr ein sah man sie beladen mit der Beute eroberter Städte, und mit einer gedrängten Menge unglücklicher Gefangener, nach ihrer Residenz zurückkehren. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts reichte die Herrschaft der Azteken vom Atlantischen bis zum Stillen Meere, und unter dem kühnen aber blutdürstigen Ahuitzotl trugen sie ihre Waffen sogar weit über die Grenzen ihres Gebietes hinaus, bis in die entferntesten Winkel von Guatemala und Nicaragua. Als die Spanier in das Land kamen, unter dem zweiten Montezuma, dem neunten Könige der Azteken, stand daher das Reich grade in seiner größten Ausdehnung da. Die Verbindung mit den entferntesten Theilen des Landes wurde durch Eilboten unterhalten, ähnlich wie im altpersischen Reiche und in China; die Posthäuser waren etwa je zwei Leguas von einander errichtet; auf jeder Station wurden die Eilboten gewechselt und dadurch eine solche Schnelligkeit erzeugt, daß die bilderschriftlichen Depeschen, oder frische Fische aus dem Mexicanischen Meerbusen, in Einem Tage 100 bis 200 Englische Meilen weit befördert wurden.

Allein zugleich mit dem Machtanwachs des Reiches war die monarchische Regierung in einen Despotismus ausgeartet, der immer drückender wurde, besonders für die untern Stände; auch war der Adel im Besitze großer, für das Ganze verderblicher Vorrechte. So lebte denn das Volk nunmehr in großer Armuth, während der Kaiser, die Prinzen, der

Adel und die Priester allein die fruchtbarsten Ländereien inne hatten, und die Statthalter in den Provinzen sich ungestraft die härtesten Erpressungen erlaubten. Die zuletzt unterworfenen Stämme trugen überdies das Joch mit heftigem Unwillen; und der Druck, den Montezuma gegen die neuen Vasallen übte, führte dem Cortez zahlreiche Verbündete zu, und wurde dergestalt eine der wirksamsten Ursachen seines Unterganges.

Von Cholula aus zog Cortez, trotz fortwährender Gesandtschaften Montezuma's, die ihn zur Umkehr bewegen sollten, der Hauptstadt immer näher. Die Spanier kamen durch so große und volkreiche Städte, und durch ein so herrlich angebautes Land, daß ihr Erstaunen von Tage zu Tage wuchs. In der That ist es bewunderswürdig, daß ein Volk, das weder eiserne Werkzeuge noch Zugvieh hatte, solche Städte zu bauen vermochte. Endlich zeigte sich den Spaniern Mexico selbst in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen weißen Häusern und Tempeln. Die Spanier schätzten die Zahl der Häuser auf etwa sechzigtausend. Die Stadt lag auf einer Insel in dem See Tezcuco, mit dem festen Lande durch drei verschiedene Dämme verbunden, auf deren einem Cortez die Seinen vorsichtig heranführte (8. Nov. 1519). Ehe er die Stadt erreichte, kamen ihm tausend, der äußern Erscheinung nach angesehene Männer, in feine baumwollene Gewänder gekleidet, entgegen, begrüßten ihn ehrerbietig und verkündeten die nahe Ankunft ihres Gebieters. Bald erschien dieser auch selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen und einer zahlreichen, reich gekleideten Dienerschaft. Er begrüßte Cortez auf eine Weise, wie sie in Mexico nur von Geringeren gegen Höhere gewöhnlich war, so daß die Mexicaner, die von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge sein. In der Stadt wurde den Spaniern ein sehr weitläufiger steinerner Palast zur Wohnung angewiesen. Montezuma führte selbst den Cortez dort ein und beschenkte die Spanier reichlich. Er erzählte dem Feldherrn von einer Ueberlieferung unter seinem Volke, daß ein Fürst desselben vor uralten Zeiten in die Länder nach Sonnenaufgang gezogen sei, und daß man stets geglaubt, es werde dereinst einer seiner Nachkommen sein Recht auf Land und Volk geltend machen. Er glaube nun, nach Allem, was die Spanier von ihrem mächtigen Könige erzählten, es sei dieser ihr angestammter Herrscher, dem er daher auch sich und sein ganzes Reich unterwerfen wolle.

So gut das auch klang, und so freundschaftlich der Empfang war, wußte doch Cortez nicht, wie weit er dem Allen trauen dürfe. Er befestigte sich zwar in seinem Palaste so viel als möglich, und sicherte sich

durch geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor einer Ueberraschung; doch mußte ihm für den Fall, daß Montezuma, wie es die Tlascalaner behaupteten, treulos erfunden werde, seine Lage, mitten in einer volkreichen Hauptstadt, aus der ihm der Rückzug so leicht abgeschnitten werden konnte, höchst gefährlich erscheinen. Aber er war schon zu weit gegangen, um scheu zurücktreten zu dürfen, und er glaubte daher den Erfolg seiner bisherigen Kühnheit nur durch eine noch größere sichern zu können. Der Person des Königs selbst wollte er sich bemächtigen, damit er ihm als Geisel gegen dessen Volk diene, und dann auch in allen Stücken seinem Willen sich fügen und jede seiner Forderungen befriedigen müsse*). Nur eine so beherzte Seele wie die des Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst mehrere seiner Offiziere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Sechs Tage nach seinem Einzuge in Mexico begab er sich, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, in Begleitung seiner besten Hauptleute in die Wohnung des Königs. Man begann damit, diesen über einen Vorfall zur Rechenschaft zu ziehen, der die Spanier in Schmerz versetzt hatte. Ein Mexicanischer Feldherr, Quauhpopoca, hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Veracruz war Letzteren zu Hülfe gekommen. In einem Treffen hatten die Spanier zwar gesiegt, aber ihr Befehlshaber und sechs Soldaten waren geblieben, ein achter war lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem Könige dieses feindselige Verfahren als eine schwere Beleidigung des Königs von Spanien vor, die eine große und glänzende Genugthuung erfordere. Montezuma versprach, den Quauhpopoca sogleich kommen zu lassen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung auszuliefern. Cortez antwortete, daß er für seine Person damit allerdings ganz zufrieden sei, aber die übrigen Spanier hegten gegen den

*) „Nach Allem," schreibt Cortez an Karl V., „was ich von dem Lande gesehen, schien mir, daß es dem königlichen Dienste und unserer Sicherheit entsprechen würde, wenn dessen Oberherr sich in meiner Gewalt befände, und nicht in seiner völligen Freiheit, damit er nicht etwa wankend werde im Entschluß und Willen, so er gezeigt, Ew. Hoheit zu dienen; besonders da wir Spanier ziemlich unverträglich und ungestüm sind und, wenn ihn das etwa zu verdrießen anfinge, er uns vielen Schaden zufügen könnte, und dergestalt, nach seiner großen Macht, daß von uns auch nicht einmal das Gedächtniß verbliebe." Drei Berichte des Cortez an Karl V., Deutsch von Koppe, S. 78.

König den Verdacht geheimer Feindschaft, und es sei kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen derselben wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma antwortete anfangs wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez blieb bei seinem Begehren. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher Spanischer Offizier: „Wozu so viele Zeit verschwenden! wir müssen ihn entweder mit Gewalt fortschleppen, oder niederstoßen.“ Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er erfuhr, daß sein Leben in Gefahr sei, ergab er sich. Von dem Augenblick an, wo die Spanier ungeschreckt auf seine Hauptstadt losgingen, hatten Kleinmuth und Unentschlossenheit immer mehr überhand in ihm genommen, und die abergläubische Furcht vor der Erfüllung jener Prophezeihung ihn vollends jeder Thatkraft beraubt. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen; er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seinen Unterthanen glauben zu machen, es sei sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er blieb von seinen Hofbedienten umgeben, und seine Räthe hatten täglich freien Zutritt zu ihm. Quauhpopoca wurde bald nachher mit seinem Sohn und seinen vornehmsten Hauptleuten, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus Mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch entschiedener zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen und dagegen unfähige anzunehmen, endlich sogar, sich öffentlich und feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären. Nur dem Andringen, seinen Götzen zu entsagen und sich zum Christenthume zu bekehren, widerstand er beharrlich. Der Eifer, den Cortez bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten für die Einführung des Christenthums zeigte, kann um so weniger auffallen, als der Götzendienst der Mexicaner in der That der schrecklichste war, den es je gegeben hat. Der furchtbare Gräuel der Menschenopfer befleckt den Götterdienst der meisten heidnischen Völker; aber nirgends hat er in solcher Ausdehnung und mit so großer Grausamkeit geherrscht, wie bei den Mexicanern. Eine der mäßigsten Angaben bestimmt für das Gesammtreich die jährliche Zahl dieser unglück-

lichen Opfer, wozu besonders die Kriegsgefangenen dienten, auf zwanzigtausend *).

Cortez wollte die Götzen in dem Haupttempel gewaltsam zerstören lassen; als er aber die Wuth des Volkes gewahrte, ließ er von dem gefährlichen Unternehmen ab. Seitdem ging der Unmuth der Mexicaner gegen die herrischen Fremdlinge in bittern Haß über, und der Adel beschäftigte sich eifrig mit Befreiungsplänen. Auch Montezuma ermannte sich und erklärte dem Cortez, weder seine Götter noch sein Volk wollten das längere Bleiben der Spanier dulden. Um Zeit zu gewinnen, antwortete Cortez: er sei bereit, sein Verlangen zu erfüllen, nur müsse man erst die erforderlichen Schiffe bauen. Inzwischen hoffte er Verstärkung aus Spanien zu erhalten, wohin seine Berichte schon vor neun Monaten abgegangen waren. Er wußte nicht, daß Velasquez trotz der angewandten Vorsicht von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daß von daher ein Gewitter gegen ihn heraufzog, welches mit einem Schlage ihn um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohte.

Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sei zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern und zwölf Kanonen ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Der von ihm ernannte Befehlshaber, Narvaez, hatte den Auftrag, Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Er stellte nach vollbrachter Landung laut und prahlerisch den Cortez als einen rebellischen Abenteurer dar, den er zu strafen komme, und brachte dadurch viele Mexicaner zum Abfall von ihm.

Aber auch in dieser außerordentlichen Gefahr bewahrte Cortez den gewohnten Muth. Er ließ zur Bewachung des Montezuma und der Hauptstadt hundertundvierzig Mann zurück, und ging mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Selbst nachdem er die Besatzung von Veracruz an sich gezogen, betrug sein Häuflein kaum das Drittel der feindlichen

---

*) So Clavigero, Thl. I. S. 392. Nach der Behauptung des Bischofs Zumarraga wären jährlich in der Hauptstadt allein so Viele geschlachtet worden. Torquemada (Monarquia Indiana. T. II. S. 120) beschränkt die Angabe dieser Zahl bloß auf die Kinder; Herrera sogar auf die Opfer eines bestimmten Tages im Jahr. Vgl. Prescott, Thl. I. S. 64.

Macht. Einen an Zahl so schwachen Gegner glaubte Narvaez vollends verachten zu dürfen, und verwarf in stolzer Sicherheit alle Vergleichsvorschläge. Indessen schlichen geheime Boten von Cortez in seinem Lager umher, und gewannen durch Geschenke und Versprechungen einen Theil seiner Truppen. Doch nicht die Künste der Schlauheit allein sollten siegen. In Cempoalla, wo Narvaez stand, wurde er von Cortez und dessen erprobten Kriegern in einer finstern Nacht überfallen und nach kurzem Gefechte mit sehr geringem Blutvergießen vollständig besiegt. Er selbst empfing, tapfer fechtend, eine gefährliche Wunde und ward gefangen (27. Mai 1520). Seine Soldaten nahmen mit sehr wenigen Ausnahmen bei Cortez Dienste.

Wohlverstärkt mit einer so bedeutenden Zahl frischer Truppen und gutem Kriegsbedarf, brach dieser nun wieder nach der Hauptstadt auf, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der dort zurückgelassene Befehlshaber hatte inzwischen die Strenge des Cortez nachahmen wollen, ohne dessen Klugheit zu besitzen, und dadurch eine große Gefahr hervorgerufen. Einer vermutheten Verschwörung zuvorzukommen, hatte er, so treulos als grausam, bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber geriethen Stadt und Land in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht mehr dämpfen. Die vorher so scheuen Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder mit der Erbitterung und Wuth der Verzweiflung. Sie griffen den festen Palast der Spanier an; Cortez that einige Ausfälle, konnte aber der Feinde, die sich aus der umliegenden Gegend täglich mehr verstärkten, nicht Herr werden, verlor eine Anzahl Leute, und wurde selbst in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte Montezuma versuchen, den Streit zu einem gütlichen Ende zu bringen. Er erschien in seinem Königsschmuck auf einer Zinne des Palastes, und verhieß den Abzug der Fremdlinge, sobald die Mexicaner die Waffen niederlegen würden. Aber das wüthende Volk schrie ihn mit Verachtung an, schleuderte sogar einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn. Schwer am Kopf getroffen, sank der Unglückliche nieder, und starb wenige Tage nachher, wahrscheinlich am 29. oder 30. Juni 1520, mehr am gebrochenen Herzen als an der Tödtlichkeit seiner Wunde; starr hinbrütend, wie zermalmt durch die Schmach seines Geschickes, riß er in der tiefsten Aufregung seines Gemüthes den Verband immer wieder ab, und schlug hartnäckig sowohl ärztliche Hülfe als Nahrung aus. Daß er durch die Spanier erdrosselt worden sei, ist eine aztekische Erfindung; löste doch sein Tod, ihnen sehr zur Unzeit, das letzte Band auf,

wodurch sie die Mexicaner hätten beschwichtigen und moralisch an sich fesseln können *).

Diese hatten indeß den Kampf fortgesetzt, und thaten von dem hohen Dache eines nahen Tempels durch Steinwerfen den Spaniern großen Schaden. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spitze seiner Tapfersten hinauf drang. Die adligen Mexicaner, die den Tempel besetzt hatten, machten ihn jede Stufe streitig, oben aber begann ein ebenso hitziges als blutiges Handgemenge; Cortez ermunterte die Seinen durch Wort und Beispiel. Zwei Mexicanische Jünglinge — so lautet eine Sage —, nach dem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande der Spitzsäule stand, und wollten ihn mit sich hinabreißen; nur seine Stärke und Gewandtheit retteten ihn; er rang sich los, und jene stürzten allein hinunter. Nach langer Anstrengung blieben die Spanier Sieger und steckten den Tempel in Brand.

Aber der Aufruhr legte sich nicht; der Kampf tobte fort und die Menge der Streiter schwoll immer bedenklicher an; der Muth und die Heftigkeit der Azteken wuchs; die Spanier mußten befürchten, nach außen völlig abgeschnitten und eingeschlossen zu werden. Unter solchen Umständen war vollends nach dem Tode Montezuma's an eine längere Behauptung des Platzes nicht zu denken. Cortez gab daher den Befehl zum Aufbruch, und in der Nacht zum 1. Juli trat das ganze Heer in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Nachen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit des gepreßten Haufens. Mit rasendem Ingrimm, mit tollkühner Todesverachtung drängten sich die Azteken heran; mörderisch wüthete das Gemetzel den ganzen Dammweg entlang, dessen Brücken zerstört waren. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht (noch jetzt in Mexico noche triste genannt) fand Cortez kaum noch die Hälfte seiner Leute beisammen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Mehrere der bravsten Offiziere waren erschlagen, theils ertrunken; von den treuen Tlascalanern wurden zweitausend vermißt; viele Krieger waren von den Mexicanern lebendig ergriffen worden, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pul-

*) Clavigero, Thl. II. S. 149. Prescott, Thl. II. S. 17 f. 35 ff.

ver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

Wiederum auch in dieser Noth wurde Cortez der Trost und das Vorbild seiner Soldaten. Ebenso unverdrossen als unermüdlich theilte er mit ihnen alle Entsagungen und Beschwerden, die nicht gering waren, da sie, stets von Feindeshaufen umschwärmt, durch ein Land dahinzogen, in dem sie kaum die nothdürftigste Nahrung fanden. Und noch war die größte Gefahr nicht überstanden. Am sechsten Tage ihres Rückzuges nach Tlascala, als sie sich in der Nähe von Otumba befanden, sahen sie von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexicanern bedeckt. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung sein*). Cortez führte die Seinen nach einer kräftigen Anrede ins Treffen; aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erinnerte sich Cortez, gehört zu haben, daß nach dem Glauben der Mexicaner von dem Schicksal der Reichsfahne der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich sprengte er mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu, und streckte den Anführer, der es trug, mit der Lanze zu Boden. So wie die Mexicaner dies sahen, stürzten sie sich in sinnlose Flucht. Am folgenden Tage (8. Juli) rückten die Spanier in das treue Tlascala ein.

Obschon dem Untergange nur wie durch ein Wunder entronnen, gab Cortez doch den Gedanken nicht auf, das Mexicanische Reich völlig zu erobern. Selbst unter den Schmerzen einer in der Schlacht erhaltenen Kopfwunde, die seinem Leben eine Zeit lang Gefahr drohte, beschäftigte er sich unaufhörlich mit Plänen dazu. Aber viele seiner Soldaten, besonders der mit Narvaez gekommenen, waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen und bestanden auf Rückkehr. Cortez hatte alle seine Klugheit und Ueberredungskunst nöthig, die schon ausbrechende Meuterei zu stillen. Um die Fortschritte der Unzufriedenheit zu hemmen, eilte er, seinen Truppen Beschäftigung zu geben, indem er mit ihnen verschiedene in der Nähe liegende Gebiete und Städte, die sich feindlich erwiesen hatten, unterwarf. Indeß führte ihm das Glück Verstärkungen zu durch Schiffe, die aus Cuba und Jamaica kamen. Die Truppen, die sie am Bord hatten, waren von den dortigen Statthaltern freilich in ent=

*) „Und wahrlich, wir glaubten unsern jüngsten Tag gekommen, nach der großen Macht der Indianer und dem geringen Widerstande, den sie bei uns finden konnten, da wir so ermattet einherzogen, und beinahe Alle verwundet und entmuthigt durch Hunger." Cortez Berichte, S. 170.

gegengesetzter Absicht gesandt, ließen sich aber leicht überreden, in Cortez' Dienste zu treten.

Dieser dankte nun die Unzufriedenen aus Narvaez Heere, die noch auf Rückkehr bestanden, ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den übrigen aber (fünfhundertfunfzig Mann zu Fuß und vierzig zu Pferde) und mit neun Kanonen trat er den 28. December seinen Marsch nach Mexico wieder an, von zehntausend Tlascalanern und andern verbündeten Indianern begleitet. Dort hatte Montezuma's Bruder und Nachfolger im Reiche, Cuitlahuac, die Vertheidigung mit großer Einsicht und Thätigkeit vorbereitet; und als die Kinderblattern, die, durch die Spanier ins Land gebracht, außerordentliche Verwüstungen anrichteten, auch ihn weggerafft hatten, setzte sein Neffe Guatemozin (oder Quauhtemozin), der nun zum Könige erhoben ward, diese Anstalten mit Geist und Geschick fort. Um die Hauptstadt mit Erfolg angreifen zu können, waren durchaus Schiffe erforderlich, ohne welche die Spanier den See nicht beherrschen konnten. Cortez ließ die einzelnen Bestandtheile in den Wäldern von Tlascala zimmern, eine Arbeit, die unter den ungeübten Händen, welche dazu verwandt werden mußten, nur langsam von Statten ging. In der Zwischenzeit gewann er mehrere um den See gelegene Gebiete theils mit Waffengewalt, theils durch gütliche Uebereinkunft. Endlich erschienen achttausend Tlascalanische Sklaven, welche die Balken, Bretter, Masten und alles Uebrige zum Bau der Brigantinen Erforderliche auf ihren Schultern trugen. Alsbald wurden dieselben mit vieler Feierlichkeit von Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht gegen eine zahllose Menge Mexicanischer Canots bewährte ihre Ueberlegenheit. Die Spanier waren inzwischen noch durch zweihundert neue Ankömmlinge aus Hispaniola verstärkt worden, und viele tausend Eingeborne*) waren als Hülfstruppen zu ihnen gestoßen. Es begann nun der Angriff gegen Mexico auf eine so seltsame Art, wie die Geschichte kaum eines ähnlichen gedenkt. Fast täglich drangen die Spanier in die Stadt ein, und steckten dort die Häuser in Brand; wenn sich der Tag aber neigte, zogen sie sich wieder in ihr Lager zurück, um die Arbeit am nächsten Morgen von Neuem zu beginnen**). Nachdem dies schon vier Wochen gedauert

*) Clavigero, Thl. II. S. 229, giebt die Zahl auf 240,000 an.

**) Ueber die Gründe zu diesem Verfahren hört man den Cortez am besten selbst. „Vielleicht bedünkt Ew. Majestät, daß bei der sich täglich erneuernden Gefahr in Wiedereroberung der Gräben und Schanzen es eine Unvorsichtigkeit unsererseits war, nach einmaliger Gewinnung sie nicht zu behaupten, um nicht täglich von Neuem in dieselbe Gefahr und Anstrengung uns begeben zu müssen.

hatte, drangen die Truppen endlich auf einen entscheidenden Schlag, und Cortez gab, wiewohl ungern, nach. Am 3. Juli 1521 geschah der Angriff. Des Cortez Befehl, eine große und tiefe Lücke im Damm so auszufüllen, daß der Rückzug gedeckt sei, wurde nicht vollzogen, im Taumel und Rausche des Sturms drang man leichtsinnig vorwärts. Zum Schein wichen die Mexicaner anfangs, dann aber wandten sie sich, und durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen sie so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. Zu der Kluft in dem Damme gedrängt, stürzten Viele hinein, Andere wurden von den anstürmenden Mexicanern gefangen. Cortez selbst, der herbeigeeilt war, zu ordnen und zu helfen, war von einigen Mexicanern schon ergriffen, wurde aber durch die Tapferkeit eines Hauptmanns wieder befreit, der das Leben seines Feldherrn mit seinem eigenen bezahlte. Das Loos der Gefangenen war furchtbar. Die Mexicaner schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexicaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die jammernden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Cortez hatte in Allem etwa sechzig der Seinigen eingebüßt.

Er ging jetzt zu einem andern Verfahren über, indem er die Häuser in den Straßen, die eingenommen wurden, völlig zerstören ließ. Drei Viertel der Stadt kamen so nach und nach in seine Gewalt; in dem vierten, dem festesten, hielten sich die Mexicaner noch fortwährend mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, und verwarfen alle Vergleichsvorschläge, ob-

---

welche ohne allen Zweifel groß war. Wissen aber Ew. Majestät, daß dies auf keine Weise geschehen konnte, denn um es zu thun, wäre Eines von Beiden nothwendig gewesen; entweder unser Hauptquartier nach dem großen Platze und der Ringmauer des Götzentempels zu verlegen, oder die Brücken in der Nachtzeit durch angestellte Mannschaft bewachen zu lassen, und das Eine wie das Andere war höchst gefährlich, ja unmöglich. Denn nahm ich mein Hauptquartier in der Stadt, so hätten die Feinde, da ihrer Viele waren, und Unserer nur wenige, nächtlich, ja stündlich uns tausendfach geplagt und angegriffen, und die Beschwerde wäre unerträglich für uns geworden, da sie stets von allen Seiten über uns herfallen konnten. Die Brücken aber bei Nacht bewachen zu lassen, war unthunlich, weil die von den Kämpfen des Tages ermatteten Spanier diesen doppelten Dienst nicht ausgehalten haben würden." Berichte, S. 310.

schon der Hunger bereits schrecklich unter ihnen zu wüthen begann. So gingen die Angriffe fort, und das Blut floß in immer stärkeren Strömen. Vierzigtausend der Eingeschlossenen wurden in einem Tage niedergemetzelt, besonders durch den furchtbaren Blutdurst der Bundesgenossen*). Auch an diesem Abend gingen die Spanier noch einmal zurück, besonders von dem pestilenzialischen Geruch der unzähligen unbegrabenen Leichname vertrieben; der folgende Tag (13. August 1521) brachte endlich den letzten Sturm und die Einnahme des Restes der Stadt. Guatemozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan," sprach er mit Würde, „was einem König ziemte; ich habe mein Volk aufs äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Fasse diesen Dolch und stoße ihn mir ins Herz."

Die Spanier hatten eine unermeßliche Beute gehofft, und fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wohl aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, Guatemozin und einen seiner Vertrauten, den Kaziken von Tacuba (oder Tlacopan), auf schreckliche Weise zu foltern, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sei. Doch keine Marter konnte ihnen ein Geständniß abpressen, sei es, daß sie nichts zu entdecken hatten, oder nichts bekennen wollten. Als der unglückliche Gefährte seine Schmerzen durch Stöhnen kund gab, verwies es ihm Guatemozin mit den Worten: „Meinst du, daß ich etwa in einem Bade mich vergnüge?" Endlich that Cortez, der die Grausamkeit von vornherein nicht hatte zugeben wollen**), den Folterqualen Einhalt, ehe es zu spät war. Der leidende König sah sich nun zwar von der schmählichen Behandlung befreit; aber er blieb fortan, einem Gefangenen gleich, im Gefolge und unter der strengen Aufsicht des Eroberers.

---

*) „So gräßlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, daß keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach. Und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere Indianischen Freunde einigermaßen abzuhalten, daß sie nicht Alles todtschlugen und wenigstens an den nicht mehr kampffähigen Feinden nicht die größte Grausamkeit verübten; und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlechte gräßlicher erfunden worden, und mehr außer aller Ordnung der Natur, als bei den Eingeborenen dieses Landes." Cortez Berichte S. 366.

**) Fernando Cortès siempre contradecia, afirmando, que no convenia irritar à Dios, que les avia dado tan gran victoria. Torquemada, T. I. p. 574. Prescott, Thl. II. S. 324.

Nach dem Falle Mexico's wurden auch die übrigen Provinzen, eine nach der andern, unterworfen. In Spanien aber waren indessen die Gegner des seltenen Mannes, der so große Dinge vollbracht hatte, beschäftigt, ihm statt des Lohnes und Dankes Verderben zu bereiten. Derselbe Bischof, Fonseca, der den Columbus mit tödtlichem Hasse verfolgt hatte, war auch ein erbitterter Feind des Cortez. Es erschien ein Bevollmächtigter, der ihn absetzen und an seine Stelle treten sollte. Cortez wandte sich aber mit einer so überzeugenden und eindringlichen Vorstellung an Karl V., daß er Gerechtigkeit fand, und zum Statthalter und General=Capitän von Neuspanien ernannt ward.

Schon vorher hatte er den Wiederaufbau der Hauptstadt angefangen und Anordnungen zur Einrichtung der Niederlassungen und der Verwaltung des Landes getroffen. Die Eingeborenen wurden eben so wie auf den Inseln, nach dem Grundsatz der repartimientos, unter die Colonisten als Sklaven vertheilt; eine Maßregel, zu der sich Cortez äußerst ungern verstand, und, wie er selbst sagt, nur auf ungestümes Begehren der Spanier, dem er sich auf keine Weise habe entziehen können. Vergeblich widersetzte sich die Krone; die Habgier der Ansiedler mißachtete alle königlichen Gebote und Verordnungen. So kam das Aztekische Volk in einen noch schlimmeren Zustand als unter dem Despotismus des Montezuma*). Empörungen wurden mit großer Härte und Grausamkeit bestraft; eine derselben, durch die Gewaltthaten umherstreifender Spanischer Soldaten hervorgerufen, so schrecklich, daß vierhundert Mexicanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen wurden. Auch Guatemozin, der letzte Aztekenkönig, der tapferste und edelste Feind der Spanier, wurde im Jahre 1525 mit dem Kaziken von Tacuba hingerichtet; angeblich wegen einer von ihnen angezettelten Verschwörung und weil sie geäußert: es würde ihnen leicht sein, sich des Cortez und seiner wenigen Spanier zu entledigen und ihre Herrschaft wieder zu erlangen. Beide wurden an den Zweigen eines Baumes erhängt.

Bald fingen die Klagen und Anschwärzungen wider Cortez bei Hofe von Neuem an. Zweimal kamen Untersuchungs=Commissarien, mit der Befugniß, den Statthalter vor ihren Richterstuhl zu ziehen und zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig finden sollten. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Ver=

*) Cortez Berichte S. 399. v. Humboldt Versuch über Neuspanien, Bd. I. S. 143. Prescott, Mexico, Thl. II. S. 346 f.

hör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den Kaiser antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe Mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; aber ihm die Leitung der Mexicanischen Angelegenheiten in dem ganzen Umfange wie früher zu lassen, hielt er doch nicht für räthlich. Er ernannte für die bürgerliche Verwaltung des Landes eine eigene Behörde (die audiencia von Neuspanien), und überließ dem Cortez nur das Kriegswesen und das Geschäft, auf weitere Eroberungen auszugehen. Diese Trennung wurde die Quelle unaufhörlicher Reibungen. Sowohl um diesen Verdrießlichkeiten zu entgehen, als um eine Beschäftigung für seinen nach Thätigkeit dürstenden Geist zu suchen, unternahm Cortez neue Züge. Nach großen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die Halbinsel Californien. Sich gegen fortdauernde Beeinträchtigungen Recht zu verschaffen, ging er 1540 abermals nach Spanien, fand aber eine sehr kalte Aufnahme. Seine Verdienste schienen längst vergessen zu sein, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Richtern starb er, wie Columbus, im Gram über den Undank seines Herrn, zweiundsechzig Jahre alt (2. Dec. 1547). Die Furcht, daß es einem dieser Führer in den Sinn kommen und gelingen möchte, sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mißtrauen, ohne sie zu rechtfertigen.

---

15. Eroberung Peru's durch Pizarro.

Mit Balboa's Tode waren die Entwürfe, jenes reiche Land an der Südsee, von dem er die erste Kunde erhalten, aufzusuchen, nicht erloschen. Pedrarias hatte die Colonie in Darien von Santa Maria auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama verlegt; von da aus waren einige Unternehmungen gemacht worden, aber erfolglos geblieben, bis es der Ausdauer eines kühnen und begabten Mannes besser gelang. Es war Franz Pizarro, das uneheliche Kind eines Obersten, und von seinem Vater so gänzlich vernachlässigt, daß er in seiner Jugend die Schweine gehütet haben soll. Späterhin trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach Amerika, wo er mit Cortez und Balboa bekannt wurde. Den Letztern hatte er auf seinen Zügen beglei-

tet, und hier schon ausgezeichnete Proben von Geist und Tapferkeit abgelegt. Ihm gesellte sich in Panama zur Ausführung jenes Planes ein Findling, Diego de Almagro, zu, dessen Erziehung nicht besser gewesen war, als die des Pizarro. Er konnte eben so wenig lesen und schreiben als dieser. Beiden schloß sich noch ein dritter an, ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zu dem Zuge hergab; doch war Luque dobei nur der vorgeschobene Vertreter eines Andern, eines reichen Capitalisten, Gaspar de Espinosa, Licentiaten und Hauptalkalden von Darien*). Almagro und Pizarro wandten gleichfalls ihr Vermögen daran; und da der Letzte am wenigsten besaß, so übernahm er dafür das schwierige und mühselige Geschäft des Befehlshabers auf der Entdeckungsreise. Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen.

Niemand war für das Unternehmen mehr geschaffen als Pizarro. Von großer Gestalt und nicht ungefälligem Gesicht, in Lagern aufgewachsen und unberührt von der Hofbildung, imponirte er durch seine kriegerische Haltung und übte den Eindruck eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Prunkende Kleidung hatte keinen Reiz für ihn, erschien ihm selbst als lästig; ein schwarzer Mantel mit weißem Hute und gleichfarbigen Schuhen war sein gewöhnlicher Anzug. Mäßig im Essen und Trinken, vor Tagesanbruch auf den Beinen, scheute er keinerlei Mühe, war in Allem pünktlich und ausdauernd. Dagegen liebte er das Spiel und war habsüchtig, doch mehr um zu geben als um zu sammeln; seiner Kühnheit kam seine Treulosigkeit fast gleich; in seiner Politik ehrgeizig, berechnend und schlau, war er den Zwecken der Sittigung, der höheren und religiösen Bildung unzugänglich**).

Gegen die Mitte des Novembers 1524 segelte Pizarro zunächst mit einem einzigen Schiffe und wenig über hundert Mann, von Panama ab und steuerte gen Süden***). Die ganze Fahrt ging überaus langsam und das feuchtheiße Klima raffte an den Orten, wo man landete, den besten Theil der Mannschaft hin. Mit größeren Beschwerden hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's starker Geist überwand sie alle. Endlich kam er zu der Küste von Peru (1526). Das Land zeigte einen so guten Anbau und einen solchen Reichthum an edlen

*) Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru, Thl. I. S. 185.

**) Prescott, Peru Thl. II. S. 143 ff.

***) Prescott, ebendas. Thl. I. S. 163. Wir bemerken gleich hier, daß wir nicht mit ihm (S. 182. 221) eine interimistische Rückkehr Pizarro's im J. 1526 annehmen; der damals erfolgte Vertragsabschluß ist dafür kein zureichender Grund, und das „große Aufsehen" bei der Rückkehr im J. 1527 spricht dagegen.

Metallen, daß die Entdecker alle ihre Hoffnungen erfüllt glaubten; aber das schwache Häuflein — denn auch die wiederholt zugeführten Verstärkungen reichten nicht aus — konnte hier weder an Niederlassung noch an Eroberung denken. Pizarro begnügte sich daher, indem er seine Streifzüge möglichst weit ausdehnte, sich von den Eingeborenen goldne und silberne Gefäße und einige Proben ihres Kunstfleißes zu verschaffen, und kehrte dann nach Panama zurück, fast drei Jahre nachdem er es verlassen. Seine Ankunft erregte daselbst großes Aufsehen, und die Nachrichten über die entdeckten goldreichen Wunderländer wurden mit Frohlocken begrüßt. Aber der dortige Statthalter, des Pedrarias Nachfolger, der schon bisher der Unternehmung jedes Hinderniß in den Weg gelegt und sogar einen Theil der Mannschaft hatte zurückholen lassen, schien auch jetzt noch nicht von der Größe der Entdeckung überzeugt zu sein, und wollte von einer neuen Ausrüstung nichts hören, weil sie die Kräfte der Colonie zu Grunde richten würde. Die Verbündeten, die schon unterm 10. März 1526 ihr Abkommen durch einen schriftlichen Vertrag befestigt hatten, beschlossen daher jetzt, sich an ihren Monarchen selbst zu wenden, um die Erlaubniß zu erlangen. Pizarro reiste nach Spanien (1528) und machte dem Kaiser von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß Karl, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wogegen Pizarro die Kosten der Ausrüstung zu beschaffen übernahm (26. Juli 1529). Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, schoß seinem alten Kriegsgefährten eine Geldsumme vor.

Die Unternehmung ward nun Anfangs Januar 1531 mit drei Schiffen und hundertundneunzig Mann, worunter siebenundzwanzig Reiter, von Neuem begonnen. Nach einer schnellen Fahrt landete Pizarro an der Peruanischen Küste. Statt die Eingeborenen zu gewinnen, wandte er überall Gewalt an. Die Menschen wurden verscheucht oder sie unterwarfen sich. Die Beute war sehr reich, und Pizarro sandte einen Theil derselben nach Panama, um Abenteurer anzulocken. Es geschah mit Erfolg; wiederholt trafen Verstärkungen ein. In dem reichen Thale von Tangarala ward hierauf die erste Colonie gegründet, die man San Miguel nannte, später aber der ungesunden Lage halber an die schönen Ufer des Flusses Piura verlegte.

Am 21. September 1532 rückte endlich Pizarro mit seinem kleinen

Haufen Abenteurern von San Miguel aus, kühn entschlossen, jetzt in das Herz des mächtigen Reiches einzudringen. Es war ein verwegenes Unterfangen; doch kam dem Muthe des fahrenden Ritters und seinem fatalistischen Selbstvertrauen der Umstand zu Hülfe, daß eben damals die kriegerische Kraft des Landes durch Thronfolgestreit und Bürgerfehde zerrüttet war.

Das große Reich von Peru war in früheren Zeiten, eben so wie das übrige Amerika, von wilden Stämmen bewohnt gewesen. In der Zeit jedoch, wo die Spanier das Land beschritten, war dort die Civilisation in einigem Betracht selbst noch weiter gediehen als die der Mexicaner. Der Ackerbau war weit blühender und an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert, sowie durch einen ausgedehnten Gebrauch der verschiedenen Arten von Dünger, namentlich auch des Guano's; die Festungsmauern, die Tempel und Paläste waren, obwohl ohne Anwendung des Eisens und ohne Mörtel, aus großen Steinblöcken mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Festigkeit gebaut; ja es gingen einige treffliche Kunststraßen durch das Land, wie sie damals kein Europäisches Reich aufzuweisen hatte; künstlich geflochtene Hängebrücken, mit Bohlen belegt und durch sichernde Geländer eingerahmt, führten über die reißenden Ströme; die Einrichtung von Posthäusern und Courierposten bestand in noch weit größerer Ausdehnung als in Mexico. Die Peruaner verstanden das Silber zu schmelzen und zu verfeinern, und besaßen auch manche andere Kunstfertigkeiten; von besonderer Bedeutung war in ihrem gewerblichen Leben, in Verbindung mit der Schafzucht, die Wollenmanufactur. Zurück standen sie gegen die Mexicaner besonders darin, daß sie außer ihrer Hauptstadt Cuzco fast gar keine eigentlichen Städte hatten, sondern nur zerstreute Wohnungen, weshalb der Verkehr gering und die Theilung der Gewerbe höchst unvollkommen war.

Diese Civilisation führten die Peruanischen Sagen auf einen angeblichen Sohn ihrer obersten Gottheit, der Sonne, zurück, der vor Jahrhunderten (etwa zu Anfang des zwölften) unter dem Namen Manco Capac, in Begleitung seiner Schwester und Gemahlin Mama Oello (Mama hieß Peruanisch „Mutter"), in das Land gekommen sei, die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet, ihnen Religion gelehrt, und sie durch politische Einrichtungen verbunden habe. Manco Capac ward ihr oberster Fürst oder Ynka, und seine Nachkommen folgten ihm in dieser Würde. Der Glaube an ihre Abstammung von der Gottheit sicherte ihnen völlige Unumschränktheit und den pünktlichsten Gehorsam. Ihre Leichname wurden einbalsamirt und im Sonnentempel zu Cuzco aufbe-

wahrt, der an kostbarer Pracht alle ähnlichen Bauten, die je die Welt gesehen, weit übertraf. Auch die Peruaner zerfielen in Stände, in Adel, unadelig Freie und Knechte. Von Gemüthsart waren sie mild und sanft, wozu der Geist ihrer Religion, die nur in seltenen Fällen Menschenopfer zuließ, viel beitragen mochte. Ja diese Milde ging bei ihnen bis zu einer Weichheit, die ihnen im Kriege Muth und Ausdauer schwächte. Doch waren die Ynka's an der Spitze ihrer Heere oft siegreich gewesen, und hatten durch eine religiös gefärbte Kriegspolitik ihr Reich allmählig immer mehr im Namen der Religion erweitert*).

Der zwölfte in der Reihe derselben, Huayna Capac, war wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier gestorben. Er war ein kriegerischer Fürst gewesen, hatte namentlich das benachbarte Königreich Quito erobert und die Peruanische Macht zur höchsten Stufe der Blüthe emporgebracht. Nie aber auch hatte das Serailleben zu Cuzco in höherer Blüthe gestanden. Huayna Capac soll siebenhundert Weiber gehabt haben, von denen er eine zahlreiche, der Sitte gemäß in den Adel eintretende Nachkommenschaft hinterließ. Seine rechtmäßige Frau und Schwester — denn die Coya oder Königin wurde, ähnlich wie im Ptolemäischen Aegypten, am liebsten, wo nicht immer, aus den Schwestern des Ynka gewählt, um das himmlische Herrscherblut vom irdischen rein zu erhalten — hatte ihm einen Sohn, Huascár, geboren, der mithin als der rechtmäßige Thronerbe gelten mußte. Nun aber hatte Huayna Capac, sei es aus Leidenschaft oder aus Mitleid, auch die Tochter des verdrängten und verstorbenen Königs von Quito zum Weibe genommen; und der Sohn, womit diese ihn beschenkte, Atahuallpa, war ihm von allen seinen Kindern das liebste gewesen. Deshalb hatte er auf dem Sterbebette (1525) seinen Willen dahin erklärt, daß Atahuallpa ihm in dem wieder abzusondernden Quito folgen und nur das übrige Reich auf Huascar übergehen solle. Diese Theilung war es, die den Samen des Zwiespaltes streute und endlich aufwuchern ließ. Fünf Jahre wurde der Friede zwischen dem milden Huascar und dem ehrgeizigen Atahuallpa erhalten. Dann ergaben sich Reibungen, die den Bruderkrieg zum Ausbruch brachten. Nach längerem Ringen behielt schließlich Atahuallpa die Oberhand. Er hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen genommen, fast alle übri-

---

*) Prescott, Peru Thl. I. S. 6—133. Zu den Peruanischen Geschichtschreibern gehört auch ein Abkömmling der Ynka's in weiblicher Linie, Garcilasso de la Vega, geb. 1540; seine Mutter war nämlich eine Nichte Huayna Capac's, mithin eine Base der letzten Ynka's Huascar und Atahuallpa; der erste Theil seiner berühmten Commentarios Reales erschien 1609.

gen Sprößlinge des Königsgeschlechts vertilgt, und sich in Cuzco die Krone der Ynka's aufgesetzt: als plötzlich von ganz anderer Seite dieser Besitz in Frage gestellt ward.

Jener inneren Noth des Reichs hatte es Pizarro verdankt, daß man ihn immer tiefer eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Ja Huascar hatte ihm sogar Hülfe bittende Gesandte entgegengeschickt; und dadurch war auch seinerseits Atahuallpa veranlaßt worden, sich die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen. Pizarro begriff vollkommen den außerordentlichen Vortheil, der ihm aus diesem Streite erwachsen könne, und ließ damals dem Atahuallpa sagen, er sei der Abgesandte eines großen Königs und bereit, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen. Inzwischen war Atahuallpa seines Gegners Herr geworden (im Frühjahr 1532), noch ehe Pizarro von San Miguel auszog. Nach einem mühseligen und kühnen Uebergange über die Andes erreichte dieser am 15. November die Stadt Caxamalca. Dort wollte ihm der sieggekrönte neue Ynka, der in der Nähe mit seinem Heere ein stundenweites Lager von Zelten bezogen hatte, mit seinen Häuptlingen einen Besuch abstatten, wobei er dann „befehlen werde, was geschehen solle.“ Auf dem höchsten Gipfel seiner Triumphe, ahnte Atahuallpa nicht, daß er an der Schwelle seiner tiefsten Erniedrigung stand. Denn alsbald faßte Pizarro den kühnen Plan, bei diesem Anlaß ihn gefangen zu nehmen, wie Cortez den Montezuma.

Der Ynka erschien auf das reichste und prachtvollste geschmückt auf einem Tragsessel, begleitet von einem wohlgeordneten, fein bekleideten Hofstaat und einem Heere von dreißigtausend Mann. Ein Spanischer Geistlicher, der Bruder Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt ihm eine Anrede in Spanischer Sprache, worin er ihm die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und der Uebertragung der apostolischen Macht auf alle Nachfolger desselben vortrug. Kraft dieser Gewalt habe Papst Alexander dem Könige von Spanien alle Länder der neuen Welt geschenkt, der Ynka möge also den christlichen Glauben annehmen und sich dem Papst und dem Könige von Spanien unterwerfen; dann würde dieser ihn schützen, im Weigerungsfalle aber mit Krieg überziehen und hart strafen.

Dies war die in Spanien vorgeschriebene Art, wie die Rechte der Castilischen Krone auf die Länder von Amerika bewiesen werden sollten. Einem Peruaner mußten diese Dinge schon an sich höchst fremd und selt=

sam klingen; sie wurden aber durch die verworrene und ungeschickte Uebertragung des unwissenden Dolmetschers Felipillo noch unverständlicher.

Atahuallpa antwortete: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein; ich bin größer als irgend ein Fürst auf Erden. Euer König mag ein großer Fürst sein; ich bin bereit, ihn als einen Bruder zu betrachten. Was den Papst betrifft, von dem ihr sprecht, so muß er wahnsinnig sein, wenn er daran denkt, Länder zu verschenken, die ihm nicht gehören. Was meinen Glauben angeht, so habe ich keinen Grund ihn zu ändern; euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getödtet worden, die er erschaffen hat; der meinige dagegen — und damit wies er auf die prachtvoll untergehende Sonne — lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab." Dann fragte er den Priester, was ihm die Berechtigung gebe, das Alles zu sagen. Dieser antwortete, es stehe in dem Buche, das er in Händen habe, worin das Wort Gottes enthalten sei, und reichte ihm sein Brevier. Der Ynka nahm das Buch, hielt es — unbekannt mit Europäischer Schreibekunst*) — ans Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha," rief bei diesem Anblick der erzürnte Priester, „das Evangelium ist entweiht, zu den Waffen, Christen! Rächet diese Entheiligung an den ruchlosen Hunden!"

Nun gab Pizarro ein Zeichen, und sofort geschah der verabredete Angriff. Die nächsten Peruaner um den Ynka wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt; indeß das Einhauen der Reiterei und die Wirkung von zwei Kanonen hinreichten, das ganze Heer in verwirrte Flucht zu treiben. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Sie setzten den Fliehenden nach, und metzelten so lange, bis die Nacht hereinbrach. Man rechnet an viertausend Peruaner, die an diesem Tage ermordet sein sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die meisten Spanischen Schriftsteller behaupten, Atahuallpa sei nur darum mit einem so großen Heere gekommen, weil er unter dem Scheine des Friedens die Spanier habe überfallen und vernichten wollen, und daß Pizarro ihm habe zuvorkommen müssen.

---

*) Die Peruaner theilten sich Thatsachen, Gedanken und geschichtliche Ueberlieferungen nicht einmal durch bildschriftliche Gemälde wie die Azteken mit, sondern mittelst des Quipus, d. h. durch schnurartige Zusammenflechtung buntfarbiger Fäden; und sie gelangten wirklich auf diesem, mit den Operationen der Gedächtnißkunst verwandten Wege, zu schriftstellerischen Erzeugnissen und zur Ansammlung förmlicher Archive von Schnüren und Knäueln.

Als der gefangene Ynka die außerordentliche Lüsternheit der Spanier nach Gold bemerkte, erbot er sich, ihnen das ganze Zimmer, in dem er sich befand, so hoch er reichen könnte, voll von goldnen Gefäßen zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Pizarro ging den Vorschlag ein, und man zog einen Strich um alle vier Wände des zweiundzwanzig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Zimmers zur Bezeichnung der verabredeten Höhe.

Die Hingebung der Peruaner für den gefangenen König war so groß, daß sie die Waffen wider die kleine Zahl der Feinde nicht ergriffen, aus Furcht, sein Leben in Gefahr zu setzen. Atahuallpa gab die nöthigen Anordnungen, um das versprochene Gold aus Tempeln und Palästen in verschiedenen Theilen des Reiches herbeizuholen. Huascar aber, der noch von Atahuallpa's Leuten in Gewahrsam gehalten wurde, ließ dem Pizarro noch weit mehr versprechen, wenn er sich für ihn erklären wolle. Wirklich gab Pizarro offen die Absicht kund, den Huascar nach Caxamalca bringen zu lassen, um den Streit zu untersuchen und darüber zu entscheiden. In dieser mißlichen Lage glaubte Atahuallpa, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen; und seine Peruaner vollzogen den Blutbefehl pünktlich und schnell. Indeß war ein großer Theil der Lösung herbeigeschafft worden, und die ungeduldigen Spanier theilten. Die Geschichte stellt kein Beispiel einer so großen und plötzlichen Bereicherung von Soldaten auf. Es fielen auf den Reiter achttausend Pesos, auf den Fußgänger etwa die Hälfte, auf den Hauptmann etwa zwanzigtausend Pesos in Gold *), das Silber ungerechnet.

Pizarro stand tief unter Cortez, sowohl an Adel der Gesinnung, wie an Klugheit des Benehmens. Er wußte die Gefangenschaft des Landesfürsten nicht wie dieser zu benutzen, und wollte ihn lieber aus der Welt schaffen. Almagro, der ihm indeß eine beträchtliche Truppenverstärkung zugeführt hatte, stimmte zu. Es ward ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten. Pizarro und Almagro saßen zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Ynka als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Der Ynka bat, man möchte ihn nach Spanien senden,

*) Der Peso beträgt etwa $1\frac{1}{3}$ Thaler. Man muß aber, um diesen Reichthum recht zu beurtheilen, den seit der Entdeckung von Amerika tief gesunkenen Werth des Geldes in Betracht ziehen.

wo der König über ihn urtheilen könne; vergebens, Pizarro befahl ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Valverde wollte ihn jetzt noch bekehren und versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich zum Gott der Christen wende. Der Geängstigte willigte in die Taufe, und ward dafür nicht verbrannt, sondern am Pfahle erdrosselt. Selbst unter den Abenteurern, aus welchen Pizarro's Kriegerschaar bestand, fehlte es nicht an Männern, die diese Hinrichtung laut als eine Schändung des Spanischen Namens verdammten. Aber ihre Stimme war nicht durchgedrungen.

Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im Peruanischen Reiche, wie sie jetzt erfolgte, und der bedeutende Zuwachs an Truppen, die das Gerücht von den Schätzen Peru's dem Pizarro zuführte, machte es ihm möglich, auf die Hauptstadt loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro, dessen Ansprüche Pizarro, dem geschlossenen Vertrage zuwider, bei seiner Anwesenheit in Spanien gar nicht oder ungenügend erwähnt hatte, erhielt nun auch vom Hofe eine eigene Statthalterschaft, südlich von Pizarro's Gebiet. Er behauptete, daß Cuzco zu seinem Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Doch kam es wieder zur Versöhnung; Almagro sollte Chile erobern, und trat seinen Zug dorthin über die wildesten und höchsten Gebirge an, einen der beschwerlichsten der von den Entdeckern gemacht worden. Zu dem Mangel an Lebensmitteln kam eine so strenge Kälte, daß viele Spanier erfroren, und als man in die fruchtbaren Ebenen Chile's hinuntergestiegen war, fand man die Eingeborenen so streitbar, daß eine Niederlassung nicht räthlich scheinen konnte.

Pizarro richtete unterdeß die Regierung in Peru ein, und baute, da Cuzco sehr weit vom Meere entfernt war, eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535). Viele Offiziere zerstreuten sich mit kleinen Haufen im Lande, um Gold zu suchen. Dies benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascar's und Atahuallpa's, der wieder von einer andern Frau Huayna Capac's, einer Base desselben, herstammte, und den die Peruaner nach der Hinrichtung Atahuallpa's als ihren rechtmäßigen Herrscher ansahen. Auf seinen Ruf sammelten sie sich zu vielen Tausenden um ihn, ihr Vaterland zu befreien. Sie schienen weit tapferer und streitbarer geworden als sie zuvor waren; ja sie bemühten sich Europäische Kriegskünste nachzuahmen, und einige Pferde und Waffen, die sie überfallenen und erschlagenen Spanischen Haufen abgenommen hatten, zu gebrauchen. Sie belagerten Lima und Cuzco, und schnitten den Besatzungen beider Städte alle Verbindung ab; die wenigen Spanier in der letztern trieben sie so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe

waren. Da erschien der, auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chile zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner; da er aber zugleich gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so bemächtigte er sich der Stadt, und nahm zwei Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, die an der Spitze der Besatzung standen, gefangen. Franz Pizarro hatte indeß die Peruaner bei Lima ebenfalls geschlagen, und war durch erhaltene Verstärkungen in Stand gesetzt worden, seinen Brüdern, die er noch von den Eingebornen belagert glaubte, einen für die damaligen Verhältnisse in Amerika sehr beträchtlichen Heerhaufen von 500 Mann zu Hülfe zu senden. Dieser stieß zu seinem großen Erstaunen auf Almagro, und wurde von ihm völlig besiegt. Almagro schien nun Herr und Meister. Einer seiner Hauptleute, ein sehr fähiger und unternehmender Mann, rieth ihm, Pizarro's Brüder hinrichten zu lassen, und gegen diesen selbst nach Lima vorzurücken, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könne. Almagro wollte das erstere aus Menschlichkeit nicht; das andere lehnte er aus einer in Bürgerkriegen sehr übel angebrachten Bedenklichkeit ab, weil er nämlich nicht als Angreifer eines Gebiets erscheinen wollte, das ihm nicht rechtmäßig gebühre. Dies ward sein Verderben. Gonzalo Pizarro entkam ihm, und Franz schlug vor, den andern Bruder, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide. Mit einer kaum erklärlichen Leichtgläubigkeit traute Almagro dem Manne noch einmal, der ihn schon mehrmals betrogen hatte, und ließ Ferdinand los. Kaum war dies geschehen, so stellte Pizarro die befreiten Brüder an die Spitze eines Heeres von 700 Mann, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem kranken, fünfundsiebzigjährigen Almagro bei Las Salinas eine blutige Schlacht (26. April 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, und ließen, nachdem das Todesurtheil gesprochen war, denselben Mann, der ihr Leben, als es in seiner Gewalt gewesen, geschont hatte, im Gefängniß erdrosseln und dann öffentlich enthaupten.

Die Spanische Regierung, die zuerst durch einige Hauptleute Almagro's diese schändliche That erfuhr, sandte einen einsichtsvollen Mann, Christoval Vaca de Castro, Richter am königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, sogleich ab, die Sache zu untersuchen und im Falle, daß Franz Pizarro nicht mehr am Leben sei, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der bald darauf am Throne erschien, konnte die Sache nicht mehr verhindern; vielmehr wurde er selbst zurückgehalten, und mußte an zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten.

Indeß wurden die Entdeckungen in Südamerika immer weiter ausgedehnt, auch in Chile eine Niederlassung gegründet. Einen der merkwürdigsten Züge machte Gonzalo Pizarro, welcher Statthalter von Quito war. Er versuchte die Unterwerfung des Landes jenseits der Andesgebirge mit dreihundertundvierzig Soldaten und viertausend Indianern, welche Vorräthe trugen. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich förmlich zwischen den Bäumen durchdrängen, und Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte sich Bahn durch's Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, fingen die Sümpfe an. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und die einfallende Regenzeit von zwei Monaten brachte das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich, nach langem angestrengten Wandern, kamen die kühnen, standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marañon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie ward mit funfzig Leuten bemannt, und über diese erhielt der Hauptmann Franz Orellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer des Flusses zu untersuchen, und Lebensmittel herbeizuschaffen. Orellana aber, begierig nach dem Ruhm eines Entdeckers, beredete seine Gefährten zu dem eben so verwegenen als treulosen Unternehmen, den Marañon hinunter ins Weltmeer zu schiffen, und setzte einen einzigen, der widersprach, ans Land aus. Der Marañon trieb ihn nun seine ganze unermeßliche Länge hinab; Lebensmittel verschaffte er sich von den Wilden mit Güte oder mit Gewalt, und so erreichte er den Ocean. Dann ging er nach Spanien, wo er von seiner Reise wunderbare Fabeln ausbreitete, die nachher noch lange geglaubt worden sind, von einer Amazonen-Republik, und von einem Goldlande (Eldorado), wo die Dächer mit Goldblech gedeckt wären. Die Zurückgebliebenen warteten indeß so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich zu ihnen gefunden hatte. Auch den Beherztesten sank jetzt der Muth. Ueber zweihundert Meilen von Quito entfernt, mußten sie sich zur Rückkehr entschließen, die noch schrecklicher war als die Hinreise. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken, waren ihre Nahrung. Die Indianer kamen Alle um, von den Spaniern kehrten nur achtzig nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert.

Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie von der Landvertheilung ausge-

schlossen, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl Jener war in Lima allein groß genug, um einen Mann von geringerer Zuversicht besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzem Vertrauen auf seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich häufig bei dem jungen Almagro, einem schönen und beherzten Jüngling, dessen Erziehung einem vorzüglich fähigen Hauptmann, Namens Juan de Herrada, anvertraut war. Unter dessen Leitung ward ein Plan zur Ermordung des Statthalters entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage (26. Juni 1541) um die Mittagszeit, wo sich in den heißen Klimaten Alles der Ruhe überläßt, stürzten achtzehn Verschworene, Herrada an ihrer Spitze, auf die Straße, riefen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!“ und drangen in den Palast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereineilte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegele die Thür!“ rief Pizarro einem Offizier zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte und die Verschworenen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden!“ rief er, „unserer sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen.“ Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Die Mörder zogen darauf mit ihren blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten bekannt, was geschehen sei. Die versuchtesten Krieger gesellten sich zu ihnen, und der junge Almagro sah sich bald an der Spitze einer ansehnlichen Macht, mit der er seine Ansprüche auf die Statthalterschaft durchsetzen wollte. Aber die Freunde des Ermordeten widerstrebten ihm; und schon rüsteten sich die Parteien zum Kampfe, als der oben erwähnte Vaca de Castro ankam, und als Statthalter auftrat. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschafften ihm Achtung und Anhang. Almagro und seine Partei widersetzten sich gewaltthätig, unterlagen aber in dem blutigen Treffen von Chupas (16. Sept. 1542). Auf der Flucht verrathen und ergriffen, wurde Almagro zu Cuzco öffentlich enthauptet.

---

16. Unruhen in Peru nach Franz Pizarro's Tode.
(1543 — 1548.)

Um diese Zeit widmete Kaiser Karl den Amerikanischen Angelegenheiten ernstliche Aufmerksamkeit. So reiche und fruchtbare Länder und von so unermeßlicher Ausdehnung waren der Spanischen Krone fast ohne alle Anstrengung und Kosten von ihrer Seite unterthan geworden. Kühne Führer und habsüchtige Abenteurer hatten mit ihrem Vermögen und ihrem Blute die Eroberungen gemacht, und in den eroberten Ländern die Einrichtungen; die Regierung hatte sich, eben weil sie so wenig dafür gethan, auch nur sehr oberflächlich um diese Anordnungen gekümmert. Da aber Jene fast nur von dem Bestreben geleitet wurden, so schnell als möglich große Reichthümer zusammenzubringen, so nahmen sie auf die künftige Wohlfahrt der Länder keine Rücksicht; vielmehr mußte ihr Verfahren zur Zerstörung führen. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, dem drohenden Untergange der Niederlassungen zuvorzukommen. Karl beschloß daher, die Verwaltung der Amerikanischen Länder nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm er auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und gab Gesetze zu Gunsten der Indianer. Die großen Landbesitzungen, die bei der Vertheilung an die Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden, und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen; die Indianer sämmtlich in Freiheit gesetzt werden.

Diese Grundsätze und Gebote waren an sich sehr weise und menschlich, aber die Mißbräuche in Amerika zu tief eingewurzelt, als daß sie sich ohne großen Nachtheil sofort hätten in Ausübung bringen lassen. Sie erregten bei den Pflanzern gewaltigen Unmuth und lautes Murren. Sie in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, Tello de Sandoval, nach Peru ein Vicekönig, Blasco Nugnez Vela, gesandt. Jener nahm in Uebereinstimmung mit dem Mexicanischen Vicekönig, Antonio de Mendoza, die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht, und milderte die Schärfe der neuen Gesetze, wozu der einsichtsvolle Kaiser, als ihm die Lage der Dinge vorgestellt ward, seine Einwilligung gab. Nugnez Vela hingegen, ein rechtschaffener und muthiger, aber unbiegsamer, stolzer und harter Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Aus-

übung gebracht wissen. In allen Städten, durch die er kam, wurden die Peruaner in Freiheit gesetzt, die Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, mehrere angesehene Personen eingesperrt, manche hingerichtet, und selbst der weise Vaca de Castro ward gefesselt und ins Gefängniß geworfen.

Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung, und eine um so größere Entrüstung, weil in Peru die Kämpfe der Spanier unter einander selbst und die größere Roheit der Ansiedler einen Geist der Willkür und Ungebundenheit erzeugt hatten, wie er in Mexico nicht Statt fand. Aller Augen waren jetzt auf Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen Verstand und Geschick besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Jubel als der Retter der Colonie empfangen. Die Einwohner bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem eben eingesetzten königlichen Audienzhofe in Lima vorzutragen, wohin er, an der Spitze eines starken, bewaffneten Haufens aufbrach, dem sich viele angesehene Personen anschlossen. Als er vor Lima ankam, war der Unterkönig schon durch die Richter des Audienzhofes, die in heftige Entzweiung mit ihm gerathen waren, auf eine Insel verbannt. Doch wollten sie auch von Pizarro nichts wissen, ihn weder an der Spitze seiner zwölfhundert Mann in die Stadt einlassen, noch seinem Begehren gemäß ihn als Statthalter anerkennen; oder sie gaben sich wenigstens die Miene, es nicht zu wollen. Allein Carvajal, sein entschlossener Freund, brach in der Nacht ein, worauf Pizarro's Anerkennung ohne weitere Schwierigkeit erfolgte.

Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freiheit wieder erlangt, und sich nach Tumbez begeben, von wo aus er sein Ansehen von neuem geltend zu machen suchte und auch wirklich Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkür und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Um so mehr war dieser entschlossen, das, was er einmal errungen, mit Gewalt zu behaupten, zog gegen die Königlichen, schlug sie am 18. Januar 1546, und rückte im Triumph in Quito ein. Der Unterkönig selbst war im Treffen ehrenvoll gefallen. Jetzt war Gonzalo Pizarro Herr von ganz Peru, und da er auch in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier in diesem Reiche.

Carvajal drang nunmehr in ihn, die Tochter der Sonne, welche das nächste Anrecht an den Thron von Peru hatte, zu heirathen, dadurch auch an die Spitze der Eingebornen zu treten, sich diese so wie die Spa=

nier durch Geschenke und Ehrenstellen zu verbinden, und sich dergestalt zum unabhängigen Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, ihm gar nichts Anderes übrig bleibe. Aber dazu fehlte Jenem die Entschlossenheit seines Bruders; er hoffte thöricht, vom Kaiser die Bestätigung der Statthalterschaft zu erhalten. Allerdings war man in Spanien in Verlegenheit. Die Regierung hatte weder ein Heer nach Peru zu senden, noch wußte sie dort ein offenes Thor für dasselbe. Nichts schien übrig zu bleiben, als einen Mann hinzuschicken, der es verstehe, durch eine mit Festigkeit gepaarte Milde die Gemüther zu gewinnen, und so das königliche Ansehen wiederherzustellen. Die Wahl, die man traf, konnte nicht glücklicher sein. Sie fiel auf den Pedro de la Gasca, Geistlichen und Rath der Inquisition, einen Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht, und von außerordentlicher Uneigennützigkeit. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Audienzhofes zu Lima, aber eine unumschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Befehlshaber theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Offiziere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Aufrührer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Dieser Aufruf brachte die meisten Spanier zu ihrer Pflicht und dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen König zurück. Arm und wehrlos, wie Gasca gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Aber berauscht von einem Siege, den er eben über einen royalistischen Heerhaufen davon getragen, wies Pizarro den Rath mehrerer seiner Anhänger, selbst Carvajal's, einen Vergleich einzugehen, von sich. Er wußte nicht, daß der Glaube an sein Glück verschwunden war. An dem Tage, da die Heere zusammenstießen (9. April 1548), gingen die meisten Soldaten zu den königlichen Truppen über, oder liefen auseinander. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und Carvajal wurden gefangen; jener geköpft, dieser — vierundachtzig Jahre alt — gehängt.

Gasca fand in den eingezogenen Gütern der Empörer einen reichen Stoff zu Belohnungen für die zu ihm Uebergetretenen, und machte eine

wohlerwogene Vertheilung. Dennoch befriedigte er die unersättliche Habsucht der Fordernden nicht. Nur durch hinzugefügte Geldsummen, Anweisungen, Versprechungen, beschwichtigte er den Sturm des hervorbrechenden Mißvergnügens. Die Unruhigsten schickte er auf Entdeckungsreisen. Dann machte er eine Reihe von Anordnungen zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und linderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigen Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte Gasca doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, die er dem Kaiser heimbringen konnte. Er ging nämlich nach Vollendung seines Werks nach Spanien zurück, und verließ Peru für seine Person so arm, als er es betreten hatte. Seine Weisheit und Tugend wurden allgemein bewundert, und der Kaiser machte ihn zum Bischof von Palencia, später von Siguenza. Seine übrigen Tage verlebte er in Ruhe; er starb im November 1567 zu Valladolid.

Indeß hatte der mehr als zehnjährige Bürgerkrieg in Peru einen Zustand von Verderbniß hervorgebracht, der nicht schnell zu heilen war. Nirgends zeigten sich die Spanischen Eroberer roher und habgieriger als hier. Die ungeheuren Reichthümer, die sie erworben, hatten den Werth des Geldes in ihren Augen so herabgesetzt, daß sie in den Forderungen an ihre Führer keine Gränzen kannten. Wenn sie Aussicht auf Gewinn lockte, verletzten sie schamlos Treu und Glauben und gingen ohne alles Bedenken von einer Partei zur andern über. Nicht bloß die Eingebornen, sondern auch ihre Landsleute behandelten sie mit schonungsloser, empörender Grausamkeit. Die Häupter stellten aus Rachsucht, und um ihre Anhänger befriedigen zu können, wahre Proscriptionen an. Ein solches Geschlecht war auch durch Gasca's Anordnungen nicht dauernd zu zähmen, die Flamme des Aufruhrs loderte noch mehrmals empor, und es verging noch eine geraume Zeit, bis Peru so ruhig war, wie die übrigen Spanischen Besitzungen in Amerika.

Diese wurden indeß immer weiter ausgedehnt, und waren gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon fast in den Gränzen, wie im Beginn des gegenwärtigen, wo ihre Losreißung vom Mutterlande erfolgte. Anfänglich war wie ganz Nordamerika dem Vicekönige von Mexico, so alles Spanisch gewordene Land des südlichen Continents dem Vicekönig von Peru untergeben; erst später wurde wegen der unermeßlichen Weitläufigkeit des letztern Gebiets das nördliche Südamerika davon getrennt und aus diesem ein drittes Vicekönigreich, das von Neu-Granada, gebildet. Die Spanische Regierung fuhr fort, in Absicht einer

milden und schonenden Behandlung der Eingebornen menschenfreundliche Gesetze zu geben; aber sie wurden schlecht befolgt, und bei der weiten Entfernung, sowie bei dem außerordentlichen Umfang der Niederlassungen, war es äußerst schwer, sie mit dem erforderlichen Nachdruck zu handhaben.

---

17. Eindruck und Rückwirkung der Entdeckungen auf Europa.

So hatten denn die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte.

Mit unnennbaren Gefühlen hatte die alte Welt die erste Kunde von der Entdeckung einer neuen empfangen. In London glaubte man mehr an ein „göttliches Wunder" als an eine „menschliche That". Der Italienische Gelehrte Peter Martyr fühlte sich von „seligen Schauern" ergriffen; Pomponio Läto sprang im „Freudenschreck" auf, und konnte „kaum die hervorbrechenden Thränen bemeistern". Mit Staunen und Entzücken hörte man von den lieblichen Inseln erzählen, deren nackte Bewohner für jede Stecknadel einen Klumpen Gold von der Schwere etlicher Ducaten feil böten; oder von den Thaten und Schicksalen eines „gewissen" Christobal Colon, ihres Entdeckers. Der Bericht desselben vom März 1493 erschien alsbald in verschiedenen Sprachen gedruckt zu Rom, Mailand, Ulm und Straßburg. Die „Vier Schifffahrten" Vespucci's erlebten von 1507 bis 1512 nicht weniger als zehn Ausgaben, und darunter mehr als die Hälfte in Deutschland. Schon frühzeitig erschienen auch größere Sammelwerke über alle neuen Entdeckungen. So 1507 das Italienische von Trivigiano, das 1508 nicht nur ins Lateinische, sondern auch von Jobst Ruchamer zu Nürnberg ins Deutsche unter dem Titel „Unbekanthe landte und ein Newe, newe weldte in kurz vergangner zeythe erfunden" übersetzt und mit einer Weltkugel geschmückt wurde. Dann namentlich, seit 1516, das noch viel reichhaltigere und im lebendigsten Styl verfaßte Werk Peter Martyr's, das auch schon die Entdeckung der Südsee enthielt, und das bereits am Michaelisabend 1514 Papst Leo X. handschriftlich seiner Schwester und etlichen Cardinälen bis tief in die Nacht hinein vorlas. Jedes Jahr brachte dem

empfänglichen und dankbaren Europa eine wichtige Erweiterung seiner Kenntnisse; und es ist fast unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, durch Briefe und Flugschriften, die in aufgeregter Spannung lauschende alte Welt von allen Vorgängen in der neuen oder auf den Oceanen unterrichtet ward. Mit der rasch und massenhaft anwachsenden Zahl kühner Seefahrer wuchs natürlich auch in raschester Progression die Zahl und die Ergiebigkeit der Quellen oder der Berichte an. Seit der Magelhanischen Weltumsegelung zumal wurde die „Allgegenwart Europäischer Wimpel an allen Gestaden der Erde" mehr und mehr verwirklicht.

Alles, was die Seefahrer da und dort und allüberall entdeckten, war für Europäer durchaus neu und unerhört; alles, was Jene wahrnahmen und berichteten, regte die Europäische Einbildungskraft auf das Tiefste auf. Es war, als ob die alten Sagen mit allen ihren Wundern und Schätzen in die Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue ungeheure Meere erschlossen sich und ließen Länder von ungeahnter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Ueppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermeßliche Reichthum, den die Erde in ihrem Schooße verschloß — Alles schien den Entdeckern selbst und dem zuschauenden Europa die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welcher müßige, nur dem Sinnengenuß fröhnende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Viele träumten wohl noch immer unstät von verborgnen Wundern, von paradiesischen Gärten mit Jugendbrunnen, und von Städten mit goldenem Mauerwerk. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was sein Fleiß erzeugt. Der Pflanzer in beiden Indien, der in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Spannkraft und Streben nach Vervollkommnung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseit des Meeres einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte deswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf den längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte.

Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das Europäische Leben unermeßlich. Die zahlreichen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben

und Geschäften bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab spüren ließ. Der Tabak wurde freilich erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und die Kartoffel noch später nach Europa gebracht; den Mais dagegen brachte schon Columbus herüber, so daß bereits im Jahre 1500 diese Frucht in Spanien fleißigen Anbau fand. Der ganze Handel bekam alsbald einen neuen Schwung, wuchs an Ausbreitung und Mannigfaltigkeit außerordentlich, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden; die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, den Preisen der Dinge u. s. w. große, überall fühlbare Veränderungen; die Colonien wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punkt von äußerster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß, und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung.

Und neben all' diesem vielfach bewegten Streben des Handels und der Politik machte die Wissenschaft ruhigere, aber nicht weniger glänzende Eroberungen. Die Erd- und die Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erfahren, wie sie jetzt plötzlich ihnen zuströmten und ihren Gesichtskreis ins Unermeßliche erweiterten. Nun war vor allem seit der Rückkehr Elcano's der „sinnliche Beweis" von einer kugelförmigen Gestalt der Erde gegeben. Nun wußte man, daß die neue Welt selbst wieder durch ein zweites größeres Weltmeer von Asien geschieden sei; und kannte, wenigstens in großen Zügen, die Vertheilung des Trocknen und Flüssigen auf der Erdoberfläche. Nun lernte man ebenso die Vertheilung der Wärme auf derselben kennen, und die alte Truglehre von einer versengten unbewohnbaren Zone mußte, bei der Kunde von Gletschern dicht über der tropischen Palmenküste, der jetzt ausgesprochenen Wahrheit weichen, daß die Schneelinie je näher dem Aequator, desto höher über dem Meere liege. Nicht minder wurde die Regelmäßigkeit gewisser Luftströme innerhalb der Wendekreise, sowie die Eigenthümlichkeit der Meeresströmungen, ein Gegenstand der Forschung und der Erkenntniß. Auch fehlte es nicht an tiefergehenden geologischen Beobachtungen; während die Medicin sich durch das Studium des gelben Fiebers und der syphilitischen Krankheit, die man seit 1520 mit der Entdeckung Amerika's in Verbindung zu bringen begann, bereichert und angespornt sah.

Die Thatsache der Erdumsegelung allein wirkte auf eine unermeßliche Fülle von Fragen befruchtend und anregend, lösend oder fördernd

ein. Als die Victoria auf der Rückfahrt nach ihrer Rechnung Mittwoch den 9. Juli 1522 zählte, ergab es sich, daß die Portugiesen auf Santiago bereits Donnerstag den 10. rechneten. Dieser „verlorene Tag" erregte große Bestürzung und viel Kopfzerbrechen. Nur langsam brach sich die Erklärung Contarini's Bahn, daß die Victoria, mit der Sonne um die Erde sich bewegend, nothwendig einen Tagesabschnitt habe versäumen, und umgekehrt einen hätte gewinnen müssen, wenn sie in der Richtung von West nach Ost der Sonne entgegen um die Erde gesegelt wäre. Und doch hatte schon zwei Jahrhunderte zuvor Abulfeda dieses nothwendige Ergebniß in vollster Schärfe mit den Worten vorausgesagt: „Stellen wir uns vor, daß zwei Personen eine Reise um die Erde zurückgelegt hätten: so wird der gegen Westen Ausgezogene einen Tag zu wenig, der gen Osten Gegangene einen Tag zu viel zählen." Während in den Romanischen Ländern die Geister sich nun vorwiegend mit der Eintheilung der Erdkugel, mit der Bestimmung der irdischen Längen, der geographischen Grade beschäftigten: benutzte man in Deutschland die Resultate der Seefahrten, und schon die Thatsache der Auffindung einer westlichen Welt zu beiden Seiten des Aequators, um sofort die Unfehlbarkeit der kirchlichen Autoritäten zu widerlegen. Der heilige Augustinus hatte aus theologischen Gründen die Lehre von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone aufrecht erhalten und damit die Streitfrage, ob es Antipoden geben könne, verneint. Seitdem war die Meinung, daß es „Gegenfüßler" gebe, sogar geradezu als ketzerisch von den Häuptern der Kirche und dem Papstthum verdammt und verfolgt worden; wie wir dies an dem Beispiele von Bonifacius und dem Papste Zacharias, dem Priester Virgilius gegenüber, schon früher ersahen. Wie nunmehr aber jene geheiligte Lehre sich als ein Trugbild erwiesen, so wurde auch die Antipodenfrage jetzt allseits, mit Amerigo Vespucci, triumphirend gegen den heiligen Augustinus und gegen die Autorität der Kirche entschieden. Auf die Sache selbst kam dabei weniger an, als darauf, daß eben das Ansehen der Unfehlbarkeit für die kirchlichen Aussprüche verloren ging, daß die alten Lehren sich als irrig, die Lehrer und Meister als veraltet und überholt erwiesen, die Schüler selbst aber sich als Meister zu fühlen begannen.

Gewiß war es ein „wundersames Zusammentreffen", daß in dem Todesjahre des Columbus die Weltordnung von Copernicus aufgefunden ward, und daß in demselben Monate, wo Cortez nach dem Siege bei Otumba zur Belagerung Mexico's schritt, Martin Luther die päpstliche Bulle in Wittenberg verbrannte und eine Reform der geistigen und

sittlichen Weltordnung im Sinne der Freiheit begründete. Wer möchte es läugnen, daß die Thaten sich aneinander reiben und entzünden! Wer dürfte es verkennen, daß der Aufschwung der geographischen Entdeckungen ebenso der großen geistigen Bewegung des 16. Jahrhunderts anbahnend voraufging, wie die aufglimmende Morgenröthe dem hellen Tagesschein! *)

---

*) S. Humboldt, Kosmos Thl. II. S. 338 f. Peschel, a. a. O. S. 667—681.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486 — 1555).

Zweiter Abschnitt.

Die Entwickelung in Mittel- und Süd-Europa bis auf Kaiser Karl V.

1. Portugal unter Johann II. und Emanuel.

(1481 — 1521.)

Der Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit ist in den westeuropäischen Reichen durch das vom Glück gekrönte, aber in den angewandten Mitteln keineswegs fleckenlose Streben der Könige bezeichnet, die Macht der Krone zu heben und die Feudalaristokratie zu beschränken. In Portugal geschah dies durch Johann II.

Dieser König war der Sohn und Nachfolger Alfon's V., der zwar Tanger erobert, aber an der fehlgeschlagenen Aussicht, Castilien zu erwerben, Kraft und Muth verschwendet hatte. Mit größerer Energie ergriff und hielt Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig und in der Blüthe seiner Mannskraft, that er es Allen an Muth und Unerschrockenheit zuvor. Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen; alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

Im Selbstgefühl des Herrschers brannte er vor Begierde, die übermäßige Gewalt des hohen Adels zu brechen. Er zwang die Vasallen, nicht bloß für ihre Person, sondern auch für die ihnen untergebenen Leute die Huldigung zu leisten; nahm den Großen manche vormals an sie veräußerte oder verschenkte Krongüter und Gefälle, über die sie keine völlig gültigen Rechtstitel aufweisen konnten; und verordnete, daß den königlichen Gerichten auch die Städte des Adels unterworfen sein, daß die peinliche Gerichtsbarkeit nur der Krone und nirgends dem Adel zustehen, und daß sämmtliche Richterstellen nur mit Rechtsgelehrten besetzt werden sollten. Der Adel trug diese Neuerungen mit Unwillen, und setzte seine Hoffnung vorzüglich auf den Herzog Ferdinand von Braganza, einen durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Mann, der des Königs Schwager und zugleich ihm blutsverwandt war. Denn sein Großvater Alfons, der erste Herzog von Braganza, war ein natürlicher Sohn König Johann's des Unechten gewesen. Nichts desto weniger ließ Johann II. ihn verhaften und peinlich anklagen, daß er mit den Spanischen Herrschern im geheimen Einverständniß stehe, und die Abgeordneten der Städte zur Widersetzlichkeit gegen den König anreize. Auf das eingeleitete Rechtsverfahren übte Johann ungebührlichen Einfluß, indem er den Sitzungen der Richter beiwohnte. So ward der Herzog ohne vollständigen Beweis und ohne Geständniß verurtheilt und auf öffentlichem Markte hingerichtet (1483). Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht.

Inzwischen lechzte der Adel darnach, sich zu rächen. Eine Verschwörung gegen des Königs Leben wurde von dem Herzog Jakob von Viseo, einem Brudersssohn König Alfons' V. und ebenfalls Schwager Johann's, eingeleitet. Johann, rechtzeitig gewarnt, entwaffnete zweimal, bloß durch seinen festen Blick und seine Fassung, die ausgesandten Mörder. Endlich ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als dieser in sein Zimmer trat, fragte er ihn mit angenommener Munterkeit: „Vetter, wenn Dich jemand ermorden lassen wollte, was thätest Du?" Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte." — „Recht," rief der König, „Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen!" und in demselben Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib (1484). Die übrigen Verschwornen, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden nun eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Rechte wiederherzustellen, und der König erhielt von den Ständen die Steuern, die er verlangte.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die lockenden Plane, Portugal's Macht und Handel an der reichen Küste von Afrika auszudehnen. Er war in diesem Puncte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffsleute, die das Aethiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ; zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, der ihm lebendig zurückgebracht wurde, ließ er viertheilen. Er war es auch, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den hoffnungsvollen Namen gab. Wenn er dagegen den Columbus abwies, so geschah es doch nur aus dem guten Grunde, weil er es vorzog, den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem natürlichen Sohne zuzuwenden. Er fand aber beim Papste, der den Knaben für rechtmäßig erklären sollte, und zumal bei seiner Gemahlin*) unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß er hinschied (25. Oct. 1495) ohne diesen Zweck erreicht zu haben, und das Königreich dem nächsten echten Erben, dem Herzog Emanuel von Beja, einem Bruder des getödteten Herzogs Jakob von Viseo, hinterlassen mußte.

König Emanuel ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu sein. Mit dem Eifer seines Vorgängers, die Portugiesische Macht zu erhöhen, mit dessen Festigkeit und Geist verband er einen sanften, wohlwollenden Sinn. Große Freigebigkeit, Herablassung, Mäßigkeit, mehrere gute Anordnungen und Stiftungen, und die Sorge für eine bessere Rechtspflege, machten ihn seinen Unterthanen in einem vorzüglichen Grade werth.

Dem Gesandten des Königs Franz I. von Frankreich, der ihn in ein Bündniß zu ziehen wünschte, antwortete er mit einer die übrigen Monarchen seiner Zeit wahrhaft beschämenden Weisheit: den Christen zieme Frieden und Eintracht**). Mit Recht hielt er es für verdienstlicher und ehrenwerther, Macht und Reichthum auf Kosten der Feinde

*) S. Schäfer, Gesch. von Portugal, Bd. II. S. 655 ff.

**) Emmanuel respondit — — a bellis, quae Christiani principes inter se gerebant, vehementer abhorrere. Sibi namque in animo esse, Saracenis, si posset, perniciem et interitum machinari. Christianis vero principibus bonam mentem et animorum concordiam precari. Osorius de reb. Emman. X. fol. 293.

des christlichen Glaubens zu gewinnen, und hier sparte er keinen Eifer. Daher setzte er die Kriege mit den Mauren in Afrika fort, wiewohl ohne großen Erfolg. Die glänzendere und wahrhaft großartige Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen in Asien, von denen oben geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Albuquerque die Herrschaft ihres Volkes in Ostindien. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle Handel treibenden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle hier kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht auf das so schnell emporgekommene Reich, dessen sonst wenig bedeutender König jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schah empfing. Mit einem Worte, es war das goldene Zeitalter des Portugiesischen Volkes. Eine allgemeine Begeisterung belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge hervorzuthun. Dieser Geist theilte sich selbst dem andern Geschlechte mit, und Emanuel's Geschichtschreiber, der Bischof Osorius, sagt, daß die Frauen am Hofe Keinem ihre Gunst schenkten, der nicht im Kriege eine tapfere That verrichtet hatte.

---

2. Spanien unter Ferdinand und Isabella.

(1474 u. 1479—1516.)

Wir haben die Geschichte von Spanien früher bis zu dem Zeitpunkte geführt, wo durch die Vermählung Ferdinand's von Aragonien, der den Beinamen des Katholischen erhielt, und Isabellen's von Castilien der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt ward. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich seine besondere Verfassung und Verwaltung behielt. Isabella war schön, anmuthig, klug, und übertraf ihren Gemahl weit an Milde und Adel der Gesinnung. Ferdinand, ein Fürst von Geist und Kraft, suchte seine Zwecke durch Arglist und Schlauheit zu erreichen. Doch waren die Bestrebungen Beider fast immer auf dieselben Ziele gerichtet. Dahin gehörte vor Allem, die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen, wozu sie die Zeitumstände mit großer Klugheit benutzten. Im Allgemeinen bedienten sie sich der nämlichen Mittel, die

Johann II. von Portugal anwandte. Sie verschafften sich vom Papste Sixtus IV. das Recht, die Bisthümer zu besetzen, dem Adel wurde die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit Rechtsgelehrten besetzt. Die drei geistlichen Ritterorden Spanien's besaßen so viel Land, Kriegsmacht und Festungen, daß ihre Großmeister den Königen oft gefährlich geworden waren. Isabella und Ferdinand wußten es dahin zu bringen, daß dieser allmählig selbst zum Administrator der Orden gewählt wurde, bis späterhin der Papst die Verbindung der Großmeisterthümer mit der Krone für immer bewilligte. Dadurch fielen dieser bedeutende Einkünfte, die Verfügung über die Kriegsmacht der Orden, und großer Einfluß auf die Ritter sowie auf diejenigen zu, die es werden wollten. In den Städten bestand von Alters her eine Miliz, um für Ordnung und Ruhe innerhalb der Ringmauern und für die Sicherheit der Landstraßen zu wachen. Sie hieß die heilige Brüderschaft (la santa hermandad). Diese Einrichtung war in Verfall gerathen, wurde aber jetzt von Ferdinand und Isabella wieder hergestellt und gebraucht, der Zügellosigkeit des Adels zu steuern, der von seinen Schlössern aus Plünderung und Unfug verübte.

Auf solche Weise stellten sich die Könige (so heißen bei den Spanischen Geschichtschreibern Ferdinand und Isabella) selbst an die Spitze der adligen und städtischen Institutionen, um deren Unabhängigkeit zu brechen*). Und wie sie durch die Besetzung der Bisthümer auf die Kirche großen Einfluß gewannen, so diente auch eine andere Einrichtung in der letztern, die unter ihrer Regierung eingeführte Inquisition, ihre Zwecke zu befördern.

Die Inquisition hatte zwar schon bei ihrer Entstehung im dreizehnten Jahrhundert auch nach Spanien den Weg gefunden; jetzt aber wurde sie neu begründet und befestigt, und mit der weit größern Ausdehnung ihrer Macht erhielt sie die schreckliche Gestalt, in der sie Jahrhunderte hindurch die Geißel dieses Landes war. Spanien hatte durch die zahlreichen Mauren und Juden, die dort lebten, einen nichtchristlichen Bestandtheil von großer Bedeutung in seiner Bevölkerung; und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandener Religionseifer und Habsucht. Die Juden hatten durch die außerordentlichen Reichthümer, in deren Besitz sie waren, einen allgemeinen Haß auf sich geladen, der

*) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Bd. I. S. 53. Vgl. Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. I. S. 223 ff.

öfters in Aufstände ausbrach, wobei ihrer viele als Opfer der Volkswuth umkamen. Solchen blutigen Verfolgungen zu entgehen, traten sie häufig zum Christenthum über; aber der Glaube, den sie aus Menschenfurcht ergriffen hatten, konnte in ihrem Herzen nicht Wurzel fassen. Die Neu-Christen (Marranos genannt) geriethen in den Verdacht, heimlich noch der Religion ihrer Väter anzuhangen. Mehrere wurden des Rückfalls überführt, und mit den Schätzen der Verurtheilten bereicherte sich Ferdinand. Zunächst für diesen Zweck sollte ihm das Inquisitionstribunal, welches er in Castilien, wo das heilige Gericht schon eine lange Zeit gänzlich geruht hatte, zu erneuern beschloß, behülflich sein; und der Papst Sixtus IV. genehmigte, am 1. November 1478, eine Einrichtung gern, die der Kirchenherrschaft in Spanien eine neue Stütze versprach*). Isabella wollte Anfangs ihre Zustimmung nicht geben; da man es dieser frommen Königin aber als eine Gewissenssache darstellte, so ließ sie sich überreden. Im Jahre 1481 begann das neue Gericht seine Wirksamkeit, und ließ sich trotz der lauten Unzufriedenheit vieler Spanier, die an mehreren Orten in schwer zu dämpfende Aufstände ausbrach, darin nicht stören. Die Inquisition wurde jetzt ein stehendes Tribunal, und 1483 trat der Dominicaner Thomas von Torquemada als erster Generalinquisitor von Spanien auf, ein so blutdürstiger Priester, daß er die Angeklagten zu Tausenden dem Feuertode übergab, und noch weit Mehrere mit lebenswierigem Gefängniß, Einziehung der Güter und anderen schweren Bußen bestrafte. Die Begierde nach Schlachtopfern war so groß, daß das ganze gerichtliche Verfahren aus einem Gewebe von Verdrehungen und Schlingen, den Angeklagten zu fangen, bestand; Alles war bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte darauf abgesehen, den Verdächtigen die Reinigung zu erschweren, oder ganz unmöglich zu machen. Der leiseste Verdacht oder das falsche Zeugniß eines Feindes konnten in die scheußlichen Inquisitionskerker führen; dem Verklagten wurde sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; und wer, um der Strafe zu entgehen, oder weil er sich keiner Schuld bewußt war, kein Geständniß ablegen wollte oder konnte, auf den harrten die Höllenschmerzen der ausgesuchtesten Martern. Die Vollstreckung der Urtheile, Autos da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen), wobei jederzeit außer den zum Feuertode Verdammten auch alle übrigen

*) Llorente histoire critique de l'inquisition d'Espagne. T. I. p. 143. Sonst nahm man gewöhnlich an, daß Sixtus IV. widersprochen, und nur sehr ungern eingewilligt habe.

Verurtheilten durch öffentliche Aufführung der Schande Preis gegeben wurden, geschah mit möglichstem äußeren Pompe und in Gegenwart des Hofes, damit Spanien nie vergesse, welch' eine große Rolle die Ausrottung der Ketzerei in seinem kirchlichen und Staatsleben spiele. Diese Ausrottung und die Art, wie die Inquisition dabei zu Werke ging, hat ihm Hunderttausende seiner Einwohner gekostet*), und der freien Geistesthätigkeit schwere Fesseln angelegt. Auch den Gläubigsten schien unerträglich, daß man der überall verbreiteten Kundschafter wegen kein freies Wort mehr wagen konnte**). Von den Königen aber ist dieses so hoch gestellte, ja geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit zur Vermehrung ihrer Macht benutzt worden. Denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren und die Krone das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so standen sie ganz unter ihrem Einflusse, und das Gericht diente ihr als das bequemste Werkzeug, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch der Vortheil von den verfügten Gütereinziehungen fiel der Krone anheim.

Noch bestand ein Maurisches Reich auf der Halbinsel, das von Granada, welches in einem kleineren Umfang dreizehn ansehnliche Städte und viele feste Schlösser zählte, stark bevölkert und trefflich angebaut war. Die Könige von Granada waren schon längst zinsbare Vasallen der Krone Castilien's, hatten sich aber dann aller Abhängigkeit entzogen und den Tribut verweigert. So hatte auch ein 1478 bei Ferdinand und Isabella erschienener Granadischer Abgeordneter auf die Mahnung, den Zins zu zahlen, geantwortet: da, wo man sonst Geld geprägt zur Ent=

---

*) Nach der Berechnung von Llorente sind von der Gründung der Inquisition 1481 bis 1498, so lange Torquemada Generalinquisitor war, lebendig verbrannt worden 8800 Personen, im Bilde (Entflohene) 6500, mit anderen Strafen belegt 90,000. Die Gesammtzahl aller Opfer der Spanischen Inquisition bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1808 giebt derselbe Schriftsteller so an: lebendig Verbrannte 31,912, im Bilde Verbrannte 17,659, mit harten Bußen Belegte 291,450. In neueren Zeiten ist die Zahl der Verurtheilten immer mehr im Abnehmen gewesen, und unter der Regierung Karl's IV. ist kein Einziger mehr den Feuertod gestorben. Vgl. indeß Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. II. S. 636 f.

**) Illud gravissimum, adimi per inquisitiones loquendi libere audiendique commercium, dispersis per urbes et oppida et agros observatoribus, quod extremum in servitute credebant, sagt selbst Mariana de reb. Hispan. XXIV, 17.

richtung desselben, schmiede man jetzt Waffen, sich seiner zu entledigen*). Damals waren die Könige noch mit dem Portugiesischen Kriege beschäftigt, dessen wir früher gedacht, und gingen daher einen dreijährigen Stillstand mit den Mauren ein; sobald indeß der Friede mit Portugal zu Stande gekommen war, beschlossen sie, durch Beweggründe der Religion, der Ehre und der Vergrößerungsbegierde gleich sehr angeregt, den Krieg gegen Granada mit möglichstem Nachdruck zu betreiben. Er dauerte zehn Jahre, und kostete viel Blut und große Anstrengung, obschon die Christen durch einen unter ihren Feinden ausgebrochenen Bürgerkrieg sehr begünstigt wurden. Allmählig ward das Land eingenommen, und zuletzt mußte auch die Hauptstadt sich ergeben. Am 2. Januar 1492 nahmen die Christen sie in Besitz. So endete nach fast achthundertjähriger Dauer die Herrschaft der Mohammedaner auf der Pyrenäischen Halbinsel völlig.

Zuerst hatte man den Mauren für die Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugesichert; aber sieben Jahre nachher brach man diese Zusage, und legte ihnen die Wahl vor, sich entweder taufen zu lassen, oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; Andere wurden aus Zwang Christen, und gaben, im steten Verdacht des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquisition reichlichen Stoff zu Verfolgungen, wodurch die hart Gedrückten öfters zu Aufständen gereizt wurden, die nur mit Mühe gedämpft werden konnten.

Die Juden hatte schon früher ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, so ließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung ergehen, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monats verlassen sollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen; da sie aber Gold, Silber und Edelsteine nicht mitnehmen durften, so war diese Erlaubniß nur eine scheinbare. Die Anzahl der damals ausgewanderten Jüdischen Familien wird, wahrscheinlich übertrieben, auf 170,000 angegeben. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Afrika; aber Unzählige fanden auf der Reise durch ansteckende Krankheiten und anderes Ungemach ihren Tod. Johann II. von Portugal nahm an 80,000 dieser vertriebenen Juden in sein Reich auf; sein Nachfolger Emanuel aber — bewogen durch die Vorstellungen der Spanischen Regierung, zur Ausrottung des Judenthums behülflich zu sein — befahl, ihnen ihre noch nicht vierzehn Jahre alten Kinder wegzunehmen und im Christenthume zu erziehen. Aus Verzweiflung ermordeten viele Juden ihre Kinder, andere sich selbst. Die-

*) Ferreras Histoire d'Espagne trad. par d'Hermilly. T. VII. p. 511.

jenigen, die das Reich nicht verließen, oder in der festgesetzten kurzen Frist nicht verlassen konnten, bekannten sich, wenigstens dem Scheine nach, zum Christenthume. Mit solchen Zwangsmitteln wähnte man die Lehre des Evangeliums auf eine Gott wohlgefällige Weise auszubreiten.

Daß der Zeitpunkt, da Granada erobert wurde, eben der war, den die Freunde des großen Columbus benutzten, um ihm Isabellen's Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken, und welche ungeahnte Folgen sich hieraus für Spanien entwickelten, ist oben ausführlich erzählt; von dem thätigen Antheil, den Ferdinand an den Italienischen Händeln nahm, und der ansehnlichen Vergrößerung, die er auch dort für Spanien erwarb, wird weiter unten die Rede sein. Aber alle seine und seiner Gemahlin Besitzungen gingen nach seinem Tode an ein anderes Geschlecht über. Es gebar ihm nämlich Isabella einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Johann, starb schon 1497; im nächsten Jahre die älteste Tochter, Isabella, Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal; und im Jahre 1500 deren Sohn, Michael, der bei längerem Leben alle Reiche der Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt haben würde. Als vermuthliche Erbin der Spanischen Länder war nun die zweite Tochter Ferdinand's und Isabellen's, die Infantin Johanna zu betrachten, seit 1496 vermählt mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilian's von Oesterreich und der Burgundischen Maria, dem als mütterliches Erbtheil die Niederlande zugefallen waren. Sie gebar dem Erzherzoge außer vier Töchtern zwei Söhne, von welchen der ältere der nachmals so berühmt gewordene Kaiser Karl V. war.

Der Gram, einen Sohn, eine Tochter und einen Enkel verloren zu haben, und die zweite Tochter gemüthskrank zu wissen, beschleunigte den Tod der Königin Isabella. Sie starb am 26. November 1504. Castilien fiel sofort an Johanna; doch sollte Ferdinand, vermöge einer letztwilligen Verfügung Isabellen's, bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in diesem Königreiche haben. Aber Erzherzog Philipp widersprach, und verlangte die Herrschaft für sich. Darüber wollte Ferdinand dessen Geschlecht wenigstens um den künftigen Besitz seiner eigenen Länder bringen, und heirathete deswegen des Königs von Frankreich, Ludwig's XII., achtzehnjährige Schwestertochter, Germaine de Foix, indem er hoffte, einen Erben aus dieser Ehe zu erlangen, und diesem alsdann Aragonien zu hinterlassen.

Es kam nun zwar zu einem Vertrage, vermöge dessen Ferdinand und Philipp zugleich in Castilien regieren sollten; als indeß der Letztere im Frühling 1506 selbst nach Spanien kam, fielen ihm die Großen der-

gestalt zu, daß Ferdinand der Regentschaft ganz entsagen mußte, und der Erzherzog neben seiner Gemahlin als König anerkannt ward. Doch schon am 25. September starb Philipp, erst achtundzwanzig Jahre alt; und Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und deren Geisteskrankheit durch seine häufige Untreue sehr vermehrt worden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und prächtig angekleidet in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich immer das Mährchen, das ein Carthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach vierzehn Jahren wieder aufgelebt sei. Sie litt dabei aus alter Eifersucht kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Hebamme von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzählige Mal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sei, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sei, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verweseten Leichnam in der Carthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns funfzig Jahre; denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem Sohne Karl, den 12. April 1555.

So mußte denn nach Philipp's Tode bis zur Volljährigkeit seines ältesten Sohnes Castilien doch wieder durch einen Verweser verwaltet werden; und der Cardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, wußte die Stände zu bewegen, nunmehr den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Dieser starb am 23. Januar 1516, ohne daß sein Wunsch, von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, in Erfüllung gegangen war, so daß also auch Aragonien jetzt an den Sohn Philipp's überging, der als Karl I. dergestalt ganz Spanien unter seinem Scepter vereinigte.

---

3. Frankreich unter Karl VIII.

(Reg. 1483—1498.)

In der Geschichte Frankreich's sind wir zuletzt beim Schlusse der Regierung Ludwig's XI. stehen geblieben, der durch Klugheit, List und Glück die Macht der größten Vasallen zu Grunde gerichtet, und den Thron unumschränkter gemacht hatte, als er je zuvor war.

Bei seinem Tode zählte sein Sohn und Nachfolger Karl VIII. erst dreizehn Jahre. Karl war ungewöhnlich klein, mager und ein wenig bucklicht. Aufgewachsen in der Einsamkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht lesen konnte. Daher mußte er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten lassen. Ein solcher Knabe war nicht bloß durch sein Alter unfähig, selbst zu regieren, obschon er den Gesetzen nach großjährig war. Die Reichsgeschäfte wurden daher durch einen Rath von Prinzen des Hauses und einigen andern angesehenen Männern besorgt; den meisten Einfluß auf den jungen König übte seine zweiundzwanzigjährige Schwester Anna, Gemahlin Peter's von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, zumal da ihr seine Obhut von dem verstorbenen König aufgetragen war. Viele Schenkungen Ludwig's wurden jetzt zurückgenommen, seine verhaßtesten Günstlinge gestraft. Aber eine Stimmung, die durch alle Classen des Volkes ging, verlangte mehr als dies, verlangte Abhülfe der schweren Uebel, welche vermöge der Tyrannei der vorigen Regierung auf dem Lande lasteten. Dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beschloß der Staatsrath die Reichsstände zu berufen, deren Versammlungen in Frankreich eben so wenig an gesetzmäßige Fristen geknüpft, als ihre Verhältnisse unter einander und zur Krone genau bestimmt waren.

Die Sitzungen der nach Tours geladenen Stände dauerten vom 15. Januar bis zum 14. März 1484. Es ertönten hier, besonders von den Abgeordneten des dritten Standes, Klagen, die den Zustand des damaligen Frankreich von einer traurigen Seite darstellen. "Das Reich, hieß es, ist verarmt, wie ein Körper, dem durch Aderlässe alles Blut ausgeleert, theils durch die ungeheuren Summen, die nach Rom gehen*),

*) Ludwig XI. hatte, um den Papst zu gewinnen, die pragmatische Sanction von Bourges wieder aufgehoben, das Parlament aber diese Aufhebung nicht bestätigt, woraus ein schwankender Zustand hervorging. S. Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 140.

theils durch die, welche die Bezahlung der Söldner verschlingt. Das Volk sei in einem schlimmern Zustand, als Leibeigne*). In der That waren die Auflagen unter Ludwig so ansehnlich erhöht worden, daß die Provinzen auf das äußerste darunter litten. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war nicht minder drückend, als die Steuern selbst. Es ist vorgekommen, heißt es in den Beschwerden der Stände, daß, wenn die Glieder einer Gemeine ihren Antheil bezahlt hätten, man sie einkerkerte, bis sie auch das noch bezahlt hätten, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte. Eine andere Klage betraf die schlechte Besetzung der Richterstellen. Diese waren unter dem geldgierigen Ludwig sehr häufig dem Meistbietenden verkauft worden, so daß man die unwürdigsten Menschen im Besitz der wichtigsten Aemter sah. Die Regierung verhieß die Abstellung dieser und noch vieler andern Mißbräuche, und begnügte sich für die nächsten zwei Jahre mit der Bewilligung von Steuern, die kaum den dritten Theil der von Ludwig erhobenen betrugen. Im Allgemeinen hatte dieser Reichstag keinen nachhaltigen Einfluß auf den Zustand der Nation.

Eine in der Ständeversammlung stürmisch verhandelte Frage war die gewesen, ob dem königlichen Knaben noch eine Regentschaft an die Seite gesetzt werden solle, und welche. Es war aber nur ein Beschluß zu Stande gekommen, der die Dinge ließ wie sie waren, so daß die eigentliche Gewalt in den Händen der staatsklugen und listigen**) Frau von Beaujeu verblieb, obschon sie in dem Beschlusse nicht einmal genannt worden. Damit war Niemand unzufriedener, als der Herzog Ludwig

*) Et pour toucher à icelles charges que nous pouvons appeller non pas seulement charges importables, mais charges mortelles et pestiferes; qui eust jamais pensé ne ymaginé veoir ainsi traicter ce povre peuple, jadis nommé françoys? Maintenant le povons appeller peuple de pire condicion que le serf, car ung serf est nourri, et ce peuple a esté assommé des charges importables. — Jean Masselin, Journal des états généraux tenus en 1484, publié par Bernier, Paris, 1835. p. 673. (In der Collection des documents inédits sur l'histoire de France).

**) Fine femme et déliée, s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roi Louys son père. Brantome, Oeuvres, à la Haye 1740. T. I. p. 311.

von Orleans, Gemahl ihrer Schwester Johanna und erster Prinz von Geblüt. Er war von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, der beste Reiter und Tänzer am Hofe, großer Freund der Frauen, und überhaupt den Vergnügungen sehr ergeben, darum aber nicht weniger ehrbegierig. Er entwarf den Plan, Anna zu verdrängen und sich an ihren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, als er, im Fall der junge König kinderlos stürbe, der nächste Thronerbe war. Nachdem er sich dem Hofe schon mehrere Male entgegengestellt und wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, kam es zum offnen Bürgerkriege. Da auch Andere sich in ihren ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht sahen, und Anna's vom Vater ererbte Staatskunst gefürchtet ward, so fehlte es ihm nicht an Anhang unter den Großen und dem Adel; besonders unterstützte ihn der alte Feind des königlichen Hauses, der Herzog Franz II. von Bretagne. Auch mit dem Auslande knüpfte er Verbindungen an. Nachdem Anna zunächst die Mißvergnügten im Süden zur Unterwerfung gezwungen hatte, rückte ein königliches Heer, unter der Anführung des tapfern la Tremoille, in der Bretagne ein, wo sich der Herzog von Orleans selbst befand, und gewann am 27. Juli 1488 bei St. Aubin einen entscheidenden Sieg über die Bretagner. Der Herzog von Orleans ward gefangen, und von einem Orte zum andern, zuletzt nach Bourges in einen Thurm gebracht. Der Herzog von Bretagne erhielt den Frieden unter harten Bedingungen. Wenige Wochen darauf (9. Sept.) starb er, ohne Söhne zu hinterlassen. Seine älteste Tochter Anna war seine Erbin, und obschon kaum zwölfjährig, der Gegenstand mehrfacher Bewerbungen. Da die Franzosen trotz des Friedens in das Herzogthum eingebrochen waren, um ihre Ansprüche darauf geltend zu machen, und die Hälfte des Landes besetzt hatten: so wünschten die einflußreichsten Rathgeber der bedrängten jungen Herzogin, daß sie sich mit dem mächtigsten der Bewerber, dem Römischen König Maximilian, vermählen möge; und die Trauung ward in der That feierlich vollzogen, indem der Prinz von Oranien die Person des Bräutigams vorstellte (1489).

König Karl VIII. entzog sich indeß mehr und mehr dem Einflusse seiner Schwester. Den Herzog von Orleans, dem er persönlich gewogen war, befreite er ohne ihr Vorwissen aus seinem Gefängnisse (1491) und behandelte ihn mit freundschaftlicher Zärtlichkeit. In der Bretagne hatten seine Angelegenheiten den besten Fortgang, Nantes ward ihm durch Verrath in die Hände geliefert, die Herzogin in Rennes durch ein französisches Heer belagert. Um jedoch die Dinge nicht bis aufs äußerste kommen zu lassen, wurde der Plan gemacht, daß Karl sich auf friedliche

Weise in den Besitz des Landes setzen solle, und zwar durch Vermählung mit der Erbin, also mit der Braut desselben Fürsten, dessen Tochter Margaretha ihm, wie wir sahen, längst verlobt war. Anna wollte anfangs von einem Bruch des schon geschlossenen Ehebundes nichts hören, auch mißfiel ihr, der schönen, klugen und gelehrten Fürstin, der neue Bewerber ungemein. Allein die Umstände waren dringend, ihre Rathgeber diesmal durch geheime Unterhandlungen für Frankreich gewonnen; und so fügte sie sich endlich. Am 6. December 1491 gab sie dem Könige von Frankreich ihre Hand.

Bei der Nachricht, daß Karl zu gleicher Zeit ihm seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die Deutschen Stände waren zu keinem Kriege wider Frankreich zu bewegen. Maximilian's Bundesgenosse, König Heinrich VII. von England, landete zwar mit einem ansehnlichen Heere bei Calais; aber es war ihm mit diesem Kriege kein Ernst, und bald ging er einen am 3. November 1492 zu Etaples geschlossenen Frieden ein, wonach Karl ihm etwa zwei Millionen Thaler unseres Geldes zu zahlen hatte. Von dieser Unterstützung verlassen, konnte Maximilian noch weniger ausrichten; daher schloß auch er einen Vergleich zu Senlis am 23. Mai 1493, vermöge dessen er Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter entband, und dagegen die Grafschaften Burgund und Artois, welche dieser als Brautschatz bestimmt gewesen waren, zurückerhielt, allerdings ein reicher Ersatz für die Bretagne. Karl gab indeß damit nur auf, was er doch nicht behaupten konnte; denn in jenen Provinzen hatte das Waffenglück, unterstützt von der den Franzosen sehr ungünstigen Stimmung der Einwohner, schon fast ganz für Maximilian entschieden*). Ein anderer Fürst, der an dem Bündniß wider Karl Theil genommen, Ferdinand der Katholische von Aragonien, wurde durch die Wiederabtretung der früher von Ludwig XI. gewonnenen Landschaften Roussillon und Cerdagne versöhnt.

---

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XV. p. 135. Henri Martin, Hist. de France éd. 4. T. VII. p. 225. sq. giebt dies zwar ebenfalls zu, meint aber, „das Uebergewicht der französischen Waffen hätte rasch diese Nachtheile wieder herstellen können", und klagt daher Karl unverzeihlicher „Nachgiebigkeit" an.

4. Zustand Italiens. Karl's VIII. Zug nach Neapel.

Alle diese Verträge waren von Karl schon in der Absicht geschlossen, daß er bei seinem Entwurfe zur Eroberung des Königreichs Neapel die Hände frei haben möge. Ludwig hatte sich von dem Grafen Karl von Maine mit der Provence auch die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf Neapel abtreten lassen; aber, seinem besonnenen und umsichtigen Charakter gemäß, war er nur langsam und bedächtig vorgeschritten, um sich allmählig Sicherheit des Erfolges zu verschaffen*). Dagegen brannte Karl's jugendliches, von Ruhmbegierde erfülltes Gemüth vor Ungeduld, jene Ansprüche geltend zu machen. Und bei der Eroberung von Neapel blieben seine Gedanken nicht einmal stehen. Sie sollte ihm vielmehr zugleich ein Uebergang werden zu der weit größern und glorreicheren Unternehmung, die Türken aus Europa zu vertreiben, und sich die Griechische Kaiserkrone zu erringen. Er gedachte, sich dazu des Türkischen Prinzen Dschem zu bedienen, der den Osmanischen Thron in Anspruch genommen, aber vor seinem Bruder, dem Sultan Bajazeth II., hatte fliehen müssen, und nun zu Rom lebte, wo er von den Päpsten in Gewahrsam gehalten wurde, die dafür von Bajazeth, unter dem Namen von Unterhaltungskosten, jährlich 40,000 Ducaten bekamen. Von Griechenland aus stellte sich Karl den Uebergang nach dem heiligen Lande als leicht vor; und auch dahin strebte sein Sinn, um dort endlich das Ziel zu erreichen, dem die Europäische Christenheit in den Kreuzzügen vergeblich nachgerungen hatte.

Italien ging damals jedem andern Europäischen Lande vor an Fortschritten der Civilisation, an Blüthe der Gewerbe, des Handels, der Künste, an Wohlstand und Reichthum; aber die unsichere Stellung mehrerer der mächtigsten Fürsten und Häupter ihren Unterthanen gegenüber, die Grausamkeit und Wollust, die sie, wie die verrufensten Tyrannen des Alterthums befleckten, die gegenseitige Eifersucht, der Haß und Neid der Staaten unter einander, die Künste der Arglist und des Truges, mit denen Jeder sich zu stärken und Andere zu unterdrücken trachtete, führten die Fremden in das Land, bereiteten ihm Verwüstung, theilweise Verlust der Unabhängigkeit und eine Lähmung des Geistes, wodurch die Blüthe allmählig hinwelkte.

Ferdinand I. von Neapel, der Bastard Alfonsen's von Aragonien,

*) Sismondi, l. c. p. 139.

hatte den Adel seines Landes in zwei Kriegen, die er wider ihn führte, besiegt, und herrschte nun mit so empörender Gewalt und Strenge, daß er aufs äußerste gehaßt ward. Schlimmeres noch schien der Uebermuth seines Sohnes Alfons zu drohen, da die öffentliche Meinung die ärgste Willkür des Vaters schon seinen Rathschlägen zuschrieb. Zwei Enkelinnen Ferdinand's waren an Glieder der Mailändischen Fürstenfamilie verheirathet: die eine, Isabella, Alfonsen's Tochter, an den jungen Herzog Johann Galeazzo; die andere, Beatrice, an dessen Oheim Ludwig, mit dem Beinamen Moro. Dieser benutzte des Neffen Jugend und Unerfahrenheit, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Mailand war damals ein auf militärischem Despotismus ruhendes Fürstenthum*), wo kluge Begünstigung von thätigen Anhängern die Verdrängung eines rechtmäßigen Herrschers immer leicht möglich macht. Obwohl sonst mild und leutselig, sorgsam für nützliche Anstalten, für Förderung der Wissenschaften und Künste**), hielt Ludwig doch den jungen Herzog wie in Gefangenschaft, und ließ ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nur spärlich reichen, während er und seine Gemahlin in großem Glanz und Ueppigkeit lebten. Dies erfüllte Isabellen's männlichen Geist mit heftigem Schmerz; rührend und beweglich klagte sie ihrem Vater ihre große Noth und Hülflosigkeit, und bat um Rettung. Alfons war entschlossen, die Tochter zu rächen; der Greis Ferdinand wünschte sehnlich den Frieden zu erhalten.

So war der Keim zu einer bedenklichen Entzweiung in Italien vorhanden; ob und wie er hervorbrechen sollte, hing zum Theil von der Gesinnung der übrigen Staaten ab. Hier änderten sich im Jahre 1492 die Dinge in sehr bedenklicher Weise. In Florenz starb Lorenzo von Medici, und seinem Sohne Peter, der nun an die Spitze der Republik trat, fehlten Kraft und Geschicklichkeit, das Ansehn des Vaters zu behaupten. Er wurde aber um so verhaßter, da er noch weiter gehen wollte als dieser, und unverholen strebte, sich zum Fürsten von Florenz aufzuwerfen. Noch weit schlimmer war der Herrscherwechsel in Rom. Zum Nachfolger des am 25. Julius gestorbenen, sonst freilich keinesweges löblichen, im Ganzen aber doch friedfertigen Papstes Innocenz VIII. ward nach sechszehn Tagen ein Mann erwählt, dessen Namen, wenn irgend einer, mit gerechtem Abscheu genannt wird. Der Cardinal

*) Leo, Geschichte von Italien, Th. III. S. 436.

**) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker, S. 20.

Rodrigo Borgia, oder, wie sein Familienname eigentlich lautete, Engolio, ein Spanier aus Valencia, hatte durch reiche Bestechungen fast alle Stimmen für sich gewonnen. Alexander VI. (so hieß er als Papst) war ein schamloser Wüstling, aller Ehrbarkeit und Redlichkeit fremd, dem Treue und Religion nur zum Gespött dienten. Von unmäßigem Geldgeiz und grenzenloser Ehrgier getrieben, war er oft unmenschlich grausam, und immer darauf bedacht, gleichviel durch welche Mittel, seine Bastarde zu erheben; denn er hatte von einer Beischläferin, Rosa Vanozza, vier Söhne und eine Tochter. Alle, die ihn kannten, erschraken über solche Entwürdigung des heiligen Stuhls, obschon man es in Italien gewohnt war, keine Tugendhelden auf demselben zu sehen; und König Ferdinand von Neapel versicherte seiner Gemahlin unter Thränen, Italien, ja die ganze Christenheit würden die höchst verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden.

Ludwig Moro wollte indeß nicht blos die Macht in Mailand haben, sondern sich selbst auf den herzoglichen Stuhl setzen. Zu diesem Ende ließ er dem Römischen Könige Maximilian die Hand seiner Nichte Bianca Maria, nebst einer Mitgift von 400,000 Ducaten anbieten, wenn er ihn dagegen mit dem Herzogthum belehnen wollte. Maximilian ging es ein, obschon die Ehe nicht für standesgemäß galt, da der Großvater der Braut, Franz Sforza, der durch seine glücklichen Waffen Mailand errungen hatte, von niederer Geburt war. Er versprach die Belehnung, und ertheilte sie auch später; ein Verfahren, das, wie unedel es auch in seinen Triebfedern erscheint, doch darin eine Entschuldigung finden kann, daß die Besitznahme Mailand's durch das Haus Sforza von Kaiser und Reich nicht anerkannt war. Wollte demnach das Reichsoberhaupt ein Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen, so konnte ihm, nach strengem Rechte, die Wahl, auf wen diese Verleihung fallen sollte, nicht wol streitig gemacht werden.

Indeß wußte Ludwig Moro wohl, daß Maximilian, wenn die Aragonesen von Neapel ihn angreifen sollten, nicht eben viel zu seinem Schutze thun würde; daher suchte er ihnen einen andern mächtigen Feind zu erregen, und ermunterte König Karl VIII. von Frankreich, sein Recht auf Neapel geltend zu machen. Moro's Gesandte trafen am Französischen Hofe einige Neapolitanische Große, die vor Ferdinand geflohen waren und, aus Haß gegen ihn, dasselbe betrieben. Ihren vereinten Bemühungen gelang es leicht, den für diesen Plan ohnehin schon schwärmenden König völlig zu bestimmen. Ein förmlicher Vertrag mit Ludwig

Moro kam zu Stande, wie sehr auch einsichtige Männer*), und des Königs Schwester Anna, das Unternehmen widerriethen. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden Darlehen aufgenommen, eins zu hunderttausend Ducaten von einem Genuesischen Wechselhause, gegen vierzehn Procent auf vier Monate. Mitten unter Zurüstungen, dem drohenden Anfall zu begegnen, starb Ferdinand von Neapel am 25. Januar 1494, und hinterließ den Thron seinem Sohne Alfons II. Dieser brachte nun Alexander VI. von der Verbindung mit Ludwig Moro zu der seinigen, zu der sich auch Peter von Medici hielt. Eben deshalb aber war das Volk von Florenz dagegen, und wünschte seinerseits vielmehr die Franzosen herbei**). Und zugleich fand sich jetzt, ebenfalls als Flüchtling, der berühmte Cardinal und nachmalige Papst Julian della Rovere, der unversöhnliche Widersacher Alexander's VI., in Frankreich ein, und stachelte den König an, nicht nur den angeblichen „Usurpator" in Neapel, sondern vor allem auch den „Tyrannen", der den Stuhl des heiligen Petrus besudele, zu stürzen.

Im Herbste desselben Jahres ging denn Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, worunter einiges Deutsche Fußvolk und mehr als 8000 Schweizer, über die Alpen. In Pavia fand er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie man argwöhnte, an Gift, das ihm der Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und mit Uebergehung eines fünfjährigen Knaben, den er hinterließ, ward Ludwig Moro als Herzog anerkannt. Peter von Medici, statt dem Könige den Weg zu sperren, kam ihm entgegen, und schloß erschreckt einen Vertrag, in welchem er sich zur Einräumung wichtiger Plätze verstand. Darüber waren wieder die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer erfolgte. Peter und seine Brüder flohen, und wurden geächtet, ihr Palast, erfüllt von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Nun zog Karl in Florenz ein, und stellte, wie ein Eroberer, harte Forderungen; da er aber Entschlossenheit zur Gegenwehr gewahrte, stimmte er sie herab. Hierauf ging er weiter gegen Rom, wo Alexander, hin und her schwankend, keinen Widerstand wagte. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl mit klingendem Spiele und bei Fackelschein in Rom ein, während ein

*) Praesertim qui prudentia ac rei militaris scientia caeteris antecellebant. Belcarius, V. 9.

**) Ed in tale calamità condotti eravamo, che apartamente quasi da ciascuno la veneta de Francesi si desiderava. Parenti Istoria d'Italia (ungedruckt) bei Meier Savonarola S. 63.

Neapolitanischer Heerhaufe sich durch ein anderes Thor entfernte. Alexander hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete in höchster Angst auf den Ausgang der Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm werden können, denn die meisten Cardinäle baten den König, ein Concil auszuschreiben, und durch dasselbe die Absetzung des schändlichen Papstes zu betreiben. Aber Karl mochte sich nicht für fähig halten, eine Kirchenreformation durchzusetzen*); auch waren einige seiner Räthe vom Papste durch Gaben und Verheißungen gewonnen. Er schloß daher einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichtete, dem Könige drei Festungen zu öffnen, seinen Sohn Cäsar Borgia, unter dem ehrenvollen Namen eines Cardinallegaten als Geisel zu stellen, und den Prinzen Dschem auszuliefern. Am 28. Januar verließ Karl Rom, und setzte seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäsar listig entwischte, und Dschem starb, nach den Zeugnissen Italienischer und Türkischer Schriftsteller**) auf Befehl des Papstes vergiftet.

Ueber Alfons kam in der Noth das Bewußtsein seiner Uebelthaten mit doppelter Stärke. Er hatte namentlich einmal, entweder noch bei Lebzeiten seines Vaters oder nach dessen Tode***), eine Anzahl Staatsgefangener erwürgen lassen; dessen eingedenk, konnte er jetzt weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe finden, und sah sich in seinen Träumen stets von den Schreckbildern der Ermordeten umgeben. Da trat er seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft ab, in der Hoffnung, daß dieser junge Fürst, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf sich geladen, es zum Widerstande werde zu begeistern wissen, und ging nach Sicilien, wo er noch in demselben Jahre starb. Ferdinand II. sammelte Truppen; in dem engen Passe von San Germano wollte er die Französische Macht aufhalten. Aber die Grausamkeit der Franzosen, welche die Besatzung und die Einwohner zweier mit Sturm genommenen festen Schlösser niedergemetzelt hatten, erfüllte die neugeworbenen Neapolitanischen Truppen mit solcher Furcht, daß sie beim bloßen Anblick der Feinde die Flucht ergriffen; Ferdinand's bester Heerführer, der Mailändische Condottiere Trivulzio, ging zu Karl über, seine eigne Stadt Capua schloß ihm die Thore. Er hielt Alles für verloren, und entwich nach der Insel Ischia. Am 22. Februar zog Karl in Neapel ein, und bald war bis auf wenige

*) Il estoit jeune, et mal accompaigné pour conduire une si gran'oeuvre, que de reformer l'Eglise. Comines, VII. 12.

**) v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II. S. 277. Roscoe's Leben Leo's X., deutsche Uebers. Bd. I. S. 214.

***) S. Sismondi, Histoire des Rép. ital. T. XII. p. 199.

Städte das ganze Land in seinen Händen. Er setzte die Abgaben um 200,000 Ducaten herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war; wie er aber selbst sich ganz den Lüsten ergab, so war er auch nicht darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen*). Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, während der Neapolitanische Adel sich seiner Ehren und Aemter beraubt sah, und von Haß gegen die neue Herrschaft erfüllt ward. Schon machte der frühere Widerwille gegen die Aragonischen Fürsten der Sehnsucht nach ihrer Wiederherstellung Platz. Bei den Franzosen aber war der Gedanke an weitere Eroberungen jenseits des Meeres ganz zurückgetreten. Sie waren nur nach Rückkehr begierig, ungeduldig mit ihren Siegen zu prunken, und die Früchte derselben zu genießen.

Und so war der Entschluß, wieder nach Frankreich zu ziehen, bei Karl gefaßt, noch ehe er erfuhr**), was indeß in seinem Rücken vorgegangen war, und ihn nun vollends bestimmte. Ein Schrecken nämlich über die wunderbar schnelle Ausbreitung der Französischen Macht ging durch die Länder, erweckte alte Feinde, und gesellte ihnen neue hinzu. Man wollte ihr durch Vereinigung verschiedener Kräfte Schranken setzen, ein Plan, dem von da an so viele ähnliche politische Combinationen gefolgt sind, daß man hier den Anfang des Grundsatzes zu suchen pflegt, durch Bündnisse ein für die Unabhängigkeit aller Staaten erforderliches Gleichgewicht der Macht in Europa zu begründen und zu erhalten. Ludwig Moro, beleidigt, daß Karl mehrere ihm gethane Versprechungen nicht erfüllt, und besorgt, daß Ludwig von Orleans, der in Asti saß, als Abkömmling der Visconti Ansprüche auf Mailand geltend machen würde; der Papst, der sich nur gezwungen für Frankreich erklärt hatte; die Venetianer, die einsahen, daß sie bei ihrer bisherigen Neutralität ohne Schaden nicht bleiben könnten; Ferdinand der Katholische, der für sein Sicilien fürchtete und dem König Karl schon hatte melden lassen, daß er die Eroberung Neapel's nicht ruhig ansehen könnte; endlich der Römische König Maximilian, der inzwischen die Reichsregierung angetreten hatte und noch Hoffnung hegte, das Ansehen des Reiches in Italien wieder zu heben,

*) Et entrerent en tant de gloire, qu'il ne sembloit point aux nostres, que les Italiens fussent hommes. Comines, VII. 14.

**) Guicciardini II. p. 90. Ed. Stoer. 1645.

schlossen am 31. März zu Venedig ein Bündniß wider Karl. Dieser, der vom Papste die Belehnung mit seinem neuen Reiche nicht hatte erhalten können, hielt am 12. Mai zu Neapel einen feierlichen Zug statt der Krönung, und verließ acht Tage nachher die Stadt. Die Hälfte des Heeres ließ er zurück, mit der andern zog er durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst eilig nach Perugia, wurde aber von Karl nicht verfolgt. Diesem lieferte, als er im Parmesanischen über den Taro ging, ein ihm weit überlegenes Heer von Mailändern und Venetianern (die von den Verbündeten allein Truppen ins Feld stellten) eine Schlacht bei Fuornuova (6. Juli 1495), in der die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer die Oberhand behielt*), so daß Karl seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Er kam nach Asti, ohne eine Kanone verloren zu haben. Indeß war der Herzog von Orleans in Novara von den Verbündeten eingeschlossen, und ohne Hoffnung, den Platz behaupten zu können, da schon Hungersnoth zu herrschen begann. Da nun sowohl Karl als Ludwig Moro den Frieden wünschten, so kam am 10. October zu Vercelli ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Novara geräumt und dem Letztern übergeben ward. Hierauf setzte Karl mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug nach Frankreich fort, und war den 27. October in Grenoble.

Indeß suchte der vertriebene Ferdinand, von Sicilien aus, mit Spanischer Unterstützung sein Königreich wieder zu erobern. Ein Angriff auf die Franzosen in Calabrien mißlang; als er aber am 7. Juli bei Neapel landete, empörte sich das Volk, und die Franzosen waren gezwungen, sich in die drei Castelle der Hauptstadt einzuschließen. Der Graf von Montpensier, der den Oberbefehl führte, verließ diese Festen nach einigen Monaten, doch dauerte der Krieg bis gegen das Ende des folgenden Jahres. Endlich entschloß sich Montpensier, da Karl ihn ohne alle Unterstützung ließ, die Waffen niederzulegen; noch ehe er indeß nach Frankreich eingeschifft wurde, raffte ihn mit dem größten Theile des noch übrigen Heeres eine bösartige Seuche hin. Das ganze Königreich kehrte unter die Herrschaft der Aragonesen zurück; aber Ferdinand hatte die völlige Räumung nicht mehr erlebt, er war im September oder October

*) Jovius datirt von dieser Schlacht das Erlöschen des Italienischen Kriegsruhms. Haec est illa memorabilis Tarrensis pugna, qua maiore aliquanto temeritate quam ignavia antiquum Italicae militiae decus amisimus: coepimusque cum inexpiabili ignominia nostra exteris nationibus, quibus modo terrori eramus, contemtui esse. — Hist. sui temp. l. II. p. 215. Ed. 1561.

1496 unter lauten und herzlichen Klagen seines Volkes gestorben*). Da er keine Kinder hatte, so folgte ihm auf dem Throne sein Oheim Friedrich.

So blieben keine anderen Folgen der Unternehmung Karl's VIII., als: in Italien stärkere Feindschaften, Zerrüttung und Zerstörung; in Frankreich Erschöpfung und eine aufgeregte, unglückselige Leidenschaft, in fremden Ländern Machtvergrößerung für den Staat und Beute für die Einzelnen zu suchen.

---

5. Hieronymus Savonarola.

In Florenz wurde nach der Vertreibung der Medici, zur neuen Anordnung des Staates, eine einstweilige Regierungsbehörde, Balia genannt, eingesetzt, die zwanzig Wahlherren ernannte, um ein Jahr hindurch alle obrigkeitlichen Aemter zu bestellen. Aber diese Wahlherren waren unter sich selbst so uneinig, daß neue Berathungen Statt fanden, wobei die demokratische Partei der Republik über die aristokratische den Sieg davon trug, so daß eine Regierungsform beliebt wurde, welche die gesetzgebende Gewalt und das Recht, die Staatsämter zu vergeben, in die Hände der zu einem großen Rathe versammelten Bürger legte. Doch ging der Demokratismus nicht so weit, alle Florentiner ohne Ausnahme zu dem großen Rathe zuzulassen; nur die vielmehr sollten das Recht haben, darin zu sitzen, deren Urgroßväter schon zum Antheil an der Staatsregierung berechtigt gewesen.

Die Seele und das leitende Haupt der demokratischen Partei war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der Dominicaner Hieronymus Savonarola. Im Jahre 1452 zu Ferrara geboren, war er, obschon Anfangs dem Klosterleben abgeneigt, im dreiundzwanzigsten Lebensjahre Mönch geworden und, durch große Geistesgaben, eifrige Liebe zu den Wissenschaften und einen streng religiösen Wandel gleich ausgezeichnet, hatte er eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er wurde Lorenzo von Medici empfohlen, und auf dessen Wunsch von den geistlichen Obern nach Florenz versetzt, wo er 1490 Prior des Dominicanerklosters San Marco wurde. Seine Predigten machten durch die Tiefe ihres Inhalts und die hinreißende Kraft seiner natürlichen Beredt-

*) Muratori, deutsche Uebers. Thl. IX. S. 504. Ranke, S. 82.

samkeit einen gewaltigen Eindruck. Die in Italien damals das christliche Leben ganz verdrängende Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die große Verderbniß der Geistlichkeit, die Gräuel der Kirche waren ein vorzüglicher Gegenstand seiner Strafreden. Er wollte eine Umschaffung und Erneuerung des ganzen geistlichen wie politischen Lebens herbeiführen. So konnten er und Lorenzo nur Gegner sein. Lorenzo erkannte die große Bedeutung des Mannes; er suchte ihn zu gewinnen und zur Milderung seiner Lehren zu bewegen, aber vergebens.

Bei der Anwesenheit Karl's VIII. in Florenz trug Savonarola wesentlich zu dem Vergleiche bei, der zwischen dem Könige und der Republik zu Stande kam. Ueberhaupt beginnt mit der Erscheinung der Franzosen in Italien und der Vertreibung der Medici seine große politische Wirksamkeit. Denn er hielt sich jetzt für ganz überzeugt, daß Gott durch die hervortretenden Weltbegebenheiten nicht nur die Kirche reinigen, sondern überhaupt ein Neues auf Erden schaffen werde*). Und so vermischten sich in seinen Bestrebungen das Religiöse und das Politische auf eine im Allgemeinen nicht zu billigende, aber aus der Grundlage seiner Ansichten und der ganzen Richtung seines Geistes mit Nothwendigkeit hervorgehende Weise. Er wollte das Geistliche und das Weltliche handgreiflich und augenscheinlich verknüpft sehen; während das letztere von dem ersteren doch nur dem Princip nach durchdrungen werden, dann aber sein eignes Leben führen soll. Das Erscheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien hatte er mehrere Jahre vorher vorausgesagt; und noch früher eine große Züchtigung von ganz Italien prophezeiht, die der gleich darauf eintretenden Erneuerung der Kirche vorangehen werde. Als nun hierauf wirklich die Ankunft Karl's VIII. erfolgte, kam Savonarola dadurch in den Ruf eines Propheten, und sein Ansehen unter den Menschen wuchs nicht wenig. Zwar wollte er selbst nicht als Prophet betrachtet sein, und auch seine enthusiastischen Freunde haben jene Voraussagung nicht auf eine höhere Eingebung zurückgeführt; indeß nahm er außer dem Standpunkte der Reflexion, von welchem er seine Blicke in die Zukunft that, allerdings eine höhere prophetische Gewißheit des gefundenen Inhaltes seiner Weissagungen an, die dem Glauben verwandt ist**).

---

*) Rudelbach, Hier. Savonarola und seine Zeit, S. 102.

**) Meier, Girolamo Savonarola, S. 198. 205. 207. Karl Hase, Savonarola, 2. Aufl. (1861), S. 22. 39 ff. 47: „Was Savonarola von der Zukunft verkündet hat, das war die Sehnsucht seines Herzens ... der Prophet wurzelte im Reformator."

Unter den verschiedenen Staatsformen hielt Savonarola für Florenz die Volksregierung darum für die passendste, weil geistig leicht bewegte, leidenschaftlich unternehmende Völker die Monarchie, wie er meinte, nicht gut ertrügen, und weil die Demokratie durch die lange Gewohnheit dem Sinne der Bürger zur andern Natur geworden sei. Seine Anhänger erhielten, weil sie sich seiner Leitung überließen und zugleich wegen ihrer von Genüssen und Vergnügungen sich abwendenden Lebensweise, den Beinamen der „Mönchischen" (frateschi) oder der „Wimmerer" (piagnoni); während die aristokratischen Gegner die „Wüthenden" (arrabiati) hießen, und die Jüngeren unter ihnen, die Savonarola selbst besonders bitter haßten, „die schlechten Gesellen" (compagnacci). Nicht minder aber als von dieser politischen Partei wurde Savonarola von allen den Geistlichen angefeindet, die sich durch seine Strafreden getroffen fühlten, und die einer Reinigung und Verbesserung der Kirche, wie er sie vorhersagte und mit allen Kräften zu fördern strebte, auszuweichen bemüht waren.

In dem Winter, der dem Abzuge Karl's VIII. aus Italien folgte, hatte Savonarola's Wirksamkeit ihre Höhe erreicht. Es erschienen Gesetze zur Bestrafung auffälliger Laster und zur Förderung von Zucht und Sitte. Ein großer Theil der Florentiner führte ein sehr strenges Leben. Die Fasten waren so häufig, daß man die Fleischertaxe herabsetzen mußte, weil viel weniger Fleisch als früher verkauft ward. Das Karten- und Würfelspiel wurde entfernt, Buhldirnen wurden fortgejagt. Viele Wirthshäuser standen geschlossen, und das Besuchen der öffentlichen Schauspiele hörte zum Theil auf*). Ja es wurde diese ascetische Richtung mit einem solchen Eifer betrieben, daß eine Zahl meist adliger Jünglinge sich zur weiteren Verbreitung derselben zu einem Bunde vereinigten. Sie gingen in der Advents- und Fastenzeit in die Häuser, und ließen sich dort von Männern und Frauen anstößige Gemälde, Spielkarten, Würfel, musikalische Instrumente, Exemplare des Boccaccio u. a. m. geben, erbauten davon am Carnevalstage auf einem großen Platze eine Pyramide, und verbrannten sie unter Absingung von Psalmen und Trompetenstößen. Um diese Zeit kamen viele Fremde und ausgezeichnete Männer weither nach Florenz, um den berühmten Prediger zu hören, und kaum vermochte noch eine Kirche die Zahl der Zuhörer zu fassen. Ueber ganz Europa verbreitete sich der Ruf von Savonarola's außerordentlicher Wirksamkeit; selbst der Sultan zu Constantinopel war begierig nach näherer

*) Rudelbach, S. 167, aus Burlammachi.

Kunde von ihm, und da man ihm eine Sammlung seiner Predigten gab, ließ er sie ins Türkische übersetzen. Ein solcher Ruhm und Einfluß und jener übertriebene Eifer seiner Anhänger, der sich gegen erlaubte wie gegen unerlaubte Vergnügungen richtete, erbitterte und vermehrte seine Feinde. Schon wurden Drohungen laut, Gerüchte von Anschlägen wider sein Leben verbreiteten sich. Doch er blieb ruhig in dem Vertrauen, daß, wenn er auch unterginge, sein Bestreben siegreich bleiben werde. „Rom," sagte er in seiner Predigt, „wird dieses Feuer nicht löschen, wie sehr es sich auch bemüht; und wenn es eines löscht, werden andere und stärkere wieder aufgehen."

Rom war in der That schon eifrig bemüht, das angezündete Feuer zu löschen. Alexander VI. begriff, welche Gefahr von dem Fortbrennen dieser Flamme, wenn auch noch nicht unmittelbar dem Papstthum, doch einem Kirchenregiment, wie dem seinen, drohe. Anfangs gedachte er den kühnen Redner auf dem Wege der Güte zum Schweigen zu bringen. Er bot ihm die Cardinalswürde an; aber Savonarola antwortete, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums. Hierauf erfolgte eine Vorladung nach Rom und das Verbot ferneren Predigens. Savonarola beachtete weder den einen noch den andern Befehl, sondern suchte in einem ausführlichen Schreiben an den Papst die Unrichtigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen und die Unzulässigkeit der daraus gezogenen Folgerungen darzuthun. Alexander wollte noch nicht offen weiter gehen; er schrieb daher an die Signoria, sie möchte ihm den Angeklagten wo möglich in die Hände liefern. Die Signoria aber, damals aus Mitgliedern, die dem Savonarola günstig waren, zusammengesetzt, lehnte das Ansinnen ab, indem sie versicherte, Se. Heiligkeit könne nur durch Verläumdungen dahin gebracht sein, zu glauben, daß dieser Mann der Religion nachtheilig wirke*).

Indeß der schnelle Wechsel der obrigkeitlichen Aemter, wie er nach der damaligen Florentinischen Verfassung Statt fand, gab den heftigen Gegnern Savonarola's bald neuen Spielraum, und überhob die Römische Curie der Mühe, in seiner ferneren Verfolgung die Hauptrolle zu übernehmen. Unter der Begünstigung einer ihm feindlichen Signoria machten die Compagnacci den Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden. Mitten unter einem wilden Getümmel, das die Kirche erfüllte, wurde Savonarola nur durch die Entschlossenheit einiger seiner Anhänger geschirmt. Aber die Signoria benutzte den ärgerlichen

*) Meier a. a. O., S. 114. 124.

Vorfall, ihm das Predigen zu verbieten, und der Papst nahm davon Gelegenheit, den Bann über ihn auszusprechen. Savonarola befolgte das Gebot der erstern bis zum Anfange des nächsten Jahres; länger konnte er sich nicht bezähmen, und betrat am Sonntage Septuagesimä unter dem Schutze einer günstigen Signoria wieder die Kanzel. Schonungsloser als je griff er jetzt die Verderbtheit der Römischen Kirche an, und stellte den über ihn ergangenen Bann als ungerecht und ungültig dar. „Ich sage euch, sprach er, ein Jeder, der diese Excommunication hält und hartnäckig dabei beharrt, ist ein Ketzer, mit dem kein wahrer Christ Gemeinschaft haben darf." Schon nach wenigen Wochen war eine andere ihm wiederum abgeneigte Obrigkeit am Ruder, und nun entwickelte sich sein Verhängniß schnell. Die Leidenschaften waren so heftig, daß jeder die Gemüther aufregende Vorfall einen Ausbruch herbeiführen mußte. Ein solcher Anlaß ward gegeben, als ein Minorit, mit dem einer der eifrigsten Schüler und Anhänger Savonarola's, der Dominicaner Domenico da Pescia, über die Lehren seines Meisters in Streit gerieth, sich erbot, die Falschheit derselben den Dominicanern gegenüber durch die Feuerprobe darzuthun. Die Ausforderung wurde angenommen, und von Seiten der Dominicaner Bruder Domenico auserschen, die Probe zu bestehen; es hatten sich indeß alle Mönche des Klosters San Marco dazu erboten. Der Minorit stellte statt seiner einen andern Bruder seines Ordens. Der Tag, den die Signoria zu diesem Gottesgericht anberaumt hatte, kam herbei; alle Vorbereitungen waren getroffen, auf dem Hauptplatze der Stadt erhoben sich zwei furchtbare Scheiterhaufen, durch welche die Mönche hindurchschreiten sollten; der Platz, die Fenster und Dächer der Häuser waren vollgedrängt von Menschen, die auf das merkwürdige Schauspiel und seinen Ausgang mit der größten Begierde harrten. Aber sie harrten vergebens, es erhoben sich über die Art des Verfahrens lange und heftige Streitigkeiten zwischen den Mönchen der beiden Orden, die Nacht kam herbei und die Signoria befahl, daß beide Parteien auseinander gehen sollten.

Obschon es nun die Franciscaner gewesen waren, die entweder aus Feigheit, oder weil sie nach genommener Verabredung Savonarola einen Fallstrick legen wollten, alle Schwierigkeiten, welche die Ausführung hintertrieben, erhoben hatten: so wandte sich doch der Unwille der Meisten gegen Savonarola, und die Compagnacci hatten gewonnenes Spiel. Am folgenden Tage begannen sie die Gewaltthätigkeiten. Das Kloster San Marco ward erstürmt und Feuer daran gelegt, Savonarola gebunden nach dem Palaste der Signoria geführt, unter Mißhandlungen

und Beschimpfungen derselben Menge, die ihn kurz vorher wie einen göttlichen Propheten verehrt hatte. Man setzte ein Gericht nieder, das aus lauter entschiednen Widersachern des Angeklagten bestand, folterte ihn, um Geständnisse zu erpressen und nahm, da er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, zu dem schändlichen Mittel seine Zuflucht, das Protokoll über die Verhöre zu verfälschen. Und doch ging selbst aus diesem Machwerke kein entschiedener Grund zu seiner Verdammung hervor. Der Papst aber, als er die Acten erhielt, und sich ohne weitere Mühe am Ziele sah, ermangelte nicht, Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Kirchenstörer und Volksverführer zu verurtheilen. Von dem Begehren der Auslieferung nach Rom stand er ab, und schickte zwei Commissarien nach Florenz, das Urtheil zu überbringen und der Strafvollziehung beizuwohnen. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und die Signoria sprach das Urtheil, daß er so wie Domenico da Pescia und ein dritter Dominicaner, Silvester Maruffi, erdrosselt und dann verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil ward am 23. Mai 1498 vollzogen. Die Menge war roh und gleichgültig, die Feinde jubelten, die Anhänger und Freunde wurden noch lange mit bitterm Hohn und Spott verfolgt. In dem Untergange Savonarola's war das Uebergewicht der Arrabiati entschieden hervorgetreten.

Während diese Begebenheiten Florenz im Innern bewegten, wurde es von Außen durch einen Kampf gegen Pisa beschäftigt. Durch den Vertrag Peter's von Medici mit Karl VIII. war diese Stadt der verhaßten Florentinischen Oberherrschaft entledigt worden, und gedachte ihre Unabhängigkeit auch nach dem Abzuge der Franzosen zu behaupten. Diese benahmen sich zweideutig und trügerisch, und gaben jeder der beiden Republiken Versicherungen, wie sie sie wünschten. Die Florentiner ergriffen die Waffen und bekriegten Pisa, Ludwig Moro und die Venetianer unterstützten es, und da man die Wiederkehr Karl's VIII. fürchtete, zog Ludwig auch den Römischen König Maximilian in den Bund. Diesen ließ zwar das Reich trotz seiner Aufforderung ohne alle Unterstützung, doch ging er mit sehr geringer Macht nach Italien, und belagerte Livorno, eine für die Florentiner äußerst wichtige Stadt, da sie mit ihrem Verluste vom Meere abgeschnitten gewesen wären. Aber Maximilian wurde von den Venetianern und Mailändern, die schon uneins darüber waren, wer von ihnen die Seestadt behalten sollte, sehr schlecht unterstützt, und mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren.

---

6. Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzosen und Neapel's durch die Spanier.

Der gutmüthige aber schwache König Karl VIII. hatte sich schon vor dem Italienischen Zuge den sinnlichen Genüssen ganz ergeben, in Italien der Wollust unmäßig gefröhnt, und diese Lebensweise nach seiner Rückkehr fortgesetzt. So wurde seine ohnehin geringe Körperkraft früh ganz erschöpft. Er beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen, wieder nach Italien zu ziehen, und mit Entwürfen zu mancherlei Reformen; aber er konnte seiner Trägheit nicht Herr werden. Am 7. April 1498 stieß er auf dem Schlosse zu Amboise mit der Stirn gegen eine niedrige Thür, stürzte nach einiger Zeit besinnungslos nieder, und starb noch an demselben Tage. Drei Söhne, die ihm seine Gemahlin geboren hatte, waren noch vor ihm gestorben, und so folgte ihm als der zunächst Berechtigte*) der Herzog Ludwig von Orleans, unter dem Namen Ludwig's XII.

Dieser stand damals im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters. Bisher hatte man ihn fast nur als einen leichtsinnigen, genußsüchtigen Fürsten gekannt; jetzt aber traten seine Milde und Güte auf eine seinen Unterthanen so ersprießliche Weise hervor, daß sie ihn den Vater des Volkes nannten. Er nahm keine Rache an Denen, die unter der vorigen Regierung seine Feinde gewesen waren, führte eine haushälterische Staatswirthschaft ein, und setzte die Steuern herab. Doch rissen auch ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht auf die Bahnen der damaligen schlechten Staatskünste; und hierbei übte besonders sein vertrautester Günstling und erster Minister Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, dem er bald den Cardinalshut vom Papste verschaffte, einen nachtheiligen Einfluß auf ihn. Derselbe war ein Mann von Verstand aber ohne höhere Anlagen, uneigennützig aber ehrbegierig, ein geschickter

---

*) Folgende Stammtafel erläutert die Verwandtschaftsverhältnisse:

Karl V., der Weise † 1380.

Karl VI.	Ludwig, Herzog v. Orleans † 1407. Gemahlin Valentina Visconti.	
Karl VII.	Karl, Herz. v. Orl. † 1465.	Johann, Gr. v. Angoulême.
Ludwig XI.	Ludwig XII.	Karl, Gr. v. Angoulême † 1496.
Karl VIII.		Franz I.

Unterhändler, doch nicht minder getäuscht als täuschend, vielfach nützlich für das Innere, allein nichts weniger als jederzeit gerecht und weise in Hinsicht auf die auswärtigen Angelegenheiten*).

Das Herzogthum Bretagne war durch König Karl's VIII. Vermählung mit der Prinzessin Anna noch keineswegs auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, wollte auch Ludwig diese zu seiner Gemahlin machen**). Dazu mußte er aber erst von seiner Frau Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., die klein und ungestaltet, aber von trefflicher Gemüthsart war, geschieden werden. Der Papst, der sich den König wegen der Italienischen Angelegenheiten zum Freunde machen wollte, ernannte Commissarien, welche, nach einer die unschuldige sanftmüthige Johanna kränkenden und beschimpfenden Rechtsverhandlung***), die Ehe unter verschiedenen Vorwänden für aufgelös't erklärten. Ludwig heirathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königin ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit und unter Andachtsübungen noch sechs Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters erregte die Theilnahme des Volks, welches über diesen Schritt Ludwig's laut murrte.

Karl VIII. hatte der Französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben; seine Nachfolger verfolgten fortan denselben Weg. Ludwig XII. richtete seine Augen zuerst auf das schöne Mailand, dessen Besitz er mit Recht ansprechen zu können glaubte. Seine Großmutter Valentina war nämlich eine Tochter jenes ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, und als Abkömmlinge derselben sahen die Fürsten aus dem Hause Orleans die späteren Mailändischen Herzöge aus dem Hause Sforza als Anmaßer an. Es gelang Ludwig, durch Verträge mit anderen Staaten, theils gegen Angriffe sich zu sichern, theils Hülfe zu gewinnen. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, die ihm Werbungen gestatteten; mit den Venetianern, denen er einen Theil des Mailändischen Gebiets abzutreten versprach; mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte. Mit dem

---

*) v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 44.

**) Was gewöhnlich von einem lange vorher bestandenen Liebesverhältniß zwischen Ludwig und Anna erzählt wird, ist sehr zweifelhaft, ja mehr als unwahrscheinlich. S. Sismondi Hist. des Franc. T. XV. p. 270. Henri Martin, Hist. de France, 4. éd. T. VII. p. 301 s.

***) Daru Histoire de Bretagne T. III. p. 203, wo der scandalöse Proceß aus Handschriften dargestellt ist.

Papste hatte er schon bei Gelegenheit der Scheidung eine Uebereinkunft getroffen, und dessen Sohn Cäsar Borgia zum Herzog von Valentinois ernannt. Nur an Geld mangelte es; und um diesen Mangel zu heben, wurde auf den Vorschlag des Cardinal Amboise ein sehr bedenkliches Mittel ergriffen, nämlich die Finanzbedienungen verkäuflich gemacht.

Im Sommer 1499 ging das Französische Heer über die Alpen, und wo es sich zeigte, überlieferten Ludwig Moro's Befehlshaber, von Schrecken überwältigt oder bestochen, die ihnen anvertrauten Festungen. Der Herzog selbst, von Allen verlassen und verrathen, floh mit seinen Schätzen nach Tyrol zu Maximilian, und in zwanzig Tagen war das ganze Land fast ohne Schwertstreich erobert. Nun kam auch der König herbei und hielt am 6. October in herzoglicher Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt. Auch das unter Mailändischer Oberhoheit stehende Genua ergab sich ihm. Venedig nahm Cremona mit dem Lande jenseits der Adda. Im Begriff zu entweichen, hatte Ludwig Moro den Venetianischen Gesandten gesagt: „Ihr schickt mir den König von Frankreich zum Mittagsmahl, ich versichere Euch, Ihr habt ihn zum Abendbrod;" und ein Theil des Venetianischen Rathes hatte diese Besorgnisse selbst gehegt. Allein die Ansicht Anderer hatte die Oberhand behalten, sich nämlich durch Frankreich's Hülfe nur erst auf Mailand's Kosten zu vergrößern; dann würde eine Vertreibung der Franzosen, wie unter Karl VIII., durch die Einmüthigkeit der Fürsten Italien's erfolgen. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung zu gehen, als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Er ließ als Befehlshaber den Trivulzio zurück, der früher an der Spitze der Guelfischen Partei in Mailand stand, und sich auch nun ganz als Factionshaupt benahm*), wodurch er, so wie durch seine Härte und Habsucht, große Unzufriedenheit erregte. Auch hauseten die Franzosen im Mailändischen gerade eben so unverantwortlich, als sie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ernteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügellosen Betragen die nämlichen Früchte. Die Einwohner sehnten sich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdeß auch nicht müßig gewesen war, sondern aus Burgundern und Schweizern ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, mit welchem er im Februar 1500 im Mailändischen erschien, und überall mit Freuden aufgenommen wurde. Ein allgemeiner Aufstand ging durch das Land, die Franzosen mußten sich an die Piemontesische Grenze zurückziehn. Aber es war ein sehr kurzer Triumph. König

*) Sismondi Rep. ital. T. XIII. p. 53.

Ludwig sandte ansehnliche Verstärkungen, Franzosen und Schweizer. Dagegen wurden Ludwig Moro's Schweizerische Söldner die Ursache seines Unglücks. Die Hauptleute derselben kamen mit ihren Landsleuten im Französischen Lager zusammen, und erhielten von den Franzosen Versprechungen; Viele fürchteten, der Herzog würde ihnen den Sold nicht zahlen können *). Als dieser sie zum Fechten aufforderte, antworteten sie, daß sie gegen ihre Mitbürger nicht kämpfen dürften. So blieb dem Herzog wiederum nichts übrig, als auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Er wollte unter den aus Novara abziehenden Schweizern verkleidet entfliehen; als aber die Franzosen Geld für ihn boten, wurde er von jenen verrathen**) (10. April 1500). Trivulzio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten.

Da Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden war, so gedachte er nun auch seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Da aber auch Ferdinand der Katholische ein Recht auf dieses Königreich zu haben behauptete, und Ludwig ihn am meisten fürchtete: so kam es am 11. Novbr. 1500 in Granada zu einem Vertrage zwischen beiden Königen, worin sie sich vereinigten, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu machen, und sich nachher in den Besitz zu theilen. Sie trieben dabei die Heuchelei so weit, zu erklären, daß der König Friedrich von Neapel, weil er mit den Türken verbündet sei, den der Christenheit vom Heilande als ein göttliches Geschenk hinterlassenen Friedensstand störe, und deswegen sein Reich verlieren müsse.

Da der Vertrag ein Geheimniß blieb, so fürchtete Friedrich Niemanden als Ludwig, dem er vergeblich große Anerbietungen machte. Ferdinand's Feldherr, Gonsalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, stellte sich, als ob er ihm gegen die Franzosen beistehen wollte, und Friedrich, der nicht ahnte, wie entsetzlich er betrogen war, räumte den Spaniern sogar einige Festungen ein. Als das Französische Heer im Juni 1501 nach Rom gekommen war, zog man die Maske ab. Der Französische und der Spanische Gesandte erklärten dem Papste die Absicht ihrer Herren, und Alexander war ehrvergessen genug, beiden die

---

*) Glutz-Blotzheim, Fortsetzung von Joh. Müller's Schweizergeschichte, S. 174.

**) Glutz-Blotzheim S. 177. Anm. 73. Es war nicht bloß der Urner Rudolf Turmann, auf den man in der Schweiz zur Rettung der Volksehre alle Schuld werfen wollte.

nachgesuchte Belehnung zu ertheilen. Friedrich konnte beiden Heeren unmöglich widerstehen. Er ergab sich (im August) den Franzosen, worauf ihm Ludwig einen Aufenthalt in Frankreich anwies, und ihm bis an seinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 50,000 Livres zahlen ließ. In Tarent befand sich der Sohn des entthronten Königs, Ferdinand, dessen Erzieher, der Graf von Potenza, die Stadt mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigte. Gonsalvo bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich schwur er ihm auf die Hostie, daß der junge Ferdinand frei abziehen könne, wohin er wolle, wenn die Stadt übergeben würde. Die Bedingung ward angenommen; aber kaum war Gonsalvo Herr der Festung, so ließ er den Prinzen gefangen nehmen und schickte ihn nach Spanien. „Weder die Furcht vor Gott, sagt ein Zeitgenosse, noch die Achtung vor der Meinung der Menschen vermochten das Staatsinteresse aufzuwiegen." *)

So war das Königshaus der Aragonesen von Neapel untergegangen, und Frankreich's Macht im Norden und Süden Italien's auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. Vor Allen war dadurch Maximilian gefährdet, des Römisch-Deutschen Reiches Ansehn und Ehre aber empfindlich verletzt, da ein Vasall desselben, Ludwig Moro, von den Franzosen so ohne Weiteres entsetzt worden war. Trotzdem schloß jener Erzherzog Philipp, der Sohn Maximilian's und Schwiegersohn Ferdinand's, mit Ludwig XII. damals einen Vertrag, kraft dessen des Letztern kaum zweijährige Tochter Claudia und Philipp's anderthalbjähriger Sohn Karl einander künftig heirathen und Mailand erhalten sollten. Und auf seines Sohnes Zureden trat Maximilian selbst am 13. October 1501 zu Trident diesem Vertrage bei, und versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand.

Indeß entstand in Neapel zwischen Franzosen und Spaniern Streit über die Grenzen, weil man im Vertrage von Granada sie nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bezeichnet hatte; und da beide Höfe ihren Statthaltern die Weisung gaben, aus diesen Zwistigkeiten so viel Vortheil zu ziehen wie möglich, so wurde dadurch der völlige Bruch herbeigeführt **). Im Anfange des Kampfes waren die Franzosen im Vortheil, die Spanier mußten weichen, Gonsalvo sich in Barletta einschließen. So währte der Krieg vom Juni 1502 bis zum Anfang des nächsten Jahres. Um diese Zeit reiste Erzherzog Philipp durch Frankreich, mit

*) Nè il timor di Dio, nè il rispetto dell' estimatione degl' huomini pottete piu, che lo interesse dello stato. Guicciardini V, p. 270.

**) Leo, Geschichte der Italienischen Staaten, Bd. V. S. 144.

Vollmachten seiner Schwiegereltern zu einem Vergleiche mit Ludwig. Wirklich schloß er mit diesem am 5. April 1503 zu Lyon einen solchen ab, vermöge dessen die schon versprochenen Kinder Beider, Karl und Claudia, künftig auch das Königreich Neapel besitzen sollten. Während indeß Ludwig nun alle Verstärkung seiner Italienischen Truppen zurückhielt, hatten die Dinge in Neapel schon eine andere Gestalt bekommen. Die Spanier hatten Hülfsvölker, darunter 2500 Deutsche, erhalten und schlugen am 21. April die Franzosen unter d'Aubigny bei Seminara in Calabrien; worauf Gonsalvo, der aus Barletta hervorbrach, am 28. bei Cerignola auch den Vicekönig, Herzog von Nemours, besiegte, welcher selbst auf dem Platze blieb. Danach öffnete die Hauptstadt den Siegern die Thore. Ferdinand aber weigerte sich nunmehr, den geschlossenen Vertrag zu ratificiren, sei es, daß Philipp wirklich seine Vollmachten überschritten hatte, oder daß dies nur als Ausflucht diente*). Ludwig gerieth in heftigen Zorn, und machte große Rüstungen zum Kriege. Drei Heere wurden gegen Ferdinand in's Feld gestellt; zwei sollten Spanien angreifen, ein drittes wurde im Mailändischen versammelt, um Neapel zu Hülfe zu kommen. Aber keins derselben erntete Lorbeeren. Das stärkste, nach Neapel bestimmt, kam bis zum Garigliano. Auf der andern Seite des Flusses war Gonsalvo, und so standen sich die Heere einige Monate gegenüber; unter steten Regengüssen waren die Spanier noch größeren Entbehrungen ausgesetzt als die Franzosen. Aber unter diesen schwanden bei dem langen Harren Muth und Zucht, und als Gonsalvo in der Nacht vom 27. December über den Fluß gegangen war, schlug er sie völlig. Am 1. Januar 1504 übergaben sie Gaeta, und von dem ganzen stattlichen Heere kamen nur einige traurige Reste nach Frankreich zurück. Ludwig mußte froh sein, von den Spaniern nicht auch in Oberitalien angegriffen zu werden, und ging am 11. Februar einen Waffenstillstand auf drei Jahre ein, wodurch er Neapel den Spaniern überließ.

Dieser Neapolitanische Krieg ist auch darum merkwürdig, weil er ein Brennpunkt ritterlichen Heldenmuthes war, und für die Spanier eine Schule der Kriegskunst. Zu einer solchen machte sie der berühmte Gonsalvo, der wegen seiner hervorstrahlenden Heerführergaben der große Feldherr genannt wurde. Er hatte gesagt, daß er lieber Löwen zähmen

*) Die Französischen Geschichtschreiber klagen Ferdinand der Treulosigkeit und des Truges an; die Spanischen dagegen, wie Mariana, de reb. Hispan. XXVII, 19., stellen den Vertrag als einen wider Ferdinand's Instructionen abgeschlossenen, dem Erzherzoge abgetrotzten dar.

wolle, als die Asturier; und doch zähmte er diese. Sein Fußvolk bestand aus Leuten, welche die Spanische Erde ihrer Verbrechen wegen nicht mehr litt; aber er machte sie seinem Könige getreu, unter einander ehrbegierig, unermüdlich in Belagerung und Vertheidigung, furchtlos zur Schlacht. Er erfand zuerst die unüberwindliche Verbindung Spanischer, Italienischer und Deutscher Fußvölker zu einem Treffen; er oder seine Schule erzog die Leyva, Pescara, Alba, Farnesen, und so viele berühmte Feldhauptleute, wie sie beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch an der Spitze des Heeres glänzten, dessen Kern er zuerst gebildet*). Seitens der Franzosen hielt ein Anführer, Ludwig von Ars, zuletzt noch die Ehre der Nation aufrecht. Nach der unglücklichen Schlacht am Garigliano, zog er sich an der Spitze einiger Truppen nach Venosa, und verwarf den Antrag, in die Capitulation von Gaeta eingeschlossen zu werden. Vielmehr hielt er durch glücklich ausgeführte Streifereien das Land umher in Unruhe, und schlug einige gegen ihn ausgesandte Spanische Hauptleute. Endlich rief ihn der Befehl seines Königs zurück; aber auch da capitulirte er nicht mit den Spaniern, sondern zog, ohne von ihnen angefochten zu werden, mit den Seinen durch das Königreich und über die Grenze.

Unter seinen Gefährten war ein Krieger, der seinen Ruhm überstrahlt hat: Bayard, den seine Landsleute den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel genannt haben. Er hieß eigentlich Pierre du Terrail, und war 1475 in der Dauphinée geboren. Schon wie er Edelknabe des Herzogs von Savoyen war, bewunderte ihn Karl VIII. wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Fertigkeit im Ringstechen; und nachdem er hierauf, obschon ein kaum achtzehnjähriger, blaß und schwächlich aussehender Jüngling, in einem Turniere großen Ruhm davon getragen hatte, nahm ihn der König in seine Dienste. Er machte den Feldzug von 1494 nach Neapel und unter Ludwig XII. die nach Mailand mit. Hier trug er einmal mit funfzig Landsleuten einen Sieg über einen weit stärkern Trupp Italiener davon; und als diese nach Mailand flohen, war er der Einzige unter den nachsetzenden Franzosen, der im Siegesrausch mit durch das Thor ritt. Gefangen ward er vor Ludwig Moro gebracht, dem die Bescheidenheit, die er neben seinem großen Muthe zeigte, so gefiel, daß er ihn mit Pferd und Waffen wieder frei ließ. In dem Neapolitanischen Kriege schloß er sich eng an den tapfern Ludwig von Ars an. Die kühnsten Unternehmungen, die gefährlichsten Wagstücke waren

*) Ranke, Roman. und German. Völker. S. 199.

seine Lust. Immer aber zeigte er sich eben so menschenfreundlich, milde und freigebig als muthvoll. Auf einer Streiferei fing er den Spanischen Kriegszahlmeister mit funfzehntausend Ducaten. Sein Waffengefährte Tardieu, der dem Geldwagen auf einem andern Wege aufgelauert hatte, forderte mit Ungestüm die Hälfte. Dieses Benehmen verdroß Bayard; daher brachte er die Sache vor den Feldherrn. Als dieser ihm aber die Summe zugesprochen, gab er nicht nur Jenem, der indeß sein Unrecht eingesehen, von freien Stücken die Hälfte, sondern vertheilte auch die ihm übrig gebliebene unter die Besatzung der Feste Monervino, deren Befehlshaber er war. Es geschah dies vor den Augen des erstaunten Kriegszahlmeisters, der sich dabei einen Theil der Summe wünschte, um seine Person auslösen zu können; und als der Ritter dies vernahm, ließ er ihn sofort ohne Lösegeld frei. Solche Züge einer edlen, ächt ritterlichen Gesinnung dürfen doppelt erfreuen, wenn man in einer Zeit wie die damalige auf sie stößt, wo Alles einen entgegengesetzten Charakter zeigte, und wo namentlich die Regierungen der Staaten nur Eigennutz, Selbstsucht und Trug gegen einander kannten.

Gonsalvo, dem Ferdinand Neapel's Besitz verdankte, glaubte, es sei nöthig und es gebühre ihm, daß er in dem eroberten Lande, wo er hoch verehrt wurde, mit einiger Ungebundenheit walte. Dies gab seinen Feinden einen willkommenen Anlaß, ihn am Spanischen Hofe anzuschwärzen; und der argwöhnische Ferdinand öffnete diesen Klagen sein Ohr, wie er es gegen Columbus gethan, nur daß Gonsalvo's stolzes, herrisches Benehmen allerdings einigen Anlaß zur Unzufriedenheit geben konnte. Da starb Isabella, und es entstand die Frage, ob Neapel für Aragonien oder für Castilien erobert sei; Philipp erhob wirklich Ansprüche, und Gonsalvo schien einen Augenblick zu zweifeln, auf wessen Seite er sich wenden solle. Ja er wurde sogar beschuldigt, selbst nach der Krone zu streben. Ferdinand ging daher in eigener Person nach Neapel, um ihn unschädlich zu machen. Als Gonsalvo ihm unbefangen entgegen kam, behandelte er ihn mit großer Auszeichnung und stellte ihm sogar ein förmliches öffentliches Zeugniß seiner unverbrüchlichen Treue aus. Als er aber Neapel verließ (1507), nahm er ihn unter Vorwänden mit sich nach Spanien, wo er ihm alsbald auf seine Güter zu gehen befahl, und so den großen Feldherrn in Unthätigkeit und Dunkelheit dahinsterben ließ.

---

7. Alexander VI. und Cäsar Borgia.

Um die Zeit, wo das Französische Heer an den Garigliano rückte, war Alexander VI. nicht mehr unter den Lebenden, und die Macht seines Sohnes Cäsar in Auflösung begriffen. Es ist daher hier der Ort, Einiges aus der Geschichte beider Männer nachzuholen, die zu den fluchwürdigsten gehören, welche die Geschichte kennt.

Unter den Söhnen Alexander's VI. war der zweite, Cäsar, ein Jüngling, der die Kraft des Spaniers und den wilden Feuergeist der Italienerin in sich verband, des Vaters Liebling. Aus seinem dunkelrothen Gesichte strahlten ein Paar feurige, stets rollende Augen hervor. Schon früh übertraf er alle seine Gespielen in der Führung der Waffen und der Kunst, wilde Pferde zu tummeln; mit Einem Hiebe schlug er im Laufe den Kopf eines Stiers herunter. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen; aber zugleich besaß er des Vaters ungezähmte Wollust und Herrschgier, sowie dessen grausame Rachlust.

Anfangs war Alexander VI. sparsam mit Gunstbezeigungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampelona, ja er wurde sogar zum Cardinal erhoben, nachdem einige falsche Zeugen seine eheliche Geburt beschworen, und ihm einen falschen Vater angedichtet hatten. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte Alexander seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte wo möglich eine Fürstenfamilie hervorgehen, und für sie eine feste, auf alle Folgezeit vererbliche Herrschaft in Italien gegründet werden. Es war dies nichts schlechthin Unerhörtes. Sixtus IV. hatte schon den Plan gefaßt, für seinen Neffen Riario ein Fürstenthum zu gründen. Wie aber Alexander und sein Sohn Cäsar in der Energie und Kühnheit, womit sie ihre Pläne verfolgten, jenen Papst weit hinter sich ließen, so auch in Verruchtheit und Freveln.

Nachdem Karl VIII. genöthigt worden war, Italien zu verlassen, beschloß der Papst, die Familie der Orsini, weil sie es mit den Franzosen gehalten hatte, zu Gunsten der Seinen ihrer Güter zu berauben. An die Spitze der dazu bestimmten Truppen stellte er seinen ältesten Sohn Johann, der von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten hatte. Der Versuch mißlang; statt dessen trennte

Alexander die Stadt Benevent vom Kirchenstaate, machte ein unabhängiges Herzogthum daraus, und beschenkte seinen ältesten Sohn damit. Kurze Zeit nachher ward Johann, als er in der Nacht mit seinem Bruder Cäsar von ihrer Mutter zurückkehrte, und sich unterwegs von diesem getrennt hatte, ermordet. Als er nicht zum Vorschein kam und ängstlich gesucht ward, sagte ein Arbeitsmann aus, daß er einen Leichnam habe in die Tiber werfen sehen, und auf die Frage, warum er dies nicht sogleich dem Stadtrichter angezeigt habe, erwiederte er: er habe in seinem Leben wohl hundert Leichname in den Fluß werfen sehen, und es sei nie die geringste Untersuchung deswegen angestellt worden. Der allgemeine, für die Nachwelt durch bewährte Zeugen bestätigte Verdacht fiel auf den schändlichen Cäsar, den die letzte Erhebung seines Bruders bis zur Wuth neidisch gemacht hatte. Ja das Gerücht beschuldigte ihn auch einer andern Eifersucht aus einem noch weit schändlichern Grunde. Beide Brüder nämlich, sagt man, waren von einer lasterhaften Neigung zu ihrer Schwester erfüllt, der berüchtigten Lucretia Borgia, die damals in Rom ein ihrer Familie würdiges Leben führte; der ältere aber sei der begünstigtere gewesen*). Alexander war über die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes nicht wenig erschrocken und betrauerte ihn sehr; allein entweder erfuhr er den Urheber der That nicht, oder das Vergeben kostete ihm wenig Mühe; genug, Cäsar verließ mit des Vaters Bewilligung den geistlichen Stand, und ward nun, seinem heißen Wunsche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrschaft für das Haus Borgia bestimmt.

Zur Bildung eines solchen Gebiets waren die Besitzungen der adligen Herren und päpstlichen Vicare in der Romagna und der Mark Ancona ausersehen. In der Nähe Rom's trieben die Parteien der Orsini und der Colonna ihr Wesen; jene wurden als Häupter der Guelfen, diese der Gibellinen angesehen, unter welchen alten Namen der Haß der Geschlechter, deren Ahnen einst zu diesen Factionen gehört, fortlebte. Sie und die meisten anderen Lehnsleute der Römischen Kirche hielten Kriegsvolk und waren als Condottieri zu betrachten. Alexander war Anfangs gegen die Colonna gewesen, dann hatte er sich wie schon erwähnt gegen

*) Impatiente oltre a questo, ch'egli avesse piu parte di lui nell' amore di Madonna Lucretia sorella comune. Guicciardini III. p. 182. Sogar der Vater wurde desselben Incestes bezüchtigt; eine Anklage, die man gern, obschon die Stimmen der Zeitgenossen ziemlich stark lauten, als allzu unnatürlich bezweifeln möchte. Vgl. Henke zu Roscoe's Leben Leo's X., Thl. I. S. 371 fg.

die Orsini gewandt, endlich wiederum angefangen die Colonna zu verfolgen; sein eigentlicher Plan aber war, beider Factionen völlig Meister zu werden. In jenen entfernteren Provinzen waren die Vasallen fast zu unabhängigen Fürsten geworden; sie herrschten willkürlich, oft gewaltthätig; dennoch hatte das Dasein so vieler kleinen Fürsten neben einander auch manchen wohlthätigen Einfluß auf Leben und Bildung. An ihren Hofhaltungen waren Künste und Wissenschaften geehrt; ein feiner geselliger Ton, Sinn für gebildeteren Lebensgenuß verbreitete sich aus ihrer Nähe; und die Menge dieser kleinen Gewalthaber machte jede Individualität frei, ließ, wer von dem einen verfolgt war, bei dem andern oder bei dazwischen liegenden freien Gemeinwesen Schutz, jeden Rührigen, Begabtern den Platz finden, wo er sich am freudigsten, zierlichsten, im eigenthümlichen Wuchse entwickeln konnte*).

Es gehörte zu den Verpflichtungen, die Ludwig XII. in dem der Eroberung Mailand's vorangegangenen Vertrage mit dem Papste übernommen hatte, ihm Unterstützung zur Eroberung der Romagna zu gewähren. So erhielt denn Cäsar, der neue Herzog von Valentinois, Französische und Schweizerische Hülfstruppen, und entriß Imola, Forli, Pesaro, Rimini, Faenza, späterhin auch Urbino und Camerino ihren Besitzern. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke; der junge Astorre Manfredi, Herr von Faenza, ward wider den Vertrag, der ihm Freiheit und Sicherheit zusagte, ermordet, nachdem vorher ein schändlicher Frevel an ihm verübt worden.

Um dieselbe Zeit ließ Cäsar seinen Vetter, den Cardinal Johann Borgia, vergiften. Den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia, Alfons, Herzog von Bisaglia, einen natürlichen Sohn König Alfons' II. von Neapel, ließ er mörderisch überfallen, und da er an den erhaltenen Wunden nicht starb, in seinem Bette erdrosseln. Auch nahm man, weil es zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben an Geld fehlte, zu jeder Art von Erpressungen seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder man entriß ihnen gleich nach ihrem Tode ihre Güter. Die erledigten Aemter wurden dann wieder an den Meistbietenden verkauft. Ja man schritt selbst zu Gewalt und Mord. Alle Nächte wurden Erschlagene gefunden. Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst**). Die Reichthümer, die dieser auf so schänd-

*) Leo, Geschichte der Ital. Staaten. Thl. V. S. 134.
**) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 50.

lichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Was die alten Römischen Kaiser an Schamlosigkeit und Verschwendung verübt hatten, kehrte in diesen Bacchanalien wieder; ja man achtete die Stimme des Volkes so wenig, daß der Lärm dieser Gelage nicht einmal schwieg, als sich zur Feier des Jubeljahres von 1500 viele Tausende andächtiger Christen in Rom versammelt hatten.

Wie Cäsar päpstliche Vicare und Kriegshauptleute bekämpft und vernichtet hatte, so nahm er andere derselben in seine Dienste. Da sie aber gewahrten, daß er immer weiter um sich griff, und mit Recht fürchteten, daß die Reihe nun auch an sie kommen würde, schlossen sie ein Bündniß, seinen ferneren Anmaßungen mit aller Macht entgegenzuwirken (1502). Paul Orsini, der Herzog von Gravina aus derselben Familie, Vitellozzo Vitelli, Oliveretto von Fermo und mehrere andere Häupter gehörten zu diesem Bunde. Als Cäsar's Truppen ein Treffen gegen sie verloren hatten, nahm er zu seiner oft gebrauchten Waffe, zu treulosem Verrath, seine Zuflucht. Er stellte sich ganz freundschaftlich gegen die Verbündeten, machte ihnen herrliche Anerbietungen, versicherte, daß seine Eroberungen eben so sehr auf ihren als auf seinen Vortheil berechnet wären, und lockte sie dadurch wirklich in die Falle. Während er seine Macht in der Stille auf alle Weise verstärkte, wurde unterhandelt, und der Erfolg war ein Freundschaftsbündniß, in welchem Jene sich verpflichteten, ihm auf seinen Feldzügen beizustehen. Sie griffen darauf für ihn Sinigaglia an, und eroberten es; das Schloß wollte sich nur an Cäsar selbst ergeben. Dieser verhieß nun, deswegen von Fano herbeizukommen, und ersah sich dabei zugleich die Gelegenheit, seine neuen Freunde zu verderben. Die vier oben genannten Häupter ritten ihm entgegen, als er sich mit seiner ganzen Macht Sinigaglia näherte, und wurden mit heuchlerischer Freundschaft empfangen. Aber kaum waren sie in die Stadt gekommen (31. Dec. 1502), so ließ Cäsar sie gefangen nehmen, und Vitellozzo und Oliveretto noch in derselben Nacht erwürgen. Voll Freude über die so glücklich gelungene Verrätherei eilte der Papst, sie zu vollenden, indem er zwei andere Orsini, von welchen der eine Cardinal, der andere Erzbischof von Florenz war, zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Hierauf ließ Cäsar auch die beiden anderen Gefangenen ermorden; der Cardinal Orsini wurde im Kerker vergiftet.

Aber für so viele Frevel nahte nun die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb am 18. Aug. 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Cardinälen

reichen lassen wollte, um sich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das schuldige Haupt der Urheber zurück*). Keine Kunst der Aerzte konnte den Papst retten. Cäsar's Riesennatur widerstand zwar dem Gifte; allein während seiner Krankheit zerrann seine Macht, der größte Theil der Romagna ging für ihn verloren. Er, der Meister aller Schlauheit und Arglist, hatte alle Fälle berechnet, nur den nicht, daß er beim Tode seines Vaters krank sein könne**). Nachdem er mit dem Papste Julius II. in Zwist gerathen war, wandte er sich nach Neapel zu Gonsalvo von Cordova. Dieser behandelte ihn anfangs sehr freundlich und zuvorkommend, dann aber nach erhaltenem Befehle von seinem Herrn, ließ er ihn plötzlich festnehmen und nach Spanien bringen. Dort saß Cäsar zwei Jahre auf dem Schlosse Medina del Campo; endlich gelang es ihm, zu entkommen. Er begab sich zu seinem Schwager, dem Könige Johann d'Albret von Navarra, stand diesem in einem Kriege mit einem seiner Vasallen bei, und fiel im Treffen bei Viana (1507). Von allen seinen Bestrebungen ist nichts übrig geblieben, als das Andenken seiner Unthaten.

---

8. Papst Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzosen aus Italien.

(1503—1513.)

Die Unterstützung, die Ludwig XII. dem Cäsar Borgia gewährt, und die ihm wenig Ehre gebracht, vielmehr den gerechten Unwillen der Italiener aufgeregt hatte, war vorzüglich durch den Cardinal Amboise veranlaßt worden. Dieser nämlich, der von dem Wunsch, Papst zu werden, ganz erfüllt war, und diesem Streben jede andere Rücksicht nachsetzte, war von Cäsar durch das Versprechen gewonnen worden, beim Tode seines Vaters seinen ganzen mächtigen Einfluß für dessen Wahl zu

*) Die Erzählung ist mit Unrecht bezweifelt worden. S. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 34.

**) Disse che avea pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio, eccetto eche non pensó mai in su la sua morte, di stare ancora lui per morire. Macchiavelli, Principe c. 7.

verwenden. Da aber Borgia, als der Fall eintrat, selbst mit dem Tode rang, war dieser Einfluß nicht bedeutend; und selbst die Nähe des eben nach Neapel ziehenden Französischen Heeres konnte die Cardinäle nicht zu Amboise's Ernennung einschüchtern. Man wählte, eigentlich nur um Zeit zu gewinnen, einen kranken Greis, der sich Pius III. nannte, und schon nach wenigen Wochen starb (18. October 1503). Da nun Amboise einsah, daß er es nicht durchsetzen würde, selbst gewählt zu werden: so beförderte er mit den ihm anhängenden Cardinälen die Erhebung des Cardinals Julian von Rovere, weil dieser, als ein bitterer Feind Alexander's VI., während dessen Herrschaft fast immer in Frankreich gelebt hatte, und die Interessen dieses Reiches ganz zu den seinigen gemacht zu haben schien.

Der neue Papst, der den Namen Julius II. annahm, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, heftigem, aber festem und entschlossenem Sinne. Ein geistlicher Papst war er freilich nicht; vielmehr sehr weit von dem Bilde entfernt, das man sich von einem rechten Oberhirten der Christenheit zu machen berechtigt ist. Seine Neigung ging auf Krieg und Eroberung, aber nicht zu Gunsten von Söhnen und Neffen, sondern des Kirchenstaates selbst. Diesen wieder herzustellen und zu erweitern, war der Zweck, der seine ganze Seele einnahm. Die damalige Welt hielt ihn nicht nur für rühmlich, sondern auch für religiös*). Julius verfolgte ihn mit eben so vieler Klugheit als Beharrlichkeit, und erreichte ihn. Die Vasallen der Kirche brachte er zum Gehorsam; nur die Venetianer, welche die nach Alexander's VI. Tode entstandenen Verwirrungen benutzten, in der Romagna Eroberungen zu machen, achteten nicht auf seine Ermahnungen, sich nicht an Kirchengut zu vergreifen. Dagegen brachte er den Herrn von Perugia, Baglione, der ihm nicht gehorchen wollte, durch seine bloße Erscheinung zur Unterwerfung, und den Herrn von Bologna, Bentivoglio, mit Hülfe Französischer Waffen (1506). Sonst war in dieser Zeit in Italien Friede, mit Ausnahme des Krieges von Florenz gegen Pisa, der noch bis 1509 fortdauerte, wo sich die Pisaner endlich ihren siegreichen Feinden ergeben mußten, doch einen billigen Vertrag erhielten.

Ueber Neapel war zwar, wie oben erwähnt, ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen worden; allein es herrschte zwischen den beiderseitigen Herrschern noch immer ein großer Kaltsinn. Dieser führte eine enge Verbindung zwischen Ludwig und dem von Fer-

*) Ranke, Päpste, Bd. I. S. 55.

dinand mit Ungunst angesehenen Erzherzog Philipp so wie dessen Vater Maximilian herbei. Am 22. September 1504 wurden zu Blois Verträge zwischen diesen drei Herrschern unterzeichnet, wonach die Prinzessin Claudia in dem Fall, daß Ludwig keine Söhne hinterlassen sollte, ihrem künftigen Gemahl Karl nicht nur Mailand mit Genua und den Anspruch auf Neapel als Mitgift zubringen sollte, sondern auch als mütterliches Erbtheil die Bretagne, und außerdem die Grafschaft Blois und das Herzogthum Burgund. Hierauf ertheilte denn auch Maximilian dem Könige von Frankreich in der Person seines Stellvertreters, des Cardinals von Amboise, die bis dahin noch immer hinausgeschobene Belehnung mit Mailand.

Aber in Frankreich betrachtete man jene Verträge wie den Entwurf zu einer Reichstheilung; denn die Hoffnung, daß dem Könige noch ein Sohn geboren werden sollte, war gering. Auch empfand Ludwig selbst, als er im Frühling des Jahres 1505 schwer erkrankte, bittere Reue. Seinem Gewissen kam Amboise zu Hülfe, indem er ihn als päpstlicher Legat seines Eides entband; und da, aus Haß gegen Philipp, Ferdinand der Katholische sich ihm näherte, so schloß er, in offenem Treubruch, mit diesem am 12. October ein Bündniß, wodurch er nicht nur demselben seine Nichte Germaine de Foix vermählte, sondern auch dieser zugleich seine Rechte auf Neapel abtrat. Um vor der Welt die Ehre so viel als möglich zu retten, wurde im Mai 1506 eine Versammlung der Stände zu Tours gehalten. Die Abgeordneten baten, nach einer augenscheinlich vorher getroffenen Verabredung, den König, seine Tochter Claudia mit dem Grafen Franz von Angouleme, dem vermuthlichen Thronerben, zu vermählen. Hierauf meldete Ludwig dem Statthalter der Niederlande, er habe sich diesem Begehren um so mehr fügen müssen, weil die Heirath mit dem jungen Karl seinem zu Rheims geleisteten Krönungseide, nie in eine Verkleinerung des Reiches zu willigen, zuwider gewesen wäre. So wurden denn die Verträge von Blois erst hinterrücks zerrissen, dann schaamlos aufgekündigt. Nichts zeigt deutlicher, wie wetterwendisch und treulos die damalige Politik der Herrscher war. Man verband sich und trennte sich, je nach den stets wechselnden Standpunkten, für die Interessen des Augenblicks, indem man bald auf dieser bald auf jener Seite mehr Vortheil und Gewinn zu erndten hoffte; und so drehen sich die äußeren Verhältnisse der Staaten in dem Kreise von Bündnissen und Gegenbündnissen, worin man die Rollen von Freund und Feind unaufhörlich vertauscht.

Philipp scheint entschlossen gewesen zu sein, die erfahrene Schmach

zu vergelten, sobald er sich Castilien's völlig versichert haben würde; aber es raffte ihn, wie wir sahen, der Tod noch in demselben Jahre hin. Maximilian fühlte seinen alten Haß gegen Frankreich von Neuem aufflammen, und würde gewiß nicht unterlassen haben, durch Krieg Rache zu nehmen, wenn das Deutsche Reich ihn nur in den dazu erforderlichen Stand hätte setzen wollen. In seinem Sohne war ihm ein mächtiger Bundesgenosse ins Grab gesunken. Indeß näherte sich ihm der Papst, der auf Ludwig XII. zürnte, theils weil dieser die Vertreibung der Bentivoglio, die von Mailand aus Pläne auf Bologna machten, verweigerte, theils wegen des Königs Verfahren gegen Genua.

Es war nämlich in Genua eine Empörung des geringeren Volkes gegen die Franzosen und den von ihnen begünstigten Adel ausgebrochen. Das Volk hatte die Oberhand gewonnen, sich von Frankreich ganz losgemacht und einen Dogen ernannt, einen Seidenfärber seines Gewerbes, aber einen Mann von vielen Gaben. Als indeß Ludwig, der sich selbst an die Spitze eines durch Schweizerische Söldner verstärkten Heeres gestellt hatte, heranzog, flohen die Genueser mit einer Bestürzung, die ihrer eben gezeigten Keckheit gleich kam*), aus dem Passe, den sie vertheidigen sollten, und nachdem ihre Truppen überall zurückgedrängt waren, übergaben sie die Stadt unbedingt. Ludwig hielt am 29. April 1507 seinen Einzug, das entblößte Schwert in der Hand. Auf das flehentliche Bitten der Behörden und des Volkes sprach er zwar das Wort der Verzeihung aus, ließ aber neunundsiebzig Bürger hinrichten, legte der Stadt eine schwere Kriegssteuer auf, vernichtete alle ihre Privilegien, und baute eine Citadelle, sie im Zaume zu halten. Dringend hatte sich der Papst für sein Vaterland (er war aus Savona) verwendet, und es kränkte ihn eben so tief, daß der König gar keine Rücksicht darauf nahm, als die durch die Unterjochung der Stadt erhöhte Macht Frankreich's in Italien ihn besorgt machte. Darum forderte er den dadurch nicht minder beunruhigten Maximilian auf, nach Italien zu kommen und in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Maximilian versammelte in der That ein Heer, und verlangte von Venedig den Durchzug. Der Senat schwankte; doch siegte die Frankreich geneigte Partei, und dem Römischen Könige ward die Antwort, man würde ihn ehrenvoll empfangen, wenn er ohne Heer kommen wolle,

*) Rex cum Genuensibus finibus appropinquasset, statim signa apparere coeperunt, quam leviter fundata sint imperitae multitudinis consilia, in discriminibus absentibus contemnendis ferocis, in praesentibus subeundis ignavae. Folieta, Hist. Gen. XII. fol. 288, rect. Ed. 1585.

den bewaffneten Durchzug könne man ihm nicht gestatten. Hierauf entsagte Maximilian dem Vorsatz, nach Rom zu gehen, und nahm daher von sich aus am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines erwählten Römischen Kaisers an, den der Papst nachher bestätigte; dagegen gedachte er die Venetianer zu züchtigen, und wandte wider sie die Waffen, womit er die Franzosen hatte zurückdrängen wollen. Bald jedoch verließ er das Heer; in seiner Abwesenheit rieb der Venetianische Feldherr Alviano eine Abtheilung desselben gänzlich auf, und eroberte Friaul und Istrien. Ohne Mittel, das verlorene Kriegsglück wieder herzustellen, schloß der Kaiser mit der siegreichen Republik am 20. April einen Waffenstillstand, wonach sie ihre Eroberungen einstweilen behielt.

Ueber diesen Waffenstillstand empfand Ludwig einen solchen Zorn gegen die Venetianer, daß er sich dadurch zur Vereinigung mit Maximilian bestimmen ließ; und beide Fürsten suchten in diesem gemeinsamen Groll die Lösung alles ihres Haders. Nicht zum ersten Mal fanden sie sich in diesem Gedanken zusammen. Schon der eine jener zu Blois geschlossenen Verträge war gegen Venedig gerichtet gewesen und hatte eine Theilung seines Gebiets auf dem Festlande Italien's bezweckt. Es befand sich dieser Staat damals auf einem hohen Gipfel des Wohlstandes und der Macht. Außerhalb Italien's besaß er noch die Küste von Dalmatien, Candia und andere Griechische Inseln und Städte, sowie Cypern. Seinem Handel, der Quelle seiner Reichthümer, drohten freilich durch die Seefahrten der Portugiesen empfindliche Verluste; doch waren sie noch sehr wenig fühlbar. Immer noch wurden durch Einfuhr und Ausfuhr der Waaren mehr als dreitausend Schiffe beschäftigt*); und außerdem sandte die Regierung alljährlich zum Behufe des Handels Geschwader nach den vorzüglichsten Häfen, eins nach dem schwarzen Meere, ein zweites nach Cypern, ein drittes nach Syrien und ein viertes segelte nach den westlich gelegenen Nordafrikanischen Küsten, durch die Straße von Gibraltar nach Marocco, dann nördlich nach Brügge, Antwerpen und London. Hier tauschte man gegen die mitgebrachten Waaren Produkte des Nordens ein, und setzte sie auf der Rückfahrt wieder in Französischen, Portugiesischen, Spanischen und Italienischen Häfen ab. Man berechnet, daß diese Flotten jährlich für zehn Millionen Ducaten Waaren ins Ausland brachten, wovon nach Abzug aller Kosten ein Fünftel als Gewinn blieb. Und so bedeutend war der Landhandel, daß der Werth der Ausfuhr nach der Lombardei allein in einem Jahre 2,789,000 Du-

*) Daru, Histoire de Venise, T. III. p. 43.

caten betrug*). Solche Reichthümer der Bürger gaben der Republik Einkünfte, die hinter denen des Königs von Frankreich nicht sehr zurückstanden, und ihren schönsten Abglanz in der Pracht und Herrlichkeit der Hauptstadt fanden, deren Anblick den Fremden Erstaunen und Bewunderung einflößte**). Venedig übertraf fast alle Staaten an Einheit und Festigkeit der Regierungsgrundsätze, an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, Ordnung des Staatshaushalts, und bildete durch alles dieses eine Macht, deren Bedeutung weit über das Verhältniß seiner äußern Ausdehnung hinausging. Die Fürsten waren von Neid und Eifersucht auf einen solchen Staat erfüllt. Auch strebte er, sich noch immer mehr auszubreiten. Wir haben gesehen, wie er sich Theile des Mailändischen und der Romagna zueignete.

So geschah es denn, daß am 10. December 1508 die Statthalterin der Niederlande, Margarete, im Namen ihres Vaters, des Kaisers Maximilian, und der Cardinal von Amboise im Namen seines Königs, zu Cambray einen Vertrag unterzeichneten, dem zufolge diese Fürsten so wie der Papst und der König von Aragonien der Republik alle Gebiete abnehmen wollten, die nach ihrer Behauptung ihnen selber rechtmäßig gebührten: Ludwig, was er ihr erst kürzlich vom Mailändischen abgetreten; der Kaiser für das Reich Padua, Vicenza und Verona, und andere Landstriche für Oesterreich; der Papst die Städte in der Romagna; Ferdinand mehrere Küstenplätze in Neapel. Auch der König von Ungarn, die Herzoge von Savoyen und Ferrara so wie der Markgraf von Mantua sollten aufgefordert werden, in den Bund zu treten. Das ganze Unternehmen war eben so unweise und wider alle Staatsklugheit verstoßend, als ungerecht und unwürdig. Denn jedem der Theilnehmer drohte von der Machtvergrößerung der übrigen in Italien weit mehr Gefahr als von Venedig. Dies schien jedoch Keiner zu erwägen als der Papst. Obschon für ihn die Wiedererlangung der zum Gebiete der Kirche gehörigen Städte eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit war, weßhalb er den König von Frankreich früher selbst wider die Venetianer aufgeregt hatte; und obschon er diesen noch überdieß zürnte, weil sie den Bentivoglio Zuflucht gewährten und seinen Neffen als Bischof von Vi-

---

*) Daselbst T. II. p. 187. Daru berechnet den Werth des Venetianischen Rechnungsducaten auf 4 Francs 35 Cent.

**) Comines, den Karl VIII. als Gesandten nach Venedig schickte, sagt VII 15: c'est la plus triomphante cité que j'aye jamais veue; und vom Arsenal: qui est la plus belle chose qui soit en tout le demourant du monde au jour d'huy et la mieulx ordonnée pour ce cas.

cenza, wozu er ihn ernannt hatte, nicht anerkennen wollten: so zögerte er doch am längsten mit der Ratification des Bündnisses. Ja er war es, der der Republik, für die dasselbe noch ein strenges Geheimniß bleiben sollte, Kunde davon gab und sich erbot, zurückzutreten und für die Auflösung des Bundes zu wirken, wenn man ihm Faenza und Rimini herausgeben wollte. Dennoch überwog im Rathe der Zehn die Meinung: es sei zu gefährlich für die Republik, von dem Grundsatze, daß sie nie wieder zurückgebe, was sie einmal gewonnen, abzuweichen*); und der Antrag ward verworfen. Die Republik glaubte, durch ihre Geldmittel, durch die sie zahlreiche Streitkräfte aufbieten konnte, dem Sturme gewachsen zu sein.

In der That war ihr Heer dem Französischen überlegen, mit welchem Ludwig im Frühling 1509 sie anzugreifen kam, während der Papst eine Bannbulle gegen sie erließ. Aber die Venetianische Macht wurde durch die Verschiedenheit der Sinnesart und der Grundsätze gelähmt, die zwischen ihren Heerführern, dem bedächtigen, zaudernden Pitigliano und dem kühnen, raschen Alviano, obwaltete. Daher ging die Schlacht bei Agnadello oder Vaila am 14. Mai, an welcher der König selbst Theil nahm, für die Venetianer so gründlich verloren, daß alsbald nur wenige Plätze noch widerstanden, Ludwig noch vor dem Ende des Monats im Besitze alles dessen war, was ihm der Vertrag verhieß, und die übrigen Verbündeten, die bisher noch gezögert hatten, sofort den Angriff begannen. Der Papst und Ferdinand nahmen die von ihnen angesprochenen Orte; der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua diejenigen, welche die Republik meist von ihren Vorfahren erobert hatte; andere wurden von kaiserlichen Truppen besetzt. Das Venetianische Heer war bis an die Lagunen zurückgedrängt, in der Hauptstadt herrschten Schrecken und Bestürzung. Da entschloß sich die Regierung, die Städte und Gebiete des Festlandes des Eides der Treue zu entlassen; sei es in der Verzweiflung, sie retten zu können, oder in der klugen Erwägung, daß die Kräfte für die Zeit des Sturmes concentrirt werden müßten. Zugleich suchte sie ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen, und machte besonders dem Kaiser große Anerbietungen, die dieser jedoch zurückwies.

Als nun die Truppen Maximilian's nach Verona, Vicenza und Padua, auch Treviso in Besitz nehmen wollten: da erhob ein Schuh=

*) Essendo titolo inveterato gia molt' anni in tutta Italia, che il Senato Vinitiano non lasciava giamai quel che una volta gl'era pervenuto nelle mani. Guicciardini VIII. p. 415.

macher das Geschrei San Marco, das Volk fiel ihm bei, und die Besetzung ward verhindert. Das war der erste Glücksstrahl, welcher der Republik wieder leuchtete. Hierauf ward auch Padua mit Hülfe der Einwohner wieder gewonnen. Das Volk in den abhängigen Landschaften fühlte, daß sein Gedeihen mit dem see- und handelsmächtigen Venedig zusammenhinge, und daß es bei der Herrschaft der Fremden nur verlieren könne. Die Freilassung aus dem Gehorsam der Republik hatte es nicht gleichgültig für sie gemacht, sie hatte sein Selbstgefühl erweckt, und die Welt konnte gewahren, daß auch aristokratische Regierungen, selbst bei der strengsten Ausschließung ihrer Unterthanen von politischen Rechten, die Zuneigung derselben erwerben können.

Padua wieder zu gewinnen, kam der Kaiser mit dem größten Heere, das er je zusammengebracht, herbei; es zählte mit Inbegriff Französischer und Spanischer Hülfsvölker, die zu ihm stießen, gegen funfzigtausend Mann. Er betrieb die Belagerung anfangs mit außerordentlicher Thätigkeit, und leitete selbst das Geschützwesen. Als aber die Landsknechte durch die geschossene Bresche eindringen wollten, wurden sie zurückgeworfen. Maximilian forderte die Französischen Gensd'armen auf, abzusitzen, um an einem neuen Sturme Theil zu nehmen; sie weigerten sich aber auf Bayard's Rath, weil sie aus lauter Edelleuten bestünden, und nicht neben Leuten gemeiner Herkunft streiten könnten. Auch die Deutschen Ritter lehnten es ab, zu Fuß zu kämpfen. Hierüber unmuthig und mit seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit verließ Maximilian das Lager und Italien, und befahl die Belagerung aufzuheben. Es geschah am 3. October, nachdem sie achtzehn Tage gedauert hatte. Geldmangel nöthigte ihn zugleich, den größten Theil des Heeres zu entlassen, während die Venetianer, von den Bauern unterstützt, viele ihnen abgenommene Orte wieder gewannen.

Nicht minder günstig wurde der Republik die Stimmung des Papstes. Mit Widerwillen hatte er sich entschlossen, sie zu bekämpfen; nur jene Rücksicht, der er alle andern unterordnete, die Wiederherstellung des Kirchenstaats, hatte ihn dazu bewegen können. Im Hintergrunde seiner Seele lagen ganz andere Pläne. Er haßte die Franzosen höchlich, ihre Herrschaft in Italien schien ihm die gefährlichste; er wollte sie, die Barbaren, wie sie von den Italienern genannt wurden, hinaustreiben. Von den Venetianern hatte er, was er verlangte; nun söhnte er sich völlig mit ihnen aus, indem er sie am 24. Februar 1510 vom Bann befreite, überzeugt, in ihnen natürliche und nützliche Verbündete zu finden. Um Ferdinand zu gewinnen, ertheilte er ihm die Belehnung mit Neapel; dieser

König, seines Theils ebenfalls von den Venetianern befriedigt, hatte ohnehin kein Interesse mehr, sie zu bekämpfen. Auch den Kaiser hätte Julius sehr gern mit der Republik ausgesöhnt. Er glaubte seinen Einfluß groß genug, ihm die Abtretung von Verona, die er verlangte, zu verschaffen; aber der Senat verweigerte sie. So sehr hatte sich die Lage der Dinge schon geändert.

Daher ging denn der Krieg Maximilian's gegen Venedig mit Französischer Unterstützung fort. Er führte nicht nur große Verwüstungen herbei, indem die vom Kaiser ohne Sold gelassenen Landsknechte sich durch Rauben und Plündern halfen, sondern auch Auftritte so scheußlicher Unmenschlichkeit, daß die Franzosen einmal mehrere Tausend Menschen, die sich in eine unterirdische Höhle, die Grotte von Masano genannt, geflüchtet hatten, durch Feuer, welches sie am Eingang anzündeten, erstickten und verbrannten. Indeß enthüllte der Papst seine Pläne. Er that den Herzog von Ferrara, einen mit Ludwig eng verbündeten Fürsten, in heftigen Ausdrücken in den Bann. Allein seine ersten Erhebungsversuche mißlangen. Sie waren vorzüglich auf die Schweizer berechnet, deren Bündniß mit Frankreich 1509 abgelaufen, und von Ludwig nicht erneuert worden war, theils weil er ohne so viele Kosten die Schweizer durch Landsknechte zu ersetzen, theils auch ohne Bewilligung der Obern Söldner genug von jenen zu erhalten hoffte. Für den Papst unterhandelte jetzt in der Schweiz der Walliser Matthäus Schinner, Bischof von Sitten und nachher Cardinal, ein gelehrter und beredter, mit Julius in glühendem Franzosenhasse übereinstimmender Mann, und brachte wirklich ein Bündniß auf fünf Jahre „zum Schutz der Kirche" zu Stande. Hierauf zogen denn auch achttausend Eidgenossen in das Mailändische; da sie aber Mangel litten, nahmen sie Französisches Geld und kehrten um*).

Und nun kam die Reihe, angegriffen und bedrängt zu werden, an den Papst selber. Um sich gegen ihn auch mit kirchlicher Autorität zu waffnen, versammelte Ludwig die Geistlichkeit seines Reiches zu Tours, und legte ihr die Frage vor: ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sei, gegen den Papst Krieg zu führen. Das Gutachten fiel ganz nach seinem Wunsche aus. Indeß ging Julius, während sein Heer in das Ferrarische einrückte, nach Bologna, um dem Kriegsschauplatze nahe zu sein. Hier wurde er durch die Franzosen von seinen Truppen abgeschnitten, in der Stadt regte sich die Partei der Bentivoglio, und er hätte von

*) Glutz-Blotzheim, S. 225. 245.

seinen Feinden das Gesetz annehmen müssen, wenn er nicht, obschon fieberkrank und bettlägerig, in der Mitte seiner zagenden, bestürzten Hofleute und Prälaten, allein Muth und Besonnenheit behalten hätte. Er wußte die Bologneser zu stimmen, daß sie wenigstens nichts gegen ihn thaten; indeß kam Venetianische Hülfe, und die Franzosen wichen zurück (October 1510). Im Winter ließ er Mirandola angreifen, dessen Beherrscherin, Francesca, Witwe des Grafen Pico, mit den Franzosen eng verbunden war und die Uebergabe der Stadt beharrlich verweigerte. Mitten in einem der kältesten Winter, den man seit langen Jahren in Italien erlebt hatte, kam der fast siebzigjährige Papst in das Lager, die Belagerung selbst zu leiten und seine Truppen zu verdoppelter Thätigkeit anzuspornen, wobei er sich dem feindlichen Kugelregen mit der größten Unerschrockenheit aussetzte. Da die Gräben zufroren, mußte die Festung capituliren. In heftiger Ungeduld, die von ihm eroberte Stadt zu betreten, wartete Julius nicht bis zur Oeffnung der Thore, sondern erstieg eine Sturmleiter, und kam mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche hinein (21. Januar 1511).

Wie der Papst seine Feinde mit weltlichen Waffen bekämpfte, so diese ihn mit geistlichen. Unter den Verbündeten von Cambray hielt noch Maximilian zu Ludwig; und beide Fürsten hatten sich nun neuerdings in einem am 7. November 1510 zu Blois unterzeichneten Vertrage auch dahin verbunden, die Versammlung eines ökumenischen Concils zur Verbesserung der Kirche zu bewirken. Also durch Schritte, wie sie achtzig Jahre früher zu Basel versucht worden waren, sollte der Papst geschreckt und seine Macht gedämpft werden. Fünf Cardinäle, die sich mit Julius entzweit und nach Mailand geflüchtet hatten, schrieben auf Ludwig's Betrieb am 16. Mai 1511 wirklich ein Concil nach Pisa aus. Um dieselbe Zeit schien das Glück des Papstes völlig zu Grunde zu gehen. Er verlor Bologna an die Bentivoglio, die unter dem Schutze eines mächtigen Französischen Heeres herbeigekommen waren; sein Feldherr, der Herzog von Urbino, der unter den Mauern gelagert war, erlitt beim eiligen Rückzug empfindliche Einbuße. Des Papstes Schmerz über den Verlust der Stadt erhöhte die Nachricht, daß die Bologneser sein colossales Standbild, ein Meisterwerk Michel Angelo's, herabgerissen, und die Bentivoglio eine Kanone daraus hatten gießen lassen.

Doch dieser starke Geist ließ den Muth nicht sinken; und die Franzosen thaten nichts, ihren Sieg zu benutzen. Vielmehr ließ Ludwig das Heer, das ihn erfochten, zum größten Theile auseinandergehen. Ueberhaupt zeigte die Französische Regierung, seitdem der Cardinal von Am-

boise gestorben war (25. Mai 1510), weniger Sicherheit und Festigkeit in ihren Schritten. Ludwig machte sich doch über einen gegen den Papst gerichteten Krieg Bedenklichkeiten, die zumal von der Königin Anna aufgeregt wurden; denn sie fürchtete von einem Kriege gegen das Oberhaupt der Christenheit geradezu die Herbeiziehung eines göttlichen Strafgerichts. Julius seinerseits setzte der Berufung des Concils nach Pisa der eines in der Laterankirche zu Rom abzuhaltenden entgegen, verbot jenes mit Androhung aller Kirchenstrafen, und belegte jeden Ort, in welchem es sich versammeln würde, mit dem Interdicte (18. Juli 1511). Wenige Wochen nachher verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man schon die Nachricht von seinem Tode verbreitete. Da tauchte in dem Kaiser der Gedanke auf, selbst Papst zu werden; ein Gedanke, den man zwar in Rücksicht auf die eben damals immer höher steigende Bedeutung der Päpste als weltlicher Fürsten nicht geradezu als ungereimt bezeichnen, aber, wenn man an die außerordentlichen Schwierigkeiten denkt, die sich seiner Ausführung entgegenstellen mußten, doch nur als grillenhaft betrachten kann.

Indeß Julius genas unerwartet und sehr schnell, und nahm nun den seine ganze Seele erfüllenden Entwurf der Vertreibung der Franzosen mit neuem Eifer auf. Nur glaubte er jetzt dazu noch anderer Bundesgenossen als Venedig's und der Schweizer zu bedürfen; daher näherte er sich, wiewohl ungern und zögernd, Ferdinand dem Katholischen. Dieser sah zu einer Zeit, wo die siegreichen Franzosen so leicht Rechte auf Neapel konnten geltend machen wollen, in einem engen Anschließen an den Papst nur Vortheil; und so wurde denn am 5. October zu Rom ein Bündniß zwischen den beiden Herrschern und der Republik Venedig bekannt gemacht, zu dem Zwecke, die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche zu erhalten, dem Papste Bologna und jedes andere ihm zustehende Lehen wieder zu verschaffen, und Jeden, der sich diesen beiden Absichten widersetzen würde, aus Italien zu jagen. Damit war Ludwig XII. deutlich genug bezeichnet. Der neue Bund erhielt den Namen der heiligen Liga. Das Pisanische Concil wurde nun zwar im November eröffnet; aber es fanden sich dazu nur wenige und fast nur Französische Prälaten ein, so daß es gar keine Bedeutung zu erlangen vermochte. Vom Volke in den Straßen beschimpft, verlegten die Mitglieder desselben schon nach wenigen Tagen ihren Sitz nach Mailand, und dann nach Lyon, wo ihre ganze Thätigkeit spurlos unterging.

Der Feldzug des Jahres 1512 begann nicht glücklich für die Liga, die ein starkes Heer versammelt hatte. Ein Angriff auf Bologna mißlang,

da Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Neffe Ludwig's XII., der erst dreiundzwanzigjährige, aber tapfere und kriegsverständige Heerführer der Franzosen, herbeikam und es rettete. Im Venetianischen hatten sich mittlerweile die Franzosen so verhaßt gemacht, daß eine Empörung wider sie ausbrach. Ein Heerhaufe der Republik nahm die Stadt Brescia und belagerte die Citadelle, in die sich die Franzosen gezogen hatten. Diesen eilte Gaston zu Hülfe, schlug auf dem Marsche ein Venetianisches Heer in die Flucht, kam in die Citadelle, ließ von da aus die Stadt stürmen und eroberte sie. Es begann jetzt ein solches Gemetzel unter den Besiegten, daß die geringste Angabe die Zahl der Todten auf sieben bis achttausend angibt, die höchste bis zu vierzigtausend steigt; und eine solche Plünderung, daß die Beute auf 3700 Wagen fortgeschafft ward. Kein Wunder, daß die Italiener die Barbaren, wie sie sagten, von Herzen verabscheuten; denn eine solche Kriegführung hatten sie bis auf den Einbruch Karl's VIII. in vielen Menschenaltern nicht gesehen. Auch hier tritt uns, als eine der seltensten Ausnahmen, die edle Gestalt Bayard's so menschlich als ritterlich entgegen. Beim Sturme war er einer der ersten und thätigsten gewesen, aber schwer verwundet worden. Und nun wurde er der Schutzengel des Hauses, in welches man ihn gebracht hatte; denn während die ganze Stadt von Wehklagen und Angstgeschrei wiederhallte, hielt er jede Plünderung und Gewalt davon ab. Die Besitzerin, von Dankbarkeit erfüllt, und weil sie wohl wußte, daß die Unersättlichkeit anderer Französischer Officiere ganze Häuser ausgeraubt hatte, brachte dem Ritter, als er genesen war und sich zum Abschied anschickte, ein Geschenk von zweitausendfünfhundert Ducaten. Aber Bayard nahm sie nur, um jeder der beiden Töchter der Dame eine Aussteuer von tausend Ducaten einzuhändigen, und die übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die ausgeplünderten Nonnen der Stadt zu bestimmen.

Inzwischen hatte der rastlose Papst auch König Heinrich VIII. von England für die Liga gewonnen, und den Kaiser, der schon seit einiger Zeit zwischen beiden Parteien schwankte, zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstande mit Venedig bewogen, der am 6. April abgeschlossen ward. Doch halfen noch fünftausend Deutsche Landsknechte den Franzosen am 11. April einen großen und höchst blutigen Sieg über das Päpstlich-Spanische Heer bei Ravenna erringen. Die Schlacht war schon gewonnen, da fragte Gaston einen Französischen Ritter, der ihn gewarnt hatte in das Treffen zu gehen, ob er denn nun „geblieben" sei, wie er ihm prophezeit. „Es ist noch nicht Alles zu Ende," antwortete ernst der Rit-

ter. In diesem Augenblick sah man zweitausend Spanier, die von den übrigen getrennt gewesen, in der Nähe der Franzosen hinziehen. Nur an der Spitze von zwanzig bis dreißig stürzte sich der heldenmüthige Gaston auf sie, und fiel mit vierzehn Wunden im Gesicht. Der Sieg, der mit seinem Tode endete, war so groß, daß das Ligistische Heer entweder umgekommen oder völlig auseinander gesprengt war. Während des kurzen Laufes von drei Monaten hatte dergestalt Gaston von Foix eine Reihe der glanzvollsten Unternehmungen vollbracht, die ihn den berühmtesten Feldherren der neuen Zeit beigesellten; „daß aber seine Deutschen Waffengenossen, die Schwaben, es waren, die mit ihrer Tüchtigkeit ihm die Palme errangen, hat außer Machiavelli kaum die Mitwelt eines kärglichen Lobes werth geachtet; der Folgezeit blieb ihr Grab ungepriesen." *)

Bei der Nachricht von jenem Schlage entstand in Rom die größte Bestürzung, und selbst der Papst schien zu schwanken, ob er unterhandeln solle oder nicht. Aber der siegreiche Führer, der das Französische Heer vor die Thore Rom's geführt haben würde, war nicht mehr, und auch Niemand vorhanden, der seine Stelle ersetzen konnte. Julius aber fühlte sich an der Spitze seines bald darauf eröffneten, zahlreich besuchten Concils so mächtig, daß er den Kampf mit allem Nachdruck fortzusetzen beschloß. Er zählte dabei vorzüglich auf die Schweizer, und diesmal entsprachen sie seinem Vertrauen. Ihrer zwanzigtausend brachen auf, zogen durch Tyrol, welches Maximilian ihnen öffnete, in das Venetianische, wo ein Heerhaufe der Republik zu ihnen stieß, und drangen in Mailand ein. Die Franzosen, zu schwach zu widerstehen, räumten das ganze Herzogthum bis auf einige Schlösser, und auch Genua erhielt seine Unabhängigkeit wieder. Mit den Franzosen mußten zugleich die Bentivoglio Bologna verlassen, und nie kamen sie wieder dahin zurück. Als der Papst seinem Hofe die Nachricht mittheilte, daß die Franzosen aus Mailand gedrängt seien, sagte sein Ceremonienmeister: „Eurer Heiligkeit zum Glücke." — „Vielmehr Euch zum Glücke, antwortete Julius, und allen Italienern und allen Gläubigen, die Gott endlich vom Joche der Barbaren zu befreien gewürdigt hat" **). In Mailand setzten die Schweizer Maximilian Sforza, einen Sohn von Ludwig Moro, als Herzog ein, und schlossen einen Bund mit ihm, worin sie sich verpflichteten, ihn und seine Nachkommen im Besitze des Herzogthums zu schützen. Doch eigneten sie sich

*) Barthold, George von Frundsberg, S. 145.
**) Paris de Grassis ap. Raynaldum T. XX. 1512. no. 66.

selbst einige Grenzdistricte zu, während der Papst Parma und Piacenza für den Kirchenstaat einzog.

Auch für Florenz führte der Sieg der Liga eine Veränderung herbei. An der Spitze dieser Republik stand seit 1502 als lebenslänglicher Gonfaloniere Peter Soderini, unter dessen Leitung sie fortwährend zu Frankreich hielt. Deswegen und weil sie die Eröffnung einer schismatischen Kirchenversammlung auf ihrem Gebiete geduldet hatte, zürnte ihr der Papst, und da sie sich jetzt weigerte, zur Liga zu treten, wurde sie von einem Spanischen Heere genöthigt, die Medici zurückzurufen. So kamen zwei Söhne des berühmten Lorenzo, der Cardinal Johann und Julian (Peter war umgekommen), mit einigen Neffen und Vettern zurück; und obschon sie nur als Bürger aufgenommen werden sollten, wurde doch durch ihre Anhänger eine solche Verfassungsänderung bewirkt, daß die Regierung der Republik in ihren Händen war.

Um dieselbe Zeit, wo die Franzosen Mailand aufgeben mußten, führte Ferdinand der Katholische mit Englischer Hülfe auch den Krieg gegen sie an der Pyrenäengrenze. Seine eigentliche Absicht war auf Navarra gerichtet, nach dessen Besitz er längst lüstern war. König dieses Landes war Johann von Albret durch seine Gemahlin Katharina aus dem Hause Foix. Von ihm, der mit Frankreich verbündet war, forderte Ferdinand, daß er den Durchmarsch durch sein Gebiet und die Besetzung seiner Festungen gestatte. Als Johann sich dessen weigerte, ließ er ein Heer einrücken, welches sich sofort des Landes, so weit es im Süden der Pyrenäen lag, bemächtigte. Dieses Spanische Navarra vereinigte er mit Castilien, indem er theils erklärte, er bestrafe dergestalt den König Johann als einen Beförderer des Schisma im Namen des Papstes, theils sich auf Anrechte stützte, die seine Gemahlin Germaine auf die Navarrische Krone zu haben behauptete.

So waren die Franzosen am Ende des Jahres 1512 überall im Nachtheil; sie waren aus Italien vertrieben, alle ihre kleineren Bundesgenossen in der Gewalt der Liga, und der Kaiser hatte sich mit dem Papste völlig ausgesöhnt. Dennoch gab Ludwig die Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen, nicht auf; er rechnete auf Spannungen und Mißhelligkeiten, die sich unter den Gliedern der Liga zeigten. Und der, welcher ihre Seele war, wurde ihm bald nicht mehr hinderlich. Am 21. Februar 1513 erlag Julius II. einem Fieber, zu dem sich ein Ruhranfall gesellte; mitten unter mancherlei Plänen und Entwürfen, mit welchen sein rastloser Geist unaufhörlich beschäftigt war.

---

9. Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.

Die Wahl des Conclave fiel auf den Cardinal Johann von Medici, obschon er erst siebenunddreißig Jahre zählte. Seine Freigebigkeit und die Friedensliebe, die man bei ihm voraussetzte, empfahlen ihn. Es war aber die Erhebung des Hauptes der Familie Medici auf den heiligen Stuhl auch ein Triumph der antifranzösischen Partei. Der neue Papst nannte sich Leo X.

An seines Vorgängers Tode hatte, nach der Versicherung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers*), großen Antheil die Sorge, daß die Venetianer sich mit den Franzosen wieder verbinden und sie nach Italien ziehen würden. In der That war damals der Entwurf zu einem solchen Bündnisse schon vorhanden, und am 24. März 1513 wurde es zu Blois unterzeichnet. Die vor Kurzem noch so erbitterten Feinde vereinigten sich, das Mailändische von Neuem unter sich zu theilen. Diesem Bunde wurde am 5. April ein anderer zwischen Ferdinand, Maximilian, Heinrich VIII. und dem Papste zu einem Angriffe auf Frankreich entgegengesetzt, obgleich Ferdinand erst wenige Tage vorher einen Waffenstillstand mit Ludwig geschlossen hatte.

Indeß blieb das Bündniß zwischen Frankreich und Venedig ohne Vortheil für Beide. Denn sie eroberten zwar in Gemeinschaft fast das ganze Mailändische; aber die Schweizer, die anfangs vor ihnen weichen mußten, erhielten bald Zuzug aus ihrem Vaterlande, mit welchem sie die Franzosen bei Novara (6. Juni 1513) überfielen und besiegten. Achttausend aus dem Französischen Heere (zum Theil Deutsche Landsknechte) blieben in der Schlacht; die Uebrigen zogen über die Alpen zurück**) und überließen die Venetianer ihrem Schicksal, die nun fast ihr ganzes Gebiet wieder von den Feinden überschwemmt sahen. Zugleich geschahen unmittelbare Angriffe auf Frankreich. Ein großes Englisches Heer kam herüber und belagerte Terouanne in Artois. Heinrich VIII. erschien selbst im Lager, und Kaiser Maximilian führte ihm einige tausend Reiter zu, für die er vom Englischen Könige Sold empfing. Sie schlugen in Gemeinschaft die Franzosen in einer Schlacht bei Guinegate (17. Aug.), die wegen der übereilten Flucht der Französischen Reiterei

*) Des Cardinals Bembo, am Schlusse seiner Venetianischen Geschichte.

**) Suivant l'usage imprescriptible des Français de ne jamais s'arrêter dans leurs retraites. Daru, Histoire de Venise, T. III. p. 477.

das Sporengefecht genannt wurde, eroberten hierauf Terouanne, schleiften es, und nahmen dann auch Dornick. Um dieselbe Zeit zogen sechzehntausend Eidgenossen, von Maximilian durch Soldverheißungen bewogen, aus, um in Verbindung mit Deutscher Reiterei, die der Herzog Ulrich von Würtemberg anführte, das Herzogthum Burgund zu erobern. In Dijon, der Hauptstadt desselben, befehligte der bei Novara geschlagene La Tremoille, ohne Hoffnung, den Platz gegen den übermächtigen Feind halten zu können. Er fing daher heimliche Unterhandlungen mit den Schweizerischen Hauptleuten an, und bewog die Einen durch Vorspiegelungen von des Königs Freundschaft zu ihrem Volke, die Andern durch Geld und Versprechungen zu einem förmlichen Frieden des Inhalts, daß der König dem Herzogthum Mailand entsagte, und den Eidgenossen für den Heimzug viermal hunderttausend Kronen zu zahlen versprach*). Dadurch wurde die nicht geringe Gefahr für Ludwig abgewandt. Hinterher aber versagte dieser die Ratification des Friedens, und die Schweizer waren um ihr Geld betrogen; denn unter den ihnen zur Sicherheit mitgegebenen Geiseln waren nur zwei angesehene Männer, von denen einer entwischte, die Uebrigen gemeine Bürger, die man nur in prächtige Kleider gesteckt hatte.

Auch die Gefahr im Norden verschwand; denn die Engländer gingen im Herbste zurück, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Ludwig dachte nun darauf, mit jedem seiner Feinde besonders zu unterhandeln, und es gelang ihm. Zuerst versöhnte er sich mit dem Papste, indem er dem schismatischen Concil völlig entsagte (26. Oct. 1513); dann mit Ferdinand, mit dem Kaiser, zuletzt mit Heinrich VIII. (7. Aug. 1514). In dem letztern Vertrage wurde zugleich eine Vermählung Ludwig's, dessen Gemahlin, Anna von Bretagne, vor Kurzem gestorben war, mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrich's, verabredet. Sie ward am 11. October vollzogen; aber schon am Neujahrstage 1515 starb Ludwig selbst, im dreiundfunfzigsten Jahre seines Alters. Man schreibt den frühen und unerwarteten Tod des freilich ohnehin kränklichen Königs eben dieser Heirath zu**). Er wollte durchaus als ein junger Mann erscheinen. „Der gute König, sagt der Lebensbeschreiber des Ritters Bayard, hatte seiner Gemahlin zu Liebe seine

---

*) Der Schweizerische Chronist Anshelm, bei Glutz-Blozheim S. 349, nennt diesen Frieden einen kraftlosen, zu ewiger Schande der Eidgenossenschaft gemachten Dintenfrieden.

**) Quum intemperantius puellaribus complexibus indulsisset. Jovius XIV. p. 812.

ganze Art zu leben geändert. Denn da er sonst um acht Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sich's nun gefallen, um zwölf Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um zehn Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht." Ungeachtet seines Ehrgeizes und seiner Schwächen, war Ludwig doch von seinem Volke geliebt; und als man bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausrief: „der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist gestorben," — da war dies in der That nur der Wiederhall einer aufrichtigen Trauer.

Es folgte ihm auf dem Thron von Frankreich der Herzog Franz von Angoulême (s. oben S. 122), als König Franz I. genannt, dessen 1506 beschlossene Vermählung mit der Prinzessin Claudia nicht lange vor dem Tode Ludwig's vollzogen worden war. Durch diese Heirath fiel die Bretagne, deren Besitzerin Claudia als Erbin ihrer Mutter Anna war, an Franz und seine Nachfolger. Förmlich einverleibt wurde das Herzogthum dem Königreiche erst im Jahre 1598.

Als Franz den Thron bestieg, stand er im einundzwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, von festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Er nämlich brachte in Frankreich die Sitte wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dagegen das Haupthaar kurz zu tragen; eine Sitte, die sich auch unter den folgenden Königen bis auf Ludwig XIII. erhielt. Die Begierde, als Ritter und Held zu glänzen, erfüllte damals seine ganze Seele; darum richtete er sein erstes Augenmerk auf Mailand, das sein Vorgänger so unrühmlich verloren hatte. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Großthaten werden, und um indeß von Norden her sicher zu sein, schloß er Verträge mit dem jungen Erzherzog Karl und mit Heinrich VIII. Auch mit Venedig erneuerte er die Verbindung seines Vorgängers; aber seine Versuche, ebenso Ferdinand und die Schweizer zu gewinnen, mißlangen. Die Letzteren erinnerten ihn an den Frieden von Dijon, der sei von der Krone Frankreich zu erfüllen. Sie schlossen vielmehr mit dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Papste und dem Herzoge Maximilian ein Bündniß „zur Vertheidigung der Freiheit von Italien", und waren die Einzigen, die dem Herzog wirklich Hülfe leisteten. Der Papst benahm sich zweideutig und arglistig; während er sich schon der Verbindung gegen Franz angeschlossen hatte, suchte er ihn durch fortwährende Unterhandlungen zu täuschen*).

*) Roscoe, Leben Leo's. Bd. II. S. 217 der Deutschen Uebers. bemüht sich vergebens, ihn von diesem Flecken zu reinigen.

Im August 1515 ging das 60,000 Mann starke Französische Heer (darunter 22,000 Deutsche Landsknechte, der Kern des Fußvolks) über die Alpen, und brach ins Mailändische ein. Obschon nur halb so stark, traten die Schweizer diesem Heere bei dem Städtchen Marignano entgegen, und es kam zu einer Schlacht, von welcher Trivulzio, der achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu sagen pflegte, alle vorigen seien ein Kinderspiel gegen diese gewesen. Sie dauerte zwei Tage (13. u. 14. September). Die Schweizer fochten wie Löwen und waren, trotz des mörderischen Kanonenfeuers, das ihre Reihen lichtete, am ersten Tage, als endlich gegen Mitternacht Stillstand in dem wüthenden Gefechte eintrat, völlig im Siege. Freunde und Feinde blieben während des Restes der Nacht durcheinander stehen; König Franz, der im größten Gedränge ritterlich gefochten hatte, schlief auf einem Geschützwagen. Mit dem Anbruch des folgenden Tages begannen die Eidgenossen von Neuem den Angriff; um die Mittagsstunde war der Ausgang zweifelhaft. Da erschien das Venetianische Heer auf dem Schlachtfelde, und griff sie im Rücken an. Einer solchen Feindesmasse mußten sie schließlich weichen, und den Rückzug nach Mailand antreten, wo sie eine Besatzung zurückließen, und dann weiter über die Alpen nach Hause zogen. Der junge König, den nach einer feierlichen Anerkennung seiner Siegesehre verlangte, ließ sich auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter schlagen, was dieser in seiner Bescheidenheit erst ablehnte, dann aber, als Franz nicht aufhörte, in ihn zu dringen, vollzog.

Herzog Maximilian, ein lässiger, sein Leben in Trägheit und thierischem Schmutze hinbringender Fürst, trat dem Sieger willig sein Land gegen ein Jahrgeld ab, und verpflichtete sich, seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Und auch der Papst hatte kaum Kunde von Franzens großem Waffenglücke, als er sich beeilte, eine Aussöhnung mit ihm zu Stande zu bringen. Der Preis derselben war die Abtretung von Parma und Piacenza, die sein Vorgänger der Kirche erworben hatte; sonst waren fast alle Vortheile dieser Verbindung auf seiner Seite. Beide Fürsten hatten hierauf (im December) eine Zusammenkunft zu Bologna, wo der schlaue Papst durch ein feines Benehmen den König und seine Begleiter im hohen Grade für sich einnahm. Bei dieser Zusammenkunft wurde das nachher zwischen Frankreich und dem Römischen Stuhle abgeschlossene Concordat schon verabredet. In der Schweiz hatte der Schmerz über die erlittene Niederlage in Vielen anfangs den Entschluß zu einem neuen Auszuge erregt; aber die Französisch Gesinnten, deren Eifer durch das Gold des Königs wach erhalten wurde, widersprachen, und so unterblieb

es. Acht Cantone schlossen am 7. November einen Friedensvertrag mit dem Könige Franz.

Dagegen zogen, vornehmlich aus den fünf übrigen Orten, mehr als zwölftausend Mann dem Kaiser zu, als dieser im folgenden Jahre (1516), durch Spanisches und Englisches Geld unterstützt, ein Heer sammelte, den Franzosen Mailand wieder zu entreißen. Wirklich brach er im März in das Herzogthum ein, und erschien vor der Hauptstadt. Indessen erhielten auch die Franzosen eidgenössische Verstärkung, und wußten den Kaiser, durch einen Brief, den sie ihm in die Hände spielten, glauben zu machen, seine Schweizerischen Söldner seien mit ihren Landsleuten einverstanden. Da ergriff ihn die Furcht, er sei verrathen; und da sich ohnehin sein gewöhnlicher Geldmangel einstellte, verließ er plötzlich das Heer, das sich sogleich auflöste. Das Erfolglose dieses Feldzugs befestigte das Ansehn der Franzosen in Italien. Mehr noch schien es gesichert, als, nach dem zu Anfang des Jahres 1516 erfolgten Tode Ferdinand's des Katholischen, zwischen dessen jugendlichem Nachfolger Karl und Franz I. am 13. August zu Noyon ein Freundschaftsvertrag zu Stande kam, wonach Karl künftig die damals einjährige Tochter Franzens heirathen, und diese ihm Frankreich's Ansprüche auf Neapel als Heirathsgut zubringen sollte. Diesem Vertrage folgte bald ein anderer mit den Schweizern, bei denen des Kaisers Ansehn durch den übereilten Ausgang des letzten Feldzugs sehr gesunken war. Am 29. November desselben Jahres ward zwischen dem Könige von Frankreich und sämmtlichen eidgenössischen Orten dieser Friede geschlossen, der ein ewiger genannt ward, und der allen spätern Bündnissen zwischen beiden Staaten zur Grundlage diente. Demselben zufolge zahlte Franz außer jenen zu Dijon versprochenen 400,000 Kronen noch 300,000 andere für den von den Schweizern in Italien erlittenen Schaden, und sagte jedem Canton ein Jahrgeld zu. Kein Theil sollte den Feinden des andern Schutz gewähren. Man sieht, welchen Werth das mächtige Frankreich auf die Freundschaft der Eidgenossen legte.

Der Kaiser stand jetzt Frankreich und Venedig allein gegenüber. Es war ihm der Beitritt zu dem Vertrage von Noyon vorbehalten worden unter Bedingungen, die ihm anfangs sehr mißfielen; doch blieb ihm nun kaum ein anderer Ausweg als die Annahme. Sie erfolgte zu Brüssel, wo er im December mit Franz Frieden, mit den Venetianern einen, nachher verlängerten, achtzehnmonatlichen Waffenstillstand schloß. Er mußte sich entschließen, der Republik die Stadt Verona, die seine Truppen gegen wiederholte Angriffe muthvoll vertheidigt hatten, gegen eine

Zahlung von 200,000 Ducaten und die Uebernahme einer Summe, die er dem Französischen Hofe schuldete, herauszugeben, behielt jedoch Roveredo und einige andere Plätze. So endete der durch den Bund von Cambrai entzündete Krieg, aus dem Venedig zwar mit Ruhm hervorging, seine alten Kräfte aber nie wieder erlangte.

---

10. Deutschland unter Maximilian I.

(1493 — 1519.)

Nachdem wir in den letzten Kapiteln den Kaiser Maximilian mit auswärtigen Angelegenheiten so vielfach beschäftigt sahen, müssen wir nun auch einen Blick auf die Entwickelung der Deutschen Verhältnisse unter seiner Regierung werfen. Wir haben die Geschichte Deutschland's zuletzt beim Tode Kaiser Friedrich's III. abgebrochen. Zu dieser Zeit, wo in einem großen Theile Europa's darauf hingearbeitet ward, die abgenutzten und verrosteten Triebfedern des alten Staatswesens durch neue mit frischer Kraft wirkende zu ersetzen, wurde auch in unserm Vaterlande die Nothwendigkeit neuer Belebung gefühlt; leider aber fehlten in dem Reiche, das allmählig zu einem mit höchst losen Banden umschlungenen Staatenbunde sich gestaltet hatte, der Gemeingeist und der Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen, wodurch die einzelnen Theile desselben wieder auf kräftige und dauernde Weise eng an einander geschlossen und zu einer Einheit des Wollens und Handelns hätten verbunden werden können. Ebenso hatten die Kaiser weder die Macht noch den tyrannischen Sinn, es auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. Auch fühlten sie sich mehr als Inhaber des alt-Römischen internationalen Imperiums und als Sammler einer territorialen Erb- und Hausmacht, denn als Vertreter der Deutschen Nation, deren Wahlkönigthum, von eifersüchtigen Factoren abhängig, doch immer nur einen unsicheren Besitz und daher für das Streben nach Machterweiterung nur eine schwankende Grundlage bot. So ging denn Deutschland in die neue Zeit über, ohne zu einem kräftigen Staatsganzen zu erstarken, und behaftet mit allen Gebrechen der Vereinzelung; so daß die Vortheile wie die Nachtheile der in anderen Ländern mit folgerechter Staatskunst ausgebildeten monarchischen Gewalt erst später und nicht in der Gesammtheit, sondern in den

einzelnen Theilen desselben empfunden wurden. Es hat aber auch die Vereinzelung, wie sie auf der einen Seite hemmend und in der Richtung beklagenswerther Selbstsucht wirkte, auf der andern Gutes und Großes zu Tage gefördert, was sich ohne sie nicht so leicht hätte entwickeln können. Sie hat unzweifelhaft die Kraft Deutschland's bei den meisten Anlässen stumpfer und schwächer erscheinen lassen, als sie war; aber sie hat auch dazu beigetragen, den Geist desselben, im Ringen um die höchsten Interessen und Ideen, zu schärfen und zu stärken, ihn selbstständiger und selbstgewisser, freier und kühner zu machen, als den anderer Nationen. Doch nur auf eine gewisse Spanne Zeit thut dem Geiste der Völker, wie der Einzelnen, die Vereinzelung wohl; während die Vereinigung der Kraft für den ganzen Fortbestand des Lebens selbst, und bei steigenden Gefahren ein steigendes Bedürfniß bleibt.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte, große Hoffnungen, von denen indeß wenig in Erfüllung gegangen ist. Was konnte indeß unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Römischer Kaiser war er im Grunde doch einer der machtlosesten und ärmsten Europäischen Herrscher; denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig auch in die Cassen der einzelnen Landesfürsten geflossen; und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Wie schwer die Stände zu Bewilligungen zu bringen waren, wie geringfügig sie ausfielen, und wie langsam und spärlich auch das ihnen endlich Abgedrungene einging, wissen wir aus der Geschichte Friedrich's III.; und unter Maximilian wurde es nicht besser. Alles, was dieser vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande, und es gelang ihm, die bisher getheilten Oesterreichischen Besitzungen wieder zu vereinigen; aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen, das seine Jugend verhieß, nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich

von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze der Europäischen Staatskunst nicht zurückziehen; da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte, und diese stets durch ein ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr und mehr in künstliche Gewebe verstrickt, und zog doch gewöhnlich den Kürzern.

Maximilian war sich dieser Lage der Dinge, der Mißverhältnisse, in die er verschränkt war, wohl bewußt; er ergoß sich über sie bald in tiefem Unmuth, bald in losem Spott. Einmal stellte er folgende derbe Vergleichung an: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen, was er ihnen auferlege; der König von England über Engel, denn sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, doch nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebe. Auch pflegte er zu sagen: Wenn er Gott wäre und zwei Söhne hätte, müßte der älteste Gott nach ihm und der andere König in Frankreich sein. Ebenso scherzte er über die ihm dem Kaiser und dem Papst beigelegte Oberhoheit über alle weltlichen und geistlichen Dinge, indem er mit Bezug auf die Julius II. vorgeworfene Unsitte des Trinkens sagte: Es sei gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden Statthaltern, einem armen Gemsensteiger und einem trunkenen Pfaffen, sei sie übel bestellt.

Indeß war doch jene Beschaffenheit der Verhältnisse nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem Glücke in sie eingreifen sehen. Auch sein Charakter war es. In der Regel verdarb er sich selbst die Ausführung seiner Pläne; theils durch den Leichtsinn, womit er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete; theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem man ihn oft zwar mit Angriffen drohen, aber nichts zu ihrer Vollziehung thun, und zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen bei dem ersten Mißlingen wieder abspringen sah. In der Geschichte der Italienischen Händel haben wir seine Handlungsweise von dieser Seite kennen gelernt. Und während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte und die Deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, die Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenig Befriedigung dergestalt die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilian's Regierung gewähren, so wohlthätig und

folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschland's geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und immer dauernden Landfriedens, sowie eines Reichsgerichts, wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedestandes wurde von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welch' einem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe, die Große und Kleine wider einander führten, befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt; ein Gesichtspunkt, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte. Als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Friede und Recht angeordnet wäre, sei an keine Hülfe ihrerseits zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (7. August 1495) das Werk zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle fortan mehr den Andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut Jedem preisgegeben sein. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den gehörigen Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dies Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern), die zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte sein sollten, bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden.

Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, und von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung ins Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer

Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang; daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltenen Reichstage auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Einsetzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, das indeß nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich selbst der Form nach zu einem bloßen Staatenbunde gemacht haben, wenn nicht die Deutschen Fürsten auch dafür gleichgültig und ohne Theilnahme gewesen wären. So aber hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf, und mit ihm das Reichskammergericht. Unsicherheit und Fehdewesen herrschten wie zuvor. Als ob kein Landfriede beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503, nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht von München, und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letzteren ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen Schwäbischen Bundes begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, in dem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Baiern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward zwar zugleich das Kammergericht wieder hergestellt; aber erst 1512 wurde endlich auch der wichtige Punkt, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende ward das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund betrachtet wurde, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen müßten. Jedem dieser

Kreise wurde in einem der größeren Reichsfürsten ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte der fortan noch bestehende Zusammenhang des Reiches; wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dies war der Fall der Schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaates Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des Polnischen Wladislaw außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dies Königreich in der Folge an das Oesterreichische Haus kam*).

Während so die Aufrichtung einer festen bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses letztere Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war kaum zu erwarten gewesen, da Johanna, wie wir sahen, damals erst die dritte Erbin Castilien's und Aragonien's war. Auch diesen Karl wiederum und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungarn, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungarn mit dem Könige Wladislaw in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht geborenen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, der die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftigt. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungarn und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den Ungarischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden Türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deswegen 1518

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. Thl. III. §. 410.

einen Reichstag zu Augsburg, wo zugleich ein päpstlicher Legat erschien, um den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklich zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem Römischen Hofe so abgeneigte Stimmung, daß die päpstliche Empfehlung nicht sowohl genutzt, als vielmehr geschadet hatte. Eben so vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die Römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Absicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Inspruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich sein Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein Römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

---

11. Die Schweizer.

Im letzten Theile der Geschichte des Mittelalters verließen wir die Schweizer am Ende ihres Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, den sie nicht nur siegreich bestanden, sondern auch das vorzüglichste Werkzeug wurden, diesen von den größten Monarchen Europa's gefürchteten Herzog von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Auch für ihre eigene Geschichte bildeten diese großen Siege einen merkwürdigen Wendepunkt. Man brachte aus diesem Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, Ruhm und Reichthum, aber auch Stolz, Habsucht und fremde Laster in die Gebirge heim*). Die große Beute an edlen Steinen, Gold und Silber und die vielen Französischen Hülfsgelder machten einzelne Geschlechter übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit durch Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Das Reislaufen, wie man das Eintreten in fremde Kriegsdienste nannte, nahm nun überhand, und gab zu vielen Unordnungen Anlaß. Die Reisläufer

*) J. A. Henne, Neue Schweizerchronik fürs Volk, Thl. II. S. 294.

nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn. Die Oberen machten Gesetze dagegen, ohne sie zu vollziehen, oder schwiegen, weil sie Jahrgelder und Geschenke empfingen. Dadurch verdarb zum Theil der Kern der Schweizer, so wie durch Prachtliebe und Sittenlosigkeit große Schichten Volks.

Auch unter den einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft fand weder Eintracht Statt, noch Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Die Tagsatzungen, sagt ein anderer Schweizerischer Geschichtschreiber, waren so sehr ein Schauplatz der Ränke und Einwirkungen geworden, daß nicht nur ausländische Herren und Abgeordnete, sondern auch eingedrungene Leute zugleich mit den eidgenössischen Gesandten an den Berathungen Theil nahmen*). Zwischen den Ländern (so hießen die Cantone von demokratischer Verfassung, wo keine Städte waren) und den mehr oder weniger aristokratisch regierten Stadtgemeinden entstand Eifersucht aus der Verschiedenheit der Sitten und Regierungsformen. Besonders war Bern Gegenstand des Hasses der Ersteren. Wegen der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund, welche die Städte wollten, und der die Länder sich widersetzten, entwickelte sich heftiger Groll; und auf einer Versammlung zu Stanz (1481) stieg die Erbitterung so hoch, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft gekommen zu sein schien. Da kam aus der Einsamkeit der fromme Bruder Klaus von der Flüe, der früherhin in Krieg und Frieden dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet, dann dem unwiderstehlichen Triebe des Herzens folgend, sich in die Wildniß zurückgezogen hatte, wo er mit wunderbarer Enthaltsamkeit stillen Betrachtungen lebte. Als dieser Mann mit seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit in die Versammlung trat, hörte Alles in frommer Scheu seiner Rede, und es gelang seinen schlichten, aber kräftigen Worten, Versöhnung zu stiften. Es wurde das sogenannte Stanzer Verkommniß geschlossen, das als ein neues Grundgesetz für die ganze Eidgenossenschaft gelten sollte. In der Hauptsache trugen die Städte den Sieg davon; Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Dieser versöhnliche Ausgang des Stanzer Tages, der so stürmisch und verderbenschwanger begonnen, erzeugte im gesammten Volke einen erhebenden Eindruck; überall wurde der Bruder Klaus hoch gefeiert, überall verkündete Glockengeläut

*) Meyer von Knonau, Handbuch d Gesch. d. Schweiz. Eidgenossensch. Bd. I. S. 253.

den wiedergewonnenen Frieden. Doch endeten damit begreiflicherweise die Reibungen nicht völlig *).

Innerhalb der Cantone fehlte es ebenfalls nicht an Bürgerzwist. Der Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich, Sprößling armer Landleute und in seiner Jugend von lockeren Sitten (namentlich rühmte er sich, daß nicht leicht ein Weib ihm widerstehe), hatte sich anfangs durch Feldherrnruhm im Burgunderkriege, dann durch Frauengunst und Heirath, zumeist aber durch seine seltenen Fähigkeiten zu immer höheren Stellungen im Staate, und schließlich zu jener höchsten emporgehoben **). Tapfer als Krieger und Anführer, gewandt und glücklich als Staatsmann und Unterhändler, erstrebte er Zürich's Größe und Wohlfahrt; aber stolz, ehrgeizig und herrisch, glaubte er im Bewußtsein seiner Kraft und seiner anerkannten Verdienste um Zürich und die ganze Eidgenossenschaft, Niemand schonen zu dürfen, und verletzte die Interessen des Adels und der Geistlichkeit. Dadurch machte er sich erbitterte Feinde. Sie benutzten einige willkürliche, nicht wohl berechnete Verordnungen, die theils von ihm ausgegangen waren, theils ihm zugeschrieben wurden, um das Landvolk gegen ihn aufzureizen. Es versammelte sich bewaffnet, auch in der Stadt ward ein Auflauf angeregt, durch lügenhafte Ausstreuungen das Volk erbittert, daß es die Gefangennehmung des Bürgermeisters mit wildem Geschrei verlangte. Sie geschah unter dem rohen Hohn des Pöbels. Hierauf wurde der Rath abgesetzt und ein neuer gewählt, worin alle Gegner des Gestürzten saßen. Das Geständniß eines Verbrechens konnten seine Feinde selbst durch schreckliche Folterqualen nicht von ihm erpressen; dennoch ward er zum Tode verurtheilt und enthauptet (1489). Wie schwer er auch selbst gefehlt haben mochte; die, welche ihn auf das Blutgerüst brachten, fehlten schwerer wie er. Mehrere seiner Vertrauten mußten gleichfalls sterben. Keine Tyrannei — ruft bei der Erzählung dieser Gräuel ein berühmter Schweizerischer Geschichtschreiber aus — ist unmenschlicher, als die im Namen des Volkes und des gemeinen Wohles ***).

Die schlaue Staatskunst Ludwig's XI., der die Eidgenossen schon wider Karl den Kühnen über ihr Interesse hinaus in die Waffen zu bringen gewußt hatte, strebte ihre Kraft auch ferner für den Vortheil Frankreich's zu benutzen, und bestimmte sie 1480 zu einem Vertrage,

*) Vgl. Bluntschli, Gesch. d. Schweizer. Bundesrechtes, Bd. I. S. 149 ff.
**) Bluntschli, Gesch. d. Republik Zürich, Bd. II. S. 1 ff.
***) Johannes Müller, Thl. V. S. 404.

vermöge dessen er gegen Geldzahlungen Soldaten von ihnen erhielt. Noch kurz vor seinem Ende bemühte er sich, dies Verhältniß auf seinen Nachfolger zu übertragen, und Karl VIII. wußte in der That durch richtige Zahlungen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, gegen die gleichen Bemühungen Oesterreich's den Vorzug zu behaupten. Wenn aber zuweilen den Häuptern die Jahrgelder nicht richtig bezahlt wurden, dann freilich wankte das Französische Interesse; wie wir denn in den Kriegen Ludwig's XII. die Schweizer bald für, bald wider diesen König, ja in feindlich sich entgegenstehenden Heeren auf beiden Seiten auftreten sahen. Kaiser Maximilian hätte sich der Eidgenossen gar gern nicht bloß als Söldner bedient, sondern er und die Deutschen Stände wünschten, sie auch als Glieder des Reiches, als wofür sie fortwährend galten, Mannschaft stellen und Kriegsdienste thun zu sehn. Sie wurden daher aufgefordert, den neuen, zu Worms getroffenen, Anordnungen Folge zu leisten, den Ladungen des Kammergerichts Gehör zu geben, und von dem Bunde mit Frankreich abzulassen. Aber sie weigerten sich beharrlich, und der dadurch neu entstandene Haß führte bei einem unbedeutenden Anlaß offenen Krieg herbei (1499). Die Schweizer waren, wie bis dahin immer, siegreich, und noch in demselben Jahre kam zu Basel der Friede zu Stande, worin von keinen Forderungen des Reiches mehr die Rede war, und der den Ruhm wie das Ansehn der Schweiz noch erhöhte. Bald nachher (1501) traten Basel und Schaffhausen in den Bund, und 1513 Appenzell als der letzte der dreizehn Cantone. Vom ewigen Frieden mit Frankreich nach den unglücklichen Tagen von Marignano ist oben die Rede gewesen. Die innere Eintracht befestigte er nicht.

---

12. England unter Heinrich VII.

(1485—1509.)

Wie die Schlacht bei Bosworth dem Leben des tyrannischen Richard III. und zugleich dem langen Kampfe der Häuser Lancaster und York ein Ende machte, ist schon früher erzählt worden. Heinrich VII., aus dem Hause Tudor, dem durch den Sieg in jener Schlacht die Krone zufiel, besaß das Talent, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden, und stellte nach so heftigen Stürmen mit Glück und Einsicht die Ruhe wieder her.

Von Bosworth zog er langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch, im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. October 1485 ward er gekrönt, und zwar allein; denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth, der Tochter Eduard's IV., vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf das Recht des Hauses Lancaster nämlich, dem er mütterlicherseits angehörte, wollte er seinen Anspruch auf die Krone gründen, nicht auf die Heirath mit einer York'schen Prinzessin; zumal da die unter Richard II. erfolgte und vom Parlament bestätigte Rechtmäßigkeitserklärung seiner mütterlichen Ahnen eine unbedingte gewesen, und die Klausel der Ausschließung von der Thronfolge (excepta dignitate regali) erst hinterher durch Heinrich IV. willkürlich eingeschoben worden war*). Das gleich nach der Krönung zusammenberufene Parlament vermied zwar geflissentlich jede Erwähnung eines Erbrechts, hielt sich aber in seiner Erklärung, daß die Krone bei Heinrich und seinen Nachkommen sein sollte, an die Worte, wie sie bei den ältesten Lancaster's gebraucht worden waren. Auch der Papst erkannte Heinrich's Nachkommen selbst für den Fall als Kronerben an, daß sie nicht aus der York'schen Vermählung hervorgingen.

Da der König auch sonst, aus Grundsatz oder Vorurtheil, die Yorker fortdauernd zurücksetzte: so ward dies für ihn eine Quelle vieler Unruhen. Schon 1486 brach deswegen im nördlichen England ein Aufruhr aus. Zwar wurde derselbe schnell gedämpft, und einer der Anführer enthauptet. Aber die Stimmung der Gegner wurde dadurch nicht verändert; ja aus Haß gegen Heinrich stellten sie einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Lambert Simnel, eines Bäckers Sohn, ein kluger und entschlossener Jüngling von funfzehn Jahren, wurde von einem Priester zu Oxford, Namens Richard Simon, angestiftet, sich für den Grafen Eduard von Warwick, den Sohn des Herzogs von Clarence, auszugeben, der aus dem Tower entwischt sei, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen, als in eine festere Verwahrung, hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester im Namen Höherer gehandelt hatte, war eine sich leicht darbietende Vermuthung, und der Verdacht fiel vorzüglich auf die schlaue und ränkevolle

*) Ranke, Englische Geschichte, Bd. I. S. 128, erkennt die Thatsache, gestützt auf Nicolas' Observations, als ein triftiges Argument an. Ebenso auch schon Demmler in seiner Deutschen Bearbeitung von Knightley's Hist. of England Bd. I. S. 412, gestützt auf Burke's Peerage. Nicht so Pauli, in Sybel's Hist. Zeitschr. Jahrg. 1860. 1. Heft, S. 104.

Gemahlin Eduard's IV., die Heinrich haßte, weil sie, in deren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für ihn geschmiedet worden war, jetzt dadurch belohnt wurde, daß der König ihre Tochter vernachlässigte und alle ihre Freunde in strenger Unterwürfigkeit hielt. Der junge Simnel wußte auch so viele Umstände aus der geheimen Geschichte des Hofes, daß er sie nur aus einer solchen Quelle geschöpft haben konnte, und täuschte dadurch viele erfahrene Männer. Er fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo die meisten Einwohner dem Hause York ergeben waren. Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu; man räumte ihm eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Dublin ein, krönte ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und rief ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel, unter dem Namen Eduard's VI., zum König aus, und das Alles, ohne daß ein Schwert gezogen ward. Als Heinrich von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er, um den Engländern die Unechtheit jenes Anmaßers zu beweisen, den wirklichen Eduard von Warwick aus dem Tower nehmen, und durch die Straßen von London führen, und zunächst der verwittweten Königin seinen Unwillen fühlen, indem er sie in ein Kloster zu sperren befahl*). Als bald darauf Simnel's Anhänger mit einem Heere nach England übersetzten, ging ihnen Heinrich entgegen, schlug sie bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (16. Juni 1487), bekam den verwegenen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum Küchenjungen, damit er als zu gering für einen Gegenstand der Rache oder der Besorgniß erscheine. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Empörung am meisten Antheil genommen hatten, und schonte das Leben der Schuldigen zwar, trieb aber von ihnen beträchtliche Strafgelder ein. Da ihm dieser Aufstand indeß gezeigt hatte, daß es nicht rathsam sei, die Yorksche Partei fortwährend zu kränken, ließ er jetzt seine Gemahlin krönen.

Wenn schon in der Geschichte dieses Simnel, in Bezug auf die Absicht der Partei, die ihn zu ihrem Werkzeuge brauchte, manche Dunkelheit herrscht: so ist ein zweiter, fünf Jahre nachher auftretender Kronbewerber noch räthselhafter. Man nannte ihn Perkin (Peterchen) Warbeck; er erklärte aber, er sei Herzog Richard von York, der zweite Sohn Eduard's IV. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu

*) Daß sie dort einige Jahre bis zu ihrem Tode, und in Dürftigkeit geschmachtet, wie viele Schriftsteller erzählen, bestreitet Lingard aus guten Gründen, Deutsche Uebers. Bd. V. S. 339.

wallen, so frei und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich sein Anstand und seine Rede. Es ging das Gerücht, die Mörder hätten nur den ältesten Prinzen getödtet, Richard aber habe Mittel gefunden, aus dem Tower zu entspringen. Auch Perkin wählte Irland zu seinem ersten Auftreten (1492), und hatte dort, wo die Unzufriedenen so zahlreich waren, nicht minder Glück als Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, der eben damals mit Heinrich VII. in Krieg begriffen war und es daher seinem Vortheil gemäß fand, in Perkin den ächten Richard Plantagenet anzuerkennen. Als aber Karl in dem Friedensschlusse mit England genöthigt ward, ihn aufzugeben (zu seiner Auslieferung hatte er sich durchaus nicht verstehen wollen), ging Perkin zur Herzogin Margarethe von Burgund, der Wittwe Karl's des Kühnen und Schwester Eduard's IV. Diese versicherte anfangs, sie könne das Vorgeben nicht glauben. Nachdem sie ihn aber hatte vor sich kommen lassen, und ihn in Gegenwart vieler Zeugen ausgeforscht hatte, erklärte sie, von der Wahrheit aller Umstände vollkommen überzeugt zu sein, umarmte ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang die Nachricht von dem neuen Kronbewerber durch ganz England, alle Unzufriedenen von der Yorkschen Partei traten aufs Neue zusammen, und es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Flandern, der dem Unternehmen den günstigsten Erfolg versprach. Der König, welcher eine Menge Kundschafter besoldete, kam diesen Umtrieben bald auf die Spur, ja er fand für Geld in einigen Yorkisten, die nach Flandern gegangen waren, Verräther ihrer Partei. Sie entdeckten ihm die Namen der vornehmsten Anhänger Perkin's in England, die Heinrich nun unerwartet einziehen und Einige als Empörer hinrichten ließ. Unter diesen war sogar des Königs Oberkammerherr Stanley, der sein vollstes Vertrauen besaß, und eines der vorzüglichsten Werkzeuge seiner Thronbesteigung geworden war, nun aber seine Treulosigkeit nicht einmal läugnete.

Diese kraftvollen Schritte überraschten und entmuthigten die unbekannten Freunde Perkin's. Er machte drei Jahre nach seinem ersten Auftreten den Versuch, in England Fuß zu fassen. Aber die Truppen, die er ans Land setzte (1495), wurden zurückgeschlagen, etwa hundertundfunfzig Mann gefangen, und an den Galgen gehängt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland (1496), wo sein Glücksstern wieder aufzugehen schien. Der damalige König dieses Landes, Jacob IV., wahrscheinlich von Karl VIII. aufgereizt, erkannte

ihn nicht nur an, sondern vermählte ihm sogar eine schöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Person mit einem Heere nach England, wo Perkin eine Rechtfertigungsschrift an die Nation ergehen ließ (1497). Allein bei dieser konnte ihn schon die Schottische Begleitung, wegen der gegenseitigen Abneigung der beiden Nationen, nur schlecht empfehlen; zumal da diese Truppen überall, wohin sie kamen, übel hausten. Der stets geldgierige Heinrich benutzte diesen Einfall schnell, um vom Parlamente eine neue Auflage zu fordern, die er auch erhielt. Darüber brach nun zwar in Cornwallis ein Aufstand aus; indeß ein von Heinrich zusammengezogenes Heer schlug die Rebellen am 22. Juni. Und da auch der König von Schottland jetzt einen siebenjährigen Waffenstillstand schloß und seinen Schützling, obwohl er ihn nicht ausliefern wollte, doch auch nicht weiter zu schützen vermochte: so ging dieser von Irland aus mit seiner schönen Gemahlin und seinem Anhange nach Cornwallis, um die Unzufriedenheit, die sich in dieser Provinz gezeigt hatte, zu benutzen, und versammelte hier wirklich an sechstausend Mißvergnügte unter seinen Fahnen. Mit diesen belagerte er die Stadt Exeter, ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geschütz fehlte. Indeß kam Heinrich mit einem Heere; Perkin hatte nicht das Herz, ein Treffen zu wagen, sondern floh feige (20. September) nach der Freistätte einer Capelle in Beaulieu; worauf seine Anhänger sich theils zerstreuten, theils um Gnade flehten. Perkin's edle Gemahlin fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er sie königlich behandelte. Ihn selbst ließ er durch einige in die Kirche gesandte Officiere unter dem Versprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen; und so ergab sich denn Perkin freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, entkam, ward gefangen und nochmals begnadigt, aber in den Tower gesetzt. Da er hier mit dem gefangenen Eduard von Warwick einen Entwurf zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung machte, und dieser entdeckt ward, so wurde er schließlich als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und in Tyburn gehängt (16. November 1498).

Alle älteren Schriftsteller und die meisten neueren erklären Warbeck für einen Betrüger. Er soll der Sohn eines getauften Juden gewesen sein. Seine Aehnlichkeit mit Eduard IV. erklärten Einige daher, daß ihn dieser König im Ehebruch mit der Mutter erzeugt habe. Die Herzogin von Burgund, die Heinrich in hohem Grade haßte, weil er ihr Geschlecht verfolgte, soll ihm seine Rolle eingelernt haben.

Doch halten ihn einige Geschichtschreiber für den ächten Richard von York *).

Der König benutzte die Verurtheilung Warbeck's, sich auch des Grafen von Warwick zu entledigen. Er ward vor dem Pärsgerichtshof angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verschwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und daraufhin am 28. November auf Towerhill enthauptet. Obgleich die Ermordung dieses letzten York die Gemüther in hohem Grade erbitterte, so wußte doch Heinrich's Wachsamkeit und Thatkraft jeden Ausbruch fortan zu verhüten. Von äußeren Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten sie sich um Bündnisse mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische buhlten um seine Freundschaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, heirathete eine Spanische Infantin, und seine Tochter Margarethe den Schottischen König Jacob IV.

Gewöhnlich sieht man Heinrich VII. als den König an, der die Macht des höhern Adels merklich gebrochen hat, und daher für England geworden ist, was Ludwig XI. für Frankreich und Ferdinand der Katholische für Spanien. Und in der That, wenn auch Heinrich das königliche Ansehn auf keine höhere Stufe brachte, als die war, auf der es sich schon unter Eduard IV. befand **): so sehen wir ihn doch diese Autorität, zumal gegen die Großen, mit unausgesetztem Nachdruck geltend machen und dauernder befestigen. Allerdings waren die edlen Geschlechter durch die langen und blutigen Bürgerkriege, in denen ihre Blüthe gefallen war, schon so geschwächt, daß sie der Krone keinen kräftigen Widerstand mehr entgegensetzen konnten. Allein Heinrich war wie sein Kanzler der Meinung, daß man nicht erst ihren offenen Aufruhr abwarten, sondern ihren Feindseligkeiten zuvorkommen müsse durch scharfe Gesetze und starke Institutionen zu ihrer Handhabung. Daß der Adel bei den Aufständen und

*) Die Meinung derselben widerlegt Hume Vol. IV. p. 448. Ed. Basil. Einer der erheblichsten seiner Gründe ist dieser: Had not Henry been assured, that Perkin was a ridiculous impostor, disavowed by the whole nation, he never would have allowed him to live an hour after he came into his power, much less would he have twice pardoned him. Hierauf legt auch Mackintosh Gewicht, Hist. of Engl. Vol. II. p. 99. Ed. Paris. Dennoch sagt der gründliche und behutsame Hallam: two impostors, if the second is to be reckoned such.

**) Hallam Constitutional History of England Vol. I. p. 13. Ed. Paris.

in den Bürgerkriegen so viele streitbare Männer ins Feld führen konnte, kam daher, daß er eine Menge von Dienstleuten hielt, die seine Abzeichen trugen, und im Kriege wie im Frieden als seine Clienten erschienen. Heinrich verbot deshalb dieses Clientenwesen unbedingt, und ahndete die Uebertretung der dagegen erlassenen Verordnungen mit größter Strenge. Der Graf von Oxford, einer seiner Lieblinge, hatte ihn einmal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um auch bei seiner Abreise noch großen Prunk zu zeigen, ließ er alle seine Clienten, in seine Farben gekleidet, in zwei Reihen aufmarschiren. „Mylord," sagte der König, „ich habe viel von eurer Gastfreundschaft gehört; aber ich sehe, sie ist größer als ihr Ruf. Diese schönen Herren bilden ohne Zweifel euer Hausgesinde." Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sei sein Vermögen nicht, es seien nur seine Dienstmannen. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung; aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Anwalt wird mit euch sprechen." Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark Strafe erlegen. Um allem derartigen Einfluß der Großen ein Ende zu machen, um ihre persönlichen Verbindungen, ihre Einwirkungen auf die Wahl der Sheriffs, alle tumultuarischen Versammlungen und Anbahnungen von Aufruhr zu strafen und zu verhindern, gab er dem Gerichtshofe der Sternkammer eine Ausbildung, die ihn mehr und mehr zu einem despotischen Werkzeuge in den Händen der Regierung machte, aber damals doch seinen Zweck, die Parteiungen niederzuhalten und die innere Ruhe zu befestigen, erreichen ließ.

Auch von dem Parlamente suchte sich Heinrich unabhängig zu machen. Die beiden Hauptbeschränkungen der Englischen Könige, weder eigentliche Steuern erheben, noch Gesetze geben zu können ohne Einwilligung des Parlaments, blieben zwar bestehen. Allein er wußte sich durch das Ausschreiben von Benevolenzen und strenges Eintreiben des freiwillig Zugesagten, sowie durch das Erpressen von Geldbußen mittelst seiner Commission gegen Uebertretungen, ein von parlementarischer Bewilligung so unabhängiges Finanzwesen zu begründen, daß er in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung niemals ein Parlament berief*).

Nichtsdestoweniger wurden mehrere gute Einrichtungen durch Heinrich getroffen sowohl zur Beförderung der bürgerlichen Ordnung wie für das Aufkommen der Gewerbe und des Handels. Zu einer königlichen

*) Ranke, Englische Gesch. Bd. I. S. 132 ff.

Seemacht wurden Anstalten gemacht; auch ein Versuch, an den Entdeckungen der Spanier in der neuen Welt Antheil zu nehmen. Denn Heinrich war es, der, begierig einen Antheil an dem Gewinne zu erhalten, den Seefahrer Sebastian Cabot aussandte (s. oben S. 35), dem es im Jahre 1497 gelang, die Küste Nordamerika's, namentlich Labrador und Neufundland zu entdecken. Da man aber hier, statt der gehofften Schätze an Gold und Silber, nur Eisfelder und Fische fand: so unterblieben vor der Hand fernere Reisen, und damit die Impulse zum maritimen Aufschwunge der Nation. Andererseits standen der freien Entwickelung der Nationalthätigkeit auch noch manche unweise Einrichtungen im Wege. Gesetze schrieben den Handwerkern einen festen Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer; ja durch ein Gesetz war es verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinsen zu nehmen.

Heinrich's vorherrschende Leidenschaft war der Geiz, der selbst an manchem scheinbar nur politischen Verfahren nicht wenig Antheil hatte. Denn die Begierde, Geld aufzuhäufen, gewann auf alle seine Handlungen Einfluß, nahm mit den Jahren immer mehr zu, und verschmähte keinerlei Mittel. Zwei Beamte der Schatzkammer, Empson und Dudley, schmeichelten ihm darin nur allzusehr, und erwarben sich selbst ungeheure Reichthümer. Namentlich gab die erwähnte Commission zu den willkürlichsten Erpressungen Handhabe und Anlaß. Alte, zum Theil längst vergessene Gesetze, auf deren Uebertretung Geldstrafen standen, abgekommene Statute und erloschene Rechte der Krone wurden wieder hervorgesucht, und mit der äußersten Strenge geltend gemacht. Dadurch wurde eine unendliche Fülle von Verbrechen und Unterlassungssünden geschaffen, deren sich Niemand bewußt war, und die alle mit Geld gebüßt werden mußten. Ein Heer von Kundschaftern war im ganzen Reiche vertheilt, um solchen Fällen nachzuspüren; und diese Leute klagten Schuldige und Unschuldige an. So wurden Private, Familien und Communen ohne Unterlaß genergelt und chicanirt, bebürdet und zu Grunde gerichtet; aber die Kassen des Königs und seiner Helfer gefüllt. Als einer andern Quelle von Aussaugungen bediente man sich in ähnlicher Weise der Rechtshändel. Auf seinem Todbette überlegte dann Heinrich wohl mit Schrecken, wie viele Erpressungen dergestalt von ihm geübt worden seien, und befahl in seinem letzten Willen, alle Diejenigen zu entschädigen, denen er Unrecht gethan. Das war indeß leichter gesagt als ausgeführt. Er starb im dreiundfunfzigsten Jahre seines Alters, am 22. April 1509, und hinterließ die Krone seinem Sohne Heinrich VIII., den wir schon als Theilnehmer an dem Kampfe gegen Ludwig XII. erwähnt haben,

und dessen Regierung auch für die innere Geschichte England's, in kirchlicher und politischer Beziehung, sich zur folgenschwersten gestalten sollte.

---

13. Unruhen in Spanien in den ersten Regierungsjahren Karl's.

Der Festsetzung der Habsburgischen Dynastie in Spanien ging daselbst ein merkwürdiger Aufstand voraus.

Maximilian's Enkel, Karl, der nachherige Kaiser Karl V., als König von Spanien wie schon bemerkt Karl I. genannt (1516—1556), war zu Gent am 24. Februar 1500 geboren. Er befand sich, als ihm durch den Tod seines mütterlichen Großvaters Ferdinand die Spanischen Reiche zufielen, eben in dem Erbe seines Vaters Philipp, in den Niederlanden, für die, als sein Vaterland, er eine besondere Vorliebe hegte. Seine Flandrischen Räthe hielten ihn von dem persönlichen Besuche seines neuen Erbes lange zurück, da sie von seinem Aufenthalt in Spanien Zurücksetzung ihres Landes fürchteten. Zum Glück hatte Ferdinand für Castilien in dem alten fast achtzigjährigen Cardinal Ximenez einen eben so einsichtsvollen als treuen Reichsverweser eingesetzt. Ximenez war in seiner Jugend Rechtsgelehrter, später aber in den Minoritenorden getreten, wo er sich durch seine seltene Gelehrsamkeit und die großen Eigenschaften seines Geistes stets so auszeichnete, daß er zum Erzbischofe von Toledo und Cardinal emporstieg. Während das Volk ihn wegen der fortwährenden äußersten Strenge seines Wandels und der Reinheit seiner Sitten als einen Heiligen verehrte, zeigte er, durch Ferdinand und Isabella zu großem Antheil an den öffentlichen Geschäften gerufen, sich als tiefschauenden, für das Wohl des Landes rastlos thätigen Staatsmann nicht minder bewundernswürdig; ja sein geistliches Amt hielt ihn nicht ab, sich 1509 an die Spitze eines Kriegszugs wider die Mauren in Afrika zu stellen. Er nahm ihnen Oran, und fügte seinem übrigen Ruhme auch die Lorbeeren des Kriegers hinzu.

Schon einige Monate vor Ferdinand's Tode hatte Karl den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen ehemaligen Lehrer, nach Spanien gesandt, mit Vollmacht, nach dem Ableben dieses Monarchen das Königreich an seiner Statt zu verwalten. Ximenez verständigte sich mit ihm und ließ ihm den Titel, die Geschäfte aber betrieb er fast allein. Er bot nicht nur seine ganze Kraft auf, den Adel im Zaume zu halten, sondern auch die

Unbesonnenheiten unschädlich zu machen, die Karl's Niederländische Rathgeber in dessen Namen begingen. So wollten sie ihn unverweilt als König ausgerufen wissen, während die Spanier dies als einen Eingriff in die Rechte seiner Mutter Johanna, trotz der fortwährenden Gemüthskrankheit derselben, betrachteten. Ximenez that Vorstellungen; aber da Karl's Räthe nicht davon abgingen, so entschloß er sich es durchzusetzen. Er legte den in Madrid anwesenden Großen das Verlangen des Königs vor, und da sie heftig widersprachen, sagte er kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Gehorchen; unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er in Madrid und in den anderen Städten zum König ausgerufen werde." Es geschah, trotz alles Murrens, durch ganz Castilien; in Aragonien aber, wo die Stände im Besitz größerer Freiheiten waren, und wo ein Ximenez fehlte, galt Karl zunächst nur für einen Prinzen.

Obschon Karl's Niederländische Günstlinge und besonders sein Erzieher und vertrautester Rath, der Herr von Chievres, dem Cardinal Ximenez selbst Schwierigkeiten in den Weg legten, fuhr dieser doch unermüdlich und treu in seinen Bemühungen zum Besten des jungen Königs fort. Da er sah, daß ein Theil des Adels seine Augen auf Karl's Bruder, den Erzherzog Ferdinand, richtete, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater Karln vorgezogen hatte: so ließ er, um auch von daher Böses zu verhüten, diesen Prinzen nach Madrid kommen, wo er ihn immer unter den Augen hatte. Den Adligen entzog er theils Gehalte, theils Landgüter, die sie unter der vorigen Regierung erhalten hatten, so daß sie höchst erzürnt ihn durch einige Granden befragen ließen, durch wessen Vollmacht er die Regierung führe. Er berief sich auf Ferdinand's Testament; aber man warf ihm ein, daß Ferdinand ohne die Stände keinen Statthalter für Castilien habe ernennen können. Während des Gesprächs hatte er sie unvermerkt an ein Fenster geführt, von dem aus man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte. „Seht da die Macht," rief er, „die ich vom Könige empfangen habe; damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis Euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird." Auf diese Ueberraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, und sich einem solchen Manne gewaltthätig zu widersetzen, fand man nicht räthlich.

Die Verbesserung der Finanzen, die Ximenez durch jene Einziehungen herbeigeführt hatte, setzte ihn in den Stand, nicht bloß die Vorraths- und Zeughäuser zu füllen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche

Summen zu überschicken. Dieser würde die Treue des Greises dankbar anerkannt haben, wenn seine Niederländischen Günstlinge nicht ein zu großes Interesse gehabt hätten, ihm die Grundsätze und Handlungen des Cardinals in einem falschen Lichte zu zeigen; denn sie wünschten, ihren Einfluß auf Karl auch in Spanien so zu behalten, wie sie ihn in Flandern ausgeübt hatten. Als der Vertrag von Noyon die Gefahren von Seiten Frankreich's entfernt hatte, und kein Vorwand mehr vorhanden war, Karl länger in Gent zurückzuhalten, entschloß sich dieser, den dringenden Bitten des Ximenez nachgebend, zur Reise nach Spanien, und landete im September 1517 in Asturien. Nun thaten die Niederländer und die dem Cardinal feindseligen Spanier ihr Möglichstes, eine Zusammenkunft zu verhindern; Ximenez eilte zwar dem Könige entgegen, wurde aber auf der Reise, die er sehnlichst herbeigewünscht hatte, plötzlich krank. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und schrieb von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, die Niederländer zu entlassen und sich den Spaniern als Spanier zu zeigen. Die von einem Gegner des großen Mannes entworfene Antwort lautete dahin: dem Cardinal Ximenez, dessen Verdienste so groß wären, daß nur Gott sie belohnen könne, und der dem Staate schon so viel geopfert, sei es nunmehr erlaubt, in seinen Sprengel zurückzukehren und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Solch ein Undank für solche Dienste war mehr, als der einundachtzigjährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Bescheid nur wenige Stunden, und starb am 18. November 1517.

Nun war Niemand vorhanden, dessen Ansehen groß genug gewesen wäre, dem Einflusse der Niederländischen Räthe ein Gegengewicht zu geben*). Karl, des Spanischen nicht recht kundig, gab seinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, und wies sie an jene Räthe. Alle Stellen rissen seine Belgischen Günstlinge an sich, oder verhandelten sie, um sich zu bereichern, mit der größten Schamlosigkeit; und das gekränkte Volk sah mit Schmerz und Erbitterung selbst die Stelle des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menschen fallen, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er Chievres' Neffe war. Solche offenbare Mißgriffe wandten dem jungen König die Herzen ab.

---

*) Eius viri obitus hoc gravior Castellanis et molestior accidit, quod unus fere videbatur, qui Regis adolescentis facta et consilia auctoritate et prudentia sua moderaretur et cuius admonitiones et praecepta Rex idem aequo animo acciperet ac sequeretur. Sepulveda De reb. gest. Car. V. II. 7.

Indeß bewilligten die Cortes von Castilien, die Karl 1518 zu Valladolid versammelte, 600,000 Spanische Ducaten, eine größere Summe, als je vorher einem Könige; aber erst nachdem Karl die Rechte und Freiheiten der Stände beschworen und eingeräumt hatte, daß er eigentlich nur im Namen seiner Mutter regiere, und ihr die Herrschaft abzutreten verpflichtet sei, wenn sie ihre Gesundheit wieder erlange. Schwieriger waren die Stände in Aragonien und Catalonien. Sie bewilligten wenig Geld und setzten dem Königstitel Karl's fortwährend den seiner Mutter voran.

Als Karl zu Barcelona verweilte (1519), erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters Maximilian; bald auch, daß er an dessen Stelle zum Kaiser erwählt sei, wovon das Nähere im folgenden Kapitel. Dies machte seine Anwesenheit in Deutschland unumgänglich nothwendig; aber die Spanier waren mit der Absicht ihres Königs, sie in einem Augenblicke zu verlassen, wo noch Vieles zu ordnen und zu beruhigen war, sehr übel zufrieden. Dazu kamen mehrere neue Mißgriffe, die Karl, durch seine Niederländischen Räthe verleitet, eben damals beging; einmal indem er die Cortes von Valencia nicht in Person hielt, sondern den Cardinal Adrian mit andern Niederländern dahinschickte, die Huldigung anzunehmen; ferner indem er die Castilischen Cortes zu einem Reichstage nach St. Jago di Compostella in Galicien beschied, wo sonst nie dergleichen Versammlungen gehalten worden waren. Durch das Alles wurde das Volk schon so aufgebracht, daß in Valladolid und Toledo Unruhen entstanden. Als nun aber gar der Kaiser für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal Adrian allein an die Spitze der Verwaltung stellte, und hierauf am 20. Mai 1520 Spanien wirklich verließ, um nach Deutschland zu eilen, da breitete sich der Aufruhr immer weiter und mit vermehrter Stärke aus.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn bei wahren oder eingebildeten Beschwerden über die bestehende Regierung der rohe Haufe sich als Führer vordrängt und dann ohne Scheu göttliche wie menschliche Gesetze verletzt: so wurden auch jetzt die Städte Castilien's der Schauplatz empörender Frevel. In Segovia wurde der Regidor Tordesillas, der Deputirter bei den Cortes gewesen war, weil er für eine dem Könige zu bewilligende Steuer gestimmt hatte, mit einigen Unterbeamten vom Pöbel ermordet, ihre Häuser geplündert und in Brand gesteckt. Aehnliches geschah in Burgos. Als nun der Cardinal Adrian hierauf Kriegsvolk gegen Segovia sandte, ergriffen die Communen Partei für dasselbe. Es erhielt von anderen Städten Hülfe, und die königlichen Truppen wurden in die

Flucht geschlagen. Die Bürger von Medina del Campo weigerten sich, Geschütz zur Belagerung von Segovia herzugeben, und achteten es nicht, als ihre Stadt angegriffen und durch eine Feuersbrunst, die von einigen hineingeworfenen Granaten entstand und unerwartet schnell um sich griff, zum größten Theile in einen Schutthaufen verwandelt ward. An die Spitze der Städte trat Toledo, wo Don Juan Padilla den meisten Einfluß hatte, ein junger Mann von edlen Gesinnungen und vielem Muthe, aber durch seinen leicht beweglichen Geist und seinen Ehrgeiz in ein Unternehmen gestürzt, dessen Irrwege und Gefahren er nicht durchschaute, und das, um glücklich zu Ende geführt zu werden, eines Führers von ausgezeichneteren Geistesgaben bedurft hätte. Die Abgeordneten der unzufriedenen Städte (und dies waren die meisten in Castilien) traten in eine Junta zusammen, die den Namen der heiligen annahm. Padilla bemächtigte sich der Person der Königin Johanna, und stellte sie, um seinen Schritten eine höhere Autorität zu geben, dem Scheine nach an die Spitze der Regierung. Vergebens wollte Karl, der die Nachricht von diesen Vorgängen in den Niederlanden erhielt, nunmehr Bewilligungen machen, die, wenn er sie vor seiner Abreise gewährte, die Unruhen in ihrem Keime erstickt hätten; es hatte sich der Junta jetzt schon ein zu revolutionärer Geist bemächtigt, um sich dabei zu beruhigen. Sie legte dem Kaiser in einem ausführlichen Schreiben ihre Beschwerden vor, und machte eine Reihe von Forderungen, wodurch die Rechte der Cortes und besonders der Städte fester gestellt und vielfach erhöht, die königliche Gewalt in manchem Betracht beschränkt werden sollte. Mehrere dieser Punkte waren heilsam und zweckmäßig, andere übertrieben und unbillig, und zeigten von bedenklichen Anmaßungen gegen das nothwendige Ansehn des Thrones*), so daß die Junta auch von einigen Schriftstellern völlig republikanischer Absichten beschuldigt worden ist. Doch wähnten allerdings Viele, wenn nur diese neuen Gesetze in Kraft träten, dann würde unfehlbar alsbald ein glückseliger Zustand in Castilien einkehren; sie bedachten nicht, daß die in vielen Städten andauernden Gewaltthaten und Frevel eine schlechte Bürgschaft für die Morgenröthe des politischen Heils waren.

Indeß wäre es wohl zu einem hartnäckigen und langwierigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der Adel, der bisher theils offenbar, theils durch geheime Einflüsterungen, die Städte gereizt und an der Unternehmung gegen den Hof große Freude gehabt hatte, jetzt mit

*) v. Raumer, Geschichte Europa's. Bd. I. S. 150.

Schrecken gewahrt hätte, daß, was der Krone gälte, auch ihm gefährlich sei; denn die Junta hatte auch die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels zu einer ihrer Forderungen gemacht. Darüber veränderte er seine Stellung und trat zu den königlichen Statthaltern über. Unter den Städtischen entstand Hader und Zwietracht; sie verliehen, als alle Friedensversuche vergeblich geblieben waren, und die Waffen nun entscheiden sollten, den Oberbefehl dem Don Pedro Giron, der wenig beliebt war, worüber Padilla erzürnt das Heer verließ. Wirklich eroberten die Königlichen, von Giron ungehindert, Tordesillas (5. Decbr. 1520), und bekamen die Königin Johanna in ihre Gewalt. Padilla, durch das laute Begehren des Heeres zurückgerufen, sollte das Unglück wieder gut machen; als es aber am 23. April 1521 bei Villalar zur Schlacht kam, löste sich das Heer der Junta beim ersten Angriffe der königlichen Reiter auf und ergriff die Flucht. Dieser Tag machte der ganzen Empörung ein Ende. Padilla wurde tapfer fechtend gefangen, und gleich am folgenden Morgen mit zwei anderen Anführern hingerichtet; seine würdige Gemahlin, Donna Maria, aus dem Hause Pacheco, vertheidigte mit großem Heldenmuthe die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, und hielt sich dann noch einige Zeit in der Burg, mußte aber zuletzt nach Portugal entfliehen.

Bald nachher wurde auch ein Aufstand gedämpft, der gleichzeitig, doch ohne Verbindung mit dem Castilischen, im Königreich Valencia ausgebrochen war. Hier waren es der Hochmuth, die Anmaßungen und Bedrückungen des Adels, die ihn hervorriefen. Der Adel vernachlässigte die Vertheidigung des Landes gegen die häufigen, verwüstenden Einfälle der Mauren an den Küsten, und als die Bürger sich zu diesem Ende selbst bewaffneten, setzte er sich dagegen, und suchte es beim Kaiser dahin zu bringen, daß ihnen dies verwehrt wurde. Das dadurch heftig gereizte Volk empörte sich, und beging nun allerdings große Gräuel und Ausschweifungen, die erst mit den Siegen der Königlichen ihr Ende erreichten.

Karl kam indeß selbst wieder nach Spanien (16. Juli 1522), und zeigte gegen die Theilnehmer der Empörung eine seltene Milde. Nur siebzig bis achtzig Personen, größtentheils schlechtes Gesindel, wurden von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen, und auch von diesen nur etwa acht hingerichtet. Die Folgen der ganzen Empörung waren die, welche ein übelberechneter Kampf gegen die bestehende Regierung sehr oft nach sich gezogen hat: die Volksrechte, deren Erweiterung man bezweckt hatte, wurden von der Regierung, die nun alle ständische Gewalt mit erhöhtem Mißtrauen betrachtete, nur noch mehr eingeschränkt, so daß eben damit der Verfall des politischen Lebens in Spanien begann.

---

14. Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser.

Während des Zwischenreiches, das nach dem Tode Kaiser Maximilian's eingetreten war, bewiesen ein Krieg des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und eine Fehde zwischen dem Bischof von Hildesheim und seinem Stiftsadel, sowie ihren beiderseitigen Verbündeten, deutlich genug, daß der gebotene Landfrieden eines kräftigen Arms bedürfe, ihn zu handhaben. Drei der mächtigsten Monarchen Europa's, die Könige von Spanien, Frankreich und England, bewarben sich um die erledigte Kaiserkrone. Denn sie galt ja immer noch für die erste der Christenheit, und wie ihr Glanz lockte, so versprachen sich die Könige zugleich nicht nur Vortheile von dem hohen Ansehn, in welchem sie bei den Menschen stand, sondern auch, daß sie die Deutschen Stände zu größeren Hülfsleistungen als bisher vermögen würden. Die wenigsten Hoffnungen hatte, und die geringste Thätigkeit zeigte Heinrich VIII. von England, so daß er bald in den Hintergrund trat. Desto eifriger bemühten sich Franz und Karl. Des Ersteren Gesandte zogen, allen Deutschen Patrioten zum Aergerniß, mit Pferden, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten umher, deren Stimmen zu gewinnen; auch wurden große Versprechungen nicht gespart*). Die meisten Aussichten hatte jedoch Karl. Seine Unterhändler wirkten geschickt und thätig. Der alte Widerwille der Deutschen gegen Frankreich sträubte sich mehr gegen eine Französische als gegen eine Spanische Oberhoheit. Und Karl, obschon König von Spanien, war doch dem Stamme nach ein Deutscher; und daß eine Reihe seiner Ahnen die Kaiserkrone bereits getragen, war ebenfalls eine Empfehlung. Ferner wirkte das für ihn, daß man, gemäß der Lage der Oesterreichischen Erblande, von ihm den kräftigsten Schutz gegen die gefährlichen Türken erwarten konnte. Der Papst hielt, wie vor der Schlacht bei Marignano, eine zweideutige Staatskunst für die klügste. Er fürchtete gleich sehr einen Kaiser, der Herzog von Mailand, und einen, der König von Neapel war; doch mehr noch den Letztern. Er suchte daher seinen Einfluß gegen Karl so sehr als möglich geltend zu machen und berief sich deswegen sogar auf eine alte päpstliche Satzung, daß ein König von Neapel die Kaiserkrone nicht erhalten dürfe. Mehr empfahl er Franz, aber auch nur zum Schein, und um Karl damit Anhänger zu entziehen.

*) Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinand's I. Bd. I. S. 94.

Die Wahl eines wahrhaft nationalen Oberhauptes wäre ohne Zweifel am meisten im Interesse Deutschland's und Europa's gewesen. Für die selbständige einheitliche Entwickelung Deutschland's, wie für das Europäische Gleichgewicht erschien es als ein Erforderniß, dem Gelüst der Universal-Monarchie entgegenzuarbeiten, und daher keinen der beiden mächtigen Rivalen zu erheben, sondern eben eine rein nationale Wahl zu erzielen. Namentlich dachten Viele an Karl's Bruder, Ferdinand, der in der That große Chancen für sich hatte, und die wichtigsten Anforderungen vermitteln zu können schien. Denn blieb der Schwerpunkt des Kaiserthums in der Deutschen Nation: so war für die einheitliche Entwickelung derselben, sowie für die östliche Aufgabe der Habsburgischen Dynastie, trotz des Gegensatzes der Erbländischen und der Deutschen Interessen, immerhin und gleichmäßig besser gesorgt, wie wenn durch die Wahl eines mächtigen ausländischen Hauptes ein Widerstreit der ausländischen und universalen Interessen mit den nationalen eintrat, wodurch in beiden Beziehungen das Gedeihen gehemmt werden mußte. Indeß Karl setzte sich der Wahl Ferdinand's, als ob sie den vollständigen Ruin seines Hauses und des Kaiserthums herbeiführen müsse, durch Ueberredung und Drohung unter der Hand so nachdrücklich entgegen, daß die Idee schon im Keime erstickt ward. Gegen den so entschieden erklärten Willen Karl's wäre denn auch in der That Ferdinand der großen Aufgabe in keiner Richtung gewachsen gewesen *).

Im Juni 1519 fanden sich die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt ein. Da die Gesandten der fremden Mächte nicht in die Stadt gelassen wurden: so schickten die Französischen und Spanischen die Reden, die sie hatten halten wollen, schriftlich ein. „Niemand, sagten die Ersteren, könne so einfältig, so von allem gesunden Menschenverstande entblößt sein, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle andern Fürsten sowohl an Glück als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur darbieten, sondern, wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn dazu nöthigen. Es sei kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen sein sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht" **).

---

*) Monumenta Habsburgica, Zweite Abtheilung: Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V., mitgetheilt von Lanz, Einleitung zum ersten Bande (Wien 1857). S. 216 f. 225 ff. 230 f.

**) Acta Elect. Carol. V. ap. Freher Rer. Germ. scr. cur. Struv. T. III p. 168.

Bei der Wahlhandlung nahm zuerst der Kurfürst Albrecht von Mainz, aus dem Hause Brandenburg, für Karl; dann der Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, für Franz das Wort. Die Rede des Letztern wirkte dahin, daß sich die Gedanken der übrigen Wähler auf einen dritten richteten, auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den die Zeitgenossen mit dem Beinamen des Weisen ehrten. Aber dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen, weil er erwog, daß persönliche Eigenschaften nicht mehr hinreichten, sie rühmlich zu tragen. Vielmehr stimmte er nachdrücklich für Karl. „Der Franzose sei freilich als ein Fremder durch das Gesetz ausgeschlossen; aber dieses treffe Karl nicht, der ein Deutscher sei und in Deutschland Länder habe. Das Reich bedürfe eines vorzüglich mächtigen Herrschers, und Karl sei der mächtigste Aller." Diese gewichtige Stimme entschied; auch der Kurfürst von Trier und sogar der päpstliche Legat gaben ihren Widerspruch auf, und Karl's Erhebung wurde ausgesprochen (28. Juni 1519). Als der Kurfürst von Mainz dem Volke den Ausfall der Wahl verkündete, wurde große Freude laut, daß die Erwartungen der Franzosen getäuscht worden seien. Aber der Schwerpunkt des Kaiserthums war doch auch mit der Wahl Karl's außerhalb der Deutschen Nation verlegt worden; und diese Thatsache mußte verhängnißvoll werden.

Kurfürst Friedrich hatte zur Sicherung und Gewähr der Deutschen Freiheit empfohlen, den neuen Kaiser durch bestimmte Bedingungen, die er zu beschwören habe, zu binden. Sie wurden sofort ausgearbeitet; und so entstand die erste förmliche Wahlcapitulation, die der Spanische Bevollmächtigte im Namen seines Herrn annahm und unterschrieb. Die Hauptpunkte, zu welchen sich Karl hier verpflichtete*), waren: keinen Reichstag außerhalb Deutschland's zu halten, die Stände nicht vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden, sich in Reichshandlungen der Deutschen oder Lateinischen Sprache zu bedienen, keine fremden Truppen in das Reich zu bringen außer zu seiner Vertheidigung, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, wieder ein Reichsregiment aufzurichten, Bündnisse in des Reiches Sachen mit Fremden nicht einzugehen und Reichskriege nicht zu führen ohne der Kurfürsten und Stände Rath, diese ohne Noth nicht mit Reichstagen und Steuern zu beschweren, und in zugelassenen Fällen die Steuern ohne die Kurfürsten nicht aus-

*) „In die Wahlcapitulation nahm man Alles auf, was bisher nur auf dem Herkommen beruhte, und jetzt in urkundliches Recht zu verwandeln nützlich schien." Eichhorn Deutsche St. u. R. G. Th. IV. §. 477.

zuschreiben; endlich Alles, was der Römische Hof wider die Concordate der Deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen. Merkwürdig sind auch noch die Artikel, die den Kaiser verpflichten, alle Verbindungen des Adels und der Unterthanen, so wie die großen Gesellschaften der Kaufleute (nämlich die Hanse) aufzuheben und zu verbieten. Man sieht, wie die Fürsten bedacht waren, nicht nur, nach oben, den Kaiser in großer Beschränkung zu erhalten, sondern auch alles, was den neben und unter ihnen stehenden Reichsgliedern durch festes Aneinanderschließen eigenthümliche Kraft gab, aufzulösen.

Ein Jahr nach seiner Wahl war verflossen, als Karl in Flandern landete, um sich nach dem Aufenthalt einiger Monate in den Niederlanden nach Deutschland zu begeben. Am 23. October 1520 wurde er mit großer Feierlichkeit und Pracht zu Aachen gekrönt. Dann ging er nach Köln, von wo er seinen ersten Reichstag auf den nächsten heiligen Dreikönigstag ausschrieb, indem er die Stände einlud, sich in Person einzufinden. Dies ist der durch Luther's Erscheinung und Aechtung weltberühmt gewordene Reichstag zu Worms. Denn was die Regierung Kaiser Karl's V. vor allem zu einer so überaus schicksals- und thatenreichen gemacht hat, das ist einmal eben das Auffluthen der Deutschen Reformation, sowie andererseits die Kette von Rivalitätskriegen, die er mit Franz I. von Frankreich zu führen genöthigt war.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Dritter Abschnitt.

Die Anfänge der Reformation und die ersten Kämpfe Karl's V. mit Franz I.

1. Zustand der christlichen Kirche.

Wir haben schon früher die Sehnsucht der Völker nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern kennen gelernt; aber auch gesehen, wie Rom, welches die Netze seiner listigen Staatskunst fortwährend um die Europäischen Reiche schlang, die gerechtesten Hoffnungen zu täuschen verstand.

Nachdem die Päpste durch ihre Schlauheit selbst den Gefahren, womit die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts ihrem Throne drohten, entgangen waren, glaubten sie den Stuhl ihrer Herrschaft fester als je gegründet und keinen Sturm mehr fürchten zu dürfen. In dieser erträumten Sicherheit überließen sich die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Päpste mehr als je der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und zum Theil einem Wandel, der unter allen Verhältnissen verdammlich, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den schneidenden Gegensatz mit ihrer Bestimmung noch verabscheuungswürdiger erschien und ein desto beklagenswertheres Aergerniß gab. Der schon erwähnte Paul II. (1464—71) begann seine Re=

gierung damit, den von allen Cardinälen vor der Wahl geschwornen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt band, rücksichtslos zu brechen; wie denn überhaupt jene Päpste immer mehr „den Eidbruch zu einer päpstlichen Prärogative erhoben, und wenn sie vor ihrer Wahl die Abstellung so mancher Mißbräuche versprochen und gewisse Verpflichtungen übernommen hatten, so behaupteten sie gleich darauf, daß alle Versprechungen, Eide und Verträge, welche auf die Beschränkung der Gewalt zielten, die Christus seinem Statthalter verliehen hatte, null und nichtig seien"*). Den folgenden Papst Sixtus IV. schildert ein Zeitgenosse, Stephan Infessura, Kanzler der Stadt Rom, als so schamlos geldgierig, daß er keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Cardinalswürden und Bisthümer häufig verkaufte, überdieß Kornwucher trieb. Auch unnatürlicher Wollust klagt er ihn an. Daß er sich seiner Macht als Papst bedienen wollte, um für seine Familie eine weltliche Herrschaft zu gründen, ist schon oben erzählt. Unter seinem Nachfolger Innocenz VIII. (1484—92) war Rom überfüllt mit Huren, Missethätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte, blieb straflos. Nun kam Alexander VI., der, wie wir gesehen haben, den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel schändete, der ihn den Neronen und Heliogabalen zuordnet. Auch Julius II., als weltlicher Fürst ausgezeichnet tüchtig und von großen Plänen erfüllt, war doch keinesweges ein Haupt der Kirche, wie sie es bedurft hätte. Leo X. war zwar ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber zugleich der sinnlichen Lust ergeben und so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel, prachtvoll und genußreich zu leben, galt.

Dieselbe Verderbniß hatte sich längst vieler hohen und niederen Geistlichen bemächtigt. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Schilderungen der Verworfenheit des Klerus, von der Bischöfe und ihrer Untergebenen Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischlichen Sünden, von der verhärteten Schamlosigkeit, der gemäß sie ihr Lasterleben gar nicht einmal zu verbergen trachteten. Nicht minder groß waren der Verfall und die Sündhaftigkeit derjenigen Institute, die gerade entstanden waren, um ein nicht nur aller irdischen Lust entsagendes, sondern auch ein von allen weltlichen Gedanken und Beziehungen abgekehrtes Leben zu begründen, nämlich der Klöster und des Mönchswesens.

*) **Rudelbach**, Savonarola S. 11.

Wie die Reinheit des evangelischen Wandels durch die schlimmen Sitten der Priester verdunkelt war, so die Kenntniß des Evangeliums durch ihre tiefe Unwissenheit. Theologische Gelehrsamkeit war äußerst selten. „In meiner Jugend," sagt ein Schriftsteller vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, „fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hatte." Selbst die Kenntniß, welche die meisten von der Bibel hatten, war sehr gering; und als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der Hebräische und Griechische Urtext der Bibel bekannter gemacht, und Gegenstand des Studiums der Gelehrten ward, entblödeten die Mönche sich nicht, dies als eine neue und gefährliche Art von Ketzerei zu verschreien. So sehr fürchtete man von einem ernsten Forschen in der Bibel Gefahr für das herrschende System. Ja, man findet ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen; denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen sein, und für dasselbe überhaupt kein anderes Christenthum vorhanden sein, als was dem Klerus dafür auszugeben beliebte, nämlich die vielen unwesentlichen Dinge, die den Kern des Evangeliums verdunkelt hatten, und die vielen äußeren Gebräuche, mit welchen der Gottesdienst überladen worden war. In Italien, wo die classische Gelehrsamkeit ihre Wiederbelebung erhalten und ihren vorzüglichsten Sitz aufgeschlagen hatte, brachte diese Geistesrichtung dem christlichen Sinne mehr Schaden als Nutzen, und man würde glauben müssen, daß er jenem Lande gänzlich den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht aus den erhabenen damals geschaffenen Kunstwerken ein tiefer religiöser Geist spräche. Den Gelehrten aber, die nur für Homer und Plato, für Virgil und Cicero zu schwärmen wußten, war das Wort vom Kreuze ein Gegenstand der Geringschätzung, das für den großen Haufen gut genug sei; sie selbst hatten sich mit der Fertigkeit, den Alten in der Kunst der Rede nachzueifern, auch heidnischen Sinn und heidnische Weisheit zu eigen gemacht, von welchen ihre Ansicht aller Verhältnisse des menschlichen Lebens erfüllt war.

Einer der ärgsten und schreiendsten Mißbräuche des damaligen Kirchenwesens, der den nächsten Anstoß zur Reformation in Deutschland gab, war der Ablaßhandel. Ablaß war in der ältesten Kirche eine Erlassung der kirchlichen, d. h. der von einer Gemeine, von Bischöfen oder Synoden einem groben Sünder auferlegten Strafen oder der Kirchenbuße, in so fern sich der Sünder nämlich durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung derselben würdig mache. Nach und nach fand der Gedanke Raum, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wall-

fahrten u. dgl., an die Stelle der Büßung treten könne, und die Bischöfe fingen an, auch Denen wenigstens einen Theil der auferlegten Buße zu erlassen, die zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Geld entrichten würden. Der Ursprung dieser Gewohnheit ist in dem uralten Grundsatze des peinlichen Rechts bei den alten Deutschen zu suchen, der für die schwersten Verbrechen eine Lösung an Geld festsetzte, da den neubekehrten Völkern die kirchlichen Verhältnisse oft nur durch Uebertragungen aus ihren bürgerlichen begreiflich und annehmlich gemacht werden konnten. Auch hütete sich die ältere Kirche wohl, dabei den Schein des Eigennutzes auf sich zu laden; denn die eingehenden Gelder wurden in der That nur für die Armen verwandt*). Immer war auch dem Mißbrauche noch dadurch sehr vorgebeugt, daß jede Sünde ihre besondere Büßung oder eine besondere Lösung derselben forderte. Aber Alles gewann eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge mit einem vollkommenen Erlaß jeder begangenen Sünde (indulgentiae plenariae) für alle diejenigen hervortraten, die an den heiligen Kriegen Theil nehmen würden. Nicht lange, so wurde dem Ablasse, nach Gutdünken der Päpste, auch für andere Leistungen dieselbe Ausdehnung gegeben. Die Kirche verstand unter den Strafen, die sie erließ, freilich nur die canonischen und zeitlichen; sie erklärte, daß der Ablaß nur Denjenigen wahrhaft nützen könne, die ihre Sünden auch innerlich und mit dem festen Vorsatze der Besserung bereuten und aufrichtig beichteten. Aber bei der großen Wichtigkeit, die dem Ablaß gegeben wurde, war es natürlich, daß der große Haufe von diesem Zusatze wenig Kunde nahm, und sich einbildete, daß er durch die bloße Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingung auch allen göttlichen Strafen entgehe. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die Scholastiker die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen. Denn da diese, lehrten sie, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, so käme der Ueberschuß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde für die Kirche einen Schatz, worüber dem Papste, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Niemals war die päpstliche Sündenvergebung mit mehr Feierlichkeit angekündigt worden, niemals hatte sie sich in einer solchen Ausbreitung und in einem solchen Glanze gezeigt, als in dem Ablaß- und Jubel-

---

*) Plank, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Th. II. S. 295 und Th. III. S. 678.

jahr, das Bonifacius VIII. im Jahre 1300 zu Rom anordnete. Er verleihe, sagte er in seiner desfalls erlassenen Bulle, Allen, welche in diesem Jahre in die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig kommen, oder solches im folgenden hundertsten Jahre thun würden, nicht allein eine vollkommene, sondern die allervollkommenste (plenissimam) Vergebung der Sünden. Der Erfolg war außerordentlich; aus allen Landen der Abendländischen Kirche strömte eine zahllose Menge herbei, woraus der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so großen Vortheil zogen, daß Clemens VI. beschloß, zur Wiederholung dieser Feier nicht das Ende des Jahrhunderts zu erwarten, sondern das nächste Jubeljahr schon im Jahre 1350 zu halten. Die Zahl der Pilger, die bis Ostern dieses Jahres nach Rom kamen und es wieder verließen, belief sich, nach der Angabe eines Zeitgenossen, des Florentinischen Geschichtschreibers Villani, auf zehn bis zwölfmalhunderttausend; zur höchsten Freude der gewinnsüchtigen Römer, die sich dadurch außerordentlich bereicherten *). Nun ließen es die folgenden Päpste auch dabei nicht bewenden. Urban VI. setzte 1389 das Jubeljahr auf jedes dreiunddreißigste Jahr, und Paul II. 1470 auf jedes fünfundzwanzigste. Als es Alexander VI. im Jahre 1500 beging, erklärte er in seiner Ankündigungsbulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus väterlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Er verstatte also, daß, wenn Christen für jene Seelen während des Jubeljahrs einiges Almosen spenden würden, der vollkommene Ablaß den Seelen im Fegfeuer zur völligen Erlassung ihrer Strafe dienen sollte. Die Behauptung, daß die Wirksamkeit des Ablasses sich auch auf das Fegfeuer erstrecke, war nicht neu, erhielt aber erst jetzt durch einen päpstlichen Ausspruch ihre Bestätigung. Und dies wagte ein Papst zu thun, der göttlicher Barmherzigkeit vielleicht mehr bedurfte, als irgend einer unter den Tausenden, welche die Sündenvergebung aus seinem Munde gläubig empfingen.

War dergestalt schon der Zustand der Kirche und des christlichen Lebens ganz danach angethan, aus sich selbst heraus ein Gegenstreben zu erzeugen: so wurde dieses in seinem Entstehen und Wachsthum noch überdies nicht wenig beflügelt und gestärkt durch den neuerwachten Forschungstrieb, durch die auch unter den Laien zunehmende Vertiefung und Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse, und durch die daraus hervorgehende, immer mehr sich verbreitende religiöse Aufklärung.

*) Schröckh, Kirchengeschichte, Th. XXXIII. S. 464.

2. Die religiöse Aufklärung.

Wie es zu keiner Zeit in der Kirche an Männern gefehlt hat, die gegen die herrschenden Mängel auftraten und sie kühn und freimüthig bekämpften: so vermehrte sich auch naturgemäß die Zahl der Streiter zu einer Zeit, wo die Verderbniß immer tiefer, die Gefahr, das reine Christenthum unter so vielen Uebeln erdrückt zu sehen, immer drohender wurde. Als einen solchen hatten wir bereits Savonarola kennen gelernt. Zu ihnen gehörten auch, wiewohl geräuschloser auftretend und wirkend: Johann von Goch, Prior eines Nonnenklosters in Mecheln (gest. 1475), der die Bibel für die einzige Autorität in Glaubenssachen erklärte und der Theologie den Vorwurf machte: sie habe die Lehre des Christenthums minder aufgehellt als verdunkelt; Johann von Wesel, Professor und Prediger in Erfurt, dann in Worms, der in Schriften und von der Kanzel herab die Autorität des Papstes und der Concilien, die Ceremonien, das Fasten und den Ablaß bekämpfte, dann aber von der Inquisition zum Widerrufe gezwungen ward, und im Gefängnisse starb. Ferner Johann Geiler von Kaisersberg (gest. 1509), Professor der Theologie in Basel und später Prediger in Straßburg, der nicht nur einen eifrigen Krieg gegen das „Gaukelwerk" des Klosterlebens führte, sondern auch gegen den Buchstabenglauben zu Felde zog; er theilte die schon aufgetauchte Ansicht, daß man dem Papste als „Oberen" nicht zu gehorchen brauche, und ihm widerstehen dürfe, falls er Unrechtes verlangt oder thut, ja daß man „schuldig sei, falsche Gesetze nicht zu halten." Offen erklärte er: die Religion sei verdorben, und Gott werde bald einen Mann erwecken, der sie erneuen würde. Wie Geiler auf das südliche, so gewann zuvor schon auf das nördliche Deutschland den größten Einfluß Johann Wessel aus Gröningen (gest. 1489), der, ein Schüler des Thomas von Kempen, sich kräftiger wie irgend ein Anderer gegen die päpstliche Unfehlbarkeit erhob. Die Einheit der Kirche, lehrte er, sei nur eine geistige, dargestellt durch Christus, nicht durch Petrus oder den Papst; das lebendige Band ihrer Glieder sei nicht eine äußere Glaubensautorität, sondern die gegenseitige Liebe; daher bestehe keine Verpflichtung, dem Papste Glauben zu schenken. Luther selbst erkannte und erklärte nachmals seine Uebereinstimmung mit der Lehre Wessel's; ja so weit, sagte er, gehe diese Uebereinstimmung, daß es scheinen könne, er habe Alles aus ihm geschöpft. In der That ist in den Grundlagen und der Richtung der ganzen religiösen und theologischen Denkart beider Männer eine merkwürdige

Uebereinstimmung; aber was bei Wessel Gesinnung blieb, wurde bei den Reformatoren zur großartigsten Handlung *).

Damals gestalteten sich auch die Wege und Waffen, deren man sich zum Angriffe bedienen konnte, immer vielseitiger, schärfer und wirksamer. Nicht wenig trugen dazu die gesellschaftlichen Umwandlungen der Zeit bei; das mittelalterliche Ständewesen war tief erschüttert; während das Ritterthum in Verfall gerieth, hob sich das Bürgerthum zu immer größerem Einfluß empor; es erwuchs mehr und mehr, wie zum Vertreter der materiellen, so auch der sittlichen Interessen; und angezogen von den Fortschritten der Wissenschaft, von dem Aufschwunge des geistigen Lebens, wetteiferte es nicht nur mit dem Adel und der Geistlichkeit an Bildung und Ansehn, sondern griff auch immer unmittelbarer, wie in die socialen, so in die kirchlichen Streitigkeiten ein, und betheiligte sich namentlich daran auf dem Boden der Volkssatyre und des Volkshumors. Wie Schuppen fiel es vor seinen Augen, als von Osten her die geistige Wiederauferstehung der alten Welt und von Westen her die leibhaftige Entdeckung neuer Welten fast gleichzeitig das geistliche Monopol des mittelalterlichen Wissens und Denkens, seinen Werth, seine Unfehlbarkeit in Frage stellten. Und wie nun von allen Seiten die Opposition dagegen hereinbrach, wie sich in ihr die Kräfte der Humanisten und der Mystiker, der gelehrten Theologie und der derben Volkssatyre zusammenschaarten: da sah sich alsbald die mittelalterliche Kirchenautorität, nicht auf diesem oder jenem Punkte nur, sondern in allen ihren Grundlagen und Stützen bedroht.

Die volksthümlichen Waffen wurden am nachdrücklichsten geschwungen im „Reineke Fuchs" seit 1498, in Sebastian Brandt's „Narrenschiff" seit 1494, und in den „Facetien" oder Schwänken und Erzählungen von Heinrich Bebel (gest. 1516), der zu Tübingen lehrte, und dessen Schüler daselbst auch Melanchthon war. Einen Hauptbrennpunkt der geistigen Bewegung bildete der berühmte patricische Rathsherr Wilibald Pirkheimer in Nürnberg (1470 – 1530), dessen Verbindungen sich über das ganze gelehrte Deutschland und Europa erstreckten; ein Beschützer der Musen, ein Förderer wissenschaftlicher Bildung und Verbesserer des Schulwesens, war er zugleich ein warmer Anhänger der neuen Geistesrichtung und unablässig bemüht, für sie sowohl durch eigene

*) Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's. S. 179. Vgl. Hagen, Deutschland's literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Bd. I. (1841). S. 116 ff

Schriftstellerei, wie durch Anregung Anderer und durch unmittelbar praktisches Eingreifen, zu wirken. Verwandten Sinnes, aber von anders gearteter Thätigkeit, war der Ritter Ulrich von Hutten (1488—1523). Glänzte Pirkheimer gewissermaßen wie ein Fixstern am Himmel der neuaufgehenden Zeit, so erschien Hutten an demselben wie ein geschäftig schweifender Komet; er ist der kreisende Vermittler, der reisende Missionar der neuen Weltanschauung. Zum geistlichen Stande bestimmt, aber aus der Klosterschule in Fulda entwichen, stürzt er sich mit Begeisterung in die frische geistige Strömung und läßt sich von ihr bald hierhin bald dorthin tragen, ist überall und nirgend. In Italien ist er zu Hause, wie in Deutschland; er schwärmt für die Humanitätsstudien, für die Poesie, für das Deutsche Vaterland, an dessen Erhebung und Verherrlichung mit dem Schwerdte wie mit der Feder zu arbeiten er entschlossen ist. So wird er einer der rüstigsten Vorkämpfer der neuen Zeit, dem Freimuth und Kühnheit in steigendem Maße Verfolgungen bereiteten. Schon frühzeitig machte er sich durch Schriften, durch seine Vorlesungen über classische Literatur, und zumal als Dichter bekannt. In allen seinen Erzeugnissen, lateinischen wie deutschen, verfocht er die Sache der Geistesfreiheit und Duldung mit großer Beredtsamkeit, und bekämpfte die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche, bald mit Ernst bald mit satyrischem Spott und Hohn. Stets voll Feuer und Kraft, strömte er aber auch nicht selten von leidenschaftlicher Heftigkeit und Bitterkeit über.

Das Bedeutsamste und Folgenreichste jedoch war die innige Verschmelzung der Humanitätsstudien mit den theologischen. Denn in Deutschland erzeugten und beförderten die ersteren nicht, wie es in Italien geschah, eine heidnische und verneinende Denkart; vielmehr wurde sofort der aus der neuen Bildung für die Religion zu ziehende positive Gewinn ins Auge gefaßt, und diese Richtung festgehalten*). Nachdem schon zuvor die fromme, durch Gerhard Groot (1340—1384) gestiftete, und durch Thomas von Kempen (gest. 1471) entwickelte Genossenschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens", nicht nur für Förderung des christlichen Lebens, sondern auch für höhere Bildung des Volkes durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts, und für Verbreitung classischer Werke durch Abschriften thätig gewesen war: wirkten namentlich in jenem obigen Sinne alle diejenigen Männer, welchen vorzüglich der Ruhm, die Humanitätsstudien in Deutschland wahr=

*) Gieseler, Kirchengeschichte. Bd II. Abth. 4. S. 512.

haft belebt zu haben, zu Theil geworden ist; wie Rudolf Agricola (1443 — 1485), Konrad Celtes (1459 — 1509), der Sohn eines Winzers aus Schweinfurt, und insbesondere Johann Reuchlin (geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522), eines Boten Sohn. Reuchlin besaß die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Sprachforschers, des Alterthumskundigen, des Theologen und des Rechtsgelehrten, verbesserte die wissenschaftliche Methode, und breitete seine seltenen Kenntnisse mit der edelsten Thätigkeit aus. Ein Hauptvertreter des Griechischen, war er zugleich der eigentliche Begründer des Studiums der Hebräischen Sprache unter den Christen in Deutschland. Mittelst dieser beiden Sprachen mußte die philologische Gelehrsamkeit nothwendig einen großen Einfluß auf die Theologie gewinnen.

Eben deshalb mußte aber auch alsbald ein immer allgemeinerer Kampf zwischen der humanistischen Aufklärung und dem mönchischen Obscurantismus sich entwickeln. Der erste heftigere Streit entbrannte zwischen Wimpheling und den Augustinern, einem um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden. Wimpheling, lange Zeit Prediger am Rhein, dann Begleiter studirender Jünglinge, und durch seine Handbücher auf zahlreichen Gebieten des Wissens für Verbreitung der neuen Ideen ungemein thätig, hatte im Jahre 1505 in einer lateinischen Schrift behauptet: zu wahrer Frömmigkeit sei keine Kutte und kein Mönchsgelübde vonnöthen, und auch Augustinus habe keine Kutte getragen. Darob erhob sich von Seiten der Augustiner das Geschrei: er sei ein Ketzer! Und nicht eher legte sich das Toben, als bis endlich der Papst selbst, Julius II., zu Gunsten Wimpheling's entschied. Gewaltiger noch war der Streit Reuchlin's mit den Kölnischen Dominicanern, der mit dem Jahre 1510 über die Frage aufloderte, ob nicht alle Schriften der Juden, mit Ausnahme der biblischen, zu verbrennen seien, weil sie Schmähungen gegen das Christenthum enthielten. Der von den Kölnern vorgeschobene Jude Pfefferkorn erklärte sich dafür, Reuchlin in einem vom Kaiser begehrten Gutachten dagegen. Der Federkrieg wurde immer stürmischer, und Reuchlin ward von dem Kölner Professor der Theologie Hogstraten der Ketzerei angeklagt; man wollte in ihm einen Hauptvertreter des Humanismus stürzen. Die höchsten kirchlichen Behörden geriethen in Verlegenheit. Das Verfahren des Ketzergerichtes in Mainz wurde durch den Erzbischof sistirt (1513); im Namen der Römischen Curie entschied der Bischof von Speier zu Gunsten Reuchlin's; Hogstraten appellirte an den Papst (1514). Mehr und mehr schaarten sich jetzt von allen Seiten die Kämpfer um die beiden streitenden Theile.

Während die Kölner Reuchlin's Schriften verbrennen und gegen ihn Verdammungsurtheile der Universitäten Paris, Löwen, Mainz und Erfurt hervorrufen, schlagen sich überall die klareren Geister auf seine Seite. Für ihn tritt Pirkheimer mit Besonnenheit in die Schranken, Hutten mit leidenschaftlichem Ungestüm; und eine Mehrheit von Kampfgenossen, voran Crotus Rubianus, schüttet in den anonymen „Briefen der Dunkelmänner", wovon der erste Theil 1516, der zweite 1517 erschien, eine Fülle des bittersten Spottes über die Gegner aus*). Diese streiten dawider mit erschlichenen päpstlichen Verboten, mit Androhung immer neuer Verfolgungen, bis endlich, da Kaiser und Papst, Maximilian und Leo X., im Grunde sammt ihren Räthen für Reuchlin waren, und damit den Dominicanern die äußerste Demüthigung erspart würde, die Niederschlagung des ganzen Processes erfolgte. Noch aber war das Kreuzfeuer der Parteien, das dieser Handel entzündet hatte, nicht völlig erloschen, als schon ein neuer, dritter und gefährlicherer zum Ausbruch kam: der Streit Luther's mit dem Dominicaner Tezel, dessen kräftiger Verlauf alsbald die Aufmerksamkeit und Betheiligung der ganzen gebildeten und nach Besserung ringenden Welt in Anspruch nahm.

Doch müssen wir zunächst noch einer Persönlichkeit gedenken, die unter dem Hin= und Herwogen des Reuchlin'schen Streites ebenfalls mit einem Inquisitionsprocesse bedroht gewesen war, und auf die bis dahin vorzugsweise die humanistisch=theologische Opposition ihren Stolz, und die reformatorische Sehnsucht ihre Hoffnung gesetzt hatte. Das war der berühmte Desiderius Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, gest. 1536), das uneheliche Kind zweier, für das Kloster bestimmter Liebenden, und selbst fünf Jahre an das Kloster gebannt, der viel gewanderte Held des Geistes und der Feder, der in allen Ländern Europa's gleicherweise angestaunt und gefeiert wurde als der Inbegriff alles humanistischen und theologischen Wissens, als das höchste Orakel der Gelehrsamkeit. Seit 1514 meist in Basel weilend, ragte er zuvor schon unter den Männern, die durch geistreiche und geschickte Angriffe gegen die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen System empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, unfehlbar am meisten, mehr noch wie Reuchlin hervor. Er war zudem einer der feinsten Köpfe seines Zeitalters; er verband mit der umfassendsten und tiefsten Gelehrsamkeit eine so seltene

*) Daß der Hauptverfasser der Epistolae obscurorum virorum nicht Hutten, sondern Crotus Rubianus sei, erwies neuerdings Strauß, Ulrich von Hutten. Th. I. (1858). S. 254 ff.

Gabe der Darstellung, wie sie in dem vertrautesten Umgange mit den Werken des Alterthums sich hatte entwickeln können. In seinen zahlreichen Schriften griff er die großen Uebel der bestehenden religiösen Zustände, die eingedrungenen Verfälschungen des Christenthums, den geistlosen Buchstabenglauben gegenüber der Bibel, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und ihre bejammernswerthe Unwissenheit, bald mit strafendem Ernste an, bald mit beißendem Spott. Sein „Lob der Narrheit" (1508), worin er die Gebrechen der Zeit und der Kirche, den Scholasticismus, die Theologie und das Priesterthum mit Einschluß des Papstthums geißelte, gedieh zu einem wahren Volksbuch, erlebte nicht weniger als 27 Auflagen nebst zahlreichen Uebersetzungen und Commentaren, und wurde mit Holzschnitten von Hans Holbein ausgestattet.

Trotz alledem aber wäre durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abholden Erasmus nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dies große Werk blieb vielmehr einem Manne vorbehalten, dessen Beredtsamkeit weniger fein und geschmackvoll, aber desto kräftiger, volksthümlicher und hinreißender; dessen Gelehrsamkeit weniger glänzend und umfassend, aber dessen Brust voll von einem Feuereifer war, der ihn der größten Thaten fähig machte, und viele Tausende mit sich fortriß; dessen unwandelbarer Glaube vor keiner Schwierigkeit erschrak, und dessen unerschütterlicher Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Dieser Mann ist es, den wir jetzt näher kennen lernen wollen.

---

3. Luther's früheres Leben.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann, sonst in einem Thüringischen Dorfe, Möra, zwischen Eisenach und Salzungen wohnhaft, hatte sich mit seiner Frau späterhin nach Eisleben gewandt. Hier gebar die Frau am 10. November 1483 Abends um elf Uhr ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an welchem Luther getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge gepredigt hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte.

und, weil es eben am Martinstage war, Martin nennen ließ. Nicht lange nachher bekam Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld, und schlug seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich sogar auf seinen Armen hin. Doch war diese Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater," erzählt er, „stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Mit gleicher Härte wurde der Knabe von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die Lateinische Schule; doch da der Knabe in dieser Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und schickte ihn 1498 nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber diese mögen auch wohl wenig für ihn gethan haben; denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brot mit Singen vor den Häusern verdienen, und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brotes nur schnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau sich seiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es ist sehr angenehm, ihn als Mann über diese Verhältnisse sprechen zu hören. „Verachte mir nicht," sagt er irgendwo, „die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum suchen, und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen, und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt. Wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengst gewesen, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuthen, daß ich sein Gut sollte haben und meiner Künste entbehren."

In dieser Stelle sagt er uns selbst, daß er nach vollendeten Schulstudien die Universität zu Erfurt bezogen habe. Dies geschah am 17. Juli 1501. Er hörte hier die Werke der scholastischen Philosophen und von den alten Classikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären.

Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der Lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich zwanzig Jahre alt war," sagt er, „hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doctorwürde, die er 1503 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends," schrieb er, „darf des Studirens kein Ende für mich sein, will ich anders den Deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles' Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie, und rüstete sich während dessen zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte.

Aber seine innerste Ueberzeugung widersprach dieser Beschäftigung. Ein Rechtsgelehrter zu werden und sich in die verworrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel des wildesten Lebens zu stürzen, das er nie in der Nähe gesehen hatte und das er aus einem dunkeln Gefühle verabscheute — es war ihm, als könnte das gar nicht seine Bestimmung sein. Tief beunruhigt durch solche Gedanken, stand er eben im Begriff zu seinen Eltern zu reisen, als er eines Morgens zu seinem Freunde Alexis kam und diesen, von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend fand. Höchst bestürzt und bewegt machte er sich auf den Weg (1505). Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung*). In dieser Fügung glaubte er deutlich Gottes

*) Nach einer andern, weniger glaubwürdigen Erzählung wurde Alexis an Luther's Seite vom Blitze erschlagen. S. Spieker, Geschichte Dr. M. Luther's Bd. I. Anm. S. 51. Vergl. Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation (übersetzt von Runkel), Bd. I. S. 112 ff. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd. I. S. 226 ff. Jürgens, Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. Bd. I. S. 514 ff.

Finger, der ihn so wunderbar erhalten, zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht des 17. Juli, nachdem er, ohne eine Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem in Erfurt befindlichen Kloster der Augustiner und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in die Zelle; alles Andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden geschlagen von der Nachricht, und zog seine Hand völlig von ihm ab.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man hielt ihn an, den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fische und Geld einzusammeln, Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er die Priesterweihe (2. Mai 1507). „Mein Weihbischof," erzählt er selbst, „da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luther's Seele war von peinlichen Kämpfen zerrissen. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war ins Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch alles das die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zum Schweigen zu bringen. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Der Trost, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sei, eine Lehre, die späterhin der Kern seiner theologischen Ueberzeugungen wurde, war damals noch nicht in seine Seele gedrungen; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein,

und würde gewiß darin gestorben sein, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und ihn durch die Kraft der Musik, die Luther über Alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Zu Luther's Glück kam damals der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, der Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die ganze Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandeln, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte sein ganzes Herz zu eröffnen, so suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin," sprach er zu ihm, „wie nützlich und nothwendig dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht dich Gott, du wirst inne werden, daß er sich deiner einst noch zu großen Dingen bedient." Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luther's Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines Innern und alle Schrecken seines verwundeten Gewissens erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da eröffnete er die große Unruhe seiner Seele einem alten Mönche, der ihn zu besuchen kam, und dieser, ohne sich in seine Zweifel einzulassen, ermahnte ihn, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Worte, die wie ein Lichtstrahl in Luther's Seele fielen, und einen außerordentlichen, unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten.

Ihn an einen Ort zu stellen, der für seinen herrlichen Geist ein angemessener Wirkungskreis sei, empfahl ihn Staupitz im Jahre 1508 dem Kurfürsten von Sachsen zum Professor der Philosophie, d. i. der aristotelischen Physik und Dialektik, für die neuerrichtete Universität in Wittenberg. So wurde er aus seiner Klause in das öffentliche, thätige Leben gerissen. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters.

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu traute sich der schüchterne Mann nicht die Fähigkeit zu. „Herr Doctor," antwortete er einmal, „ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt

wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerem Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm die scholastische Philosophie mehr und mehr. „Ich befinde mich," schreibt er 1509 an einen Freund, „durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen." Indeß erwarb er noch in demselben Jahre das theologische Baccalaureat, und damit das Recht, Vorlesungen über die biblische Theologie zu halten.

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, sind plötzliche Veränderungen der äußeren Schicksale von heilsamen Wirkungen begleitet. Alle kleinmüthigen Besorgnisse Luther's, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott traten an ihre Stelle. Die Bibel, die ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit war, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Schüler und seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Anderen mittheilen zu können: dieser herrliche Beruf, ahnte ihm, möchte wohl in der Fügung Gottes liegen, durch die er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt*) geworden sei. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewohl sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen späteren Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches oder Stolzes an sich, ja er schickt sich für Jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Wider-

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten. Dresden und Leipzig gehörten der Albertinisch-Sächsischen Linie.

sacher drohen, daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um.“ Seine Lebhaftigkeit machte ihn auch in fröhlichen Gesellschaften sehr beliebt. Eine Menge drolliger Einfälle, die sich noch von ihm erhalten haben, zeugen von seinem Witz und seiner heitern Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach seinem Bildnisse vermuthen sollte; in seiner Jugend soll er einen schönen Alt gesungen haben*). Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch in seinen älteren Jahren noch seine Lieblingsergötzung; er hat auch Manches selbst componirt, und war ein so großer Freund der Musik, daß er behauptete, sie sei nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr als Essen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebst noch einem andern Augustiner von dem Convent seines Ordens, man weiß nicht gewiß, in welcher Angelegenheit, nach Rom gesandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er schon mit jeder Tagreise, auf der er sich Rom genähert, die Sittenlosigkeit der Geistlichen immer schlimmer gefunden, und in Rom selbst erfuhr er die ärgerlichsten Geschichten von ihrem liederlichen Leben. Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die Italienischen Priester ihre Gebete herplapperten. „Kaum,“ erzählt er, „hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete.“ Nachher sagte er oft, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr drang sein Gönner Staupitz in ihn, Doctor der Theologie zu werden. Luther konnte sich Anfangs nicht entschließen, bei seiner Jugend eine solche Würde anzunehmen; ja er lehnte sie sogar unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher, kränklicher Bruder sei, der nicht lange zu leben habe. Dann aber fügte er sich dem Willen seiner Oberen, ward unter Karlstadt's Dekanat Licentiat und Doctor der Theologie (18. und 19. Oct. 1512), und leistete den Eid: „die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen.“ Dieser Eid ist als einer der Hebel der Kirchenverbesserung zu betrachten; Luther selbst gedachte seiner, und stützte sich auf ihn, unter den härtesten Kämpfen

*) Da einstmals St. Pauli schwacher Stimme gedacht, sagte er: „Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört sie aber gleichwohl weit, sagt Herr Philippus.“ Matthesius, Historien von Luther, Pred. XII.

und in den größten Gefahren. Wiederholt berief er sich später darauf: er sei „gezwungen Doctor geworden"; nun es geschehen, dürfe er sich von der „Erfüllung seiner Pflicht" nicht abhalten lassen, sondern müsse „im Namen des Herrn vorwärts" gehen; und so wolle er denn „in Gottes Namen über Löwen schreiten, und auf Drachen und Schlangen treten"*). An äußeren Mitteln gebrach es ihm damals so sehr, daß Kurfürst Friedrich, der ihn schon als trefflichen Prediger kennen gelernt hatte, die Gebühren für ihn zahlte. Denn Gehalt bezog Luther anfangs gar nicht, und später ein so geringes (200 Gulden), daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Dennoch war seine Uneigennützigkeit so groß, daß er alle seine Schriften den Buchdruckern unentgeltlich gab, und eben so seine Vorlesungen hielt**). Sein Gewand war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug, als möglich. Zuweilen schenkte ihm der Kurfürst Tuch zu einer neuen. Auf eine Gabe dieser Art erwiederte er 1516, es sei viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. In seinen späteren Jahren dachte er indeß darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

Erst seit jener Promotion legte sich Luther auf die Ursprachen der Bibel, um dieselbe richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne von ihren Büchern, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit ihr bekannt. Je tiefer er in den Geist des Evangeliums eindrang, je gründlicher und klarer erläuterte er die heilige Schrift, und je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler ans Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen Unterscheidungen der Scholastiker. Schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen tief herabsetzte; und da von allen seinen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon. Zugleich nahm er sich des Erasmus' und Reuchlin's gegen ihre Feinde an, trat mit diesen und anderen Gelehrten, wie Pirkheimer, Mutian, Hutten in Verbindung, und knüpfte mit dem kurfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin eine dauernde Freundschaft an. Der Letztere, ein schlichter, aufrichtiger und bedächtiger Mann, wurde der Vermittler zwischen Luther und dem Hofe, zwischen Kirche und Staat, zwischen der Reformation und den

*) Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. I. S. 151 f.
**) S. Jürgens, a. a. O. Bd. II. S. 248.

Fürsten. Den ersten Anlaß dazu gab jener Streit Reuchlin's mit den Dominicanern über die jüdischen Schriften. Spalatin wurde vom Kurfürsten beauftragt, darüber die Meinung des nun schon berühmt gewordenen Wittenberger Doctors einzuholen. Luther antwortete: „Was soll ich sagen? Die Mönche wollen Beelzebub austreiben, aber nicht durch den Finger Gottes; ich klage und seufze darüber. Wir Christen sind außen weise und innen thöricht. Auf allen Plätzen von Jerusalem stehen hundertmal schlimmere Lästerzungen, als die jüdischen sind; alles ist dort voll geistlicher Götzen. Wir sollten in schönem Eifer die inneren Feinde ergreifen und vernichten. Aber wir lassen, was uns bedrückt; der Teufel räth uns das unsrige aufzugeben, und verhindert uns Andere zu bessern." Daß Luther indeß nicht der Mann war, diesem Rathe zu folgen, das seinige aufzugeben und an der Besserung Anderer sich behindern zu lassen: das sollte sich bald genug zeigen.

---

4. Anfang der Reformation durch den Ablaßstreit. Luther in Augsburg.

Im Jahre 1517 geschah es, daß der verschwenderische Leo X., der neue Geldsummen, besonders zur Ausstattung seiner Schwester Margarethe brauchte, die Deutschen durch Ausschreibung eines Ablasses, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche, dazu steuern zu lassen beschloß. Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der dem Papste an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm die Generalpacht, und ernannte den Dominicaner Johann Tezel zu seinem Commissarius. Dieser durchreiste nun Sachsen mit zwei großen Kisten, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in diesem unwürdigen Handel den Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er seine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden oder ein Kreuz aufrichten. Da er nun mit seltener Unverschämtheit die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater selbst die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sei eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; ja da er die Leute

zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe": so lief Alles herbei, um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Zettel hin, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen löste, konnte ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, je nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen; für Vielweiberei zahlte man sechs Ducaten, für Meineid neun, für Mord acht, für Zauberei zwei. Simson, der in der Schweiz einen ähnlichen Handel trieb, hatte einen andern Tarif; er forderte z. B. für Kindermord nur vier Livres, und für Eltern- oder Brudermord nur einen Ducaten*).

Diese mit so außerordentlicher Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei gab vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht so klein, die das Unvernünftige des Ablaßhandels einsahen; nur daß es Niemand wagen wollte, gegen einen hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben. Schon oft hatten die Päpste dieses der Religion und Sittlichkeit so verderbliche Gaukelspiel getrieben, ohne einen Schaden davon zu erfahren. Diesmal aber erweckte die Vorsehung einen Mann, der sie ihre Schuld in vollem Maße entgelten ließ**).

Als Luther dieses Unwesen in seiner Nähe so wirksam sah, erhob er sich erst in Predigten dagegen, und schrieb an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er entschlossen am Abend des 31. October 1517 fünfundneunzig Theses gegen den Ablaß an die Schloßkirche

---

*) Vgl. Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. I. S. 182 ff.

**) Molte volte nascono occasioni sufficienti per produrre notabili effetti, e suaniscono per mancamento d'uomini, che se ne sappiano valere. E quello che piu importa, è necessario che per effettuare alcuna cosa, venga il tempo, nel quale piaccia a Dio di corregger i mancamenti umani. Queste cose tutte s'incontrarono nel tempo di Leone, del quale parliamo. Sarpi istoria del concil. Trident. L. I. p. 6.

zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Folgende sind einige der bemerkenswerthesten: „27. Die predigen Menschen Tand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klingt, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer werden, die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. 42. Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sei, daß Ablaßlösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit sollte zu vergleichen sein. 45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben, und desungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung. 81. Solche freche und unverschämte Predigt und Ruhm vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen für derselben Verläumdung, oder gar für den scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes." Die fünfundneunzig Sätze liefen bald durch ganz Deutschland, wurden häufig gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen. Viele freuten sich und bewunderten den Mann, der den Muth gehabt habe, so etwas öffentlich zu sagen. Aber dies geschah doch fast nur im Stillen; die angesehensten Gelehrten der Nation schwiegen, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luther gut meinte, wünschte, daß auch er schweigen möchte, denn selbst die Verständigsten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater, abi in cellam et dic miserere mei," sagte der Sächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, da er die Theses zu sehen bekam. Eben so schüttelte ein alter ehrlicher Geistlicher zu Hörter in Westphalen den Kopf und sagte: „Min leeve Bruder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herre." Indeß war ein Funke in die Nation gefallen, der, bei der damals fast in allen Deutschen Städten herrschenden Mißstimmung zwischen den Magistraten und Bischöfen und bei der großen Zunahme an Bildung im Volke, schnell genug zu einer großen Flamme

emporschlug. Die Ablaßkrämer wurden ohne Scheu verhöhnt und beschimpft. Ja, als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, dies sei die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

Luther war um diese Zeit noch weit entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sei damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt hätten." Nur in diesem einen Punkte, glaubte er, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sei es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Ueberzeugung Alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen, noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Capitel: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!" So unerschütterlich fest stand Luther's Vertrauen. Zugleich mag diese Stelle zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist der Bibel angeeignet hatte, daß seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen scheint.

Indeß ließ Tezel durch Conrad Wimpina, Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt an der Oder, Gegensätze wider Luther's These schreiben, und auch andere Dominicaner traten mit Schriften auf, in welchen sie Luther's Schritte als unerhörte Verletzungen der Majestät des Papstes verschrieen. Luther ward dadurch zu Antworten und unter andern zu der Behauptung bewogen: wenn der Papst und seine Cardinäle mit diesen ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichrists sei. So entstand zuerst in Luther's Seele der Gedanke, der in der Folge das ganze Gebäude des Papstthums tief erschütterte.

Aber noch hatte er selbst davon keine Ahnung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papst Leo X. schrieb, schloß mit diesen Worten: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Fuße, und ergebe mich ihr sammt allem, was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach ihrem Gefallen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. H. Stimme Christi Stimme sei, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist. Er sei gelobt in Ewigkeit, Amen." Leo ließ indeß eine Vorladung an Luther ergehen, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Schwerlich würde Luther, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, der Verdammung und wohl auch dem Tode entgangen sein. Zum Glück aber mißfiel dies Ansinnen des Papstes dem Kurfürsten Friedrich, nicht blos wegen seiner persönlichen Zuneigung zu Luthern, sondern auch deswegen, weil die noch junge Universität zu Wittenberg, seine Lieblingsstiftung, durch Luther's Ruf so schnell emporgekommen war, daß aus allen Theilen Deutschland's junge Leute nach derselben hinströmten. Daher ersuchte er den Papst, die Sache in Deutschland abzumachen. Leo, der theils den ganzen Handel keinesweges nach seiner Wichtigkeit durchschaute, sondern noch für eine geringe Mönchszänkerei hielt, theils den Kurfürsten für den Widerspruch gegen die damals von Maximilian betriebene Wahl Karl's zum Römischen Könige gewinnen wollte, gab nach. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg, wo dieser sich damals des Reichstags wegen aufhielt, zu stellen. Luther erhielt zwar manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That scheint ihm selbst Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit, sein Leben dort zu

lassen, machte ihn nicht zittern. Für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu sterben, das hielt er für die höchste Ehre vor Gott und Menschen. „Was kann ich verlieren?" schrieb er einem Freunde. „Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwan um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jesus diesen Geist seines allergetreuesten Sünders vernehme und erhalte."

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er, als eben der Reichstag zu Ende war, zu Augsburg, und erst hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, sicheres Geleit vom Kaiser. Als er vor dem Cardinal erschien, dachte dieser ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der ferneren Verbreitung seiner Meinungen abstehen, und in Zukunft Alles zu vermeiden geloben sollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther dagegen forderte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen werden möchten, und berief sich auf die heilige Schrift, während der Cardinal Verordnungen der Päpste anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, nicht minder vergeblich, erneuert. Luther bewies diesmal sogar, daß der Cardinal eine jener Verordnungen falsch auslege. Das Ende der Zusammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlassen ward: „Gehe hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun." Luther versuchte indeß noch die Sache dadurch beizulegen, daß er sich schriftlich erbot, zwar nicht seine Meinungen zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze des Streits zu Hartes gegen den Papst gesagt haben könnte, und sogar fortan über den Ablaß ganz zu schweigen, wenn nur seinen Gegnern das Nämliche auferlegt würde. Aber er erhielt keine Antwort. Hierauf setzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gerechter Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hin-

aus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Höchst betroffen über einen Ausgang, der dem Römischen Stolze einem Bettelmönche gegenüber fast eine Niederlage bereitet hatte, schrieb der Cardinal an den Kurfürsten, beklagte sich bitter über Luther, und beschwor ihn, den Unruhestifter, wo nicht nach Rom auszuliefern, doch aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte diesen Brief dem hart Verklagten, der seinem Landesherrn sofort in einem Schreiben antwortete, dessen Beredtsamkeit selbst von katholischen Schriftstellern gerühmt wird, und das auf den Kurfürsten einen besonders günstigen Eindruck machte. Von Rom aus, wo man mit dem Cardinal Cajetanus sehr unzufrieden war, wurde der päpstliche Kammerherr von Miltitz, von Geburt ein Meißnischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papst geweihte goldne Rose zu überbringen, deren alljährlich eine einem regierenden Haupte als ein besonderes Zeichen von Gnade geschenkt zu werden pflegte. Dadurch sollte der Kurfürst gewonnen werden, und zugleich hatte Miltitz den Auftrag, den verdrießlichen durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er benahm sich in der That sehr geschickt dabei, und wußte auch Luthern so sanft und freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft von allen den streitigen Lehrsätzen zu schweigen und, wie er sich ausdrückte, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden. Ja er schrieb dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht, in welchem er unter Anderm sagte: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über Alles sei, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus der Herr über Alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß."

5. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle.

Miltitz glaubte nun wirklich, den ganzen Streit beigelegt zu haben. Aber die Sache beruhte nicht mehr auf der Ueberzeugung, den Gedanken und Entwürfen eines Einzelnen, wer dieser auch sein mochte. Der ganze Geist und Sinn der Zeit und vornehmlich des Deutschen Volkes nahm einen viel zu lebendigen, innerlichen Antheil an den aufgeworfenen Fragen und begonnenen Untersuchungen, als daß sie durch eine solche Beschwichtigung hätten unterdrückt werden können. Luther's Gegner schwiegen eben so wenig, als es diesem möglich war, auf der einmal begonnenen Laufbahn still zu stehen. Unter jenen trat besonders der Doctor Eck, Professor und Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, der berühmteste scholastische Theologe und der rüstigste gelehrte Streiter seiner Zeit in Deutschland, hervor. Er hatte schon unter dem Namen „Obelisken" kritische Anmerkungen über Luther's Thesen geschrieben, und dieser eine Erwiderung unter dem Titel „Asterisken" herausgegeben. Jetzt war zwischen Eck und dem Wittenbergischen Professor Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte gewöhnlich Karlstadt genannt, mit welchem Eck gleichfalls eine heftige litterarische Fehde führte, eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet worden. Denn Karlstadt, der einst seinem Collegen Luther mit der theologischen Doctorwürde, ohne es zu ahnen, die Weihe des Reformators ertheilt hatte, war inzwischen zu einem warmen Anhänger desselben geworden, und blieb es bis Eifersüchteleien und Rechthaberei beide mehr und mehr schieden. Damals trat er mit Feuereifer für Luther in die Schranken. Allein ein Triumph über Karlstadt war für Eck nicht lockend genug, er wollte Luther selbst besiegen. Er gab daher dreizehn Sätze heraus, die nachher bei dem Leipziger Gespräch zu Grunde gelegt wurden, worin er Luther's vornehmste Lehren angriff. Unter Andern fand sich der Satz darin, daß die Oberhoheit der Römischen Bischöfe in der Kirche von jeher anerkannt worden sei. Dieser Behauptung widersprach Luther gradezu in den Gegensätzen, die er sofort herausgab, und indem er hierüber weiter forschte, kam er auf Entdeckungen, die er nicht geahnt hatte. „Vielleicht," schreibt er (7. Febr. 1519), „wird das eine Gelegenheit sein, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die Römische Tyrannei übel ausschlage." Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder: „Ich habe nie im Sinn gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen.

Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sei, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit, verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr der Grund für die heilige Schrift."

Indessen nahm die Disputation zu Leipzig am 27. Juni 1519 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, unter welchen sich immer Vor- und Nachmittags auch der Herzog Georg selbst *) befand, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Man stritt heftig über den freien Willen, über die Hoheit des Römischen Stuhls, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Die Zahl der Freunde Luther's wuchs durch diese Disputation ansehnlich, aber auch die seiner Feinde. Sehr zu Statten kam ihm und seiner Sache das nach dem Tode Maximilian's eingetretene Zwischenreich, wo Kurfürst Friedrich verfassungsmäßig im nördlichen Deutschland das Reichsvicariat führte. Im folgenden Jahre reiste Eck, den eine anonyme Satyre, „der gehobelte Eck", von Wilibald Pirkheimer, ganz besonders verdroß und reizte, persönlich nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde am 15. Juni 1520 eine Verdammungsbulle ausgefertigt, in welcher einundvierzig Artikel aus Luther's Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich bezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch ein Termin von sechzig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie in den Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen würden. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther von dem Kammerherrn von Miltitz bewegen, noch einmal an den Papst zu schreiben, um, wie Miltitz hoffte, die Sache in Güte zu endigen. Aber der höchst merkwürdige Brief zeigt deutlich, daß Luther selbst diese Hoffnung nicht hegte, vielmehr keine andere Absicht hatte, als seinem Hofe und seinen Freun-

*) Dieser besaß damals den größten Theil der Sächsischen Länder Albertinischen Antheils, zu welchem Leipzig gehörte. Er war nachher einer der entschiedensten Gegner Luther's und seiner Lehre.

den das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe erwarteten*).

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr," fährt er fort, „ich habe frisch angetastet den Römischen Stuhl, den man nennt den Römischen Hof, von welchem auch Du selbst und Niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist Alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der Römischen Kirchen Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten Römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir so viel wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den Römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der Römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Papst werden müssen, der wohl besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der Römische Stuhl, sagt er, ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du, entledigt von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig Niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret sein. Denn sage mir, wozu bist Du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd' und Schand' zu mehren, Glauben und Wahrheit zu dämpfen? O Du allerunseligster Leo,

*) Planck Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Bd. I. S. 296.

der Du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes."

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei dem Papste gar keinen größern Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt, ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förderlich werde denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unsichtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heiligen Römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich Deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde."

Dennoch verspricht er abermals, Alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen, noch reizen, ich will aber auch ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möge er die Schmeichler fliehen, denn diese seien seine ärgsten Feinde. „Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die sagen, Du seist nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seist ein Herr der Welt; die Niemand wollen lassen Christen sein, er sei denn Dir unterworfen; die da schwatzen, Du habest Gewalt über den Himmel

und Fegfeuer. Sie sind Deine Feinde, und suchen Deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und hegen, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, Du setzst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter Deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der Dich erhebet, sondern allein denen, die dich demüthigen. Das ist Gottesgericht, wie geschrieben stehet, er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sei nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sei wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Wie dieser Brief ganz aus Luther's innerstem Wesen, aus der außerordentlichen Zuversicht, die ihn beseelte, hervorging, so wurde er auch zum Beharren in seinem Unternehmen gestärkt und ermuthigt durch die Wahrnehmung, daß es eine immer größere und immer bedeutendere Theilnahme in der Deutschen Nation gewann. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, die im Rufe großer Tapferkeit und Kühnheit standen, schrieben ihm, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sei, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wohl hundert vom Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten seinen Beistand an. Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Römische Joch abzuwerfen, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die Deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber sich mit den Böhmen auszusöhnen. Die Wirkung dieser Schrift war außerordentlich. Bald folgte eine andere: Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, welche schon fast alle die Satzungen angriff, von welchen sich die Protestanten in der Folge feierlich lossagten.

Daß man in Rom die Bekanntmachung der Bulle wider Luther seinem Verfolger Eck überließ, war ein großer Fehler, denn man verletzte

dadurch das Rechtlichkeitsgefühl des Deutschen Volkes. Auch hatte Eck schlechtes Glück damit. In Leipzig, wo er die Bulle anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, er selbst entging den Mißhandlungen der erbitterten Studenten nur durch die Flucht. So wurden auch an andern Orten theils die angeschlagenen Exemplare abgerissen und beschimpft, theils die Bekanntmachung verhindert oder von der Obrigkeit abgelehnt. Das Wichtigste war aber, wie Luther's Landesherr, Kurfürst Friedrich, die Bulle aufnehmen würde. Zwei päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, welche der Krönung Karl's zu Aachen beigewohnt hatten, traten den Kurfürsten zu Köln mit der Forderung an, Luther's Bücher verbrennen zu lassen, und ihn selbst entweder zu bestrafen, oder gefangen nach Rom zu schicken. Der Kurfürst aber ließ ihnen erwidern, die Sache müsse erst von unverdächtigen, frommen und gelehrten Leuten untersucht, und Luther mit hinreichenden Gründen aus der heiligen Schrift überwunden werden, ehe er auf ein solches Ansinnen eingehen könne. Eben so vergeblich war der Versuch, welchen Aleander machte, den berühmten Erasmus, der sich damals gleichfalls in Köln befand, durch große Versprechungen dahin zu bringen, daß er wider Luther schreibe. Vielmehr bestärkte Erasmus den Kurfürsten, der ihn darüber befragte, in seinen günstigen Gesinnungen für den Reformator, indem er ihm erst scherzend antwortete: „Luther's größter Fehler bestände darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe", dann aber zu einer ernsten Auseinandersetzung überging, in der er sich wider das Verfahren des Römischen Hofes sehr stark äußerte, und hinzusetzte, daß der evangelischen Wahrheit um so weniger durch gewaltsame und verhaßte Mittel widerstanden werden sollte, da der Geist des Zeitalters mächtig nach ihr zu streben scheine.

Indeß wurden der Vorschrift der Bulle gemäß Luther's Bücher zu Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt verbrannt, doch unter lauten Aeußerungen des Volksunwillens. Luther ließ sich dadurch zu dem kühnsten Schritt, den er bis dahin gethan, hinreißen. Er beschied die Mitglieder der Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. December 1520 Vormittags um neun Uhr vor das Elsterthor; daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaufen, und legte die Bücher des kanonischen Rechts, die Verordnungen der Päpste und Eck's Schriften darauf; dann ward er angezündet, und Luther, der selbst hinzutrat, warf die Verdammungsbulle in die Flammen, mit den biblischen Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Es war eine Handlung,

durch welche Luther seine Bannung und Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Römischen Kirche öffentlich und feierlich anzunehmen schien.*)

---

6. Melanchthon, Luther's Gehülfe.

Damals stand der berühmte Philipp Melanchthon schon seit einiger Zeit Luthern als Freund und Beistand zur Seite. Er war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon früh zeigte er die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, ausnehmende Fähigkeiten und unermüdeter Fleiß zeichneten ihn aus. Der Grund zu seiner Bildung ward auf der Schule zu Pforzheim gelegt. Der berühmte Humanist Reuchlin, der diese seine Vaterstadt öfters besuchte, nahm an dem Knaben, dem er verwandt war, das lebhafteste Interesse. Er war es auch, der ihm — nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte — den Griechischen Namen Melanchthon beilegte, eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd, der Philipp's eigentlicher Familienname war.

Seine frühe Reife machte ihn schon im dreizehnten Jahre zur Universität geschickt. Er ging nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. In der Kenntniß der alten Literatur, Geschichte und Philosophie that er sich so hervor, daß er im einundzwanzigsten Jahre seines Alters von Erasmus als einer der ausgezeichnetsten und belesensten Gelehrten gepriesen ward. Damals, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Tübingen, ward er von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der Griechischen Sprache an der Universität Wittenberg vorgeschlagen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen dort wurden mit außerordentlichem Eifer besucht, (oft las er vor 2000 Zuhörern); denn er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade.

Zufällig war Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den an-

*) Marheineke, Geschichte der Teutschen Reform. Th. I. S. 193.

dern ergänzt zu haben. Melanchthon würde mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben; Luther's Ungestüm wurde durch des Freundes leitende Hand oft sehr heilsam gemildert, und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter Anderm, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Vortrefflich drückt sich Luther auch über das Verhältniß ihrer beiderseitigen Gaben aus, wenn er sagt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er Luther in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luther's Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich."

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen sein müsse, erhellt schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther den seinigen nicht verbleichen konnte. Seine außerordentliche Thätigkeit, die selbst des schwächlichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner erregten gerechte Bewunderung. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Lehrbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die Grie-

chische Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst ordentlich betrieben. Er schrieb eine Griechische Grammatik, welche achtundzwanzig, und eine Lateinische, welche zweiunddreißig Auflagen erhielt. Wir haben ferner von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren. So wurde Melanchthon ein Reformator der Wissenschaften, wozu eben die Vielseitigkeit seines Wissens, verbunden mit Gründlichkeit und philosophischer Klarheit, ihn vorzugsweise befähigte*)

---

7. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderstürmer und Schwärmer.

(1521—1524.)

Wenige Wochen nach der Verbrennung der Bulle nahm der vom Kaiser Karl nach Worms ausgeschriebene Reichstag seinen Anfang. Zahlreicher und glänzender war seit langer Zeit keine Versammlung der Deutschen Stände gewesen. Verhandelt wurde über das Reichsregiment, welches wieder eingerichtet ward, über Kammergericht, Landfrieden und Römerzug; doch traten diese Geschäfte gegen die große kirchliche Angelegenheit, von der alle Gemüther erfüllt waren, in den Hintergrund.

Der Kaiser hatte schon, ehe er nach Worms kam, an den Kurfürsten von Sachsen geschrieben, daß er Luther mit sich auf den Reichstag bringen sollte. Der päpstliche Legat Aleander widersetzte sich zwar aus allen Kräften; denn es schien der Ehre und den Rechten des Römischen Stuhles entgegen, daß ein von ihm gerichteter Ketzer vor einer weltlichen Versammlung nochmals Gehör erlangen sollte, zumal jetzt eben eine zweite Bannbulle gegen Luther erlassen ward, in der er mit seinen Beschützern und Anhängern unbedingt, und in den härtesten Ausdrücken verdammt ward. Aber so sehr war das Ansehen des Papstes in Deutschland schon gesunken, daß auf die Einreden des Legaten nicht geachtet ward, der Kaiser vielmehr dem von den Ständen gestellten Antrage, Luther vor den Reichstag zu fordern, nachgab, und einen Geleitsbrief, der dem Angeklag-

---

*) S. Schlottmann, de Ph. Melanchthone reipublicae litterariae reformatore, Bonn 1860. Vgl. Galle, Charakteristik Melanchthon's als Theologen, Halle 1845.

ten Sicherheit für seine Person zusagte, ausfertigen ließ. Freudig trat Luther die Reise an, obwohl von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterwegs liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge; so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte Antwort: „ich werde kommen, und wären so viele Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms (16. April) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage in die Reichsversammlung holte, mußte ihn durch Gärten und Hinterhäuser führen, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thür des Saals befand sich unter andern ein wackrer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde", soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kurtrierischen Officials, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, noch etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sei so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Sie wurde ihm gewährt bis zum folgenden Tage. An diesem war er durchaus nicht der befangene Mann von gestern, sondern sprach mit großer Ruhe und Geistesgegenwart. Der Trierische Official entgegnete ihm, er habe nicht zur Sache geredet; man sei nicht hier, um mit ihm zu disputiren; es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wolle, oder nicht. „Wohl, erwiederte Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also; es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst

noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am meisten freute sich Kurfürst Friedrich über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die Luther wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliel's aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Es wurde ihm hierauf befohlen, wieder abzureisen. Mehrere Fürsten, besonders geistliche, wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm wie mit Huß zu verfahren; andere, unter ihnen auch Herzog Georg von Sachsen, sonst einer der entschiedensten Gegner Luther's, erklärten sich heftig dagegen, und Karl selbst verabscheute einen solchen Treubruch. Wohl aber erfolgte am 26. Mai, als die meisten Reichsstände schon abgereist waren, eine kaiserliche Verordnung gegen Luther, welche dahin lautete, daß dieser Ketzer mit allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in die Acht verfallen sei. Denn Karl hatte keinerlei Verständniß für die geistige und nationale Bedeutung der reformatorischen Bewegung; seine außerdeutsche Macht machte ihn undeutsch, in seinen auswärtigen Beziehungen lagen die Gründe seiner Entscheidung, er wollte vor allem dem Papste sich gefällig zeigen *). Der Verfasser des Edicts, der päpstliche Legat Aleander selbst, war sogar über den sachlichen Zweck hinausgegangen; er hatte dasselbe in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt, wie sie des Kaisers, den er darin reden ließ, durchaus unwürdig waren.

Luther war indeß bereits in vollkommener Sicherheit, die er der klugen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrich's des Weisen, verdankte, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um ihn wenigstens in der ersten Zeit vor mörderischen Nachstellungen zu schützen, zugleich aber auch sich selber vor Händeln sicher zu stellen, wenn es von ihm hieße, er berge einen von Kaiser und Reich geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er

*) Strauß, Ulrich von Hutten, Th. II. S. 175.

schon mit Luther zu Worms die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4. Mai des Morgens von dort abreiste, um über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letzteren Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luther herausrissen, mit ihm waldeinwärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd, und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg bei Eisenach kamen. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sei; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnte Niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sei, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sei gestorben.

Auch auf der Wartburg aber ward Luther nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten, die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch am Leben befinden müsse, obschon Niemand wußte, wo er sei. Er hatte dort wieder mit manchen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes. Die Erzählung, daß er einmal das Dintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen, mag wohl ein Märchen sein, aber Folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg in Pathmo*) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, he-

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

det an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu, und sprach: Bist du es, so sei es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze Deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern damals zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtsein göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den seine ruhigeren Freunde tadelnswerth finden mußten, der ihm aber gerade beim Volke den größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der unbesonnen genug, und den muthigen Gegner schon ganz unterdrückt wähnend, kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte, in drohendem Tone also: „Er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe; jetzt wolle er ihm endlich ansagen: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezel's auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sei. Er erwarte auf diesen Brief in vierzehn Tagen Antwort; wären diese abgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen." Der geächtete Mönch, sagt Planck, schrieb an den ersten Fürsten des Deutschen Reichs in eben dem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb. Auch wurde der Kurfürst dadurch entweder so eingeschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: „die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sei abgestellt. Er wolle sich hinfort dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht." — Noch viel derber war ein Schreiben, welches Luther bald darauf an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich vom Ehrgeiz verlocken lassen, sich in den großen theologischen Streit zu mischen, und ein Buch gegen Luther's Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, besonders zur Vertheidigung der

sieben Sacramente der katholischen Kirche zu schreiben, oder von einem Gelehrten seines Reiches schreiben zu lassen, durch welches er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte, und auch wirklich den Titel Beschützer des Glaubens erhielt. Luther war in dieser Schrift mit argen Schmähungen überhäuft worden, und behandelte nun seinerseits den König wie den verächtlichsten seiner theologischen Gegner. Dennoch ließ er sich einige Jahre nachher von dem vertriebenen Könige von Dänemark, Christian II., zu einem Schritte bewegen, den ein neuerer Geschichtsschreiber den unbegreiflichsten seines Lebens nennt, zu dem nämlich, an Heinrich zu schreiben, und sich des Schimpfes wegen, den er ihm angethan, bei ihm zu entschuldigen. In diesem Briefe suchte er durch eine demüthige Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich bezeigte ihm in seiner Antwort eine tiefe Verachtung.

Als Luther etwa ein Jahr auf der Wartburg gewesen war, verließ er diese Zuflucht auf die Nachricht von ungestümen und wilden Auftritten, die unter Karlstadt's Leitung in Wittenberg vorfielen. Durch die Predigten dieses heftigen Neuerers war es dort schon dahin gekommen, daß der christliche Sinn von Vielen in der Aufhebung und Zerstörung des ganzen äußern Kirchenthums gesucht ward. So wurden denn nicht nur alle Ceremonien des Römischen Gottesdienstes abgeschafft, sondern auch die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre zerschlagen, gegen Mönche thätlicher Unfug verübt. Noch schlimmer und bedenklicher war die Schwärmerei, welche um dieselbe Zeit in Zwickau hervortrat. Ein Tuchmacher, Namens Nicolaus Storch, der sich unmittelbarer göttlicher Eingebungen rühmte, stand dort an der Spitze eines Haufens von Menschen, die ihn gläubig verehrten. Die Lehre, welche diese Neuerer besonders auszeichnete, war die Bestreitung der Kindertaufe. Einige von ihnen kamen nach Wittenberg, wo ihre vorgebrachten Gründe und Zweifel selbst Melanchthon irre machten und beunruhigten, Karlstadt aber in nähere Verbindung mit ihnen trat. Diese Dinge machten in Deutschland ein großes Aufsehen, Luther konnte mit Recht die übelsten Folgen für die ganze Kirchenreformation davon fürchten, und war überzeugt, nur seine Gegenwart in Wittenberg könne das Uebel wirksam bekämpfen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, bis er an Ort und Stelle war; trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten machte er sich auf den Weg, und schrieb ihm auf der Reise, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, einen Brief, der wegen der darin herrschenden, aus dem festesten Glauben an seine gute Sache fließenden Freimüthigkeit mit Recht bewun=

dert wird. Er habe, heißt es darin, das Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Dem Kurfürsten habe er genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sei. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Herzog Georg von Sachsen sei schlimmer als ein einziger Teufel; allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er in einem viel höhern Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht; ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn; denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten glaube, vermöge am meisten, da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sei, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen werde.

So kam Luther (7. März 1522) wieder nach Wittenberg, bestieg sogleich die Kanzel, und predigte acht Tage hintereinander gegen die während seiner Abwesenheit eingerissenen Unordnungen mit solcher Kraft und Wirkung, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Der Kaiser hatte Deutschland gleich nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden, und von da nach Spanien gereis't, wo er fast acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karl's war der Befestigung der Reformation sehr günstig, die sich auch schon über Sachsen hinaus und besonders in den Städten verbreitete. Das Reichsregiment, das den Kaiser vertreten sollte und zu Nürnberg seinen Sitz hatte, war eine unkräftige Behörde und zählte übrigens Gönner der neuen Lehre unter seinen Mitgliedern, so daß die Vollziehung des Wormser Edicts bald ganz außer Acht kam.

Leo X. war am 1. December 1521 gestorben, und nach einiger Zeit des Schwankens und der Parteiungen hatten sich die Cardinäle vereinigt, den uns als Karl's Erzieher und Statthalter in Spanien schon bekannten Hadrian zu wählen, welcher als Papst der sechste hieß. Er war zwar kein thatkräftiger, aber ein redlicher und gewissenhafter Greis, dem die Zerrüttung der Kirche sehr zu Herzen ging. Als Theolog war er entschiedener Gegner der Lehrmeinungen Luther's; daß aber in der Kirche große Aergernisse und Mißbräuche herrschten, gestand er zu, ja er ließ einem 1522 zu Nürnberg zusammengekommenen Reichstage durch seinen Legaten Cheregato erklären: es habe eine geraume Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden, daher sei er entschlossen, vor allen Din-

gen den Römischen Hof zu reformiren. Zugleich forderte er die Vollziehung des Edicts wider Luther. Diese aber lehnten die Stände ab, und wegen der Heilung der Kirchenübel trugen sie auf ein allgemeines Concilium an, indem sie zugleich nicht weniger als hundert Beschwerden der Deutschen Nation über den heiligen Stuhl übergaben.

Hadrian's treuherzige Geständnisse und die Anstalten, die er zu wirklicher Abstellung eingerissener Mißbräuche machte, zogen ihm in Rom bittere Feindschaft zu. Dazu kam, daß er die damals herrschende große Begeisterung für das classische Alterthum und seine Productionen so wenig theilte, daß er sich von der berühmten Statue des Laokoon, die man kurz vorher aufgefunden hatte, mit Gleichgültigkeit abwandte, und sie ein altes Idol nannte*). Einen solchen Papst haßten und verhöhnten die leichtsinnigen und verderbten Römer, und als er bald starb (14. Sept. 1523), schmückten sie in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen, und erklärten ihn in einer Inschrift für den Befreier des Vaterlandes.

Der nächste Papst war der Cardinal Julius von Medici, der sich Clemens VII. nannte, ein wohl unterrichteter, scharfsinniger, gewandter Mann. Dieser ließ den Antrag Hadrian's wegen der Vollstreckung des Wormser Edicts auf einem 1524 abermals zu Nürnberg gehaltenen Reichstage durch den Cardinal Campeggio wiederholen, konnte aber keinen andern Beschluß erhalten, als daß sich die Stände dem Wormser Edict gemäß halten wollten, *so viel ihnen möglich wäre*. Auf seiner Reise war der Legat in Augsburg vom Volke verspottet worden; und ehe er nach Nürnberg kam, baten ihn die Fürsten, bei seinem Einzuge die Austheilung des Segens lieber zu unterlassen, damit ihm nichts Aehnliches geschehe. Doch erfuhr er während seines Aufenthalts in Nürnberg neue Kränkungen.

---

8. Der Adelskrieg.

Der Geist der Schwärmerei, wie er sich zunächst in der Kirche selbst durch die Bilderstürmereien geäußert, blieb nicht bei der Kirche stehen. Er ergriff mehr und mehr alle Stände; politische und sociale Freiheitsideen

*) Sunt idola antiquorum, soll er gesagt haben. Doch war ihm sonst die Bildung seines Jahrhunderts nicht fremd. *Ranke*, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 92.

vermengten sich mit den kirchlichen; und die Ungeduld, der die Erfolge des Wortes zu lange ausblieben, schritt ungestüm zur That der Gewalt.

Von diesem Geiste der Schwärmerei wurde denn auch, und zwar zunächst, der Adel ergriffen; um so leichter, als grade er am meisten an das Waffenhandwerk, an Thaten der Gewalt gewöhnt war. Dennoch immer blühten die ritterlichen Fehden fort, bald nur geführt zum Schutze Unterdrückter oder Gekränkter, bald aber auch mit einem dem Räuberwesen ähnlichen Unfuge gepaart. Namentlich bildete damals Franz von Sickingen (geb. 1481), jener tapfere Reichsritter (S. oben S. 209) eine stets kampfbereite Macht. Von seinem Schlosse Ebernburg aus, bei Kreuznach, hatte er noch kurz vor dem Beginn der Reformation der Stadt Worms mit seinen Schaaren, die oft an 7000 Mann stark waren, hart zugesetzt, aus Unwillen über die Mißhandlung eines öffentlichen Notars, des Meisters Balthasar Plör, dem die Wormser alle Habe genommen, und der nirgends hatte Recht finden können. Der Reichsacht, in die er deshalb verfallen war (1515), trotzte Sickingen kühn, bis der ihm gewogene Kaiser Maximilian drei Jahre nachher die Vermittlung des Streits übernahm. Inzwischen hatte er ungescheut, mit 2000 Reitern und vielem Fußvolk, auch noch die Stadt Metz überfallen, weil die dortige Obrigkeit mehreren Bürgern ohne Recht das Ihrige genommen; und er war nicht eher abgezogen, als nachdem der Magistrat jenen Bürgern vollen Schadenersatz zugesichert und ihm selber eine Brandschatzung von 30,000 Gulden, sowie für sein Heer einen vollen Monatssold, ausgezahlt hatte. Ja, er wagte es sogar, dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen Fehde anzukündigen, weil er sich von ihm beleidigt glaubte; und obwohl dieser mit 6000 Mann seines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, wußte doch Sickingen von dem Pfälzischen Adel noch weit mehr und tüchtigere Mannschaft aufzutreiben, so daß er die Flecken und Dörfer des Landgrafen durch Brennen und Plündern schwer verwüstete, der Stadt Darmstadt heftig zusetzte, und unter Vermittlung des Markgrafen Philipp von Baden einen Vergleich erzwang, kraft dessen die Hessische Ritterschaft sich für nicht weniger denn 85,000 Gulden von seinen Feindseligkeiten loskaufen mußte. Die Macht Sickingen's erhellt auch daraus, daß er — ein bloßer Reichsritter — mit 14,000 Mann zu Fuß und 2400 Reitern dem jungen Kaiser Karl V. zu Hülfe ziehen konnte, als dessen erster Krieg mit Frankreich ausbrach (1521).

Und eben dieser Mann nun war es, der den ritterlichen Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung bildete. Wir haben schon des edlen Anerbietens gedacht, das er und Hutten 1520 an Luther ergehen ließen.

Und damit begnügten sich die beiden Ritter nicht. Sie schlossen einen intimen Bund, dessen Seele Hutten, dessen Arm Sickingen war. Es kam ihnen darauf an, durch Energie, durch Waffengewalt, eine umfassende sowohl religiöse wie politisch-nationale Umgestaltung Deutschland's durchzusetzen. Ihre oberste Losung war die Befreiung Deutschland's von der Römischen Fremdherrschaft; die deutsche Kirche sollte sich für sich abschließen, und etwa der Mainzer Erzbischof Primas derselben sein; die Geistlichen sollten beträchtlich vermindert, die Klöster ganz abgeschafft, die Lutherischen Lehren überall zur Herrschaft gebracht werden. In socialer Beziehung forderten sie Abstellung des Raubwesens, der kaufmännischen Monopole, Beschränkung der Sachwalter, Luxusgesetze und Sperre gegen die Geldausschleppung durch die Fugger, das größte Bankhaus jener Zeit, die Agenten der Römischen Curie und die Vermittler der geistlichen Krämerei. In politischer Hinsicht endlich ging ihr Plan auf Stärkung der kaiserlichen Gewalt, durch Hebung der Adelsmacht und Brechung der Fürstenmacht; namentlich sollten die geistlichen Fürstenthümer, kurfürstliche und bischöfliche, zu Gunsten des Kaisers und des niedern Adels säcularisirt werden. Im Hintergrunde, scheint es, schlummerte bei Sickingen, der als einfacher Ritter mächtiger war, wie mancher Fürst, das Gelüst, sich zum weltlichen Kurfürsten von Trier, an Stelle des geistlichen, zu erheben.

Noch im Verlaufe des Jahres 1520 öffnete Sickingen allen Bedrängten, Verfolgten und Flüchtigen, die wegen ihrer Begeisterung für die Idee der Kirchenverbesserung litten, seine Burgen als Asyle, zumal die Ebernburg. Hier trafen denn nach und nach zusammen: Hutten selbst, der sich nirgend mehr sicher und mit gewaltsamer Abführung nach Rom bedroht sah; Caspar Aquila und Martin Bucer, der nachmalige Straßburger Reformator; Johann Oecolampad, der später als der schweizerische Melanchthon blühte; Johann Schwebel und Otto Brunfels. Manche der Letzteren, scheint es, waren mehr oder minder in die Plane der beiden Ritter eingeweiht und bestimmt, der Unternehmung eine religiöse Weihe zu geben.*)

Der begeistertste Bildner und Verkünder derselben war und blieb jedoch Hutten. Schon am 28. Februar 1520 hatte er an Melanchthon geschrieben: mit Franz von Sickingen habe er große und überaus wichtige Plane vor. Auch an Luther schrieb er: sie seien entschlossen, gegen die päpstliche Tyrannei mit Schriften und Waffen zu Felde zu ziehen. Luther

*) Hagen, der Geist der Reformation und seine Gegensätze, Bd. II. S. 55 ff. Strauß, Ulrich von Hutten, Th. II. S. 155 ff. 162 f. 175. 210 f. 225 ff.

aber mahnte von Gewalt ab; in einem Briefe an Spalatin sagte er: „was Hutten begehrt, siehst du; doch möchte ich nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde; in diesem Sinne habe ich ihm geschrieben." Und später: „sein Rath sei gewesen, daß der Deutsche Adel nicht mit dem Schwerdt, sondern durch Beschlüsse und Verordnungen jenen Menschen (den Römlingen) Schranken setze; allein es scheine, diese würden sich durch gelinde Mittel nicht weisen lassen." Noch entschiedener und spöttisch mahnte Erasmus ab: Hutten solle „von einem so tollkühnen Handel die Hand lassen." Allein den beiden Rittern schwebte als Vorbild der Hussit Ziska vor, der mit Gewalt sein Vaterland von der Zwingherrschaft befreit, mit dem Schwerdte die Römlinge aus ganz Böhmen vertrieben habe. Vor der Hand fuhr Hutten fort, die Geister zu bearbeiten und Bundesgenossen zu werben. Er erließ ein Manifest an die Deutschen aller Stände. Er schrieb einen kühnen Brief an Kaiser Karl V., des Inhalts: „Die Römlinge seien gegen seine Wahl gewesen; ihren maßlosen Eingriffen in die Rechte des Kaisers, ihrer täglichen Plünderung des Vaterlandes müsse ein Ende gemacht werden; das erfordere die Würde der Deutschen Nation. Offen bekenne er, daß er eine Umkehr der bestehenden Ordnung wolle; er kämpfe für die Wahrheit, die gemeine Freiheit und die kaiserliche Würde." Er suchte auch den Kurfürsten von Sachsen auszuforschen, wessen man sich von ihm versehen könne für den Fall, daß es gegen die Römlinge zur Anwendung der Waffen komme. „Denn," schrieb er ihm, „in Güte sei mit Rom nichts auszurichten, der Tyrannei müsse Gewalt entgegengesetzt werden; beide Stände, Fürsten und Adel, müßten hierin zusammenwirken, jene mit ihrer Macht und diese mit ihrem Muthe; dem Kaiser müsse Rom, der Sitz des Reiches, zurückgegeben, und der römische Bischof den übrigen Bischöfen gleichgestellt werden."

Von dem Gedanken eines Bundes zwischen Fürsten und Adel kam indeß Hutten bald genug ab; er erwartete von jenen wenig oder nichts; auch war die Machteifersucht beider Stände zu groß. Um so mehr neigte er sich der Idee einer Verbrüderung zwischen Adel und Bürgerthum oder Ritterschaft und Städten zu; hatten doch beide viele Interessen auch gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten gemein. Auf das Eifrigste wirkte er in diesem Sinne. Als Ziel stellte er hin: „Es müsse den schlechten, übelgesinnten Rathgebern des Kaisers die Freundschaft aufgekündigt werden; der Kaiser müsse sie entfernen und mit den Pfaffen brechen, statt ihrer aber die tapfersten und bestgesinnten Männer zu Rathe ziehen — in geistlichen Dingen Männer wie Erasmus, Luther und Karlstadt,

in weltlichen Männer wie Franz von Sickingen —, und mit diesen dann die Verbesserung der kirchlichen Zustände und die Befreiung Deutschland's durchführen. Thue Karl das nicht, so habe Franz im Sinn, etwas auf seine eigene Hand zu wagen, es möge ausschlagen wie es wolle; dazu habe er an Hutten einen eifrigen Mahner. Zu dem Ende aber sei ein Bund der Ritter und der Städte erforderlich, die gleicherweise von der immer mehr sich erhebenden Fürstenmacht bedrängt würden, die beiderseits die meiste Empfänglichkeit für die Idee der Kirchenverbesserung besäßen, und daher zur gemeinsamen Durchführung einer religiösen und politischen Reform des Reiches am meisten geeignet seien." In dem Gespräche „die Räuber" zu Anfang des Jahres 1521 trug er die besonderen Beschwerden des Adels unverholener vor. Er ging darin namentlich den „Schreibern und Juristen" zu Leibe. Durch sie werde der Adel mehr und mehr in den Fürstenräthen und an den Fürstenhöfen zurückgedrängt; durch sie so manches Gut, das der Ritter als Eigen zu besitzen glaubte, als fürstliches Lehen in Anspruch genommen; sie seien die verderbliche Pest der väterlichen Besitzthümer des Adels. Und auch die Schreiber des Kaisers gingen nur darauf aus, sich reich zu machen, während sie die Heere darben ließen. Noch schlimmere Räuber aber seien die Geistlichen. Die besten Gegenden Deutschland's hätten die Pfaffen an sich gerissen; namentlich die Länder am Rhein, den Kaiser Friedrich III. mit Recht die Pfaffengasse genannt; und auch die Franken ständen ganz unter geistlichem Regiment. Dabei sei keiner der Bischöfe jetzt mehr ein Prediger; wohl aber wären sie Jäger und Krieger, vor denen Niemandes Erbgüter sicher seien. Nicht durch den Adel würden die Pfaffen geschützt, sondern durch die Fürsten, weil diese für ihre Brüder oder Söhne auf Bischofsstühle Jagd machten, von denen sie den niedern Adel nächstens ganz verdrängt haben würden. Deutschland sei nicht zu retten, wenn nicht die Geistlichkeit auf eine sehr geringe Zahl zurückgeführt, ihr Einkommen geschmälert, die Mönche ganz abgeschafft würden; die Pracht an Gold und Silber müsse aus den Kirchen entfernt und auf Kriegsbedürfnisse verwandt werden; der Römische Hof dürfe nicht mehr Deutschland durch seine Curtisanen ausbeuten. Darum thue ein Bund der Ritter mit den Städten noth; denn zum Kriege müsse es kommen.

Der Wormser Reichstag steigerte die Aufregung der beiden Ritter. Noch während seines Verlaufs schleuderte Hutten die heftigsten Blitze gegen die Prälaten: „Höchstens," ließ er sich vernehmen, „könnten die Kirchenfürsten und Bischöfe priesterliche Ehren in Anspruch nehmen, nimmer jedoch die von weltlichen Herrschern." Zornig rief er ihnen von

der Ebernburg zu: „das Maß ist voll! hebet euch hinweg! seht ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht? Daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen bedacht sind? Entweder werden wir euch den Untergang bereiten, zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen unterliegen!" An den Kaiser erließ er eine zornige Epistel, worin er ihm seine undeutsche Politik vorwarf, die Entfernung seiner geistlichen Rathgeber und die Vertretung der Rechte Deutschland's gegen die Römischen Uebergriffe forderte; denn unerträglich sei der Zustand der Erniedrigung. Ja, Hutten hatte nicht übel Lust, schon jetzt unter den Mauern von Worms „jenen Mützen ein Spiel anzurichten". Angst genug davor herrschte in Worms; die Stimmung der Ritterschaft ließ einen Ueberfall besorgen; man wollte sogar einen Zettel gefunden haben, des Inhalts: „Vierhundert vom Adel seien für Luther verschworen", mit dem Zusatz: „Bundschuh, Bundschuh"!, der an einen frühern Bauernaufruhr erinnerte und nur auf eine Verbindung mit der Bauernschaft hinweisen konnte. Dazu kam die Drohung Hutten's: „Jetzt müsse sich zeigen, ob Deutschland Fürsten habe oder von geputzten Statuen regiert sei; Franz von Sickingen für sein Theil sei fest." So tauchten denn Gerüchte auf, daß der Letztere im Stillen ein Heer gesammelt, daß er zum Ueberfall sich anschicke, daß ein schwerer und blutiger Aufstand gegen Kaiser und Klerus bevorstehe. Aber Sickingen hielt den Augenblick noch nicht für gekommen; er setzte immer noch Hoffnungen auf den Kaiser, und überdies stand der Krieg mit Frankreich vor der Thür, wobei er auf alle Fälle Beistand zu leisten entschlossen war. Darob erhob sich nun freilich von Seiten der Ungeduldigsten schwere Klage. Hermann von dem Busche, noch leidenschaftlicher als Hutten, war wegen des Nichtlosschlagens heftig erzürnt; Eoban Hesse verdoppelte seine Anstachelungen, verheißend: aus allen Gauen dürfe man sich des kräftigsten Beistandes versehen. Hutten aber vertröstete: er werde sicherlich durchbrechen, und er hoffe, daß dann der ganze Adelstand mit Franz die Waffen ergreifen werde.

Nicht minder, wie die Achtserklärung gegen Luther, erbitterte den Adel die Einsetzung des Reichsregimentes, das der Wahlcapitulation gemäß auf dem Wormser Reichstage bewilligt ward. In diesem Reichsregimente war jeder Kurfürst durch einen Abgeordneten vertreten, die geistlichen und weltlichen Fürsten nach sechs Kreisen, die Gesammtheit der Reichsstädte nur durch zwei Abgesandte, und die Ritterschaft gar nicht. So fühlte sich die letztere zurückgesetzt und verletzt; die Städte aber, da sie im Verhältniß zu schwach vertreten waren, schienen gleich-

falls zur Unzufriedenheit berechtigt. Ja, beide Stände durften sich von den Fürsten nun um so mehr des Schlimmsten versehen, als schon bei der Wahlcapitulation die Kurfürsten ihnen offene Feindschaft bewiesen hatten. Dazu kam, daß das Reichsregiment sich doch auch den Evangelischen Anfangs feindlich zeigte, und durch den Herzog von Sachsen sich zu einem Edicte bestimmen ließ (20. Januar 1522), wodurch die Bischöfe angewiesen wurden, sich den Wittenberger Neuerungen zu widersetzen und die alten kirchlichen Bräuche aufrecht zu erhalten*). Diese Verhältnisse nahm Hutten neuerdings wahr, um die Städte zum Bunde mit der Ritterschaft aufzureizen. Die Tyrannei der Fürsten, hielt er ihnen vor, habe die anderen Stände erdrückt; ihr Augenmerk sei nur, den armen Adel aufzufressen und keine Stadt bei ihrer Freiheit zu belassen; schon sei ein Theil derselben überwältigt. Die Kaisermacht sei durch die Fürsten so tief heruntergebracht, daß sie sich Alles erlauben könnten; thäten sie Unrecht, so gäbe es keine Abhülfe; nähmen sie wider Recht, so nehme Niemand die Klage an; man müßte denn klagen bei dem, der's nimmt (d. h. beim Reichsregiment). Auch die, welche schon zu viel hätten, meinten nicht genug zu haben, wollten noch diese oder jene Stadt dienstbar machen, neue Zölle aufsetzen, den benachbarten oder im Land belegenen Besitz des Edelmanns sich aneignen. Zu der Habsucht der Fürsten geselle sich die Schreiberherrschaft, wodurch die Regierung kostspielig und die Bedrückung des Volkes immer härter werde. Die Entfernung des Kaisers gebe vollends Alles der eifersüchtigen Fürstenmacht preis; ja sie möchten, daß er niemals wiederkehre und sie alle Gewalt behielten. Um jegliche Klage zu ersticken, verböten sie nun gar Luther's Lehre; denn unleidlich sei ihnen die Wahrheit. „Darum, ihr frommen Städte," schloß Hutten seinen Aufruf, „macht euch bereit und nehmt des Adels Freundschaft an, um den Fürsten zu widerstehen und der Deutschen Nation zu helfen, auf daß sie nicht komme zu Schaden und Spott." Selbst an einzelne bedeutende Städte wandte er sich zu gleichem Zweck. Nach Frankfurt schrieb er: es sei ihnen jetzt ein großes Fenster der Freiheit aufgethan, durch Edicte sollten sie sich nicht einschüchtern lassen; diejenigen beiden Stände, von denen zumeist die Macht der Deutschen Nation abhänge, Adel und Städte, müßten sich in Freundschaft vereinigen. Nach Worms schrieb er: den weltlichen Herren sei man nur in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig; verlangten sie mehr, so sei Wider-

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd. II. S. 39 f. Vgl. S. 82 f.

stand nicht nur erlaubt, sondern Pflicht. Auf die geistlichen Herren aber, auf die Bischöfe, gebühre vielmehr den Gemeinden das Aufsichtsrecht; und besser noch wäre es, wenn diese auch das Wahlrecht hätten, es nicht den trunkenen Domherren überließen; dann würde man nicht, statt frommer und gelehrter Leute, so viele reisige Bischöfe in deutschen Landen finden. Vor den Fürsten brauchten sie sich nicht zu fürchten; fast alle Städte, die Mehrheit des Adels, und das gemeine Volk sei dem Evangelium anhänglich.

Fast scheint es, als ob der kampflustige Adel für gewisse Eventualitäten auch die Bauernschaft in den Kreis seiner Berechnungen gezogen habe. Nicht nur deutet darauf die Zusammenstellung des Adels und des Bundschuhs auf jenem angeblichen Wormser Drohzettel, sondern auch die eben angeführte Berufung Hutten's auf das gemeine Volk, und mehr noch die damals erschienene anonyme Schrift „Neu Karsthans", die dem Hutten zugeschrieben ward, und jedenfalls aus seinem Lager hervorging. Karsthans (der Stichname für die Bauernschaft) führt darin ein Gespräch mit Sickingen, der ihn über sein verdrießliches Aussehn befragt; er klagt über die Plackereien der Pfaffen, über ihre strengen Gerichte, Geldstrafen und Bann; er droht, „wenn es einmal, wie er hoffe, zur Abrechnung mit den Pfaffen komme, werde er dies und anderes nicht vergessen"; er ruft aus, „wenn wir nur einen Hauptmann hätten!" und will Sickingen dazu erkiesen; er erhält zwar keine Zusage, aber auf dem Titel verkündet er doch: er sei mit Edlen Eins geworden und werde seinerseits mit Händen zugreifen. Angehängt war eine andere Schrift: „Dreißig Artikel, so Junker Reiter und Karsthans zu halten geschworen"; sie bewegten sich nur auf dem geistlichen Gebiete, weil natürlich auf dem socialen oder ökonomischen die Interessen der Bauern und des Adels nicht so leicht zu vereinigen waren; die Fassung der Artikel war heftig, die Verbündeten schwören Leib und Gut zusammenzusetzen, und nicht ihre eigene Sache, sondern die göttliche Wahrheit und des Vaterlandes Wohl zu bezwecken.

Dennoch war Sickingen entschlossen, die Adelserhebung ohne den Beistand der furchtsamen Städte und der gefürchteten Bauern ins Werk zu richten. Er vertraute auf sein Ansehn als kaiserlicher Feldhauptmann und als kaiserlicher Rath, auf seine eigenen Machtmittel und die der Ritterschaft überhaupt. Gegen Ende des Jahres war er vom Französischen Feldzuge mißmuthig zurückgekehrt; er hatte keine Gelegenheit zur Erwerbung neuen Kriegsruhmes gefunden, und für sein großes Heer war der Kaiser ihm den Sold schuldig geblieben. Zunächst erklärte er

sich nun offen für die kirchliche Reform: diese sei keine Neuerung, sondern Wiederherstellung des Ursprünglichen; das Abendmahl sei unter beiderlei Gestalt auszutheilen, die Messe deutsch zu lesen, Cölibat und Mönchsstand nicht von Gott eingesetzt, Heilige nicht anzubeten, Bilder mehr nütz zur Zierde in Gemächern als in der Kirche. In diesem Sinne ließ er denn auch durch seine theologischen Gäste, namentlich durch Oecolampad, den Gottesdienst auf seinen Besitzungen reformiren, zumal auf der Ebernburg, und seine Pfarrer mußten sich verheirathen. Nachdem im Mai 1522 der Kaiser nach Spanien gegangen, und das Reich nun vollends dem Reichsregiment überlassen war, erschien ihm auch der Zeitpunkt für die Durchführung der politischen Reichsreform günstig. Im August veranstaltete er eine Zusammenkunft der freien rheinischen Ritterschaft zu Landau. Die Versammlung war äußerst zahlreich; man verhandelte über die Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit, über die Parteilichkeit und Saumseligkeit des Reichsregiments sowie des Kammergerichts, über Beeinträchtigungen von Seiten benachbarter Fürsten und Bischöfe, und über die Bedrohung der Kirchenreformation. Am 10. August wurde ein „brüderliches Verständniß" unterzeichnet, wozu der Beitritt auch den Abwesenden mittelst einzusendender Reverse offen gehalten wurde. Der nächste Zweck desselben ging dahin, die Ritterschaft durch möglichste Ablehnung fremder Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Nicht allein die Streitigkeiten zwischen den Bundesverwandten sollten durch ritterliche Schiedsgerichte erledigt werden, ohne weitere Appellation, sondern auch von Angehörigen anderer Stände sollten die Ritter nur vor Ihresgleichen belangt werden können. Wer über das Erbieten zu solchem Austrage von seinem Gegner, welches Standes dieser sei, mit Gewalt bedrängt werde, dem sollte jeder Genosse beistehen. Dieser Bund wurde auf sechs Jahre geschlossen, Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt, und zwölf Vertrauensmänner nach den Bezirken ihm beigeordnet. Ob noch Weiteres verabredet worden, weiß man nicht. Das Gerücht aber erzählte alsbald: 1600 Edle hätten sich verschworen, zu dem Zwecke, alle diejenigen gegen Tyrannei zu vertheidigen, die in der evangelischen Angelegenheit bedrängt würden; Oecolampad und Hutten mit seinem Anhang seien darunter. Wirklich verkündete auch Hartmuth von Cronberg: Zweck der Verbindung sei, dem Worte Gottes das Thor zu öffnen; und Martin Bucer, damals bei Sickingen, meinte ebenfalls: es gelte die Erkämpfung des Rechtes, frei das Wort Gottes zu predigen und zu hören.

Es liegt indessen auf der Hand, daß neben dem Eifer für die ge-

waltsame Durchführung der Reformation, und neben der nationalen Begeisterung für die Selbständigkeit und die Macht Deutschland's, auch ritterlicher Standesgeist, Standeseifersucht und persönlicher Ehrgeiz der Verbindung mit zu Grunde lagen. Sickingen namentlich ging doch vor Allem wohl darauf aus, seine schwankende Stellung zwischen ritterlichem Besitz und beinahe fürstlicher Macht im Sinne der letzteren zur Entscheidung zu bringen, in der Kette Deutscher Fürstenthümer zunächst eine Lücke zu brechen, um sie selber auszufüllen und dann, von dieser breiteren und festeren Grundlage aus, das Werk der Umgestaltung der Reichsverfassung mit größerem Nachdruck durchzuführen. Diente ihm aber dabei die religiöse Neuerung zunächst als ein Hebel, so schwebte sie ihm doch ohne Zweifel zugleich auch als das begeisternde Endziel seiner Thaten vor, womit er diese und die neu zu gründende Ordnung zu krönen gedachte. Als die geeignetsten Angriffsobjecte stellten sich ihm unter den gegebenen Umständen die geistlichen Fürstenthümer dar, in denen er mit Einem Schlage zugleich die Fürsten= und die Pfaffenmacht zu treffen willens war. Und so richtete er denn schließlich sein Augenmerk auf den geistlichen Kurfürsten von Trier, der vorzugsweise ihm und der Reformation feindlich gesinnt war. Am Gelingen des Unternehmens zweifelte er nicht. Der Kaiser war abwesend, das Reichsregiment schwach; und jenen hielt er überdies nicht für geneigt, sich eines Fürsten anzunehmen, der wie der Trierer als bezahlter Agent bei der Kaiserwahl für seinen Nebenbuhler, für den König von Frankreich gewirkt. Zwar warnte ihn Balthasar Plör: wenn es ihm auch gelinge, Trier zu erobern, werde er es doch nicht behalten, sondern das Reich über ihn kommen; auch sein Guthaben beim Kaiser (60,000 Fl.) setze er aufs Spiel; jedenfalls möge er noch zuwarten.

Allein bei Sickingen war die Schilderhebung beschlossene Sache; auch war der Vorwand dazu bald gefunden: eine Beschwerde seinerseits, die er von dem Kurfürsten von Trier sofort erledigt wissen wollte, und wegen deren ihn dieser an das Reichsregiment in Nürnberg verwies. Schleunigst wurden seine Schlösser, besonders Ebernburg und Landstuhl, befestigt und verproviantirt; der Zulauf zu seinen Werbungen war bei dem außerordentlichen Ansehen, dessen er genoß, so groß, daß er sich in Kurzem nach Hartmuth von Cronberg an der Spitze von 10,000 Fußgängern und 5000 Reitern sah. Alsbald erfolgte auch der Aufbruch, ohne Rücksicht auf die Achtsandrohung, die das Reichsregiment unter dem 1. September 1522 erließ. Seine Proclamation an die Truppen und Verbündeten erklärte: nicht seine Bereicherung an Gut und Macht sei

der Zweck des Unternehmens, sondern Gottes Ehre, sofern es wider die Feinde des Evangeliums, die Bischöfe und Pfaffen, gehe. Den bestürzten Sendboten des Reichsregiments eröffnete er mündlich: „Sie möchten nur ihren Herren sagen, er sei des Kaisers Diener so gut wie sie; nicht gegen den Kaiser wolle er handeln, nur gegen den Erzbischof von Trier, und darob werde sein Herr, der Kaiser, nicht zürnen. Sein weiteres Absehen gehe darauf, in Deutschland ein besseres Recht zu machen, als das Regiment bisher gethan; und gelinge ihm das, so werde der Kaiser bei seiner Zurückkunft — und damit spielte er auf die Einziehung der geistlichen Güter an — mehr Land und Geld im Reiche finden, als er jetzt auswärts zu gewinnen suche. Seinen Handel dem Kammergericht überlassen, sei unnütz; er habe ein Gericht um sich, das mit Reisigen besetzt sei, und mit Büchsen und Karthaunen distinguire." Sprach sich in diesen Worten eine kühne Siegeszuversicht aus, so waren seine ersten glücklichen Operationen im Gebiete des Kurfürsten nicht angethan, sie zu schwächen. Als er sich mit gefangenen Trier'schen Edelleuten unterhielt, enthüllte er unumwunden seine weitgehenden Absichten. „Ihr habt," sagte er, „einen Kurfürsten, der euch, wo er anders bleibt, wohl bezahlen kann; wo aber Franz ein Kurfürst von Trier wird — als er wohl thun könnte, auch thun will, und nicht allein dies, als das Geringste, sondern ein Mehreres — so wird euch der auch wohl ergetzen."

Wie er nun aber zur Krönung seiner Erfolge die Stadt Trier belagerte und beschoß: da trat schließlich die schlimmste Wendung ein. Wider Erwarten leistete der Kurfürst einen tapfern, umsichtigen und zähen Widerstand; und während derselbe von verschiedenen Seiten her bedeutende Verstärkung empfing, harrte Sickingen vergeblich der erhofften Zuzüge, und verschoß vergeblich sein Pulver. Der Mangel des letztern nöthigte ihn endlich zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge. Seine Schaaren, die für ihn und seine Sache schwärmten, rächten sich in ihrer Erbitterung, indem sie, wie einst die Hussiten, Kirchen und Klöster verbrannten. Dieser Ausgang des Unternehmens war ein tödtlicher Schlag für die Reformideen und die Machtansprüche der Ritterschaft. Und auch die kirchliche Reform, statt gefördert zu werden, sah sich nunmehr in ihren Fortschritten eher gehemmt und mit neuen Gefahren bedroht. Luther und Melanchthon beklagten die Gewaltschritte des Adels offen als ein Thun, das der guten Sache nur Haß zu wege bringen könne. Und in der That schöpften die Gegner daraus neuen Muth zum Versuche der Reaction; das, hieß es nun, seien die Früchte des neuen

Evangeliums, es führe zu Aufruhr und Empörung. Es war solchen Stimmen gegenüber vergeblich, wenn Luther und Melanchthon jede Verantwortlichkeit auch noch so heftig zurückwiesen, wenn der Eine den Sickingen des „Rottengeistes", und der Andere den Hutten des „Wahnsinns" beschuldigte.

Daß Hutten den gescheiterten Zug mit verabredet, ist mehr als wahrscheinlich; ob er ihn mitgemacht, bleibt fraglich. Nach seiner Rückkehr entließ Sickingen die zum Waffendienst minder Tauglichen, um sie nicht unnütz der eigenen Gefahr zu opfern; unter ihnen ohne Zweifel den stets kränklichen Hutten, gleichwie Bucer und Oecolampad. Die nun ihrerseits verbündeten Fürsten, voran der Kurfürst von Trier, der Pfalzgraf am Rhein und der Landgraf von Hessen erstickten die Reste der Adelserhebung; während des Winters ließen sie Sickingen in Ruhe, um erst seine überall zerstreuten Anhänger zu vernichten; dann gingen sie vereinigt ihm selber zu Leibe. Vergebens hatte er durch Botschaften an Ritter und Städte bis nach Böhmen und die Schweiz hinein Verstärkung gesucht. Vergebens vertheidigte er Landstuhl, in das er sich geworfen, mit heldenmäßiger Tapferkeit. Schon war ein Theil der Mauern niedergeschmettert. Eben ging er, die Hauptbresche zu besichtigen: da traf ein Kanonenschuß einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Splitter davon in die Seite des Ritters fuhr und ihn lebensgefährlich verwundete. Als die Heftigkeit des Beschießens nicht nachließ, verstand sich Sickingen zu einer Capitulation, damit er ohne Kanonendonner um das Sterbelager sein Leben aushauchen könne*). Im Todesschmerze näherten sich ihm noch die drei feindlichen Fürsten, und als sie ihn verlassen hatten, entfuhr ihm der Geist (7. Mai 1523).

Nicht lange überlebte ihn Hutten. Dieser hatte unter den Siegen der Reaction, schmerzerfüllt, Deutschland verlassen und sich nach der Schweiz gewandt. In Basel wollte er Erasmus besuchen. Da traf ihn der schmerzlichste Schlag: in Selbstüberhebung und Menschenfurcht verläugnete ihn der ehemalige Freund und Geistesgenosse; kalt und scheu wies der Mann des Friedens jede Gemeinschaft mit dem Manne der Gewalt zurück. Tief entrüstet ergriff Hutten noch einmal, zum letztenmal, die Feder und erließ eine „Beschwerdeschrift gegen Erasmus", die von Bitterkeit überquoll. Bitter antwortete ihm Erasmus in seinen „Schwämmen gegen die Ausspritzungen Hutten's". Sie kamen dem rastlosen Wanderer, dem kühnen Schwärmer für Deutschland's Er=

---

*) Münch, Franz von Sickingen's Thaten. Bd. I. S. 295.

hebung, nicht mehr zu Gesicht; enttäuscht, arm und verlassen war er am 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürchersee, im 36. Jahre seines Alters, gestorben. Mit Vielen hatte er die Ueberzeugung getheilt: es würden keine Unruhen entstanden sein, wenn der Kaiser sich nicht in die Kirchenhändel gemischt hätte; dann würde vielmehr die evangelische Lehre in Kürze von sich aus das Deutsche Kirchenwesen umgestaltet, der Priesterherrschaft ein Ende gemacht, und das Ansehn des Kaisers erhöht haben.

Kaum waren die Adelsunruhen in den letzten Spuren getilgt, als ein anderer Stand mit anderen Ansprüchen, aber verwandten Antrieben der Schwärmerei folgend, in die Schranken trat, und eine Revolution entzündete, die das neu- wie das altgläubige Deutschland mit gleicher Gefahr bedrohte, und neuerdings die Aufmerksamkeit für einige Zeit von dem rein kirchlichen Interesse abzog. Dieser Stand war die Bauernschaft, deren Mitwirkung der Adel Anfangs gewünscht, dann vermieden hatte.

---

9. Der Bauernkrieg.

Der harte Druck, unter dem die Bauern seufzten, hatte schon im Mittelalter öfters bedenkliche Empörungen derselben hervorgerufen, von denen wir nur einige der merkwürdigsten früher erwähnt haben*). Auch in Deutschland hatte es nicht an ähnlichen Erscheinungen gefehlt; und besonders gährte es in den südlichen Theilen desselben fort. Schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung und bei dem geringsten Ungehorsam die strengsten Strafen, auch Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer zu einem bessern geistigen und leiblichen Zustande emporkommen konnte — das waren die Gegenstände der lautesten Klagen, die sich in Oberdeutschland aus der Mitte dieses Standes erhoben. Fürsten, Adel und Geistlichkeit sahen die Bauern nicht sowohl als Unterthanen an, für die sie zu sorgen hatten, sondern vielmehr wie ein ererbtes Eigenthum, mit dem sie nach Lust und Gefallen schalten könnten. Am meisten aber waren die Bauern gegen die geistlichen Herren erbittert, deren Ueppigkeit, weil sie dieselbe täglich vor Augen hatten, ihnen ein

---

*) Neun solcher Bauernaufstände des Mittelalters sind übersichtlich dargestellt von **Wachsmuth** in Raumer's histor. Taschenbuch, Jahrg. V. S. 281.

besonderer Stein des Anstoßes war. Da nun überdies den süddeutschen Bauern das Beispiel der benachbarten freien Schweizer ein naheliegender Anreiz war: so hielten sie am Ende auch sich für befugt, ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen. Lange schon, bevor Luther öffentlich auftrat, brachen dergestalt im Rheinlande und in Schwaben große Empörungen aus, die nur durch Ströme von Blut gedämpft werden konnten. So 1502 im Speierschen und 1514 im Würtembergischen; jener Aufstand wurde von seinem Abzeichen der Bundschuh, dieser der arme Konrad genannt. Es ist daher ungegründet, in der Reformation die Quelle des Bauernkrieges zu suchen. Aber allerdings gab sie ihm wie dem Adelskriege einen Anlaß oder Anstoß, und trug namentlich dazu bei, daß die Glut diesmal zu einer ungleich verheerenderen Flamme anwuchs. Denn den erhitzten Gemüthern der ohnehin nie scharf sondernden Menge lag noch bei Weitem mehr wie dem Adel das Mißverständniß nahe, Luther's eifrigen Kampf für Freiheit in Glaubenssachen unmittelbar auch als einen Kampf für Freiheit im Staatsleben aufzufassen, und von der Einführung der neuen Lehre zugleich in bürgerlicher Beziehung die Erfüllung sowohl ihrer billigen Forderungen wie ihrer überspannten Hoffnungen zu erwarten. An der Erweckung derselben und an dem Ausbruch der Bewegung hatten Thomas Münzer und Karlstadt durch ihre aufreizenden Predigten nicht geringen Antheil; jener in Oberschwaben, dieser in Franken*).

Im Januar 1525 standen die Bauern des Abtes von Kempten auf; ihnen folgten die Unterthanen des Bischofs von Augsburg im Algau, der Aebte von Ochsenhausen und Roth, der Grafen von Montfort u. a. m. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Aber wie muthig auch die große Aufregung diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk, das weder Gehorsam noch Mannszucht kannte, mithin einem wohlgeordneten, eingeübten Heere wenig furchtbar sein konnte. Ein solches brachte der Schwäbische Bund gegen sie auf; den Befehl über dasselbe führte Georg Truchseß von Waldburg, ein tapferer, aber rauher und harter, den Gefühlen der Menschlichkeit fremder Mann, welcher der alten Kirchenlehre eifrig ergeben war. Dieser zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen; aber schnell vereinigte sich ein neuer,

*) S. Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 148 ff. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs in Ostfranken, S. 79. Zimmermann, Allgem. Gesch. des großen Bauernkriegs, Thl. II. S. 226 ff.

und Truchseß fand sich nicht stark genug, diesem die Spitze zu bieten. Daher bot er die Hände zu einem Vertrage, der am 22. April unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Bauern auseinandergehen, und über ihre Beschwerden Schiedsrichter, die von beiden Parteien zu wählen wären, entscheiden sollten. Leider hatte dieser Vergleich die gehoffte Ruhe nicht zur Folge. Es erschien endlich ein Manifest der Bauern, das unter dem Namen der zwölf Artikel eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt, und bald alle ähnlichen Manifeste verdrängte; ohne Zweifel war es von einem ihrer Prediger, die auf ihre Schritte den größten Einfluß übten, aufgesetzt, obwohl ein bestimmter Verfasser nicht mehr zu ermitteln ist*). Sie forderten darin besonders das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst zu bestellen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze; Zurückführung der Abgaben und Frohnden auf den alten Fuß; unparteiischere Gerechtigkeitspflege u. a. m. Ueber Alles solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemandem sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Punkte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und absichtlich mit großer Mäßigung abgefaßt; auch machten die Artikel weithin einen so mächtigen Eindruck, daß der Kurfürst Ludwig von der Pfalz sie nach Wittenberg sandte und Melanchthon's Gutachten darüber verlangte. Dieser, gemäß seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt abholden Natur, äußerte sich darüber mit Unwillen und in starken Worten.

Luther dagegen, von den Bauern selbst aufgefordert, sich über ihre Angelegenheit zu erklären, gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keiner von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Zu den Fürsten und Herren sprach er unter Anderm: „Niemand auf Erden mögen wir solchen Unraths und Aufruhrs danken, denn euch Fürsten und Herren; sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das heil. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schazt, eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche,

*) Vgl. Zimmermann, a. a. O. S. 107 ff.

willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun.... Ist euch nun noch zu rathen, m. l. H., so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen.... Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und Ps. 107, 40. wahr machen, daß sie Verachtung schütten über die Fürsten." In der Ermahnung an die Bauernschaft giebt er zu, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute so unerträglich beschweren, sich wider Gott und Menschen höchlich versündigen. Sie aber sollten sich deswegen keine christliche Rotte oder Vereinigung nennen, da sie Gottes Namen unnütz führen und schänden, weil geschrieben steht: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Auch daß die Obrigkeit böse und unleidlich sei, entschuldige keine Rotterei noch Aufruhr; sie seyen noch viel ärgere Räuber als die böse Obrigkeit. „Ich setz euch," sagt er, „selbst hin zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sei: ob es der sei, der einem andern ein groß Stück Guts nimmt und läßt ihm doch etwas; oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut, d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seid ihr viel größere Räuber denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen. Das glaube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das größte und Hauptstück, der wird es auch nicht lassen, er wird ihm das andere und geringste, so dran hangt, auch nehmen." Er schließt das Ganze mit einer Ermahnung an die beiden Parteien, an Fürsten und Bauern. „Auf beiden Seiten," sagt er, „sei Unrecht; darum werde man auf beiden Seiten verderben, Gott werde einen Buben durch den andern strafen."

Aber diese ebenso nachdrücklichen als wohlgemeinten Worte fanden kein Gehör mehr; und immer lichter schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung außer in Schwaben auch in Franken aus, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münster'schen. Auch in den

Städten gährte es; hie und da brachen Tumulte aus. Doch gesellten sich nur kleinere Städte offen dem Aufruhr bei; die größeren wurden nirgends Mittelpunkte und Stützen für denselben, wiewohl einige den Bauern insgeheim manchen Vorschub leisteten*). Desto greller und zerstörender wüthete der Aufstand auf dem Lande. Von einer Willigkeit zu friedlichem Abkommen war bald nirgend mehr die Rede. Weit und breit wurden Burgen, Klöster, Priestersitze geplündert und in Brand gesteckt. An vielen Orten steigerte sich die Leidenschaft der Bauern bis zu blutdürstiger Raserei. Ein ruchloser und frecher Mensch, Namens Georg Metzler, früher Schenkwirth, stand an der Spitze einiger Tausend Odenwäldischer Bauern, zu denen sich bald andere Haufen gesellten. Sie nahmen Weinsberg und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die sie hier unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein fanden, eine grausame Rache für die Gefangenen, die Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, den die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie, von tausend Stichen durchbohrt, niedersanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, den Unmenschen zu Füßen; vergebens suchte sie durch das Emporhalten ihres zweijährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste gemißhandelt.

Die Nachricht von dieser Würgescene war hinreichend, Luther's Meinung über die Behandlung der aufrühreriscben Bauern völlig umzustimmen. Seine edle Seele war frei von dem Wahne, daß man einem empörten Volke Ströme von Blut und Kannibalengräuel zu Gute halten müsse; er erglühte vor Unwillen, und schrieb in dieser Stimmung eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit einer nur allzugroßen und tadelnswerthen Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte. „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teuflischers sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich, und ein ganzes Land mit dir.... Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott

*) Wachsmuth, der Deutsche Bauernkrieg, S. 38. Ranke, a. a. O. S. 163.

versündigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Metzler's Haufen und eine andere zahlreiche Schaar waren ins Würzburgische eingedrungen, und ganz Franken erhob sich. Auch dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, und sich von den Flammen seiner Schlösser dazu leuchten zu lassen, oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere gezwungen; Andere traten freiwillig und ehrlich auf die Seite der Empörer, weil sie die Unternehmung derselben billigten, oder im Trüben zu fischen hofften. Auch der berühmte Götz von Berlichingen (geb. 1478, gest. 1562), Sickingen's Schwager und vielfacher Helfer, wurde genöthigt, ein Führer der Bauern zu werden; er ging um so eher darauf ein, als die kriegerische Thätigkeit gegen seine alten Feinde im Schwäbischen Bunde ihn zugleich anzog. Aber er verhehlte ihnen nicht, daß ihm ihr wildes Treiben mißfalle; und als die vier Wochen, für die er sich verpflichtet, verflossen waren, verließ er sie*). Der Bischof von Würzburg flüchtete, die Bauern nahmen seine Hauptstadt ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem scheiterten ihre Kräfte.

Indeß rüsteten sich ihre Feinde auf zwei Seiten. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben (12. Mai) entscheidend aufs Haupt geschlagen, und sich nachher, zur Wiedervergeltung der Weinsberger That, der ganzen Grausamkeit seines rachsüchtigen Gemüths überlassen. Jetzt rückte er nach Franken vor, und vereinigte sich mit einem andern Heere, das der Kurfürst von der Pfalz herbeiführte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen (20. und 28. Mai) besiegt, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr schnell gedämpft. Auf gleiche Weise mußten die Bauern überall der geordneten Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet, und schwer seufzten die Länder unter den unverantwortlichen Grausamkeiten und Verwüstungen, mit denen die Sieger jetzt Vergeltung üben zu dürfen glaubten. An dieser Härte, an den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte und dadurch seinen Wohlstand zerrüttete, hatte der Schwäbische Bund vorzüglich vielen Antheil, da er in Franken als Fremder auftrat, den die Unterthanen nichts angingen. Aber auch unter den Fürsten, die dem

---

*) Er ist sonst der Zweideutigkeit in seinem Verhältniß zu den Bauern beschuldigt worden; so von Sartorius, Versuch einer Geschichte des Deutschen Bauernkriegs, S. 249. Gegen diese Anklage nimmt ihn Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges, besonders S. 361 ff., mit guten Gründen in Schutz.

hätten wehren und die Ihrigen schonen sollen, gingen Manche mit ihrem eignen Volke nicht besser um. Nur allzusehr gingen die heftigen Anreizungen Luther's in Erfüllung; von der Raserei der Sieger wurde die der Aufrührer weit übertroffen. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg=Kulmbach ließ unter andern neunundfunfzig Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst Richard von Trier und der Bischof Konrad von Würzburg fanden eine Lust daran, ihre Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen. Mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten durchzogen sie ihre Länder, da schon Alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen. Der Erstere soll sogar mit eigner Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf funfzigtausend angegeben.

So hinterließ denn auch diese Revolution, die in ihren weitergehenden Folgerungen ebenfalls eine völlige Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse Deutschland's erzielt hatte, keine anderen Spuren, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder. Wie wäre aber auch ein so wildes Zusammenrotten ohne Plan und Ordnung, und wobei statt ächter Begeisterung meist nur rohe Leidenschaft und gemeine Rachsucht waltete, endlich ohne irgend einen mit großen Eigenschaften und höherm Sinn begabten Führer an der Spitze, eines besseren Ergebnisses fähig gewesen! Der Zustand der Bauern hatte sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, zur Strafe selbst diejenigen Freiheiten, deren es noch genossen hatte. Die Bauernschaften wurden entwaffnet, und des Rechts, sich in Gemeinden zu versammeln, beraubt. Für Abstellung der Mißbräuche, die den Aufstand herbeigeführt hatten, geschah nur in der Pfalz Einiges, in andern Gebieten war nicht davon die Rede.

---

10. Thomas Münzer.

An der Spitze des mit dem Bauernkriege in Süddeutschland zusammenhängenden Volksaufstandes in Thüringen stand ein Geistlicher, der schon genannte Thomas Münzer, der früher unter den Zwickauer Wiedertäufern eine Rolle gespielt hatte, und nunmehr, zugleich Schwärmer und Betrüger, als einer der einflußreichsten Volksverführer wirkte.

Luther's Reformation erklärte er für unzulänglich, und überhäufte diesen mit den beleidigendsten Schmähungen. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen, und daß ihm befohlen sei, das weltliche Regiment zu ändern. Der ganzen Gemeine gehöre die Gewalt des Schwerts, die Fürsten seien die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Wegen dieser radicalen Lehren war er bereits aus mehreren Sächsischen und anderen Städten verjagt worden, als er in der Reichsstadt Mühlhausen, wo ein entlaufener Mönch Heinrich Pfeifer ihm den Boden bereitet hatte, einen großen Anhang fand (1524). Münzer, fortan mit Pfeifer eng verbunden, reizte in seinen Predigten gegen Obrigkeit und Adel, wie gegen die Kirche, auf. Die Entschiedenheit und Keckheit, mit der er seine Meinungen vortrug, und ganz besonders seine lockende Lehre von der Gemeinschaft der Güter, verführten das niedere Volk mächtig. In kurzem war seine Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß der Stadtrath abgesetzt, ein neuer aus seinen Anhängern bestellt, und die Mönche, Stiftsherren und Johanniter vertrieben wurden. Die Armen arbeiteten nicht mehr, sondern forderten ihre Bedürfnisse von den Reichen; und was ihnen abgeschlagen wurde, nahmen sie mit Gewalt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhang hinaus, um sie durch das ganze Land zu verbreiten; sein Fahnenzeichen war ein Regenbogen auf weißem Grunde. Eine Menge Kirchen, Klöster und Schlösser wurden nun geplündert und verwüstet; und das böse Beispiel wirkte immer verführerischer. In Thüringen, in vielen Gegenden Obersachsen's, Hessen und Braunschweig erhoben sich die Bauern, es nachzuahmen. Der junge, rasche und thätige Landgraf Philipp von Hessen wurde zuerst des Aufstandes in seinem Lande Meister; dann zog er den benachbarten Fürsten, den Herzogen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, sowie den Grafen von Mansfeld, zum Beistand zu. Vereint brachen sie mit einer ausgesuchten Mannschaft gegen Münzer auf. Sie trafen ihn bei Frankenhausen, wo er sich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte (15. Mai 1525). Da die Aufrührer anfangs zu unterhandeln begehrten, so ließen ihnen die Fürsten Gnade anbieten, wenn sie sich ergeben und ihre Häupter ausliefern wollten. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredtsamkeit mächtig zu Hülfe. „Hebt die Augen auf," rief er, „und seht, wie günstig uns Gott ist, blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den Himmelsbogen; und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, so zeigt

uns Gott dadurch deutlich an, er werde uns unterstützen und den Tyrannen Untergang bereiten. Es ist Gottes Wille, daß wir keinen Frieden mit unsern gottlosen Widersachern machen." Jede Hoffnung auf Gnade zu vernichten, beging Münzer sogar die Nichtswürdigkeit, einen Gesandten der Fürsten, einen jungen Edelmann, niederstoßen zu lassen. Die Schlacht ward von den Fürsten mit leichter Mühe gewonnen, von den fliehenden Bauern an siebenhundert niedergemacht*). Münzer selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses; aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage und zog ihn aus dem Bette hervor. Er wurde vor die Fürsten gebracht und gefoltert, dann enthauptet und gespießt; das gleiche Schicksal traf auch Pfeifer; außer ihnen wurden noch viele andere Gefangene durch das Schwert hingerichtet.

Die Widersacher der Reformation verfehlten natürlich nicht, alle diese Empörungen als Beispiele darzustellen, zu welchen Unthaten die neuen ketzerischen Lehren führten. So ungegründet diese Behauptung auch ist, wenn man anders nicht jede Uebertreibung oder Verzerrung einer großen Idee, und jede Verwendung derselben zu anderen Zwecken oder jedes daraus entspringende Mißverständniß, auf diese Idee selbst zurückschieben will: so hat doch allerdings zumal der Bauernkrieg viel dazu beigetragen, den Sectenhaß und den Parteigeist schärfer zu machen; und durch die politische Besorgniß, die sich dem religiösen Interesse beimischte, wurde die Lage der Dinge noch schwieriger und verwickelter. Denn nichts lag nach der Erhebung des Adels, der Bürger und der Bauern näher, als die Gefahr, daß nun auch die Fürsten wider einander, oder wider Kaiser und Reich, sich erhöben. Luther wurde durch alle jene Gewaltereignisse zurückhaltender, ja starrer und einseitiger gemacht. Er, der einst selbst die weitesten Ziele und mit der allseitigen Läuterung der Gotteslehre und der Kirche auch eine allseitige Verbesserung der Zustände des Reiches im Auge gehabt hatte, streifte jetzt nicht nur ein für allemal alle nicht rein kirchlichen Gesichtspunkte völlig ab, sondern beschränkte sich auch in seinem kirchlich reformatorischen Wollen, und stellte sich ganz auf den Boden der weltlichen Obrigkeit, d. h. der fürstlichen Macht, für die er jetzt ein göttliches unumschränktes Recht und einen blinden Gehorsam in Anspruch nahm. Diese Lehre machte die Reformation von den Fürsten abhängig, und kam ebensosehr den fürst-

*) Diese Zahl, nicht fünftausend, giebt die Mühlhäuser Chronik an. S. Ad. Schmidt, Zeitschr. für Gesch. Bd. IV. S. 383.

lichen Gegnern wie den fürstlichen Gönnern zu statten. Auf die Durchführung einer vollständigen, ganz Deutschland gleichmäßig umfassenden Reformation, war daher kaum mehr zu hoffen. Bald genug traten im Kreise der Fürsten das gleiche Selbstvertrauen, wie zuvor bei den geringeren Ständen, und dieselbe Lust zu gewaltthätigen Wagnissen hervor; aber diesmal in der Gestalt der schroffsten Gegensätze, die Deutschland nicht zu einigen, sondern nur zu spalten geeignet waren.

---

11. Die ersten gegnerischen Fürstenbündnisse. Förmliche Gestaltung des neuen Kirchenthums.

Da der Beschluß des letzten Nürnberger Reichstages in Betreff der Religion so wenig nach dem Sinne des päpstlichen Legaten und der katholischen Partei ausgefallen war: so trat auf Campeggio's Betrieb der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich — mächtig als Besitzer aller Länder des Großvaters Maximilian, die sein Bruder, der Kaiser, erst mit ihm getheilt, dann ihm gänzlich überlassen hatte — mit den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Baiern, sowie den meisten süddeutschen Bischöfen, schon am 6. Juli 1524 in Regensburg zu einem besonderen Bündnisse zusammen, dessen Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Kirche und Lehre war. Das Zusammenwirken der sonst durch politische Eifersucht getrennten Häuser Oesterreich und Baiern wurde der Punkt, von welchem in Deutschland der geregelte Widerstand gegen die Fortschritte der neuen Lehre ausging.

Die norddeutschen entschiedensten Widersacher derselben, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, waren diesem Bündnisse nicht beigetreten; im nächsten Jahre aber kamen sie mit einigen gleichgesinnten Fürsten zu Dessau zusammen, und hielten Berathungen, von denen sich die Evangelischen nichts Gutes versprachen. Da nun zugleich ein Ausschreiben des Kaisers zu einem neuen Reichstage erschien, in welchem auf Unterdrückung der schädlichen Religionsneuerungen hingewiesen wurde: so drang der feurigste Anhänger der Reformation, der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, der sie in seinem Lande eben mit großem Eifer einführte, darauf, daß die evangelischen Fürsten ihrerseits zu einem Sicherheitsbündnisse zusammentreten möchten. Luther wollte zwar von solchen Maßregeln nichts hören;

er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde; und der sanfte Melanchthon verabscheute wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte. Demungeachtet nahm der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder Friedrich der Weise war am 5. Mai 1525 gestorben), des Landgrafen Vorschlag an. Zu Torgau wurde im Mai 1526 zwischen beiden Fürsten ein Bündniß geschlossen, des Inhalts, daß — weil durch die Geistlichen und ihre Anhänger eine Verbindung errichtet worden sei, um die alten unchristlichen Mißbräuche ferner im Schwange zu erhalten, und diejenigen, welche sie abgestellt hätten, anzugreifen und zu verderben — sie einander gegen einen solchen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald darauf traten noch vier Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und die damals freie Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Das Vertrauen auf diese Einigung war es, das den verbündeten Fürsten die Entschlossenheit gab, auf dem noch im Juni desselben Jahres zu Speier eröffneten Reichstage, sich dem kaiserlichen Antrag zur Vollziehung des Wormser Edicts zu widersetzen, ja den Beschluß zu bewirken, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffte. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen noch schnellern und leichtern Fortgang, und die neue Lehre, die schon in vielen Landschaften und Orten ins Leben getreten war, erhielt einen festern Grund. Indem aber die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten, oder doch anders gestalteten, griff dies so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens sprengte die Kette der Hierarchie; wenn die Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen verlassen wurden, mußten auch die gottesdienstlichen Anstalten gänzlich verändert werden; und mit der Lehre Luther's, daß nicht in unserer eigenen Gerechtigkeit und in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sei, mußte sich das praktische christliche Leben ganz anders gestalten. Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst

eingeführt, den Geistlichen die Ehe verstattet; die Klostergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Festtage vermindert; auf das Predigen und den häufig gänzlich vernachlässigten Volksunterricht legte man einen großen, bisher ungewohnten Nachdruck. In Ansehung der Kirchenverfassung und Regierung waren die Reformatoren anfangs geneigt, die Bischöfe bestehen zu lassen, wenn ihre Gewalt eingeschränkt würde, und sie aller weltlichen Herrschaft entsagten. Da dies aber nicht erfolgte, so kam in den Ländern, wo die Reformation eingeführt wurde, die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren.

In dem Mutterlande der Reformation, dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Friedrich der Weise sich gegen die Neuerungen mehr nachgebend als fördernd verhalten hatte, wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften gradezu angeordnet. In Hessen hielt Philipp der Großmüthige 1526 eine Landessynode, wo die Kirchenreformation besprochen und festgesetzt wurde; ein Jahr darauf stiftete er die Universität zu Marburg auf reformatorischem Grunde. Bald folgten mehrere andere Deutsche Fürsten und Städte dem gegebenen Beispiel. Am merkwürdigsten aber war, daß der Hauptangriff des Adels gegen die Reichs- und Kirchenverfassung, sein Bestreben, die geistlichen Fürstenthümer zu säcularisiren, nun bei den Fürsten selbst zu Ehren kam, und daß dergestalt schon in den ersten Jahren der Reformation wirklich ein ganzer geistlicher Staat in einen weltlichen verwandelt wurde. Dies geschah in Preußen.

In dem Thorner Frieden hatte, wie wir sahen, das Ordensland Preußen seine Selbständigkeit an Polen verloren. Im Jahre 1511 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses, einen Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles und Schwestersohn des Königs Sigismund von Polen, zum Hochmeister. Der Orden hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sich der Polnischen Oberhoheit wieder zu entziehen; Albrecht versagte den Lehnseid, und gerieth darüber 1519 mit seinem Oheim in einen Krieg. Um nun in dem Lande Hülfe zu suchen, mit welchem Preußen früher politisch verbunden gewesen, und es noch nach der Sprache und Nationalität war, reiste Albrecht nach Deutschland; diese Hülfe fand er zwar nicht, aber er sah dort die Anfänge der Kirchenverbesserung und, von Luther persönlich dazu aufgefordert, beschloß er, auch Preußen für dieselbe zu eröffnen. Sie stieß hier auf einen fruchtbaren Boden und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrschaft des Ordens, trotz aller Einreden und Klagen vieler Beeinträchtigten, ein Ende zu machen, und Preußen für sich und seine Nachkommen als Erb-

eigenthum zu gewinnen, indem er sich mit dem Könige von Polen aussöhnte. Dies geschah 1525 zu Krakau, wo am 9. April ein Friede unterzeichnet wurde, der Albrecht zum ersten weltlichen Herzog von Preußen, als Vasall der Krone Polen, erklärte. Am folgenden Tage leistete der neue Herzog seinem Oheim mit großer Pracht die Huldigung.

Unter den Mitteln zur Ausbreitung der Reformation wirkte keines so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte und bis 1532 vollendete. Die schlichte Einfalt, die Tiefe und die Erhabenheit des Ausdrucks sind darin gleich bewundernswürdig. Kein anderes Buch ist bei Hohen und Niedern so entschieden National= und Volksbuch geworden; daher auch durch diese Uebersetzung die Mundart, in der sie abgefaßt ist, die hochdeutsche, den Sieg über die übrigen davon trug, und Schrift= und Umgangssprache aller Gebildeten wurde. Die heilige Schrift, so dem Volke in die Hände gegeben, entschied Unzählige für eine Lehre, die sich immer auf sie und nur auf sie berief. Daneben fuhr Luther unablässig fort, theologische Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Predigten u. s. w. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich sein würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein hochbegabter, von großen Ideen erfüllter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde der Geselligkeit und dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein anderer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinem Besuche einen Strauß seiner selbst gezogenen Rosen zu überreichen. Ja er fing um diese Zeit sogar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang," schreibt er an einen Freund in Nürnberg, „haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird."

Schon zu Ende des Jahres 1524 legte Luther seine Augustinerkutte ab, und trug hinfort immer einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler diese Farbe

so allgemein ein, daß sie bis auf unsere Zeiten die der amtlichen Kleidung der evangelischen Geistlichen geblieben ist. Wie Luther durch diesen Schritt dem Mönchthum förmlich absagte, so bekräftigte er im nächsten Jahre seine Verwerfung des Cölibats dadurch, daß er in den Ehestand trat, wie schon viele seiner Anhänger vor ihm gethan, obgleich er bereits zweiundvierzig Jahre alt war. Am 13. Juni 1525 geschah seine Verheirathung mit dem Fräulein Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war. Selbst Melanchthon war über diesen Entschluß, den Luther schnell gefaßt hatte, verwundert und betreten, und fürchtete, er würde den Gegnern zu Lästerungen Anlaß geben, die denn freilich auch nicht ausblieben. Luther's Fleiß im Schreiben und Lehren erlitt übrigens durch seinen Ehestand keine Störung, so lieb er auch „seine Käthe" und sein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächsten Jahre geboren ward. Im J. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die Jahre dauerte. Die beiden Männer durchreisten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine bessere Methode, und ermahnten sie kräftig zur Erfüllung ihrer Pflichten. Als dies Geschäft beendigt war, setzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf, der noch in demselben Jahre (1528) sechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen, und wie der Gottesdienst einzurichten sei. Auch Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten. Das ist der berühmte „Katechismus Lutheri". Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Und wie Luther durch diese Bücher für den Volksunterricht, so sorgte Melanchthon für eine wissenschaftliche Darstellung der evangelischen Glaubenslehre; sein Hauptwerk in dieser Richtung, das unter dem Titel: Loci communes rerum theologicarum, zuerst im Jahre 1521 erschienen war, fand so außerordentlichen Beifall, daß es, viele Uebersetzungen ungerechnet, bis 1595 siebenundsechzig Mal aufgelegt worden ist.

Zu den litterarischen Gegnern Luther's war in den letzten Jahren der früher für ihn so günstige Erasmus getreten. Seinem Bruche mit Hutten (1523) folgte der Bruch mit Luther auf dem Fuße nach. In einer Schrift über den freien Willen (de libero arbitrio) griff er 1524 Luther's Lehre von der im Menschen ausschließlich wirkenden Gnade Gottes an, und suchte darzuthun, daß der Wille des Menschen nicht so

gebunden sei, wie Luther behaupte. Dieser Schrift setzte Luther 1526 eine andere über den unfreien Willen (de servo arbitrio) entgegen, in welcher er seine Lehre von der Nichtigkeit des menschlichen Willens mit einer Schärfe durchführte, von welcher Melanchthon und die meisten anderen evangelischen Theologen noch bei Luther's Leben abwichen.

Weit folgenreicher aber wurde eine andere, sich im Schooße der neuen Kirche entwickelnde Meinungsverschiedenheit, nämlich über die Lehre vom Abendmahle. Luther hatte das katholische Dogma von der Brotverwandlung verlassen, fuhr aber fort, die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls zu behaupten. Dagegen erhob sich Karlstadt mit der Lehre, daß der Zweck der Abendmahlsfeier kein anderer sei, als Erinnerung an den Tod des Erlösers, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Unerwartet fand seine Meinung in Oberdeutschland Anhänger unter den Theologen; Luther aber vertheidigte die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein ganzes übriges Leben der entschiedenste und bitterste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sacramentirer belegte. Ja er stand nicht an, sich gegen sie auf die „in allen Jahrhunderten geglaubte Lehre der Kirche" zu berufen, die doch sonst bei ihm gegen die Zeugnisse der Schrift und die Ergebnisse der auf sie gegründeten Forschung nicht in Betracht kam. Karlstadt zwar trat bald vom Schauplatze ab; nun aber ward der Streit ungleich bedeutender, da in Oberdeutschland die Lehrmeinungen der Schweizerischen Reformatoren großen Beifall fanden.

---

12. Die Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli.

In der Schweiz waren nämlich ungefähr um dieselbe Zeit, wo Luther in Sachsen auftrat, doch unabhängig von ihm, ähnliche Angriffe auf das alte Kirchenthum geschehen und eine ähnliche Umgestaltung desselben eingeleitet worden, durch den berühmten Reformator Ulrich Zwingli. Dieser (geb. 1484) war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. In Basel und in Bern, wo er nacheinander auf der Schule war, und in Wien, wo er einige Jahre auf der Universität zubrachte, legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier

war beim Studium der Theologie ein ausgezeichneter Mann, Thomas Wittenbach, sein Lehrer. Dieser legte die ersten Zweifel gegen den herrschenden Lehrbegriff der Kirche in seine Seele. Im Jahre 1506 ward Zwingli zum Priester geweiht, und Prediger zu Glarus, wo er durch eifrige Schriftforschungen den betretenen Weg weiter verfolgte. Als er diese Stelle zehn Jahre lang bekleidet hatte, wurde er als Pfarrer nach Einsiedeln im Canton Schwytz berufen. Hier fand er unter den Mönchen des Klosters einige gleichgesinnte Freunde, besonders einen Universitätsfreund, Leo Judä, und fing an, gegen herrschende Mißbräuche, besonders gegen die Wallfahrten, zu predigen. Der Boden war auch in der Schweiz für die Ausstreuung dieses Samens bereitet; es herrschte große Unzufriedenheit über den Verfall des geistlichen Standes, dessen Reichthümer und schwelgerisches Leben; und durch das, was das Volk auf den Italienischen Zügen mit Augen sah, war der Glaube an die Heiligkeit und Untrüglichkeit des Römischen Stuhles gewaltig erschüttert. Der Abt des Klosters Einsiedeln, Konrad Rechberg, ging auf Zwingli's Gedanken schon so weit ein, daß er den Klosterfrauen das Mettensingen erließ und die Erlaubniß zu heirathen gab. Um noch mehr auszurichten, wandte sich Zwingli an den Bischof Hugo von Kostnitz und an den Cardinal Schinner, und bat um Reinigung der Kirche, erlangte aber nichts als allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für ihn 1518, als er zum Pfarrer nach Zürich berufen ward. Hier fand er ein der Neuerung geneigtes Volk, und einen Rath, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Statt blos die sonntäglichen Texte zum Grunde zu legen, fing er an, in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt zu machen und zu erklären. Er lehrte: man solle sich allein an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entscheide; die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter, die Traditionen solle man nur dann annehmen, wenn sie mit der Bibel übereinstimmten. Als 1519 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte Zwingli, wie Luther, gegen diesen Unfug, und der Mönch erhielt von vielen Gliedern der Tagsatzung nachdrückliche Winke, seinem Handel ein Ende zu machen.

Männer von ähnlichen Gesinnungen traten nun auch an anderen Orten der Schweiz als Beförderer der reformatorischen Lehren auf, mit größerem oder geringerem Muth und Eifer, und mit größerem oder geringerem Erfolge. Zwingli erwarb sich viele Freunde, aber auch viele Feinde. Unter den Letztern waren nicht blos religiöse, sondern auch poli=

tische. Denn Zwingli und seine Genossen griffen die politischen Mißbräuche nicht minder an wie die kirchlichen, sie eiferten wider das Reislaufen und die Jahrgelder. Man erzählte, daß Zwingli öffentlich gesagt habe: „Die Eidgenossen halten es für eine Sünde, in der österlichen Zeit Fleisch zu essen; aber Menschenblut fremden Fürsten zu verkaufen, das halten sie für kein Verbrechen.“ Mit den über solche Aeußerungen Ergrimmten vereinigten sich, als nun auch die äußeren Formen des Kirchenwesens erschüttert wurden, die Mönche und die geistlichen Oberen. Im Jahre 1522 beklagte sich der Bischof von Kostnitz in einem Schreiben an das Stift der Chorherren zu Zürich, unter welche Zwingli eben auch aufgenommen worden war, über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im Zustande der Religion und Kirche dort vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche und Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt, und ermahnte sie, keine Veränderungen der Art zuzugeben. Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift, in der er eingestand, daß er alle willkürliche menschliche Vorschriften in Glaubenssachen verwerfe. Da ihn nun auch die Dominicaner für einen Ketzer erklärten, so ordnete die Regierung, zum Theil auf sein Verlangen, für den Januar 1523 ein Religionsgespräch zwischen den Lehrern beider Theile an. In diesem, wie in noch zwei anderen bald darauf gehaltenen Disputationen, erschienen Zwingli's Ansichten seinen Mitbürgern so überzeugend, daß 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft wurden. In diesem Jahre machte auch der Reformator, nachdem schon mehrere andere Priester und Mönche sich verheirathet hatten, seine zwei Jahre zuvor geschlossene Ehe mit Anna Reinhard, der Wittwe Meyer's von Knonau, öffentlich bekannt*). Zu Basel machte die Reformation um dieselbe Zeit durch einen andern trefflichen Theologen, den wir schon kennen gelernt, Oecolampadius oder Hausschein, den Schützling Sickingen's und Freund Zwingli's, ebenfalls bedeutende Fortschritte; und in anderen Schweizerischen Städten folgte man dem gegebenen Beispiele. Johann Eck, der bekannte Gegner der Lutherischen Reformation, hielt 1526 zu Baden eine Disputation mit Zwingli und Oecolampadius, jedoch ohne dadurch den Aufschwung der angefangenen Bewegung hemmen zu können. Ein anderes im J. 1528 zu Bern veranstaltetes Gespräch war für den Sieg der neuen Lehre in diesem Canton entscheidend. Zwingli's Lehre hatte sich ziemlich übereinstimmend mit der Lutherischen ausgebil-

---

*) Die Angabe, daß die Ehe 1524 geschlossen worden, ist ein Irrthum. S. Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. II. S. 331 Note.

det, die schon erwähnte Abweichung in der Lehre vom Abendmahl war die bedeutendste.

Doch errang die Reformation keineswegs in der ganzen Schweiz den Sieg; vorzüglich in den demokratisch regierten Cantonen Schwytz, Uri, Unterwalden und Zug blieb man dem alten Kirchenglauben getreu, und dieses gab der politischen Spaltung eine neue Heftigkeit. Denn Zürich und Bern, welche die Reformation angenommen hatten, waren die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten. Sie hatten deshalb ein Bündniß mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihre Vaterstadt, sobald ihre Religion unterlag, gegen einen andern Ort vertauschten, wo diese durch den Beschluß der Obrigkeit herrschte. Nach dem Beispiel der reformirten Cantone schlossen Schwytz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen. Doch brachte Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Bitten und Ermahnungen bei Katholischen und Reformirten, einen Frieden zu Wege, vermöge dessen jedem Canton das Recht blieb, die Religion in seinem Gebiet zu bestimmen; in den gemeinschaftlichen Vogteien sollte dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden. Doch blieb es bei dieser friedlichen Ausgleichung nicht; die Verhältnisse gestalteten sich erst im Kampfe, wie die Folge zeigen wird.

---

13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg.

In Deutschland blieb der Landgraf von Hessen geschäftig, seine evangelischen Glaubensgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen. Schon begannen blutige Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre; in Baiern und in Köln ließ man mehrere Lutherisch gesinnte Prediger den Feuertod sterben. Von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Evangelischen erhielt man unzweideutige Proben; und 1528 bekam der Landgraf sogar durch Otto von Pack, einen vertrauten Rath des Herzogs Georg von Sachsen, eine dem Anschein nach völlig beglaubigte Nachricht, daß zwischen des Kaisers Bruder Ferdinand, den Kurfürsten

von Mainz und Brandenburg, dem Herzoge Georg und den Herzogen von Baiern, nebst mehreren Bischöfen, ein Bündniß zur gewaltsamen Ausrottung des Lutherthums geschlossen worden sei. Philipp würde hierauf ohne Weiteres losgeschlagen haben, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht durch seine Theologen und Räthe bewogen worden wäre, ihn von einer so raschen That abzuhalten. Der Landgraf sollte wenigstens vorher bei den Verbündeten eine Anfrage machen, und als dies geschah, läugneten diese das Dasein eines solchen Bündnisses völlig. Daß Pack seine Aussage gänzlich aus der Luft gegriffen habe, läßt sich nicht füglich annehmen; vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß er unbestimmte Verabredungen zu einem fertigen Plane und förmlich abgeschlossenen Bündnisse gestempelt hat.

So lagen die Sachen, als die Stände sich im März 1529 in Speier mit unverhohlenem Groll gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Die Katholischen brachten es durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue Lehre schon eingeführt sei, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen Stände aber auch ferner bei dem Wormser Edict verharren sollten. Da dies nichts anders hieß, als jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre für gesetzwidrig erklären, fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April eine Protestation gegen jenen Beschluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen der **Protestanten** erhalten haben. Um den übeln Eindruck zu mildern, den dieser Schritt, wie sie mit Grund fürchteten, auf den Kaiser machen würde, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn. Diese traf Karl V., der damals in Italien weilte, zu Piacenza, wurde aber sehr geringschätzig behandelt, und zuletzt mit förmlicher Androhung einer ernstlichen Strafe entlassen, falls die Stände von ihrer Protestation nicht abstehen würden.

Noch ehe die Fürsten diesen Ausgang kannten, hatte der Landgraf, um für jeden Fall in guter Verfassung zu sein, eine Verbindung aller evangelischen Stände betrieben; sie scheiterte jedoch an jenem Zwiespalte, der über das Abendmahl Statt fand. Denn wegen desselben nahmen die Wittenberger Theologen ihren Landesherrn gegen das Bündniß ein, indem sie es, weil die der Lehre Zwingli's ergebenen Oberländischen Städte Theil daran nehmen sollten, unchristlich und gefährlich nannten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sei, um einer einzigen Abweichung willen Städte von sich zu weisen, die für den Nothfall sechzigtausend Mann zu stellen versprochen hatten; Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und bewog den Kurfürsten wirklich, seiner Ansicht

zu folgen. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß. Ein Religionsgespräch, meinte er, würde die gewünschte Uebereinstimmung bewirken, und veranstaltete ein solches zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren anderen seiner ausgezeichneten Anhänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen seiner Schule begleitet. Am 2. October 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, ohne indeß zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Luther, der früher selbst, gleichwie Melanchthon, der freieren Deutung der Abendmahlslehre keineswegs abgeneigt gewesen war, und nur erst in Folge seiner Gegnerschaft zu allem, was von Karlstadt ausging, auf die gegentheilige Deutung sich versteift hatte, behandelte die Zwinglianer jetzt wie die schlimmsten aller Ketzer; uneingedenk der Freiheit, die er dem Papstthum gegenüber verfochten, nahm er für sich eine Autorität in Anspruch, die der des Papstes fast gleich kam; unbeugsam und unfähig, Widerspruch zu ertragen, heischte er, statt innerer Ausgleichung verschiedener Meinungen oder statt äußerlicher Versöhnung derselben, immer nur unbedingte Unterwerfung unter die seinige. Es war daher in seinem Sinn schon allzuviel, wenn man am Ende der Gefahren halber beschloß, daß zur Zeit wenigstens die Streitschriften aufhören sollten.

So litt denn die evangelische Partei schon an einer starken innerlichen Entzweiung, als sie der neuen Entwickelung ihrer Lage entgegentrat, die von des Kaisers Rückkehr nach Deutschland zu erwarten stand.

---

14. Türkengefahr. Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen.

In den Tagen, wo zu Marburg in unfruchtbarster Weise über das Abendmahl gestritten ward, drohte dem ganzen Deutschland Gefahr, von den schlimmsten Feinden des Christenthums überschwemmt und zertreten zu werden. Die Türken waren bis Wien vorgedrungen und bedrängten es hart.

Nach dem Tode Mohammed's II., der seinen Thron nach Constantinopel verpflanzt hatte, spielten die Osmanischen Türken als Eroberer noch lange eine glänzende Rolle, und stürmten gegen die schon um so herrliche Länder durch sie geschmälerte Christenheit an. Zwar die Regierung des nächsten Sultans, Bajazeth's II. (1481—1512), war mehr

friedfertig als kriegerisch; aber sein Sohn, der grausame, schonungslose Selim I. (1512 — 1520), unterwarf dem Reiche, durch Siege über den Persischen Schah und den Sultan der Mameluken, deren Herrschaft er ein Ende machte, den größten Theil Kurdistan's und Mesopotamien's, Syrien und Aegypten. Ihm folgte sein Sohn Soliman I., genannt der Prächtige, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muthe, ganz dazu gemacht, einen Staat, dessen Seele und Bedeutung der Krieg war, zu leiten. Er griff Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens, an. Vergebens rief der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam alle christlichen Mächte zum Beistand auf. Er blieb auf seine eigenen Mittel beschränkt, das heißt auf eine Besatzung von 600 Rittern und 5000 andern Soldaten, während die Türken 200,000 Mann gegen die Insel führten; dennoch ergab er sich erst nach der heldenmüthigsten und einsichtsvollsten Vertheidigung, so daß mehr als die Hälfte der Türken bei der Belagerung den Tod gefunden haben soll, und auf die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzugs (1522). Kaiser Karl räumte den Rittern 1526 die damals zu Sicilien gehörende Insel Malta ein, unter der Bedingung, daß sie sich fortwährend dem Kampfe gegen Türken und Seeräuber widmeten.

Schon vor dem Zuge gegen Rhodus hatte Soliman seinen Siegeslauf mit einem Angriffe auf Ungarn begonnen, und das wichtige Belgrad erobert. In diesem Reiche war König Wladislav II., von dem ein Ungarischer Geschichtschreiber sagt, sein ganzes Leben sei der Ruhe und dem Nichtsthun ergeben gewesen, am 13. März 1516 gestorben. Sein Nachfolger Ludwig II. ist als ein seltenes Beispiel von Uebereilung der Natur bekannt geworden. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommnen Bart und im achtzehnten graue Haare. Diesem raschen Processe der Natur entsprach auch der Lauf seiner Schicksale. Er war, wie oben schon erzählt ist, verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, folgte im zehnten in der Herrschaft, heirathete im funfzehnten und ward im zwanzigsten getödtet. Unter ihm hatten die Zerrüttung des Innern, die Zwietracht, die Verachtung des königlichen Ansehns, die Anmaßungen der Großen einen nicht minder hohen Grad erreicht wie die Gefahr von Außen. Von Neuem machten die Türken ungeheure Rüstungen, und mit einem Heere, dessen Zahl auf dreimal hunderttausend angegeben wird, fiel Soliman in Ungarn ein. Mit sehr geringen Streitkräften ging ihm Ludwig entgegen. Am 28. August 1526 geschah bei Mohacs die Schlacht, die das Ungarische Heer gänzlich vernichtete. Viele der vor=

nehmsten Großen und sieben Bischöfe lagen unter den Todten; der fliehende König versank in einen Morast, wo er erstickte. Die Sieger drangen nach Ofen vor, das ohne Widerstand in ihre Hände fiel; dann richteten sie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarste Zerstörung an, plünderten, brannten und mordeten Widerstehende und Wehrlose.

Der Woywode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, trachtete nach der Ungarischen Krone, und seine Anhänger wählten ihn zum König. Andere aber versammelten sich zu Presburg um die Königin Wittwe Maria von Oesterreich, und hielten einen Reichstag, auf welchem sie Zapolya's Wahl für ungültig erklärten und dagegen den Erzherzog Ferdinand, den schon vorher die Böhmischen Stände zum König erhoben hatten, ernannten. So waren also in Ungarn Gegenkönige, und ein Bürgerkrieg stand bevor, zu dem beide Theile rüsteten. Zapolya hatte fast das ganze Reich inne; als aber Ferdinand im Sommer 1527 mit Deutschen Kriegern im Lande erschien und Ungarische zu ihm stießen, ward Zapolya genöthigt, sich nach Siebenbürgen zu ziehen. Auf einem Landtage zu Ofen ward Ferdinand zum zweiten Male zum König gewählt*) und am 3. November zu Stuhlweissenburg, wo die Ungarischen Könige von Alters her die Weihe ihrer Herrschaft empfingen, gekrönt.

Aber Zapolya fand Hülfe bei dem gewaltigen Soliman. Wiederum drang dieser 1529 mit großer Heeresmacht in das Land ein, eroberte Ofen und ließ Zapolya dort als König einsetzen. Hierauf erschien der Sieger im Herbste desselben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüstung und zahlreichem Geschütze. Nie war die Gefahr, die dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; denn welche unermeßliche Bestürzung wäre vor ihnen hergegangen, wenn sich nach dem Falle der Hauptstadt Oesterreich's der verheerende Strom über Deutschland's Fluren ergossen hätte! Schon waren weite Breschen in den Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die Türkischen Schaaren entflammt von Durst nach Blut und Beute; aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden, die des Verhängnisses, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman am 15. October die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet wor-

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 17.

den waren*). Die Türken zogen wieder in ihr Land zurück; in Ungarn aber führten die beiden Könige einen für sie nutzlosen, für das Land außerordentlich verheerenden Krieg.

---

15. Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Karl V.

Während das Innere Deutschland's von allen bisher beschriebenen kirchlichen Bewegungen erfüllt war und von Südosten her die Türken andrängten, war der Kaiser fast unablässig durch seinen Nebenbuhler Franz beschäftigt worden.

König Franz, den wir schon als Sieger bei Marignano kennen gelernt haben, versprach im Anfange seiner Regierung weit mehr, als sich in der Folge bewährte. Der Beginn seiner Laufbahn strahlt im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit; bald aber sehen wir ihn im Innern nur nach Launen und Willkür herrschen, und durch gänzliche Hingebung an Sinnengenüsse so erschlaffen, daß die Unternehmungen, in welche ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht nach Außen hin verwickelten, durch Fahrlässigkeit und Mangel an Nachdruck erfolglos blieben.

Vom Beginn seiner Regierung an übten zwei Personen einen höchst nachtheiligen Einfluß auf ihn: seine Mutter, Louise von Savoyen, eine ehrgeizige, ränkevolle, ausschweifende Frau, die ihren Sohn zugleich abgöttisch verehrte und beherrschte, und der Kanzler Duprat, dessen Rathschläge immer verderblich waren**). Durch den Letztern war das bei der Zusammenkunft zu Bologna zwischen Franz und Leo X. verabredete Concordat förmlich abgeschlossen worden (1516). Diese Uebereinkunft schaffte die auf die Schlüsse der Baseler Kirchenversammlung gegründete pragmatische Sanction wieder ab, und gab dem Könige, gegen die Rückgabe der Annaten an den Römischen Hof, die Besetzung aller Bisthümer und Abteien in die Hände. Vergebens machte das Parlament gegen diese schädliche Maßregel wohlbegründete Einwendungen; der König wies sie mit tyrannisch-übermüthigen Reden zurück, so daß das Parla-

---

*) v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 84 fg.

**) Reynier de la Planche bei Sismondi Hist. des Français, T. XVI. p. 12.

ment das Concordat zwar endlich eintrug, aber mit dem Bemerken, es sei auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen. Das zur Ausführung gebrachte Concordat erzeugte denn auch bald genug höchst verderbliche Folgen, indem nur Gunst und persönliche oder finanzielle Rücksichten über die Besetzung der geistlichen Stellen entschieden. Ein Augenzeuge, der Venetianer Corraro, berichtet darüber: „Der König fing an, Bisthümer auf Bitten von Damen zu vergeben, Abteien den Soldaten als Lohn anzuweisen, und zuletzt allen Arten von Leuten gefällig zu sein, ohne irgend auf ihre Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. So kam binnen kurzer Frist fast jede geistliche Stelle in die Hände von Geschöpfen, die an nichts dachten, als an ihren augenblicklichen Vortheil. Alle wohlunterrichtete, gelehrte, taugliche Personen verloren dagegen jede Aussicht, ihre Anstrengungen dereinst belohnt zu sehen. Die neuen Prälaten überließen die Kirchen an Leute, die den geistlichen Stand lediglich erwählten, um den Arbeiten eines andern Berufs zu entgehen. Ihr Beispiel und die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise stürzten das Volk in Verwirrung. Man handelt am Französischen Hofe so mit Bisthümern und Abteien, wie bei uns mit Pfeffer und Zimmet. Ja man vertheilt jene Würden auch wohl, ehe sie erledigt sind, und ein Prälat hatte die größte Mühe, die Verkäufer zu überzeugen, daß er noch am Leben sei*).“

Mit derselben Rücksichtslosigkeit wie beim Concordat behandelte der König das Parlament auch bei anderen Gelegenheiten. Als es wider eine von ihm erlassene harte und willkürliche Jagdordnung Einwendungen machte, ließ er durch Duprat antworten: er sei Herr, und die Parlamentsräthe müßten gehorchen, oder er würde sie wie Rebellen behandeln und gleich den geringsten Unterthanen züchtigen. Im Jahre 1521 beschloß er, um seinen Finanzverlegenheiten abzuhelfen, eine große Zahl neuer Parlamentsrathsstellen zu gründen, und als die Räthe auch hiergegen, wie natürlich, die dringendsten Vorstellungen machten, schrieb er: wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit die gehörige Zahl Käufer herbeischafften, werde er sich an ihre Personen und Güter halten**).

Eine völlig verschiedene Gemüthsbeschaffenheit hatte Franzen's vieljähriger Gegner, der Kaiser Karl. Er war so bedächtig, besonnen und fest, wie jener sorglos, leichtfertig und schwankend. Zu der gegenseitigen

---

*) Bei Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte u. s. w. Thl. I. S. 231.

**) Garnier, Hist. de France, T. XXIII. p. 144 und p. 426, aus den Registres du Parlement.

Eifersucht und Feindschaft zwischen den beiden Monarchen waren mannichfaltige Gründe vorhanden. Von den Burgundischen Ländern hatte Ludwig XI. nach dem Tode Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als eröffnetes Lehn der Krone Frankreich eingezogen; deswegen aber wollte Karl, als Nachfolger des Herzogs, seine Ansprüche daran nicht aufgeben. Noch verwickelter waren die Verhältnisse beider Mächte in Italien. Franz glaubte ein Anrecht auf den Theil von Neapel zu haben, welchen Ferdinand der Katholische seinem Vorgänger entrissen hatte; und Karl sah mit Unmuth die Franzosen im Besitz von Mailand, aus welchem Franz den Herzog Maximilian Sforza vertrieben hatte, ohne von der Lehnsherrlichkeit des Deutschen Reichs etwas wissen zu wollen. Wenn Franz ferner die Wiedereinsetzung der Erben Johann's d'Albret, Königs von Navarra, dem Ferdinand der Katholische den Spanischen Theil seines Landes genommen hatte, fordern zu können glaubte: so wurde Spanischer Seits dagegen behauptet, daß Navarra nicht dem Hause Albret, sondern der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin Ferdinand's des Katholischen, gebühre. Auch hatte Karl ein Recht, sich über die Unterstützungen zu beklagen, die Frankreich dem Herzoge Karl von Geldern, einem erbitterten Feinde des Oesterreichischen Hauses, gewährte. Alle diese Punkte gaben so reichlichen Anlaß zu gegenseitigen Reibungen, daß der Vertrag von Noyon die Waffenentscheidung wohl aufschieben, keineswegs aber eine tüchtige Grundlage dauernden Friedens abgeben konnte. Die fehlgeschlagene Bewerbung um den Kaiserthron, der Groll, daß Karl ihm hier den Rang abgelaufen, drückte einen neuen und tiefen Stachel in Franzen's Seele. An Macht waren die beiden Fürsten einander nicht sehr ungleich. Denn obschon Karl weit größere Gebiete beherrschte als Franz, obschon er Oberhaupt des Deutschen Reichs, König von Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien, Herr der Niederlande und der eben entdeckten Besitzungen in Amerika war: so standen doch Franzen, vermöge seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das vereinigte, abgeschlossene und besser eingerichtete Frankreich größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine beschränkte Gewalt über sehr getheilte Provinzen ausübte. Mit größerer Leichtigkeit brachte Franz Steuern und Heere auf als Karl, dem die Spanischen Cortes nur geringe Unterstützung gewährten, und die Deutschen Stände in der Regel gar keine.

Um die Zeit der Kaiserwahl schien der Ausbruch des Kampfes nahe, und sowohl Karl als Franz suchten den Papst und England auf ihre Seite zu ziehen. Heinrich VIII., der in diesem Reiche regierte, war

jung und eitel, und hing ganz von seinem Liebling und Minister, dem Cardinal Wolsey, ab. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er nannte den Cardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater. Karl griff es indeß noch besser an, die Freundschaft beider Männer zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland machte er dem Könige (im Mai 1520) auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; dem Cardinal versprach er große Jahrgelder, und soll die Hoffnung in ihm genährt haben, daß ihm einst die päpstliche Krone zufallen werde. So gelang es ihm, daß er den König und dessen Liebling bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte. Denn obgleich Heinrich, einem früheren Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich abstattete, wo ihm zu Ehren ein Lustlager aufgeschlagen war, welches man der dabei verschwendeten Pracht wegen das goldstoffene (camp du drap d'or) nannte: so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franz, und machte von da aus sogleich mit dem Cardinal eine Reise zu Karl, der sich damals in Gravelingen aufhielt und seinen Gästen die größte Aufmerksamkeit erwies. Auch den Papst Leo wußte Franz nicht zu gewinnen. Vielmehr schloß mit diesem im nächsten Jahre der Kaiser ein Bündniß (8. Mai 1521), welches die Vertreibung der Franzosen aus Mailand bezweckte, wo Franz Sforza, ein Bruder des letzten Herzogs Maximilian, eingesetzt werden sollte.

---

16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz.
(1521—1526.)

Um diese Zeit kam der Krieg zwischen den beiden Monarchen zum Ausbruch. Franz nahm theils die Unterstützung Heinrich's d'Albret, der auf Navarra Ansprüche machte, zum Vorwande, und ließ Französische Truppen in dieses Land einbrechen, die aber bald herausgeschlagen wurden; theils begünstigte er Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, der in seinem Ländchen unumschränkt zu gebieten behauptete, und sich daher durch einen, in Betreff eines seiner Vasallen erlassenen richterlichen Ausspruch des Kaisers so beleidigt glaubte, daß er diesen durch einen förmlichen Fehdebrief zum Kampfe herausforderte, und mit Französischer Hülfe in das Luxemburgische einfiel. Aber diese Ereignisse in Spanien und

den Niederlanden waren nur Vorspiele zu dem größern und wichtigern Kampfe, der sich in Italien eröffnete. Karl war seinem Gegner in dem Talent bei weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichen Mann zu wählen. Zu Räthen, Feldherren, Gesandten dienten ihm die trefflichsten Männer. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karl's Statthalter in Neapel, den Befehl über die Italienischen Truppen, welche Mailand erobern sollten. Der Französische Statthalter dieses Landes, Marschall Lautrec, der sich eben am Hofe befand, erklärte, daß er es nicht vertheidigen könne, wenn er nicht 400,000 Goldkronen erhielte, zur Zahlung des rückständigen Soldes an die Truppen und zur Unterhaltung von 8000 Schweizern. Der Schatz war leer; indeß versprachen ihm der König, sowie dessen Mutter und der Oberaufseher der Finanzen, Semblançai, eidlich, daß er in Mailand das Geld vorfinden sollte; als er aber dort ankam, fand er es nicht. Semblançai hatte es zwar herbeigeschafft, doch die Königin Mutter hatte es ihm abgefordert und behalten. Franz erwartete frohe Siegesbotschaften aus Italien zu hören; allein Lautrec, der seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte und von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua, Cremona und das Schloß von Mailand. Im folgenden Jahre (1522) machte er einen abermaligen Versuch, allein die Gelder fehlten noch immer. Er konnte sich endlich in Italien nicht länger halten, und führte den kläglichen Ueberrest seines Heeres nach Frankreich zurück. Mailand war für König Franz wieder verloren, und er mußte die Zahl seiner Feinde noch wachsen sehen. Heinrich VIII. erklärte ihm den Krieg, und Karl versäumte nicht, auf seiner Reise von den Niederlanden nach Spanien bei dem Könige von England einzusprechen, um ihn in dieser günstigen Stimmung zu erhalten. Auch erschien bald darauf ein Englisches Heer in Frankreich, kehrte aber, nachdem es seinen Weg durch Plünderungen und Zerstörungen bezeichnet hatte, bald wieder heim.

Franz empfing Lautrec, als dieser bei Hofe erschien, mit Vorwürfen, und erstaunte nicht wenig, als er den Feldherrn von dem drückenden Geldmangel reden hörte. Semblançai wurde herbeigerufen, und entdeckte den wahren Zusammenhang Nun stellte Franz seine Mutter zur Rede. Anfangs läugnete sie, endlich gab sie zu, von Semblançai 400,000 Kronen empfangen zu haben, allein das seien ihre eigenen Gelder gewesen, die sie vom Schatze zu fordern gehabt. Franz wollte die Sache nicht weiter verfolgen, und ließ Semblançai in seinem Amte, ohne ihn jedoch

gegen die Ränke seiner Mutter zu schützen. Voll boshafter Rachsucht verwickelte diese den würdigen Greis einige Jahre nachher in einen schweren Rechtshandel; er wurde des Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt, von einer besondern Commission, obschon alle Welt von seiner Unschuld überzeugt war, zum Tode verdammt und 1527 wirklich an den Galgen gehängt. Lautrec war gerechtfertigt; die wahre Schuld an dem Verluste Mailand's mußte auf den König fallen, der aus Sorglosigkeit und Liebe zum Vergnügen Geschäfte von solcher Wichtigkeit dem Zufall und dem Spiel der Ränke überließ*).

Im nächsten Jahre gelang es dem Kaiser, noch mehr Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen. Am 3. August 1523 wurde zu Rom zwischen ihm, seinem Bruder Ferdinand, dem Könige von England, dem Papste Hadrian VI., dem Herzoge von Mailand und den Republiken Florenz, Genua, Lucca und Siena ein Bündniß zur Vertheidigung von Italien geschlossen. Schon vorher hatte auch Venedig sich mit dem Kaiser verbündet. Nichts desto weniger rüstete König Franz ein großes Heer zur Wiedereroberung von Mailand aus. Da hemmte plötzlich der Abfall des Connetable von Bourbon die Unternehmung.

Karl, Herzog von Bourbon, der erste Prinz von Geblüt, war von Franz zum Connetable, 1515 auch zum Statthalter von Mailand ernannt worden, und hatte in dieser Würde große Gaben für die Kriegführung wie für die Verwaltung entwickelt. Dennoch wurde er von der Statthalterschaft abgerufen, und auch sonst vom Könige empfindlich zurückgesetzt, was ihn um so tiefer kränkte, da er sich nicht wie einen gewöhnlichen Unterthan betrachtete; denn er übte in seinen Landschaften die Vorrechte der alten großen Kronvasallen aus. Ein Theil dieser reichen Landschaften war ihm durch die Heirath mit Susannen, der Tochter Anna's von Bourbon, der Schwester Karl's VIII., zugefallen. Susanna starb im Jahre 1521, und jetzt ließ Louise, des Königs Mutter, dem Herzoge ihre Hand antragen, obschon sie dreizehn Jahre mehr zählte, als er. Schon siebenundvierzig Jahre alt, galt sie noch für schön, und glaubte einem Manne noch Liebe einflößen zu können. Aber der Herzog lehnte den Antrag ab, und er soll es mit einer schonungslosen Aeußerung über

*) Quis Francisci socordiam non execretur? qui venationibus, scortis, choreis, mimis, ludicris equitum certaminibus totum se dedens nullam tanti principatus curam susceperit, eam ad matrem Lautrecio infestam reiecerit, Semblancaium, quod vera confessus fuisset, iniquo iudicio circumveniri, et in gratiam matris innocentem capite luere permiserit. Belcarius, Rev. Gall. Comment. XVII., 12.

ihre Sittenlosigkeit gethan haben. Solche Schmach zu rächen, verband sich Louise mit dem ränkevollen Duprat, der den Connetable haßte, um ihm die Erbschaft seiner Frau zu entziehen. Diese hatte ihm zwar Alles in ihrem letzten Willen vermacht; es entstand aber die Frage, inwiefern sie zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen sei. Louise, mütterlicher Seits mit dem Hause Bourbon verwandt, trat auf, und nahm die Erbschaft für sich in Anspruch, und der General-Advocat die sämmtlichen Güter des Herzogs für die Krone, als widerrufliche Schenkungen der frühern Könige. Das Parlament zögerte, einen Ausspruch zu thun, man rieth dem Connetable einen Vergleich zu suchen, er aber, voll heißen Durstes nach Rache, vergaß sich so sehr, mit den Feinden seines Vaterlandes, dem Kaiser und Heinrich VIII., in ein geheimes Einverständniß zu treten, welches eine Theilung Frankreich's unter die drei Theilnehmer bezweckte. Bourbon, der die Provence und die Dauphiné als ein unabhängiges Königreich, und des Kaisers Schwester Eleonore zur Gemahlin erhalten sollte, versprach, dem Deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, sechstausend Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während die Engländer vom Norden her und die Spanier über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst geschehen, wenn Franz, der im Begriff stand, sich persönlich zu seinem nach Italien gehenden Heere zu begeben, Frankreich verlassen haben würde. Auf dem Wege nach Lyon erhielt Franz die erste dunkle Kunde von der Verschwörung, und begab sich selbst nach Moulins, wo der Connetable war, um ihn zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hörte, warf er sich ins Bett, und nahm die Miene eines Kranken an. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hierher geführt; Bourbon betheuerte seine Unschuld, worauf Franz nach Lyon ging, aber den Connetable genau beobachten ließ. Dieser, der sich in Frankreich nicht mehr sicher wußte, entfloh bei Nacht verkleidet, und kam unter tausend Gefahren auf kaiserliches Gebiet. Franz hatte indeß dieser Verschwörung wegen seinen Plan geändert. Er blieb in Frankreich zurück, und vertraute den Befehl über das nach Italien gesandte Heer dem Admiral Bonnivet an, der auch einen Theil des Mailändischen wieder eroberte. Der Verabredung gemäß brachen zwar die Engländer in die Picardie ein, ein Deutscher Heerhaufe verwüstete Burgund, und vom Süden her drängte eine dritte Schaar an. Aber sie konnten sich sämmtlich nicht lange in Frankreich halten; selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris waren, mußten umkehren; und so kam Frankreich, welches

in diesem Jahre völlig hatte erobert und getheilt werden sollen, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon. Bourbon wurde für einen Hochverräther erklärt, und alle seine Besitzungen eingezogen.

Unglücklicher begann für Franz der Feldzug des folgenden Jahres (1524), wo Bonnivet den Befehl in Italien behielt. Dieser, ein Günstling der Königin Mutter, war tapfer, aber ohne Feldherrngaben. Ihnen gegenüber standen Bourbon und der Marquis von Pescara — Colonna war gestorben —, die ihm an Einsicht bei weitem überlegen waren. Bonnivet sah sich genöthigt, mit seinem immer mehr zusammenschmelzenden Heere den Rückzug anzutreten. An der Sesia erlitt seine Nachhut schweren Verlust durch die nachdringenden Kaiserlichen, er selbst ward verwundet; Bayard übernahm den Befehl, sank aber bald von einem Schusse, der ihm den Rückgrat zerschmetterte, getroffen nieder. Man trug ihn aus dem Getümmel und setzte ihn unter einem Baume nieder. Die Sieger zogen vorüber, unter ihnen auch der Herzog von Bourbon. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, edler Bayard, wie bedaure ich Euch". — „Nicht ich bin zu bedauern, erwiderte der Ritter, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr, ein Prinz von Französischem Blut, habt Euch gegen Eure Landsleute und gegen Euren König bewaffnet." Dann kam auch Pescara, und als er sah, daß Bayard nicht mehr fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen, und über ihm aufschlagen. Bald entsank dem Scheidenden das Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Crucifix vor sich gehalten hatte. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung des edlen Helden, der die Bewunderung beider Heere mit in das Grab nahm. Durch das Savoyische begleitete der Landesadel die Leiche des Ritters, die zu Grenoble mit großem Pompe in die Gruft der Ahnen gesenkt ward.

Die Franzosen waren nun völlig aus Italien vertrieben, und in Mailand ward Franz II. Sforza als Herzog eingesetzt. Nun aber wandte sich das Glück auf einige Zeit. Bourbon drang darauf, daß Frankreich selbst während seiner Erschöpfung angegriffen werden sollte, und Karl ging darauf ein, folgte aber nicht dem Rathe Bourbon's, auf Lyon loszugehen, sondern befahl Pescara, sich des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I, an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien

ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht sein. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem Demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von dem kaiserlichen Heere Nachricht geben könnte, das im October in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sei. Der Papst und die Republik Florenz schlossen mit Franz einen Neutralitätsvertrag, und die Venetianer traten von dem Bunde mit dem Kaiser zu dem seinen über.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen Krieger lebten noch, es fehlte ihnen nur am Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy, der Vicekönig von Neapel, der sich bei dem Heere in Oberitalien befand, die Einkünfte seiner Provinzen. Der Erstere ging nach Deutschland, und führte von dort fünfzehntausend Mann frischer Truppen herbei, die des Kaisers Bruder Ferdinand durch den berühmten Georg von Frundsberg in Deutschland hatte anwerben lassen. So verstärkt kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen, den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sei. Franz hatte indeß Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia versplittert. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich durch einen Winterfeldzug hervorthun; darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so einsichtigen und erfahrnen als tapfern Führer, Don Antonio de Leyva, befehligt wurde. Dazu beging er den Fehler, eine starke Abtheilung von seinem Heere abzusenden, welche Neapel erobern sollte. Lannoy gerieth darüber zwar in Besorgniß, und wollte mit einem Theile seiner Truppen folgen; aber Pescara hielt ihn davon ab, indem er mit Recht behauptete, die Entscheidung müsse bei Pavia erfolgen. Zum Entsatz dieser Stadt rückten Beide mit Bourbon im Februar 1525 heran. Ihr Geldmangel war groß, die Truppen verlangten eine Schlacht, und Leyva konnte sich in der Stadt nicht länger halten. Dem Könige Franz riethen seine erfahrensten Feldherren, den Angriff in der Stellung, in der er sich befand, nicht abzuwarten. Er selbst aber und Bonnivet, dessen Rath zu seinem Unglück großes Gewicht bei ihm hatte, hielten es seiner Ritterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubten

auch den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu sein. So kam es am 24. Februar zu der berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frundsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit Leyva aus der Stadt hervorbrach, ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem Französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht, und wurden schnell über den Haufen geworfen. Die ganze Französische Artillerie ging verloren, gegen achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Unter diesen waren der alte La Tremoille, der Marschall La Palisse, Bonnivet, der schon so Vieles und auch das Unglück dieses Tages verschuldete, sowie viele andere Offiziere vom höchsten Rang. Der König selbst bewies viele persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende des Treffens, da schon Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben; aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Er erkannte den König, der sich ihm aber nicht ergeben wollte, sondern verlangte, daß Lannoy herbeigerufen werde. Diesem gab er seinen Degen. Lannoy empfing ihn knieend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sei, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, damit er nicht entkäme. Seiner Mutter sollte er, dem Gerücht zufolge, nichts als die Worte geschrieben haben: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht". In Wirklichkeit aber war das Schreiben von größerer Ausdehnung, und die fraglichen Worte lauteten: „Von allen Dingen ist mir nichts geblieben als die Ehre und das Leben, das unversehrt ist" *).

---

*) Martin, hist de France, 4. éd. T. VIII. p. 67 fg. (nach den Documents inédits).

Der Kaiser empfing die Nachricht von diesem außerordentlichen Siege mit großer Würde und Mäßigung. Er brachte Gott seinen Dank in einem einsamen Gebete dar, verbot aber alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Feste; denn diese, äußerte er, gehörten nur für Siege, die über die Ungläubigen davon getragen würden. Auch befahl er seinen Feldherren in der Lombardei, sofort gegen Frankreich die Feindseligkeiten einzustellen, die aber auch ohne diese Anordnung nicht mit Nachdruck hätten betrieben werden können; denn es trat bald ein so drückender Geldmangel ein, daß Lannoy sich genöthigt sah, alle Italiener und Deutsche aus dem Heere zu entlassen. Nicht wenig bedenklich war der Eindruck, den der große Erfolg von Pavia auf die übrigen Italienischen Staaten und auf den König von England machte; die Uebermacht des Kaisers glaubten sie jetzt am meisten fürchten und ihr entgegenwirken zu müssen. Heinrich VIII., dessen Eitelkeit — sowie der seines Günstlings Wolsey — der Kaiser nicht mehr ganz wie bisher schmeichelte, söhnte sich mit Frankreich aus, und schloß mit Franzen's Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, ein Vertheidigungsbündniß. In Italien betrieb der ränkevolle Mailändische Kanzler Morone, unzufrieden, daß sein Herr, der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza, die Belehnung nur unter lästigen Bedingungen erhalten hatte, einen Verein der Italienischen Staaten gegen Karl, in den er auch Pescara zu ziehen, und diesen Feldherrn zum Treubruch zu verleiten suchte. Pescara aber, der anfangs — man weiß nicht recht ob ernsthaft oder, was glaublicher ist, nur zum Schein — Bereitwilligkeit gezeigt hatte, lockte den Kanzler zu sich, ließ ihn verhaften, und belagerte den Herzog in Mailand. Kurze Zeit darauf (30. Nov. 1525) starb Pescara, einer der größten Feldherren und geschicktesten Staatsmänner seines Jahrhunderts, im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Der Oberbefehl kam an den Herzog von Bourbon.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem König Franz seine Freiheit unter den Bedingungen anbieten lassen, daß er das Herzogthum Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Herzoge von Bourbon seine eingezogenen Güter zurückgeben und — dem früheren Plane gemäß — noch die Provence und Dauphiné abtreten sollte. Franz verwarf diese Anträge, und verlangte nach Spanien gebracht zu werden. Wirklich sandte ihn Lannoy auf Befehl des Kaisers nach Madrid. Er hatte gehofft, durch eine persönliche Gegenwart werde Alles leicht geordnet werden können, aber er fand sich getäuscht. Karl war keinesweges gesonnen, das Glück, das ihm seinen Gegner in die Hände geliefert, unbenutzt vorübergehen zu lassen;

er weigerte sich, Franzen auch nur zu sehen, ehe die Hauptsachen in Richtigkeit gebracht wären. Der Gram warf den König auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte, und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sogleich die Freiheit; unter des Kaisers Räthen waren die Meinungen über den Preis, für welchen sie ihm zu gewähren sei, getheilt; und besonders war Burgund ein Stein des Anstoßes, da die Abtretung dieses Herzogthums von Karl eben so entschieden gefordert, als von Franz beharrlich verweigert ward. Dieser wollte sogar zum Schein die Krone niederlegen, um bei dem Kaiser die Furcht zu erwecken, er werde durch diesen Schritt alle aus der gegenwärtigen Lage der Dinge zu ziehenden Vortheile einbüßen.

Endlich kam aber doch ein Vertrag zu Stande, der am 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, und Franzen seine Freiheit verschaffte. Die Hauptbedingungen waren: der König tritt das Herzogthum Burgund auf immer ab; er begibt sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua und der Souverainetät über Flandern und Artois; er verspricht, dem Könige von Navarra nicht mehr beizustehen, den Herzog von Bourbon in alle seine Güter wiedereinzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und zweimalhunderttausend Thaler zu entrichten, und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen, sowie auch, zur Befestigung der neuen Freundschaft, des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonore von Portugal zu heirathen; er verheißt endlich im Falle der Nichterfüllung dieses Vertrages, sich binnen sechs Monaten dem Kaiser wieder als Gefangner zu stellen.

Franz fand diese Bedingungen so hart, daß er schon im Voraus entschlossen war, sie nicht zu halten. Dazu ergriff er ein Mittel, welches deutlich zeigt, daß es ihm, der so viel Rühmen von seiner ritterlichen Ehre machte, nicht schwer wurde, sein Gewissen zu beschwichtigen. Er versammelte nämlich heimlich seine Räthe, erklärte, daß der Friede, den man ihm hier abdringe, ungerecht sei, und daß Schwur und Unterschrift unter diesen Umständen keine bindende Kraft haben könnten. Ueber diese Protestation ließ er eine förmliche Urkunde aufnehmen, und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag*) Ja beim Abschiede, als der Kaiser

*) Selbst Martin a. a. O. p. 89 bezeichnet diesen Vorgang als expédient peu chevaleresque, mit dem Zusatz: mais l'honneur avait longtemps combattu cette pensée dans son âme.

ihm sagte: „Jetzt, mein Bruder, da Ihr nun frei seid, sagt mir aufrichtig, ob Ihr die Absicht habt, alle Punkte des Friedens zu erfüllen", antwortete Franz: „Ich verspreche Euch, daß ich keinen andern Willen habe als den, Alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen". Dieser Abschied erfolgte, als die Ratification Louisen's von Savoyen, als Regentin von Frankreich in der Abwesenheit ihres Sohnes, eingelaufen war. In Begleitung Alarcon's, Lannoy's und vieler Gensdarmen, ritt Franz der Grenze zu. Diese bildete der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war (18. März 1526), zeigte sich schon der Marschall von Lautrec am gegenüberstehenden Ufer mit einer Schaar Bewaffneter zu Pferde, und mitten auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautrec und die zwei Prinzen, die als Geisel dienen sollten, beiderseits von acht Edelleuten begleitet, an das leere Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrec's Fahrzeug und stieg am Französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein Türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, und rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!" Im vollen Jagen eilte er nach St. Jean de Luz und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwarteten.

---

17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz.

(1526—1529.)

Das Mailändische war damals noch immer von kaiserlichen Truppen besetzt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und das Land schrecklich aussogen. Den Herzog Franz Sforza hielten sie fortwährend in dem sehr festen Castell von Mailand belagert. Dieser Druck erfüllte die Italiener gegen die Spanier mit dem entschiedensten Hasse; sie sahen in ihnen nur ihre habgierigen, hochmüthigen und halbbarbarischen Tyrannen*). Der Wunsch, sie vertrieben zu sehen, war ein nationaler,

*) Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 102.

auch Clemens VII. war davon erfüllt, und die Absichten der Italiener trafen mit den Plänen des Königs von Frankreich zusammen, der nur darauf dachte, den Madrider Vertrag nicht zu erfüllen. So schlossen der König Franz, der Papst, der Herzog Franz von Mailand und die Republik Venedig am 22. Mai 1526 zu Cognac ein Bündniß, welches, weil der Papst an der Spitze stand, die heilige Liga genannt wurde. Die Verbündeten wollten den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog Franz Sforza wieder einzusetzen, und die Söhne des Königs Franz, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen ein Lösegeld, frei zu geben; im Weigerungsfall aber wollten sie ein Heer aufbringen, um die Spanier nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel zu verjagen. Und damit sich Karl nicht auf Franzen's Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König von diesem Eide los.

Indeß schickte Karl Gesandte an den König, die Erfüllung des Madrider Vertrages auf das ernstlichste zu begehren. Franz entschuldigte sich mit einer von ihm selbst veranstalteten Weigerung der Stände des Herzogthums Burgund, in eine Losreißung von Frankreich zu willigen, und bot nun statt des Landes zwei Millionen Kronen an. Ueber diese Antwort gerieth der Kaiser in gerechten Zorn, und erklärte ihn öffentlich für einen Regenten ohne Ehre und Treue. Da er indeß, wie gewöhnlich, an Gelde Mangel litt und überhaupt den Krieg gern vermeiden wollte, machte er dem Papste Vergleichsvorschläge; dieser lehnte sie jedoch ab, obwohl Franz, in Unthätigkeit versunken, für seine schon im Felde stehenden Italienischen Bundesgenossen nichts that. Den Papst in die Enge zu treiben, benutzte des Kaisers Gesandter am Römischen Hofe, Don Hugo di Moncada, schlau die alte Eifersucht, die zwischen den Häusern Medici und Colonna herrschte; er verband sich mit den Letzteren zur Aufbringung einer Kriegsmacht, die (20. Sept. 1526) in Rom eindrang, und Clemens so in Schrecken setzte, daß er in die Engelsburg floh. Nunmehr mußte sich der Papst zu einem viermonatlichen Waffenstillstande verstehen, und seine Truppen aus dem Mailändischen abrufen; für die Colonna sollte eine völlige Amnestie eintreten, wodurch diese freilich nicht befriedigt wurden, indem Moncada ihrem Haupte, dem Cardinal Pompeo Colonna, weit größere Hoffnungen gemacht hatte.

Indeß hatte Bourbon zwar das Schloß von Mailand zur Uebergabe gezwungen, um aber den Truppen der Liga die Spitze bieten zu können, verlangte er Verstärkung. Der Kaiser wandte sich deswegen an

seinen Bruder Ferdinand, und dieser an Georg von Frundsberg, daß er ein Heer von Deutschen Landsknechten aufbringe. Frundsberg ließ sich bereitwillig finden, obschon Ferdinand ihn zu der ganzen Ausrüstung nur mit 36,000 Thalern unterstützen konnte. Das Uebrige schaffte Frundsberg selbst herbei, indem er Geld lieh, seine Landgüter, seiner Frau Ketten, Ringe und Geschmeide verpfändete; und so führte er 16,000 Landsknechte nach Italien. Nun stieg aber die ohnehin schon große Verlegenheit um die Erhaltung der Truppen noch höher. Die Noth machte Bourbon zum Barbaren; er griff die Kirchengeräthe an, und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab; in einem Berichte gestand er selbst, er habe die Stadt bis aufs Blut ausgesogen *). Endlich, da er die Menge durchaus nicht mehr auf Mailändischem Boden erhalten konnte, nahm er sich vor, sie in Feindes Land zu führen.

Mitten im Winter (30. Jan. 1527) trat er seinen Marsch nach dem Kirchenstaate an, nachdem er dem Leyva das Commando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte. Der Papst hatte seine Zusage nicht erfüllt, sondern an den Colonna empfindliche Rache geübt, indem er dem Pompeo die Cardinalswürde genommen, alle Glieder der Familie als Majestätsverbrecher verurtheilt, und ihre Häuser und Ländereien hatte verwüsten lassen. Das schien für Bourbon Veranlassung genug zu sein, in das Land des Papstes zu gehen, um diesen, den Urheber der heiligen Liga, zu züchtigen. Ein seltsamer Zug! Das Heer, fünf und zwanzigtausend Mann stark, war ohne Geld und Geschütz. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Feldherrn, der, obschon Franzose, doch ihr Vertrauen hatte. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Beschwerden mit ihnen, sorgte eher für sie, als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Die Beschwerden des Weges waren sehr hinderlich. Uebergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, das stärkere ligistische Heer zur Seite, waren keine geringen Hemmungen für die Fortschreitenden. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht. In der Nähe des letztern Ortes brach eine furchtbare Meuterei der Truppen aus. Mit wüthendem Geschrei forderten Spanier und Italiener die ihnen schuldige Löhnung, und stürmten auf das Zelt des Herzogs los, so daß dieser es fliehend verließ, und sich in Frundsberg's Hause versteckte. Als auch die Deutschen von dem Aufruhr ergriffen wurden, trat Frunds-

*) Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. III. S. 65.

berg unter sie und redete ihnen milde und ernst zu. Vergebens. Die Landsknechte brüllten „Geld! Geld!“, so daß der würdige Führer, von Schmerz und Zorn ergriffen, gelähmt und sprachlos zusammensank, und fortgetragen werden mußte (16. März). Indeß schoß der Herzog von Ferrara zur einstweiligen Befriedigung der Spanier einiges Geld vor, wodurch der Aufruhr gedämpft ward. Der Papst, der indeß das Königreich Neapel hatte angreifen lassen, nun von der Gefahr, die ihm von Bourbon drohte, unterrichtet, wandte sich an Lannoy, und schloß mit diesem am 16. März einen achtmonatlichen Waffenstillstand, in welchem er versprach, sechzigtausend Ducaten zu bezahlen, wogegen die kaiserlichen Generale den Kirchenstaat räumen sollten. Allein Bourbon wollte diesen Vertrag nicht anerkennen. Jene Summe reichte bei weitem nicht hin, auch war Lannoy ihm verhaßt; überdies aber ging er eben damals vielleicht mit Plänen um, die, wenn das Glück sie begünstigt hätte, ihn über die Trümmer von Lannoy's und Karl's Italienischer Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat Niemand in seiner Seele gelesen; er hat seinen Kummer und seine Hoffnungen mit ins Grab genommen.

Auf alle Fälle war, was ihm bis dahin nur dunkel vorgeschwebt zu haben scheint, bestimmter Entschluß bei ihm geworden: Rom zu stürmen, zu erobern und zu plündern. Am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickte das Heer die Hauptstadt der Welt. Bourbon zeigte den Soldaten die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erkämpft hätten. Gleich auf den folgenden Morgen ward ein Hauptsturm beschlossen. Das Heer machte sich früh auf; Bourbon, ganz gepanzert und noch über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu sein, schritt durch die Reihen und ermahnte seine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, wurden sie von den päpstlichen Soldaten und den Schweizern auf der Mauer erblickt. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angeworfen und erstiegen: ein schreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im Solde des Papstes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon eilte von einem Haufen zum andern, ermunterte Alle durch Winken und Rufen, und riß einem Spanier die Leiter aus der Hand, um durch Voranschreiten selbst das Beispiel zu geben. Aber kaum hatte er einige Stufen erstiegen, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sei, hatte aber noch

Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Vorsorge war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursache. Aber weit entfernt, dadurch kleinmüthig und verwirrt zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmählig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

Alles, wozu Rachsucht, Geiz, Religionshaß und Wollust den Menschen treiben können, übten jetzt die rasenden Sieger. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten; und was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Mancher herrliche Ueberrest des classischen Alterthums, manche Sammlung von seltnen Kunstwerken, Büchern und Handschriften ging zu Grunde. Weder Alter noch Geschlecht noch Stand wurden geschont, Männer und Frauen den schrecklichsten Mißhandlungen Preis gegeben. Die vornehmsten Geistlichen wurden von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Sieben Tage schwelgte die losgelassene Bestialität im Rauben, Peinigen und Zerstören, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Deutschen, größten Theils Lutheraner, verhöhnten das Römische Kirchenthum durch spottende Nachäffung. Landsknechte als Cardinäle vermummt zogen auf Eseln in der Stadt umher; einer mit einer dreifachen Krone geziert, spielte den Papst, vor dem die Andern niederknieten, und rief: Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen, ihm das Papstthum schenken. „Luther Papst! Luther Papst!" entgegnete schreiend die jubelnde Rotte.

Dieses Spiel wurde vor der Engelsburg aufgeführt, zum Hohn des wirklichen Papstes, der dort wieder seine Zuflucht gesucht hatte. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der ligistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag zu Stande. Clemens mußte versprechen, 400,000 Ducaten

für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Städte und Burgen einzuräumen, und bis zur Abtragung eines Theiles der Summe Gefangener zu bleiben.

So erwünscht dem Kaiser auch die Demüthigung des Papstes war, so durfte ihm doch ein Sieg dieser Art eben so viel Besorgniß als Freude verursachen. Um dem üblen Eindrucke, den die Plünderung Rom's und die Gefangenhaltung des Kirchenoberhauptes durch ein kaiserliches Heer erregen mußte, zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Höfe, worin er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom und Alles, was an dem Papste Uebels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei. Er bestellte alle schon angesagten Freudenbezeigungen über die Geburt seines Prinzen Philipp wieder ab; ja er ließ, wie Einige sagen, sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten. In der That waren seine Versicherungen nicht grundlos. Denn er war so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als Clemens schon einen ansehnlichen Theil der verheißnen Summe gezahlt hatte. Am 31. October gewährte ein neuer Vertrag dem Papste Erleichterung, und am 10. December sollte er in Freiheit gesetzt werden. Aber in der Nacht vorher entfloh er nach Orvieto in das ligistische Lager, wahrscheinlich mit Einwilligung seiner Wächter, damit er nicht, wenn er in Rom erschiene, übler Behandlung durch die noch immer in der Stadt liegenden Truppen ausgesetzt sein möge.

Einen großen Theil der Schuld an dem Unglücke des Papstes trug König Franz, der von den Versprechungen, die er ihm gemacht, keine erfüllt hatte. Als Bourbon schon in der Nähe Rom's stand, verband sich Franz mit Heinrich VIII. zum Kriege wider den Kaiser. Heinrich zahlte Subsidien, und Franz sammelte ein Heer, mit welchem der Marschall Lautrec in Italien einfiel und mehrere wichtige Städte in der Lombardei eroberte, unter andern Pavia, wo die Franzosen schrecklich mordeten und Frevel aller Art begingen. Der Kaiser fühlte das Bedürfniß des Friedens, und da er auch an Gelde Mangel litt, so wollte er sich Franzen's letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich nun viel zu sehr im Vortheil, um einen solchen Frieden zu bewilligen, und brach die Unterhandlungen ab. Karl erwiderte dem Französischen Waffenherold, der ihm die Kriegserklärung brachte (22. Jan. 1528): sein Herr sei ein Lügner und treuloser

Mann, da er selbst zu Madrid versichert habe, dafür angesehen sein zu wollen, falls er sein Wort breche; wenn es der König läugnen wolle, so erkläre er hiermit, daß er die Sache mit den Waffen Mann gegen Mann mit ihm ausmachen wolle. Franz antwortete durch eine förmliche Herausforderung, worauf Karl den Ort zum Zweikampf bestimmte; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der Letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig.

Indeß drang Lautrec (im Febr.) in das Neapolitanische ein. Dies wurde die Veranlassung, daß die Bourbonischen Truppen, welche nun zehn Monate in Rom gehaust hatten, und durch ihre Ausschweifungen von vier und zwanzigtausend Mann bis auf zwölftausend geschmolzen waren, mit Beute beladen Rom verließen und nach Neapel zogen. Lautrec machte anfangs große Fortschritte; aber unverantwortlicher Weise blieben die Geldsendungen aus, die ihm Franz verheißen hatte, indem der König wieder einmal seinen Vergnügungen die wichtigsten Angelegenheiten nachsetzte. Dennoch schritt Lautrec zur Belagerung der Hauptstadt, wo schon große Hungersnoth zu herrschen anfing, weil auch von der Seeseite Genuesische und Venetianische Schiffe für die Belagerer wirkten. Da beging Franz die unbegreifliche Thorheit, einen wichtigen Bundesgenossen von sich zu stoßen und ihn dem Kaiser in die Arme zu treiben. Der Genuese Andreas Doria, der die Seemacht seiner Vaterstadt außerordentlich gehoben hatte, war in Frankreich's Diensten, wurde aber zurückgesetzt und gekränkt, und verlangte jetzt Abstellung der Beschwerden, die er für seine Person und für Genua hatte. Auf Duprat's verderblichen Rath schlug Franz sein billiges Begehren ab; worauf Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, und unter der Bedingung, daß Genua als unabhängiger Freistaat anerkannt werde, mit seinen Schiffen in dessen Dienste trat; Genua's Verfassung ordnete er zweckmäßig und gab ihr Festigkeit und Dauer. Während sich dergestalt für die Vertheidiger Neapel's die Zufuhr zur See wieder eröffnete, wurden Lautrec's Unternehmungen gehemmt durch eine furchtbare Pest, die in seinem Lager so schrecklich wüthete, daß die Zahl der Waffenfähigen in Monatsfrist von 25,000 auf 4000 herabsank. Lautrec selbst erlag der Krankheit, die Belagerung mußte aufgehoben werden, und auch von den wenigen Abziehenden sah fast kein Einziger sein Vaterland wieder.

Im nächsten Jahre schlug und vertrieb Leyva ein anderes Französisches Heer, das Mailand erobern wollte; und so waren diese Feldzüge, von denen Franz sich so viel versprochen hatte, für ihn unglücklich und schimpflich geworden. Er sehnte sich nach Frieden; nicht minder aber

der Kaiser, dem das Vordringen der Türken in Ungarn sowie die Haltung der Deutschen Protestanten auf dem Reichstage zu Speier viele Sorge machten. Bei dieser gegenseitigen Geneigtheit zur Aussöhnung, begaben sich zwei Fürstinnen, Margarethe, des Kaisers Tante, und Franzen's Mutter Luise, nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarhäuser, die eine innere Gemeinschaft hatten, besuchten sich täglich ohne Förmlichkeit, und brachten den Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz zahlte die zwei Millionen Kronen, und gab alle Ansprüche auf Italien auf. Dafür kehrten seine Söhne zurück, und er blieb im Besitz von Burgund, wiewohl sich der Kaiser seine Ansprüche darauf vorbehielt. Ferner sollte Franz des Kaisers Schwester Eleonore heirathen, und alle Anhänger Karl's von Bourbon in ihre Güter wiedereinsetzen. So sorgte der Kaiser für seine Verbündeten, während Franz die seinigen völlig im Stich ließ, und namentlich Florenz ganz der Willkür Karl's Preis gab. Und dabei flüchtete er nach dem Rathe Duprat's zum zweiten Mal zu dem verächtlichen, unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen die öffentlich bewilligten Leistungen*).

Noch vor dem Abschlusse des Friedens schiffte sich der Kaiser in Barcelona ein, um sich nach Italien zu begeben, und landete am 12. August 1529 zu Genua. Er erschien in dem Pompe eines Eroberers, mit einem glänzenden Gefolge Spanischen Adels, an der Spitze von zwanzigtausend Mann alter Soldaten, und empfing die Gesandten aller Italienischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst zu einer Zusammenkunft beschieden hatte. Sie war feierlich und glanzvoll. Karl küßte dem heiligen Vater knieend den Fuß, wohnte den religiösen Handlungen mit Andacht bei, und zeigte in seinem Wesen so viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener, die einen Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna krönte ihn denn auch der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum König von Italien und zum Kaiser. Die erstere Krönung geschah am 22., die zweite am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstage Karl's; es war die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papste verrichtet worden ist. Schon vorher (23. Dec. 1529) war auch der Friede mit dem Herzog Franz

*) Garnier, Histoire de France T. XXIV. p. 390: comme si ces actes furtifs pouvoient annuller des engagemens pris à la face des nations et sous le sceau de la foi publique. Martin, a. a. O. p. 118 geht diesmal leichter darüber hinweg, nennt aber den Frieden selbst ironisch la honte du „roi chevalier“.

Sforza von Mailand und den Venetianern zu Stande gekommen. Den Erstern setzte der Kaiser wieder in sein Herzogthum ein; doch mußte er sich verpflichten, 400,000 Ducaten sogleich, und dann noch zehn Jahre jährlich 50,000 zu zahlen, eine schwere Last für das ohnehin so ausgesogene und verarmte Land. Die Venetianer mußten sich gleichfalls zu einer Zahlung von 300,000 Ducaten verstehen.

Auch die übrigen streitigen Verhältnisse zwischen den Staaten Italien's wurden von Karl als Ordner des Landes geregelt und geschlichtet; nur die Florentiner hatten an der allgemeinen Friedestiftung keinen Theil. Unter diesen nämlich hatte bei der Nachricht von der Einnahme Rom's durch Bourbon's Truppen die republicanische Partei das Haupt erhoben, und die Medici dahin gebracht, die Stadt zu verlassen, wo nun die Verfassung, wie sie vor 1512 bestanden, wiederhergestellt wurde. Seitdem standen sich neuerdings zwei Parteien gegenüber: eine den aristokratischen Bestrebungen sich nähernde und eine entschieden demokratische; in der letztern besonders lebten die Ideen Savonarola's und sein Andenken wieder auf. Nach Außen hin beging die Republik den großen Fehler, sich an Frankreich anzuschließen; auch in der Zeit noch, als die kaiserlichen Waffen in Italien schon überall siegreich walteten. Es war die Schuld der heftigen Demokraten; die Gemäßigten bemühten sich vergebens, die Trennung von der Liga zu bewirken. Das wurde verhängnißvoll für die Republik. Denn da sie sich mit dem Kaiser nicht zur rechten Zeit verglich, so machte es der Papst in seiner Aussöhnung mit diesem zur Bedingung, daß Karl die Florentiner seinem Geschlechte wieder unterwerfen helfe; und Franz gab sie im Frieden von Cambray schmählich Preis. Ein kaiserliches Heer unter dem Prinzen Philibert von Oranien begann im September 1529 den Krieg wider sie, schon am 14. October erschien es vor der Stadt. Die Belagerung dauerte fast zehn Monate; der Prinz von Oranien selbst wurde getödtet. Vergebens vertheidigten sich die Florentiner mit großer Tapferkeit. Am 12. August 1530 mußten sie sich zu einer Capitulation verstehen. Diese stellte die Bestimmung der künftigen Verhältnisse dem Kaiser anheim, doch sollte der Staat frei bleiben. Karl ernannte Alexander von Medici zum erblichen Haupte von Florenz in den Verhältnissen seiner Vorfahren. Aber die Partei seines Hauses in der Stadt ging weiter, vernichtete die alte Verfassung und gab Alexander den herzoglichen Titel mit vollständiger Fürstengewalt.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Vierter Abschnitt.

Die weitere Entwickelung der Reformation und die erneuten Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß.

Von Bologna aus hatte Kaiser Karl ein Ausschreiben an die Deutschen Stände erlassen, wodurch er sie zu einem am 8. April 1530 in Augsburg zu eröffnenden Reichstage einlud. Aus dem Tone, in dem es abgefaßt war, ließ sich schließen, daß er in Hinsicht der Religionsangelegenheiten jetzt sehr gemäßigte Gesinnungen hege. Es fand sich in Augsburg eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse ins Ungeheure erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen schickte nur Gesandte dahin.

Karl traf gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (15. Juni) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er die evangelischen Fürsten auffordern ließ, an der feierlichen Procession des morgenden Tages Theil

zu nehmen. Aber weder die imponirende Pracht seines Einzuges, noch die bezaubernde Milde seines würdevollen Betragens konnten die protestantischen Fürsten dazu bewegen. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach erklärte sogar in Gegenwart des Kaisers: ehe er Gott und sein Evangelium so verläugnen sollte, wolle er lieber den Kopf verlieren. Worauf Karl in seiner Niederdeutschen Mundart lächelnd erwiederte: Löver Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und die Religionssache zuerst vorgenommen ward, ließen die protestantischen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens, die berühmte Augsburgische Confession, vorlesen und überreichen (25. Juni). Es war von Melanchthon mit meisterhafter Einfachheit, Klarheit, Milde und Mäßigung verfaßt; der Glaubenslehre waren einundzwanzig Artikel gewidmet, in sieben andern waren die Mißbräuche angegeben, welche die Protestanten abgeschafft zu sehen wünschten und bei sich schon abgeschafft hatten. Als die Vorlesung beendigt war, ließ ihnen der Kaiser durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen. Er übergab darauf die Schrift einem Ausschusse von katholischen Theologen, um eine Widerlegung derselben aufzusetzen. Diese gerieth so übel, und war so heftig abgefaßt, daß Karl selbst sie verwarf. Es ward also eine andere veranstaltet, an deren Schlusse es hieß: der Kaiser hoffe, die Protestanten würden nun wieder in allen Stücken mit der Römisch-Katholischen Kirche übereinstimmen, widrigenfalls er sich als oberster Vogt dieser Kirche genöthigt sehen werde, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Protestanten aber blieben beharrlich, und ließen nachher von Melanchthon eine Gegenschrift aufsetzen, die den Titel Apologie der Confession führt. Ohne das Weitere zu erwarten, brach der hitzige Landgraf von Hessen auf; er verließ den Reichstag ohne auch nur von Jemandem Abschied zu nehmen. Karl, sehr überrascht von diesem allerdings unziemlichen Schritte, und besorgt, daß Mehrere ihm folgen möchten, ließ in der ersten Bestürzung die Stadtthore sperren; auf die Vorstellung des Kurfürsten von Sachsen wurde aber diese Maßregel wieder aufgehoben. Eine durch einen engern Ausschuß von beiden Parteien geführte Unterhandlung, um eine Ausgleichung zu bewirken, gewährte anfangs einige Hoffnung, da man sich über mehrere Punkte in der That verglich, brachte aber doch zuletzt kein Ergebniß zu Wege, indem eben die nicht verglichenen Punkte ein unbesiegbarer Stein des Anstoßes blieben. Auch mißbilligte Luther den ganzen Vermittelungsversuch.

Karl befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte sich die Ausgleichung dieser Händel weit leichter vorgestellt, und sah nun durch die Beharrlichkeit der Protestanten sein kaiserliches Ansehn auf empfindliche Weise bloßgestellt. Die Spannung zwischen den Parteien ward immer größer; endlich, nachdem erst der Kurfürst von Sachsen, dann seine und die Hessischen Gesandten Augsburg verlassen hatten, erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschieds (am 19. Nov.), der alle Neuerungen der letzten Jahre in Deutschland verdammte, und deren Wiederaufhebung verordnete; die Ungehorsamen, hieß es, würden in die Acht erklärt, und mit andern Strafen des verletzten Landfriedens belegt werden.

Das waren die Früchte eines Reichstags, der fünf Monate gedauert, und von dem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der Bruch entschieden; eine Vereinigung mußte schwieriger erscheinen als je. Leider war auch der wegen der Abendmahlslehre unter den Protestanten selbst ausgebrochene Zwiespalt auf dem Reichstage wieder zum Vorschein gekommen; ja eben dieses Punktes wegen ließ man die Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau an dem Glaubensbekenntniß gar keinen Theil nehmen, weswegen sie ein besonderes, nur in dem Artikel vom Abendmahl um einige Worte abweichendes Bekenntniß, das Vierstädtische (confessio tetrapolitana) genannt, übergaben.

Von Augsburg reiste der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder Ferdinand zum Römischen König zu erwählen. Er machte den Grund geltend, daß er wegen seiner übrigen Länder oft abwesend sein müsse, das Reich aber indeß wegen des Zwiespalts im Glauben und wegen der Türken nicht ohne Haupt bleiben könne. Die Wahl geschah wirklich am 5. Januar 1531; nur daß der Kurfürst von Sachsen, da die Evangelischen den König Ferdinand als einen Hauptgegner ansahen, seines Theils durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser reiste sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Januar mit größter Pracht und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er nach den Niederlanden.

---

2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede.

Während die übrigen Kurfürsten in Köln mit der Wahl des Römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine

Lutherisch gesinnten Bundesfreunde auf den 22. December 1530 zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sei. Denn jetzt nahm selbst Luther seine frühere Meinung über einen Kampf wegen der Religion zurück, und erklärte, daß er, unter den gegenwärtigen Umständen, einen Vertheidigungskrieg nicht für Aufruhr, sondern für Nothwehr und für erlaubt halte. Aber jene achtungswürdige Gesinnung der Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt haben, ließ doch bei mehreren Ständen noch solche Bedenklichkeiten gegen einen Krieg wider den Kaiser zurück, daß diesmal noch kein Bund zu Stande kam, sondern nur einige vorbereitende Schritte dazu geschahen. Man ging mit dem Versprechen auseinander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. In der Zwischenzeit wurde im Namen der ganzen Partei eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt und an alle auswärtige Höfe gesandt, besonders an den Französischen und den Englischen. Der Landgraf hoffte dadurch auf den Nothfall Verbindungen mit diesen beiden mächtigen, dem Kaiser feindlich gesinnten Monarchen einzuleiten, nicht bedenkend, daß einem Volke nie übler gerathen sein kann, als wenn es die Fremden zur Einmischung in seine inneren Zwistigkeiten auffordert.

Bei der verabredeten zweiten Versammlung zu Schmalkalden wurde das in der ersten vorgeschlagene Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, drei Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und elf Reichsstädten (worunter Straßburg, Ulm, Kostnitz, Magdeburg, Lübeck und Bremen) abgeschlossen (27. Febr.). Durch dasselbe verbanden sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach und einige Reichsstädte wollten zwar dem Bündniß nicht förmlich beitreten; doch vereinigten sie sich mit den Uebrigen zu dem Beschlusse: in allen Processen, die bei dem Reichskammergericht wider einzelne Stände in Religionssachen anhängig gemacht würden, gemeinschaftlich zu verfahren. Auch schlossen die Schmalkaldner Genossen mit den heftigsten Gegnern des neuen Kirchenwesens, mit den Herzögen von Baiern, denen die Königswahl Ferdinand's im höchsten Grade widerwärtig war, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Deutschen Freiheit gegen Anfechtungen derselben.

Den König Ferdinand drückten indeß große Sorgen um den zer-

rütteten Zustand Ungarn's und einen neuen Heereszug, den die Türken vorbereiteten. Unter diesen Umständen, und Angesichts jener Verbindungen, wünschte der Kaiser, die Religionssache vorläufig beigelegt zu sehen; daher bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz, die sich dazu erboten, als Vermittler aufzutreten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Die Vermittler gestanden ihnen freie Religionsübung zu, wenn sie versprechen wollten, keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die Anderen wollten lange nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber — höchst unerwartet — meinte: um Friede mit dem Kaiser zu behalten, könne man wohl in diesem Punkte durch die Finger sehen. Die Ursache dieser Kundgebung des Reformators ist theils in seiner Besorgniß zu suchen, daß es ohnedies doch am Ende zu einem Bündniß mit den Bekennern der ihm widerwärtigen Zwinglischen Lehre kommen könnte, theils aber auch in ächt patriotischen Gesinnungen. Denn mittlerweile war das Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Baiern einer- und dem Könige von Frankreich andrerseits in der That geschlossen worden, und Luther mochte nicht ohne Schauder daran denken, daß Deutsche mit ihren alten Erbfeinden, den Franzosen, gegen ihren Kaiser stehen sollten; schon um dies abzuwenden, rieth er daher um jeden Preis zum Frieden.

So ward denn am 23. Julius 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede unterzeichnet, des Inhalts: daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concil ein allgemeiner, beständiger Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen sein, und keiner den Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen beleidigen oder bekriegen solle; auch seien bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Landgraf Philipp konnte freilich seinen Unwillen über diesen Vergleich nicht zurückhalten; er schrieb mehrere harte Briefe deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn, worin er sagte: Luther's Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg zaghaft gesehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sei ein Schnitzer, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne; er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bei demselben zu thun gewesen sei. Da der Landgraf indeß im ganzen Reiche der einzige Widersprechende blieb, mußte er sich doch zum Beitritt bequemen. Gleich nachher starb Johann der Standhafte (16. August

1532); sein Sohn Johann Friedrich folgte ihm in der Regierung des Kurstaats.

Der Kaiser hatte sich indeß von den Niederlanden nach Regensburg begeben, wohin er einen neuen Reichstag ausgeschrieben hatte. Die Stände bezeigten sich dort zur Aufbringung einer Türkenhülfe bereitwilliger als je. Auch wurde sie mit ungewöhnlicher Beschleunigung ins Feld gestellt; den größten Eifer bewiesen, in Folge des Nürnberger Friedens, die Protestanten. Karl begab sich von Regensburg nach Wien, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern, so wie Italienische und Niederländische Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald 24,000 Mann Reichsvölker stießen; andere Truppen waren von König Ferdinand aus den Erblanden aufgebracht, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. Die Hülfe war dringend nöthig; Soliman war mit einem Heere von 200,000 Mann in Ungarn eingefallen, und bedrohte Deutschland aufs Neue. Der Großwesir befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm unerwartet der unbedeutende und schlecht befestigte Ort Güns einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Darüber und weil er den Kaiser in der Nähe wußte, verlor Soliman den Muth so sehr, daß er nur eine Schaar leichter Truppen nach Oesterreich schickte, die von den Deutschen aufgerieben ward, dann aber selbst mit dem Hauptheer ganz Ungarn räumte (Sept. 1532), ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

Hier, wo er den ganzen Winter zubrachte, hatte er mit dem Papste wiederum zu Bologna eine Zusammenkunft. Schon 1530 hatte er mit ihm eines allgemeinen Concils wegen unterhandelt, und auf dem letzten Regensburger Reichstage den Ständen von Neuem das Versprechen gegeben, daß binnen Jahresfrist ein solches Statt haben solle. Es hatten auch die Protestanten wiederholt erklärt, daß die Herstellung des Kirchenfriedens nur von dem Urtheile einer Kirchenversammlung zu erwarten sei. Jetzt drang der Kaiser deswegen von Neuem in den Papst. Clemens zeigte sich auch ziemlich bereitwillig; sei es, weil er die Ausführung dieser den Päpsten allerdings sehr lästigen Maßregel zuletzt doch noch hintertreiben zu können hoffte, oder weil er glaubte, daß die Mehrheit der auf einem Concil versammelten Prälaten, den Ketzern gegenüber, die Hierarchie auf alle Weise aufrecht erhalten würde. Eben deswegen kam aber auch den Protestanten die durch einen besondern päpstlichen Legaten nach Deutschland gebrachte Erklärung, daß ihr Wunsch gewährt werden

solle, sehr ungelegen. Ihre Theologen hielten sich daher an mehrere ihnen mißfällige Punkte in den vom Papste aufgestellten Grundlagen, und setzten im Namen der Fürsten eine Antwort auf, die ihre Unzufriedenheit mit den päpstlichen Artikeln darlegte. In Folge davon hielt sich der Papst seines Versprechens entledigt.

In Bezug auf die politischen Verhältnisse Italien's schloß Karl mit allen Staaten desselben (Venedig ausgenommen) ein neues Vertheidigungsbündniß; aber kaum war er fort (er ging im April 1533 nach Spanien), so ließ sich Clemens mit dem Könige Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reiste in Person nach Marseille, um Franz dort zu sprechen, und schloß eine Heirath ab zwischen einer Tochter seines Vetters, Katharina von Medici, und Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 vollzogen wurde. Schon im folgenden Jahre (25. September 1534) starb Clemens, und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese, aus einer Römischen Familie, der den Namen Paul III. annahm.

---

8. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz.

Indeß hatten die durch die Reformation entstandenen Zwistigkeiten in der Schweiz einen blutigen Kampf herbeigeführt. Die 1529 unter den hadernden Cantonen vermittelte Versöhnung trug mannichfachen Stoff künftiger Uneinigkeiten in sich; von Neuem wuchs die Spannung, zumal zwischen Zürich und den fünf zur Vertheidigung des alten Glaubens vereinigten Orten. Die letzteren fanden, daß jener Friede zu ihrem Nachtheil gereiche, da sich die Reformation immer weiter ausbreitete; sie klagten besonders, daß Zürich und seine Verbündeten in St. Gallen, wo der Abt die Flucht ergriffen hatte, den neuen Gottesdienst und mit ihm eine weltliche Verwaltung einrichteten. In Zürich wünschten Viele den Krieg. Doch da Bern erklärte, es werde dazu keine Hülfe leisten, wurde nur der Beschluß gefaßt, den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Salz, Wein und Eisen abzuschneiden, obschon Zwingli und Andere vor der halben Maßregel warnten, welche die ganze Bevölkerung jener Orte erbittern werde. Nachdem Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell vergeblich Vermittelungsversuche gemacht, beschlossen die fünf Orte den Angriff. Sie gingen mit großer Ueberlegung und Einigkeit zu Werke,

und ließen achttausend Mann in das Gebiet von Zürich einrücken. Hier hatte man schlechte Anstalten getroffen, und stellte dem Feinde nur einen unordentlichen Haufen in Eile zusammengeraffter Mannschaft entgegen; mit ihr zog auch Zwingli aus, der es für unedel hielt, zurückzubleiben, wo es galt, den durch ihn zuerst erregten Religionsstreit auszufechten.

Am 11. October 1531 kam es bei Kappel unweit Zürich zum Treffen. In dem Zürcherischen Heere war weder Führung noch Gehorsam, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die Stand hielten. Als er verwundet worden und aus Entkräftung niedergefallen war, ereilte ihn ein Unterwaldner Hauptmann, Namens Juckingen, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, nachdem er mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen durch das Winken des Hauptes sich geweigert hatte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn die fanatischen Sieger waren geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust zum katholischen Glauben zu bekehren und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet, ließen sie Zwingli's Leichnam durch den Henker viertheilen und verbrennen, und mischten die Asche von Schweinen unter die seine, damit nicht etwa ein Anhänger des Verstorbenen sie sammeln möchte.

Die fünf Cantone machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Bern, Basel, Schafhausen und die übrigen Orte der reformirten Verbindung sandten dem bedrängten Zürich Hülfstruppen. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigten sich dieselben mit den Zürichern; man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu verdrängen mißglückte indeß, die Züricher wurden abermals besiegt, und dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an, sich im Felde zu trennen; Zürich machte Frieden, und auch Bern nahm ihn an (1531). Diesem gemäß wurde in der Abtei St. Gallen die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Cantonen entstanden seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges Bewegungen, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege und stellten die Messe wieder her. Im Ganzen erhielt die Reformation in der Deutschen Schweiz durch diesen Frieden die Gränzen, in denen sie auch späterhin verblieb.

---

4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg.

In Deutschland geriethen die Protestanten nach dem Nürnberger Frieden über die Auslegung desselben in Streit mit dem Reichskammergericht. Dieses wollte nämlich die gegen sie anhängig gemachten Processe nicht einstellen, weil sie eingezogene Kirchengüter, aufgehobene Klöster, verletzte bischöfliche Rechte und Aehnliches betrafen, nicht aber Glaubenssachen; während die Protestanten behaupteten, diese begriffen eben Gegenstände jener Art in sich, da die Reformation die Processe veranlaßt habe. Darüber kam es sogar dahin, daß die evangelischen Stände die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts nicht mehr anerkannten.

Als der thätigste Widersacher der katholischen Stände zeigte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen; besonders durch eine That, die er wider den Willen des Kurfürsten von Sachsen ausführte, und die der Sache des Protestantismus einen ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte etwa dreißig Jahre zuvor ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog Ulrich, die Regierung übernommen. Er hatte seine Gemahlin Sabine, eine Bairische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemißhandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf gleiche Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, die sich zuweilen bis zu unmenschlicher Grausamkeit steigerten; und Alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwande verursachte. Endlich brach das Unheil über ihn selbst herein. Als er 1519 mit einer Schaar Bewaffneter über Reutlingen herfiel, dessen Bürger, um den Tod eines der Ihren zu rächen, einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, und sogar die alte Reichsstadt zur Würtembergischen Landstadt zu machen wagte: da nahm sich der Schwäbische Bund, zu welchem Reutlingen gehörte, der unterdrückten Stadt an, und das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, versammelte sogleich eine Macht, womit er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Dieser eroberte es zwar wieder, wurde aber gleich darauf von Neuem vertrieben. Der Schwäbische Bund war nun thatsächlich Herr des Landes. Da indeß auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, die der verschwenderische Ulrich gemacht, und da der Bund überhaupt das Land nicht

behalten mochte noch konnte: so überließ er es dem damals eben erwählten jungen Kaiser Karl V. für eine mäßige Geldsumme. Karl trat es bald nachher mit den Oesterreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich irrte lange an verschiedenen Orten umher, und suchte Hülfe für seine Wiederherstellung zu gewinnen. Sein Schicksal blieb auch nicht ohne Theilnahme; besonders zu Statten kam ihm die Eifersucht vieler Deutschen Fürsten gegen das Oesterreichische Haus, das mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere aber sagten sich, daß sie einen trefflichen Rückhalt mehr haben würden, wenn Ulrich, der den Lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes wäre. Wie nun im Jahre 1533 der Schwäbische Bund sich völlig auflöste: da übernahm es der kühne Landgraf, Ulrich wieder einzusetzen, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen. Er reiste zunächst zum Könige Franz von Frankreich, der ihn (obschon er sich ausdrücklich verpflichtet hatte, in die Würtembergischen Angelegenheiten sich nicht einzumischen) wirklich mit Hülfsgeldern unterstützte, brachte dann gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf, und ging mit diesen in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter, der ihm mit zwölftausend Mann entgegenrückte, wurde bei Lauffen (13. Mai 1534) entscheidend geschlagen; und so war binnen wenigen Tagen das ganze Herzogthum erobert, Ulrich wieder eingesetzt. Der alte Haß gegen ihn hatte sich verloren, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Die Reformation wurde sofort im Lande eingeführt.

König Ferdinand, theils ohne bereite Kriegsmittel, theils in der Besorgniß, es möchte aus diesen Händeln bei langem Zögern ein großer und gefährlicher Kampf entstehen, fügte sich der vollendeten Thatsache. Er schloß am 29. Juni zu Kadan in Böhmen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der zugleich im Namen des Landgrafen und Ulrich's auftrat, einen Vertrag, kraft dessen er dem Ulrich das Herzogthum wieder abtrat; nur sollte es, der Reichsunmittelbarkeit unbeschadet, ein Oesterreichisches Afterlehn sein. Dagegen erkannte jetzt Johann Friedrich Ferdinanden als Römischen König an; und dieser wiederum versprach im Namen des Kaisers, daß das Kammergericht sich des rechtlichen Verfahrens in Religionssachen gegen die Theilnehmer des Nürnberger Friedens enthalten solle. Nun schlossen aber auch die Baierischen Herzöge, durch den Zurück-

tritt ihrer Bundesgenossen beleidigt, an den Kaiser und dessen Bruder sich an, und ließen ihrer persönlichen Abneigung gegen die Religionsneuerung freien Lauf.

---

5. Die Wiedertäufer in Münster.

Der Lauf der Hauptbegebenheiten muß hier mit einem merkwürdigen Zwischenspiel unterbrochen werden, welches die religiöse Schwärmerei in einer bis zum Wahnsinn und zu argen Freveln gesteigerten Ausartung darstellt. Die Secte der Wiedertäufer, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgestorben, wurde aber in Deutschland überall von den Bekennern des neuen Kirchenthums nicht minder als von denen des alten heftig verfolgt, so daß sie sich nach den Niederlanden zurückzog, von wo sie häufig Missionarien in das benachbarte Westphalen aussandte. Dort hatte schon im Jahre 1525 in Münster ein Kampf der durch die religiösen Bewegungen aufgeregten Bürgerschaft wider den bischöflichen Stuhl und das Domcapitel begonnen. Einige Jahre nachher, seit 1529, unternahm ein Prediger Namens Rothmann, die Grundsätze der Reformation in Münster weiter zu verbreiten, und bald kam es dahin, daß das Domcapitel mit seinen Anhängern die Stadt verlassen mußte, in den Kirchen aber die Formen des neuen Gottesdienstes eingeführt wurden. Der Bischof sah sich genöthigt, mit den Bürgern im Februar 1533 einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen er und das Capitel zwar ihre sonstigen Rechte behielten, die sechs Pfarrkirchen der Stadt jedoch im Besitz der Evangelischen blieben*).

Diese Unruhen waren kaum beigelegt, als schon wieder neue und weit größere sich anbahnten. Noch waren die Gemüther in Gährung, also für die Ansteckung um so empfänglicher, welche einige so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Unter diesen Schwärmern traten mit der Zeit besonders Johann Bockhold oder Bockelsohn, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthiesen, ein Bäcker von Harlem, hervor. Als sie zuerst mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk zu verführen anfingen, widersetzte sich ihnen der Rath und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem

---

*) Vgl. Cornelius, Gesch. des Münsterischen Aufruhrs, erstes Buch S. 122 ff., 209 ff.

andern Thore wieder herein, verkündeten ihren Anhängern, Gott habe ihnen befohlen in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rothmann auf ihre Seite. Ihre Lehre ging nicht nur dahin, daß die Kindertaufe verwerflich und eine neue zur Wiedergeburt jedes Christen erforderlich sei; sie erklärten zugleich alle Wiedertäufer für heilig und auserwählt, Christi Reich auf Erden zu gründen; alle Rechtsstreitigkeiten und Eidesleistungen sollten zu dem Ende aufhören, alle Obrigkeiten abgesetzt, alle Ständeunterschiede vertilgt, alles Eigenthum aufgehoben, und die Vielweiberei eingeführt werden.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Rathe behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrieen laut: „Thut Buße und lasset Euch von Neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über Euch kommen, denn der Tag des Herrn ist nahe!“ Der Pöbel, durch viele Reden, Gerüchte und Prophezeihungen außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich umtaufen; Viele thaten es aus Furcht, um nicht gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und Alles zu verlassen, da es ihnen zehnfach wieder ersetzt werden solle; wodurch sich Viele locken ließen. Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß nicht Wenige der Wohlhabenden und Besonnenen, Evangelische wie Katholische, ihnen das Feld gänzlich räumten und die Stadt verließen*). Die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, wählten einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Alle nur irgend denkbaren Frevel und Gräuel des Fanatismus wurden jetzt im Namen der Religion begangen. Die Schwärmer trieben mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen; auch kein Buch außer der Bibel behalten, alle übrigen verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, von Matthiesen selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen; dann, als er sich wieder aufrichtete, ward mit einer Flinte nach ihm geschossen. Als er auch davon noch nicht starb,

*) Cornelius, a. a. O. Zweites Buch (1860) S. 238.

sagte Matthiesen, es sei ihm offenbart, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, daß er vielmehr von Gott begnadigt worden sei. Wiewohl nun der Unglückliche nichtsdestoweniger nach einigen Tagen den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten dennoch nichts von seinem Rufe. Viel schlimmer lief indeß eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief Matthiesen aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike zur Stadt herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf, und verkündete dem Volk: es sei ihm lange offenbart gewesen, daß Matthiesen dies Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sei ihm von Gott befohlen, dessen Wittwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen, als er möge; wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Juni berief endlich ein Goldschmidt, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt und gab vor: es sei der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl David's wieder aufrichten solle; durch ihn würden alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit erheuchelter Demuth fiel hierauf Johann Bockhold auf die Kniee, dankte Gott, und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf Israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Räthen, stolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen. So bahnte sich eine Willkür- und Schreckensherrschaft an, in der das Amt des Scharfrichters eine immer größere Rolle spielte.

Nachdem die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreichs eingeweiht war, sandte der König desselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art einzurichten, und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; Alle

starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, daß Johann von Leyden der einzig wahre König sei, und daß alle anderen Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so phantastischen Verfassung konnten die losgelassenen rohen Triebe nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Wie diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden: da ward dem Könige Johann doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, in welchem der Hunger ihn schwächte. Um in einer so bedenklichen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken. Sogar als eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ „sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe", hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte, und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Von Seiten des Reichs wäre diesem abscheulichen Unwesen wohl früher ein Ende gemacht worden, wenn nicht der Zug des Hessischen Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg die Aufmerksamkeit der Fürsten ausschließlich in Anspruch genommen hätte. Im Kadanischen Frieden aber wurde es dem Landgrafen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, einen Theil seiner Kriegsvölker bei der Belagerung von Münster anzuwenden, und das Heer des Bischofs erhielt nun Verstärkung. Nachdem in Münster schon viele Personen verhungert waren, entkamen endlich zwei Bürger aus der Stadt zu den Belagerern, und zeigten ihnen eine Stelle, wo der Wall leicht erstiegen werden konnte. So drang das Heer in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, unter ihnen soll auch der Prediger Rothmann gewesen sein. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren Deutschen Städten zur Schau herumgeführt, und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) mit barbarischer Grausamkeit hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die Stadt Münster selbst verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand und

ihre Freiheit, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf. Die Wiedertäufer (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Secte, die in verschiedenen Ländern sehr friedlich und wohlgelitten lebt, freilich aber auch mit jenen Schwärmern fast nichts mehr gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe und der Eidesleistung.

---

6. Karl's V. Zug nach Tunis.

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Kaiser Karl weit über dem Meere in Afrika einen glänzenden Sieg davon getragen. Seit einiger Zeit hatten sich nämlich an den nördlichen Küsten dieses Erdtheils die gefährlichen Seeräuberstaaten gebildet. Schon lange zwar waren die Häfen von Nordafrika in den Händen der Mauren Schlupfwinkel für Corsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten; aber mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielten diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und zweckmäßige Leitung eine noch weit größere Furchtbarkeit. Vorzüglich geschah dies durch zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, die mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in dem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam 1504 nach Tunis, und die Räubereien, die er von hier aus verübte, thaten den Christen so empfindlichen Schaden, daß sie Veranlassung zu dem früher erwähnten Zuge des Cardinals Ximenez nach Afrika gaben. Die gute Aufnahme, welche Horuk bei dem Könige von Algier fand, hielt ihn nicht ab, diesen heimlich ermorden zu lassen, um sich auf dessen Thron zu schwingen (1516), den er denn auch ebensosehr durch Freigebigkeit gegen seine Anhänger, als durch blutige Verfolgung seiner Feinde zu behaupten wußte. Bald nachher endete seine Laufbahn. Er hatte den Beherrscher von Telemsan vertrieben, aber dieser fand bei den Spaniern wirksamen Beistand. Sie sandten ihm Hülfstruppen, gegen welche Barbarossa Schlacht und Leben verlor (1518).

Durch eine kräftige Verfolgung ihres Sieges hätten die Spanier damals wohl dem ganzen Unwesen ein Ende machen können; aber sie versäumten es, und ließen dem Schereddin Zeit, sich in den Eroberungen seines Bruders zu befestigen. Schereddin fürchtete indeß die Unzufriedenheit der Maurischen Einwohner nicht weniger als die Spanischen Waffen,

und um sich dagegen zu sichern, begab er sich unter den Schutz des Türkischen Großherrn, der ihn dafür mit zweitausend Kriegern verstärkte. So begann damals die Oberhoheit der Pforte über die Barbareskenstaaten. Schereddin verbreitete nunmehr seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis nach Tunis. Auf die letztere Stadt hatte er besonders ein lüsternes Auge geworfen; er ging nach Constantinopel, und wußte sich durch sein gewandtes Betragen bei Soliman so in Gunst zu setzen, daß dieser ihm jede Unterstützung zur Ausführung seines Unternehmens verhieß. Der Beherrscher von Tunis, Arraschid, war von seinem Bruder Muley Hassan vertrieben worden; unter dem Vorwande, Jenen wieder in seine Rechte einzusetzen, erschien Schereddin vor der Stadt, und die mit Muley's Regierung unzufriedenen Bewohner öffneten ihm die Thore. Zu spät erfuhren sie, wie arglistig sie getäuscht worden. Muley Hassan aber rief die Hülfe des Kaisers Karl an; und dieser, der die Nothwendigkeit fühlte, den Fortschritten Barbarossa's Gränzen zu setzen, ward leicht überredet. Karl beschloß, sich selbst an die Spitze des Zuges zu stellen, zu dem er die Kräfte seiner Reiche aufbot, und den der Papst, Portugal, Genua und der damals nach Malta versetzte Johanniterorden, auf das beste unterstützten. Von Cagliari auf Sardinien, das zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt war, ging am 16. Juli 1535 eine Macht von dreißigtausend Mann auf fünfhundert Schiffen unter Segel. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, die man von der mächtigen Ausrüstung hegen durfte. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensklaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten; er suchte sein Heil in schleuniger Flucht, und überließ Tunis den Siegern. Muley Hassan ward sofort wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber von Spanien abhängig gemacht; er mußte einen jährlichen Tribut versprechen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen zwanzigtausend, von allen Nationen; und Karl hatte die Freude, so viele von harten Sklavenbanden befreite Christen in ihre Heimath zurücksenden zu können.

---

7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I.
(1536—1538.)

Von Tunis ging der Kaiser nach Palermo und dann nach Neapel, wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte; daher wetteiferte der Adel, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Es wurden prächtige Feste gegeben, und beide Länder, Sicilien und Neapel, machten ansehnliche Geldbewilligungen. In Neapel erfuhr der Kaiser den am 24. October 1535 erfolgten Tod des Herzogs Franz Sforza, und ließ, da der Verstorbene keine Kinder hatte, Mailand als eröffnetes Lehn des Reiches in Besitz nehmen. Indeß behauptete der König von Frankreich, er habe dem Herzogthume nur zu Gunsten des Hauses Sforza entsagt, und begehrte vom Kaiser, einen seiner Söhne damit zu belehnen. Karl zeigte sich auch nicht abgeneigt, Mailand dem dritten Sohne Franzen's, dem Herzog von Angoulême, zu überlassen. Denn dem Dauphin mochte er es nicht geben, weil es alsdann in der Folge mit der Krone Frankreich verbunden worden wäre; und ebensowenig Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, weil dieser als Gemahl einer Medici, an den Besitz von Mailand leicht Pläne knüpfen konnte, die ganz Italien bedroht haben würden. Allein mit diesem Vorschlage des Kaisers war Franz nicht zufrieden; und da er um diese Zeit den Herzog von Savoyen, den Schwager des Kaisers, unter nichtigen Vorwänden aus seinen Staaten vertreiben und sie mit Französischen Truppen hatte besetzen lassen, so machte Karl auch seinerseits Anstalten zum Kriege. Im Frühling 1536 zog er unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, wo er mit ungewöhnlicher Pracht eingeholt ward. Am zweiten Ostertage fand eine glänzende Versammlung Statt, bei welcher der Papst und alle Cardinäle sowie die Gesandten der Italienischen Fürsten und des Französischen Hofes zugegen waren. In dieser Versammlung hielt der Kaiser eine lange Rede in Spanischer Sprache. Er erzählte umständlich, wie treulos und ungerecht sich Franz immer gegen ihn bewiesen, wie dieser stets der Urheber des Krieges gewesen sei, wie er dagegen immer die Hand zum Frieden geboten habe. So kam er bis auf Franzen's ungerechte Besitznahme von Savoyen und auf dessen Einverständniß mit den Deutschen Ketzern. Hierauf erneuerte er seinen Vorschlag, den Herzog von Angoulême mit Mailand zu belehnen, wenn Franz dagegen seine Truppen aus den Savoyischen Staaten zöge, und zum Kriege gegen die Ungläubigen, sowie

zur Ausrottung der Ketzerei, das Seinige beitrüge. Gefiele dies dem Könige nicht, so sei er, um das Blut so vieler Unschuldigen zu ersparen, bereit, ihm im Zweikampf zu stehen, sei es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Insel, oder auf einem Schiffe; da wolle er sich im bloßen Hemde einfinden. Wolle aber Franz auch durch diesen Ausweg den Krieg nicht abwenden, so möchte er auch die Folgen desselben tragen; denn er seinerseits werde alsdann nicht eher nachlassen, als bis einer von Beiden der ärmste Edelmann geworden sei. Daß dies Geschick aber ihn selber treffen werde, fürchte er nicht; denn er gehe in den Kampf mit dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf ein tapferes und zahlreiches Heer, auf erfahrne und treue Feldherren. Wäre es mit ihm nicht besser beschaffen, als mit Franz, so würde er sich diesem zu Füßen werfen, und ihn mit gefalteten Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Als die Gesandten den Kaiser am folgenden Tage in Gegenwart des Papstes fragten, ob seine gestrige Rede eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf sein sollte, antwortete er milder: er habe nur gemeint, es sei besser, daß sie Beide in Person gegen einander kämpften, als daß sie einen verwüstenden Krieg führten, zum Verderben der Christenheit und nur zum Vortheil der Türkenherrschaft. Doch alle diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, indem Franz vor Allem darauf bestand, Mailand für den Herzog von Orleans zu erhalten. So mußten denn abermals die Waffen entscheiden.

Noch im Sommer desselben Jahres sollten drei kaiserliche Heere gegen Frankreich wirken. Mit dem stärksten, in Italien versammelten, zog Karl selbst durch Savoyen in die Provence. Die meisten Heerführer hatten ihm diesen Zug zwar als höchst mißlich widerrathen, Leyva aber war dafür, und der Wunsch, den Feind im Herzen seines eigenen Landes anzugreifen, entschied den Kaiser; ja er war so voll Vertrauens, daß er dem Geschichtschreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, einen großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider sah er nur zu bald, daß er den Rath der Warnenden nicht ungestraft verachtet hatte. An der Rhone stand der Marschall von Montmorency mit einem auserlesenen Französischen Heere hinter unbezwinglichen Verschanzungen. Die weite Strecke zwischen ihm und dem Passe, durch welchen der Kaiser in Frankreich eintrat, war kahl und verwüstet. Viele Meilen weit war kein Mensch zu sehen. Die Dörfer standen leer oder lagen in Asche, alle Mühlen und Backöfen waren eingerissen, ringsum war nirgends Speise noch Futter für Menschen und Vieh zu finden. Nach mehreren beschwerlichen Tage-

märschen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl genöthigt, sich links ab nach der See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Vorrath einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, sowie die Seuchen, die eine Menge seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich aufgewandten Monaten, am 10. September 1536 die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich mit einem außerordentlichen Verluste an Menschen, Geschütz und Gepäck wieder nach Italien zurückzuziehen. Auch Leyva hatte bei diesem unglücklichen Zuge seinen Tod gefunden. Das zweite Heer, das in die Picardie eingebrochen war, richtete gleichfalls nichts aus; und der Einfall in die Champagne, den ein drittes Heer hätte machen sollen, unterblieb gänzlich, weil durch Franzen's Ränke die Deutschen Fürsten keine Truppen stellten. Karl ging nach Genua, und schiffte von da nach Barcelona.

Schon früher war Franz in Unterhandlungen mit dem Sultan Soliman getreten; in diesem Jahre hatte er ein förmliches Bündniß mit ihm geschlossen. Soliman versprach, das Königreich Neapel mit hundert tausend Mann anzufallen. So gab Franz aus Rücksichten einer eigennützigen Politik ein christliches Land den ärgsten Feinden des christlichen Namens Preis, während der Kaiser seinen Stolz darin suchte, die dem großen Europäischen Gemeinwesen und seiner Cultur von den Barbaren drohende Gefahr abzuwenden.

Im Anfange des nächsten Jahres gewährte Franz seinem Hasse gegen den Kaiser und seiner Eitelkeit, durch ein seltsames Spiel mit feierlichen Rechtsformen, eine kleinliche Befriedigung. In einer am 15. Januar 1537 gehaltenen öffentlichen Sitzung des Parlaments, bei der er selbst zugegen war (lit de justice), trat ein königlicher Anwalt mit der Anklage gegen „Karl von Oesterreich“ auf, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois, verlustig geworden sei. Da Karl nun also wieder ein Vasall der Krone Frankreich geworden, so sei er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, um sich gegen die Anklage zu verantworten, daß er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte

die Forderung; es wurde wirklich ein Herold an die Gränze der Picardie geschickt, der den Kaiser mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten aufforderte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen; und als — wie sich von selbst versteht — Niemand kam, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oesterreich wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig sein, Flandern und Artois wieder der Krone anheim fallen, und dies Urtheil an den Gränzen der genannten Provinzen unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen werden sollte.

Damit aber doch ein so seltsames Verfahren nicht ganz verächtlich erscheine, fiel Franz mit einem Heere von 25,000 Mann in Artois ein. Bald vermittelten indeß die kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungarn, und ihre Schwester, Franzen's Gemahlin, einen Waffenstillstand (30. Juli). Dasselbe geschah nachher in Bezug auf Piemont, wo der Krieg gleichfalls wieder begonnen hatte. Inzwischen erschien, dem Versprechen gemäß, welches Soliman gegeben hatte, Barbarossa an der Spitze von siebzig Türkischen Galeeren in der Nähe von Otranto, und bemächtigte sich des kleinen Hafens Castro. Dies machte den Kaiser geneigter zu Unterhandlungen. Im nächsten Frühling (1538) gab sich besonders der bejahrte Papst große Mühe, den Frieden zu bewirken. Er lud die beiden Monarchen ein, nach Nizza zu kommen, und begab sich selbst dahin. Doch konnte er nichts weiter zu Stande bringen als einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, während dessen ein jeder das behalten sollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von beiden Seiten war hier noch so groß, daß die Fürsten einander gar nicht sehen wollten; und kaum war der Vertrag unterschrieben, so ging Franz nach Avignon, und der Kaiser begleitete den Papst nach Genua.

Nach einer solchen Zusammenkunft hätte man eine zweite nimmermehr erwarten sollen, wie sie dennoch wenige Wochen nach jener ersten folgte. In Genua trat Karl'n ein Französischer Gesandter mit der Bitte an, bei seiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage in Frankreich einzusprechen, damit beide Fürsten sich persönlich mit einander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache sehr bedenklich; aber Karl hatte mehr Vertrauen, und nahm die Einladung an. Die Zusammenkunft sollte zu Aigues mortes, am Ausflusse der Rhone ins Mittelländische Meer, stattfinden. Als Karl's Galeeren die Höhe dieser Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der an das Ufer kam, begab sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Fahrzeuges (14. Juli 1538). Mit den ausgezeichnetsten

Höflichkeitsbezeigungen versicherte er Karl'n, daß er wünsche, sein Freund zu sein, und die Mißverständnisse zu endigen, die sie so lange getrennt hätten. Ehe er das Schiff wieder verließ, lud er den Kaiser zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande ein. Karl nahm es an, fuhr am folgenden Tage hinüber, und wurde in Aigues mortes königlich bewirthet. Er schlief im dortigen Schlosse, und am folgenden Morgen (16. Juli) reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch; und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone: das sei seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch wie er (Karl) sei würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. Beide blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, nicht nur sein Bündniß mit den Türken aufzuheben, sondern auch, wenn es der gemeinsame Vortheil der Christenheit erheische, mit Karl gegen sie zu fechten. Zuletzt bat er den Kaiser noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte dilectionis testis et exemplum (der Liebe Zeuge und Zeichen) eingegraben waren. Am Abend begleitete er Karl'n wieder bis zu seiner Galeere, auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung gen Spanien segelte. Gewiß waltete bei diesem Anlaß von keiner Seite Verstellung ob. Es ist eine so erhabene Vorstellung und ein so natürlicher Wunsch, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen nähern zu sehen, daß es dem menschlichen Herzen sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen.

---

8. Karl's Reise nach Gent.

Franz, der so gern noch zum Besitz des erledigten Mailand gelangt wäre, unterließ nichts, was die Rührung, die er in Aigues mortes in Karl'n erweckt zu haben glaubte, erhalten konnte. Gleich im folgenden Jahre (1539) ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, den Kaiser aufs Neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karl's Geburtsort, hatte sich widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, die das übrige Flandern bewilligt hatte. Den darüber entstandenen Rechtshandel verloren die Genter, verwarfen aber den Ausspruch als parteiisch, und er-

hoben einen Aufstand, in welchem sie alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt wiesen, und Abgeordnete an den König von Frankreich schickten, mit dem Erbieten, sich in seine Arme zu werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz wies den Antrag von sich, und lieferte dem Kaiser die in Bezug darauf erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt sein sollte. Der Vorschlag kam Karl'n in der That sehr erwünscht, da seine Gegenwart in den Niederlanden nothwendig, der Seeweg aber unsicher und sehr weit war. Wiederum verachtete er die Warnungen Derer, die Franzen bei dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit, mitten unter den größten Freundschaftsbezeigungen die Bitte um die Mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er in dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt seiner Reise sich's ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines persönlichen Aufenthaltes in Frankreich von Mailand nicht die Rede sein sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sei ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden. Schon in Fuentarabia, dem letzten Spanischen Gränzort an den Pyrenäen, traf er Franzen's zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen Französischen Herren, die ihm bis hierher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das Französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte man ihm die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte (1. Jan. 1540), ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Franz stellte ihm hier seine Buhlerin, die Herzogin von Etampes, vor, und sagte: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame; sie räth mir, Sie nicht eher abreisen zu lassen, als bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben." Betroffen, doch schnell gefaßt, antwortete der Kaiser: „Wenn der Rath gut ist, muß man ihn befolgen." Am folgenden Tage zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, zu den Füßen der Herzogin

fallen. Sie hob ihn auf, um ihn dem Kaiser zurückzugeben; aber dieser sagte: er ist in zu schönen Händen, und drang in sie, ihn zum Andenken zu behalten. Als er darauf weiter zog, begleiteten die königlichen Prinzen ihn nach Valenciennes. Bald nachher kamen Abgeordnete Franzen's nach den Niederlanden, um auf die Abtretung Mailand's anzutragen. Karl lehnte sie ab, erbot sich aber statt dessen zu einer für Franz noch ungleich vortheilhafteren Uebereinkunft. Es sollte nämlich dessen zweiter Prinz (früher der dritte, der älteste war gestorben) des Kaisers Tochter Maria heirathen, und diese als Mitgift die Niederlande erhalten. Franz verwarf jedoch den Vorschlag, und man befand sich trotz aller Freundschaftsbezeigungen von Neuem in einer bedenklichen Spannung.

Der Aufruhr in Gent wurde übrigens schnell gestillt. Als Karl sich mit bewaffneter Macht näherte, sank den Empörern der Muth, und er zog ohne Widerstand in die Stadt ein, welche den Aufruhr hart büßen mußte. Von den Rädelsführern wurden Mehrere hingerichtet, Andere verbannt. Gent verlor seine Privilegien, auch mußte die Stadt außer der ihr früher auferlegten Steuer noch eine andere große Summe zahlen, die zum Theil zur Erbauung einer Citadelle verwandt wurde, um die Bürger in Gehorsam zu halten.

---

9. Stand der Parteien in Deutschland.

Der glänzende Erfolg, den der Würtembergische Zug gehabt hatte, gab den Deutschen Protestanten eine siegreiche Haltung und ihre Lehre breitete sich im Reiche immer mehr aus. Zum Schmalkaldischen Bunde traten 1536: der Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten Johann Georg und Joachim von Anhalt, ein Graf von Nassau und mehrere mächtige Städte, namentlich Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten; später auch der Herzog Heinrich von Sachsen, der seinem Bruder Georg, dem bekannten Feinde der Reformation, 1539 in der Regierung folgte. Nun wurde das neue Kirchenthum im Meißnischen eingeführt; ebenso im Brandenburgischen, wo gleichfalls einem Gegner desselben, dem Kurfürsten Joachim I., zwei den Lehren Luther's zugethane Söhne, der Kurfürst Joachim II. in der Kurmark, und in der Neumark der Markgraf Johann, folgten. Noch andere Fürsten traten zum Lutherthum über; selbst Bischöfe, wie die von Lübeck, Schwerin und Camin. Der Kurfürst

Albrecht von Mainz konnte es nicht mehr hindern, daß die Reformation in seinen eigenen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt eingeführt ward; und der Kurfürst von Köln dachte sogar von sich aus auf eine Kirchenreformation im Sinne der neuen Lehre. Ueberhaupt breitete sich diese namentlich auch am Rhein und in Westphalen beträchtlich aus.

Um so reißenden Fortschritten der Reformation einen Damm entgegenzusetzen, stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein vorzüglicher Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Bund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung sein sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten des alten Glaubens halber beleidigt oder angegriffen würde. Der Kaiser, der unter den Gliedern ebenfalls genannt war, bestätigte erst nach längerem Zögern den Vertrag; auch übte derselbe auf seine Handlungsweise gegen die Protestanten keinen Einfluß; vielmehr genehmigte er neue Unterhandlungen mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen, um so mehr, als auch König Ferdinand der Hülfe derselben wider die Türken bedurfte; und Held wurde sogar schließlich seiner Dienste entlassen, weil er leidenschaftlich zum Kriege wider die Protestanten zu reizen suchte*). Auf Grund jener Verhandlungen kam zu Frankfurt im April 1539 wenigstens eine vorläufige Friedensverabredung auf 15 Monate zu Stande, wodurch, da die Protestanten von Neuem über das Kammergericht klagten, alle Decrete desselben gegen sie für diese Zeit aufgehoben, beiden Theilen aber Erweiterungen ihres Bundes untersagt wurden. Auch sollte eine Anzahl von Theologen und friedfertigen, verständigen Laien von beiden Seiten innerhalb einiger Monate zusammentreten, um eine Einigung wegen der Religion zu Stande zu bringen. Ein solches Religionsgespräch schrieb nun der Kaiser in Gent (wo er das ganze Jahr 1540 blieb, um Franzen's nächste Maßregeln abzuwarten) auf den 6. Juni 1540 nach Speier aus. Es ward später nach Hagenau auf den 25. Juni verlegt; allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre dorthin gesandten Abgeordneten brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. October. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Cardinal Granvella, der es am 25. November mit einer Rede eröffnete, worin er des Kaisers milde Gesinnungen rühmte, und die Versammlung mit Thränen zu einträchtigen Gesinnungen ermahnte. Eine lange Zeit ging mit ängstlichen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln hin, bis end=

*) Sleidanus, XII. p. 325. Ed. Francof. 1610.

lich Melanchthon und der durch seine alte Feindschaft gegen Luther wohlbekannte Doctor Eck am 14. Januar 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwickelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß sie nach drei Tagen abbrachen, ohne etwas ausgemacht zu haben. Am folgenden Tage erhielt Granvella ein Schreiben des Kaisers, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. Ueber drei Monate hatte die unnütze Versammlung zu Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 5. April 1541 bis Ende Juli). Der Kaiser ließ es an Mühe und Geduld nicht fehlen, hier die erwünschte Einigung zu Stande zu bringen. Er ließ den Unterrednern eine Schrift übergeben (das sogenannte Regensburger Interim), welche dem Religionsvergleich zur Grundlage dienen sollte. In der That schien es bereits, als ob man sich einander nähern wollte, aber das Mißtrauen auf beiden Seiten verdarb Alles wieder; und als Karl sah, daß doch nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm endlich nichts übrig, als den Protestanten bis zur Eröffnung des längst verheißenen allgemeinen Concils durch den Reichsabschied neue Vortheile zu gewähren, da das Reich, wegen der Türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Mit dieser Nachgiebigkeit waren die eifrig katholischen Fürsten sehr unzufrieden. Die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern und der Kurfürst Albrecht von Mainz meinten, man solle entweder ein Concilium versammeln oder die Waffen wider die Protestanten ergreifen. Aber der ungleich besonnenere und verständigere Kaiser erklärte ihnen seine Abneigung gegen einen Krieg, der, als von Deutschen gegen Deutsche geführt, eben so hartnäckig als verderblich sein würde.

---

10. Züge nach Algier und wider die Türken.

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Italien, in der Absicht, einen zweiten Zug nach Nordafrika zu unternehmen. Die vor sechs Jahren gezüchtigten Corsaren hatten durch Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen an den Spanischen Küsten schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügten dem Spanischen und Italienischen

Handel täglich größern Schaden zu. Karl wollte sie jetzt aus Algier, dem Mittelpunkte ihrer Macht vertreiben. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser würde besser thun, die Gränzen des Reichs gegen die Türken zu decken, und der erfahrenste Seemann seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahreszeit für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sei; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle ertheilt hatte, reiste sogleich von Lucca, wohin er sich zunächst von Deutschland aus begeben und wo er den Papst noch einmal gesprochen hatte, nach Porto Venere im Genuesischen. Hier schiffte er sich (28. Sept. 1541) nach den Balearischen Inseln ein, die zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt waren, und wo er erfuhr, daß die Spanische Flotte von Cartagena aus unmittelbar nach Afrika gesegelt sei. Es war ein auserlesenes Heer, welches sich dort zusammenfand, die Blüthe des Spanischen und Italienischen Adels, hundert Malteserritter und etwa zwanzigtausend Fußgänger. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen ans Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant ans Land geschafft hatte; denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber jetzt trafen Doria's Besorgnisse wirklich ein. Am zweiten Abend überzog sich der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt; die Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach auf einer niedrigen, moorigen Ebene standen, mußten, um nicht von dem grimmig sausenden Winde umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind benutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der Truppen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten Türkischen Reiterei so zu, daß viele Spanier und Italiener niedergesäbelt waren, ehe man ihn mit großer Anstrengung in die Stadt zurückdrängen konnte. Indeß hatte der Sturm dieser entsetzlichen Nacht viele Schiffe von den Ankern losgerissen, und theils an einander zerschellt, theils weit ins hohe Meer geschleudert. Die Bemannung der zu Grunde gegangenen fand theils in den Wellen ihren Tod, theils wurde sie beim Versuche zu landen von den Algierern getödtet. Es war unmöglich, aus

den übrigen Schiffen Lebensmittel ans Land zu bringen. Karl befahl, die Pferde zu schlachten, und dann mußte das Heer längs der Küste drei Tagereisen auf grundlos gewordenen Wegen hinziehen, wobei Viele durch Hunger und Erschöpfung umkamen, oder in den angeschwollenen Bächen ertranken, oder durch die Geschosse der nachsetzenden Feinde fielen. Nach diesem unseligen Marsche erreichte man endlich den Busen von Matafuz, den nächsten sichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen; aber der Rest des Heeres war so entkräftet, daß man ihm nicht mehr zumuthen konnte, einen Winterfeldzug zu thun. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks die schönsten Eigenschaften eines Helden und Heerführers; Unerschrockenheit, Muth, Menschlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weise aus. Er theilte mit den geringsten Kriegern alle Beschwerden, setzte seine Person überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, sprach den Kranken Trost zu, beseelte Alle durch Wort und Beispiel. Bei der Einschiffung war er einer der Letzten, obschon ein Haufe Araber ganz in der Nähe umherschwärmte. Auch bei der Heimkehr hatte er mit Stürmen zu kämpfen, und landete erst im Anfang des Decembers zu Cartagena.

Indeß hatten die Ungarischen Angelegenheiten wieder eine sehr schlimme Wendung genommen. Johann von Zapolya war 1540 gestorben; statt daß nun aber, nach der Bestimmung eines früheren, zwischen ihm und Ferdinand geschlossenen Vertrages ganz Ungarn an den Letztern hätte fallen sollen, trat der gefürchtete Soliman als Beschützer eines vierzehntägigen Prinzen auf, den Zapolya hinterlassen hatte. Er kam mit einem Heere, nahm Ofen für sich selbst in Besitz, und antwortete Ferdinand's Gesandten, die mit ihm unterhandeln wollten: ihr Herr habe sich alles Anrechts auf Ungarn zu begeben und für Oesterreich Tribut zu entrichten, oder zu gewärtigen, daß auch seine Deutschen Länder mit Feuer und Schwert verwüstet würden. Diese seine Noth stellte Ferdinand den Deutschen Fürsten auf dem am 9. Februar 1542 eröffneten Reichstag zu Speier vor, und fand die katholischen zur Hülfe bereit; die protestantischen hingegen gingen diesmal in ihren Forderungen so weit, daß sie sogar die Absetzung aller dermaligen Beisitzer des Kammergerichts heischten, ein Ansinnen, dem sich Ferdinand nicht wohl fügen konnte. Nach langer Vermittelung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich kam endlich ein Reichsabschied zu Stande, worin den Protestanten der letzte Regensburger Friedestand auf noch fünf Jahre verlängert, und von sämmtlichen Ständen eine ansehnliche

Digitized by Google

Türkenhülfe bewilligt ward. Der Kurfürst von Brandenburg übernahm die Anführung der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich; und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten: „In diesem Jahr hat das Römische Reich der kaiserl. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Kurfürst von Brandenburg oberster Feldhauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet."

---

11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben.

Unter den Deutschen katholischen Fürsten war damals keiner, der das Lutherthum mit mehr Haß und Erbitterung verfolgte, als Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein höchst leidenschaftlicher Mann. In dem züchtigen Deutschland fand man auch das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte und eines ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm. Um diese Verbindung den Augen der Welt zu entziehen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte. Einen Anstoß ähnlicher Art hatte übrigens der Landgraf Philipp von Hessen gegeben, indem er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine zweite, ein Fräulein Margarethe von der Saal, heirathete. Er hatte dazu Luther's und Melanchthon's Genehmigung gefordert, und als Grund angegeben, daß seine Gemahlin ihm unangenehm sei, und er Ehebruch vermeiden wolle; dabei berief er sich auf das Beispiel der Erzväter in der Schrift. Nur mit großem Widerwillen hatten sich jene Theologen schließlich gefügt; sie hatten dem Fürsten erst vorgestellt, wie viele Aergernisse, Sorgen und Kränkungen ihm aus diesem Schritte erwachsen würden, und zuletzt geäußert, daß, wenn er trotz dem entschlossen sei, ein zweites Weib

zu nehmen, es heimlich im Wege der Dispensation geschehen müsse. Indeß kam die Sache nachher doch an den Tag, und machte ein solches Aufsehen, daß der Landgraf eine Zeit lang in große Niedergeschlagenheit, und Melanchthon in eine schwere Krankheit fiel. Luther erklärte: ein Beichtrath, unter dem Siegel des Geheimnisses gegeben, sei kein Gutachten; er wolle bekennen, daß er geirrt habe.

Die Protestanten waren über die feindseligen Gesinnungen des Herzogs von Braunschweig außer Zweifel gesetzt worden, als der Landgraf von Hessen 1538 einen Brief von ihm an den Kurfürsten von Mainz auffing, der voll von Aufreizungen gegen sie war, und namentlich voller Beleidigungen gegen den Landgrafen, von dem es unter Andern hieß: er werde nächstens toll werden, denn er sei es schon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen sein. Darüber kam es zu einem öffentlichen Schriftwechsel zwischen dem Herzoge und den beiden Schmalkaldischen Bundeshäuptern, dem Landgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen, der über alle Maßen heftig und voll der ärgsten Schmähungen war. Des Kurfürsten dritte Schrift führte folgenden Titel: „Des durchlauchtigsten Fürsten ꝛc. ꝛc. Johann's Friedrichen, wahrhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänders, böthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch ꝛc. wider vorgemeldten Churfürsten von Sachsen u. s. w." Dagegen schrieb der Herzog wieder eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürsten ꝛc. Heinrich's des Jüngern ꝛc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica, wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich H. zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschempt Lästerbuch, welches er wider gemeldten Herzog ausgegossen hat." Da der Herzog in seinem ersten Buche unter andern gesagt hatte, Luther selber brauche den Kurfürsten nur zum Hanswurst, so machte sich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit seines Gegners entschuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worst." Folgende Stelle daraus ist eine der stärksten. Zu bedenken ist dabei, daß der Geist der Zeit seinen großen Antheil an dieser Sprache hatte. „Du solltest — sagt Luther zum Herzog — nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen ...z von einer alten Sau gehört; da

solltest Du Dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, Du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Kurfürsten. O wie sollten sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sei worden u. s. w."

Der ungestüme Herzog hatte schon seit langer Zeit die Städte Goslar und Braunschweig hart bedrängt, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Zwar hatte der Kaiser die Acht, in welche Goslar durch einen Spruch des Kammergerichts erklärt worden war, suspendirt, und der Regensburger Reichsabschied von 1541 alle Ansprüche dieser Art vorläufig aufgehoben; Herzog Heinrich kehrte sich aber daran nicht, sondern erklärte auf eine ihm von König Ferdinand zugekommene Ermahnung zur Ruhe, daß der Kaiser zu solchen Suspensionen gar nicht berechtigt sei, und machte Anstalten, Goslar ganz in seine Gewalt zu bringen. Dem zuvorzukommen, rüstete der Schmalkaldische Bund ein Heer von 19,000 Mann, welches im Juli 1542 in die Braunschweigischen Lande einfiel, und den Herzog zur Flucht zwang. Die protestantischen Fürsten behielten darauf das Land in Besitz, und richteten den Gottesdienst nach Lutherischer Weise ein. Der Herzog war unterdessen nach Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Als dieses aber einen Befehl zu Gunsten des Vertriebenen erließ, und dessen Wiedereinsetzung bei Strafe der Acht befahl, antworteten die Schmalkaldner durch einen Beschluß, in welchem sie dem verhaßten Gerichte ohne alle Einschränkungen den Gehorsam aufkündigten.

---

12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I.
(1542—1544.)

Da des Kaisers Anträge an den König von Frankreich ohne Erfolg geblieben waren, so hatte er am 11. October 1540 Mailand, als eröffnetes Reichslehn, seinem Sohne Philipp gegeben; Franz aber hielt Karl's Macht durch den vor Algier erlittenen Verlust für so geschwächt, daß er beschloß, noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit den Türken, und machte große Rüstungen. Zum Vorwande, um

den Stillstand von Nizza zu brechen, mußte ihm die angebliche Ermordung zweier geheimer Agenten dienen, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische schleichen wollten; der eine nach Venedig, um diese Republik zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bereden; der andere nach Constantinopel, um mit dem Sultan einen Angriffsplan zu verabreden. Auf der Reise machten sie sich verdächtig; der Statthalter von Mailand, der Marchese del Guasto, befahl sie anzuhalten und ihnen ihre Papiere abzunehmen; da setzten sie sich zur Wehre, und kamen im Handgemenge um (1541). Franz schrie laut über Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechts; aber schon insofern mit Unrecht, als jene Männer keineswegs unter dem Namen von Gesandten gereist waren, sondern diese Eigenschaft im Gegentheil zu verbergen gesucht hatten.

Mit nächstem Frühling (1542) eröffnete Franz die Feindseligkeiten. Jetzt sollte sichs entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Heere griffen den Kaiser zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten an, errangen aber sehr geringe Vortheile. Im folgenden Jahre (1543) erschien zu Franzen's Unterstützung eine Türkische Flotte unter Barbarossa, der die Neapolitanischen Küsten plünderte, viele Gefangene fortschleppte, und sich dann in Gemeinschaft mit den Franzosen auf Nizza warf, welches furchtbar geplündert wurde. Dagegen verband sich Heinrich VIII. mit dem Kaiser. Dieser hatte seinen Sohn Philipp mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt, deren großer Brautschatz, verbunden mit einer ansehnlichen Geldbewilligung der Spanischen Stände, ihn in den Stand setzte, sich zu einer kraftvollen Kriegsführung zu rüsten.

Im Mai 1543 segelte Karl nach Italien, und zog von da nach Deutschland, wo er sich an die Spitze eines auserlesenen Heeres stellte, um zunächst den Herzog Wilhelm von Cleve zu züchtigen. Dieser, der mit dem Kaiser wegen der Erbschaft von Geldern in Streit war, stand mit dem Könige von Frankreich in einem Bunde; die Reformation war in seinen Ländern schon ziemlich weit fortgeschritten, und im Februar eben dieses Jahres hatte er selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen*). Demungeachtet, und obschon er ein Schwager des Kurfürsten von Sachsen war, führten mehrere evangelische Stände dem Kaiser auf seinem Zuge Kriegsbedürfnisse zu; der Landgraf hatte 1541 in einem besondern Vertrage mit dem Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd. IV. S. 228.

übernommen, sich nicht in die Geldrische Sache zu mischen. Die siegreichen Erfolge der kaiserlichen Waffen zwangen den Herzog von Cleve, sich schnell zu unterwerfen. Er erschien vor dem Kaiser und bat knieend um Gnade; Karl wandte sich weg, ohne ihm zu antworten. Er verzieh ihm dann zwar, doch unter harten Bedingungen; insbesondere sollte er die vorgenommenen kirchlichen Neuerungen in seinen Ländern wieder abstellen, sich nie wieder in ein Bündniß gegen den Kaiser einlassen, und seinen Ansprüchen auf Geldern entsagen.

Indem die Schmalkaldischen Bundesgenossen hier einen bedeutenden Fürsten ohne Unterstützung ließen, der schon im Begriff war, ihrem Bunde beizutreten, konnte der Kaiser inne werden, daß sie den seit dem Nürnberger Frieden eingeschlagenen Weg, durch rechtzeitige Benutzung günstiger Umstände ihre Macht zu verstärken, nicht weiter verfolgten, sei es nun aus Friedensliebe oder wegen plötzlich stockender Entschlossenheit. Das gleiche Ergebniß zeigte sich damals auch bei einer andern Gelegenheit. Der alte Kurfürst Hermann von Köln dachte nämlich jetzt ernstlich an die Ausführung des Planes, die Kirche seines Landes zu reformiren, und ließ deswegen sogar Melanchthon kommen; die Ritterschaft und die Städte des Kurfürstenthums erklärten sich günstig, nicht aber das Domcapitel und der Rath von Köln, als einer Stadt, in welcher die Geistlichkeit vorzugsweise zahlreich, angesehen und reich war. Einige der ungestümsten Domherren meinten sogar schon, man müsse einem ketzerischen Erzbischof den Gehorsam aufkündigen. Der Landgraf von Hessen erklärte dem Capitel zwar hierauf, der Schmalkaldische Bund würde den Kurfürsten mit seiner ganzen Macht unterstützen; aber es blieb bei der Drohung, und das Domcapitel drang mit seinem Widerstande durch.

Indeß war König Franz in den Hennegau eingefallen und hatte mehrere Orte, unter andern Landrecy, weggenommen. Diesen wichtigen Platz wollte der Kaiser wieder erobern, richtete aber nichts aus, und verlegte das Heer in die Winterquartiere. Entschlossen, Frankreich von dieser Seite im nächsten Frühjahr anzugreifen, berief er die Deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Speier. Die Versammlung, welche vom 20. Februar 1544 bis zum 10. Juni dauerte, war eine der allerglänzendsten, der Kaiser und sämmtliche sieben Kurfürsten waren in Person zugegen. Karl's Verlangen, gegen Franzosen und Türken unterstützt zu werden, fand lange Widerspruch an dem Begehren der Protestanten, nicht eher von Kriegshülfe zu handeln, bis ihnen ein beständiger Friede und die Einsetzung eines neuen Kammergerichts gewährt sei. Endlich, nachdem die beiden Schmalkaldischen Bundeshäupter schon abgereist

waren, kam ein Reichsabschied zu Stande, der den Protestanten sehr günstig war. Er gewährte ihnen Verlängerung des zu Regensburg beschlossenen Friedestandes bis zu einer Vergleichung über die Religion, und setzte fest, daß das Kammergericht noch drei Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann mit Richtern ohne Unterschied der Confession besetzt werden, bis dahin aber mit Religions-Processen gegen die Protestanten innehalten solle. Das Reich bewilligte auf sechs Monate die Kosten für ein Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und viertausend Reitern gegen Türken und Franzosen. Die Katholiken waren mit diesen Beschlüssen sehr unzufrieden, und der Papst schrieb einen Brief an den Kaiser, worin er ihm seine Nachgiebigkeit mit heftigen Worten verwies.

Bald nach Endigung des Reichstags rückte der Kaiser gegen Franz ins Feld. Des Letztern Heerführer, der Graf Enghien, hatte schon in Italien, bei Cerisole (14. April 1544), einen vollständigen Sieg über den Spanischen Feldherrn del Guasto erfochten als Franz schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer theilen mußte, um für das Nordheer die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch Karl's neuer Bundesgenosse Heinrich VIII. zu fürchten, der mit einem Heere in Frankreich gelandet war. Karl belagerte mit seinen trefflichen Deutschen Truppen erst St. Dizier, eroberte es am 17. August mit List, und rückte nun in starken Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Epernay und Chateau-Thierry, wo er viele Vorräthe fand, und drückte das Heer des ihm entgegengeschickten Dauphin, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach Rouen, Orleans und anderen Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karl's Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuern Stadt einlassen zu dürfen; daher erschwerte er die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben. Und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crespy (18. Septbr. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben; Franz entsagte allen seinen Ansprüchen auf des Kaisers dermalige Besitzungen, besonders auf Neapel; Karl leistete auf Burgund Verzicht. Um aber auch den alten Streit über Mailand auszugleichen, wurde verabredet, daß des Königs zweiter Sohn, der Herzog Karl von

Orleans, sich entweder mit des Kaisers ältester Tochter Maria, oder mit seines Bruders Ferdinand Tochter Anna, nach der Wahl des Kaisers, vermählen sollte. Im ersten Falle würden die Vermählten die Niederlande, im zweiten (für den sich nachher der Kaiser entschied) Mailand erhalten. Zugleich verbanden sich beide Monarchen, ihr Möglichstes zu thun, die Religionsvereinigung zu befördern, um sodann die Türken mit vereinten Kräften zurücktreiben zu können. Man sieht aus diesen Bedingungen deutlich, daß, wenn der Kaiser auch in früheren Jahren damit umgegangen war, Eroberungen gegen Frankreich zu machen, er dieses Vorhaben nunmehr längst aufgegeben hatte; denn er bewilligte seinem Widersacher Alles, was er ihm vor dem Anfange des für ihn siegreichen Krieges angeboten hatte.

---

13. Franz' I. Ausgang.

Die Aussicht, die der Friede zu Crespy dem König Franz zu einer Machtvergrößerung seines Hauses gewährte, ging schon im folgenden Jahre für ihn verloren; denn der Herzog Karl starb am 9. September 1545 an der Pest, und der Kaiser, der dadurch der übernommenen Verpflichtungen vollkommen entledigt war, wollte natürlich anderen Forderungen des Königs kein Gehör geben. So hatte Franz fast seine ganze Regierung in fruchtlosen Versuchen hingebracht, einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen und das Reich um einige auswärtige Provinzen zu vergrößern. Damals dauerte der Krieg mit Heinrich VIII. noch fort. Nach vielem unnütz verschwendeten Gelde und Menschenblut kam endlich (17. Juni 1546) auch mit diesem ein Friede zu Stande, welchem zufolge Heinrich das von ihm eroberte Boulogne noch acht Jahre behalten und dann gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen herausgeben sollte. Im nächsten Jahre starb Franz (31. März 1547). Ein ausschweifendes Leben raffte ihn im dreiundfunfzigsten Jahre seines Alters hin.

In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung war Franz für die Fortschritte der Civilisation seines Reiches und den Flor der Künste und Wissenschaften nicht unthätig gewesen. Durch Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den gesunkenen Glanz der Pariser Universität ungemein, und die Hörsäle, die vorher leer gewesen waren, wurden nun wieder stark besucht. Italienische Gelehrte und Dich-

ter, zum Theil politische Flüchtlinge, kamen nach Frankreich und halfen dort den Geschmack für die classischen Studien verbreiten. Franz gab ihnen Jahrgelder und wurde dafür durch ihre Schmeicheleien bis in den Himmel erhoben. Man nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Uebrigens sträubten sich gegen das aufkommende Griechische und Hebräische Sprachstudium auch hier der Obscurantismus und die Unwissenheit der Mönche. Ja sie trugen kein Bedenken, Jeden für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen erlernt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennet, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die Hebräische Sprache betrifft, so werden Alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz Verbesserungen; erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. ganz entbehren konnte. Mit der Französischen Schifffahrt hatte es bis dahin noch traurig ausgesehen. Eine königliche Seemacht war noch gar nicht vorhanden gewesen. Im Nothfalle hatte die Regierung die Barken und Galeeren der Kaufleute in Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Staates errichten. Man wagte aber noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon Französischerseits Entdeckungsreisen nach Amerika und Ansiedelungen, besonders in Canada, unternommen.

Fremde Künstler und Manufacturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahre 1536 legten zwei Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufacturen in Lyon. Aus Italien wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Franz selber sah gern den Künstlern bei der Arbeit zu und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte Italienische Maler Leonardo da Vinci starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte ihm den kostbaren Stein, auf welchem zweiundzwanzig Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne

und Nachfolger, Heinrich Stephanus, viele alte Schriftsteller herausgab, und sie dadurch nicht nur häufiger machte, sondern auch nebenher die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht*). Lauter Züge, die in der That löblich sind, aber von vielen anderen Fürsten und oft in noch weit großartigerer Weise entfaltet wurden, ohne daß sie deswegen so gepriesen worden sind, als der in dieser wie in anderer Hinsicht von den ruhmredigen Französischen Schriftstellern überschätzte Franz I.

Bis auf die Zeiten Ludwig's XII. hatten die adeligen Frauen in der Regel auf ihren Landsitzen, beschäftigt mit häuslichen Dingen, gelebt. Ludwig hatte sie zuerst an den Hof gebracht, indem er seine Gemahlin Anna von Bretagne mit Ehrendamen umgab. Diese geistreiche Fürstin flößte ihnen einen Geschmack für Bildung und ein Interesse für Dinge ein, die außer dem Kreise gewöhnlicher weiblicher Beschäftigungen liegen, wodurch die Frauen in Frankreich eine immer steigende gesellschaftliche Bedeutung bekamen. Durch Franz I. ward der Hof der Mittelpunkt für die durch Schönheit und Geist glänzendsten Frauen des Landes; aber seine übermäßige Lust an Vergnügungen und glänzenden, kostspieligen Festen, sein Hang zu Ausschweifungen und Liebesränken machte leider auch eine Schule der Verschwendung und der Sittenlosigkeit daraus.

Im Innern des Landes hatte tiefer Friede geherrscht; der Adel war noch von Ludwig's XI. Zeiten her eingeschreckt und mit den auswärtigen Kriegen zu sehr beschäftigt, als daß er mit Anmaßungen gegen die Krone hätte hervortreten können. Die folgenden Könige erfuhren jedoch, daß dieser Sinn des Adels nur eingeschlummert, nicht ganz vernichtet war.

Gleich nach Luther's Auftreten fand die Reformation in Frankreich Eingang; sogleich begannen aber auch Verfolgungen und Hinrichtungen.

*) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner protestantischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sei. Von ihm rührt die Abtheilung unserer Capitelverse im Neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein Griechisches Wörterbuch in vier Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und außerordentlicher Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Schelm; denn während er daran setzte, machte er heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der weit häufiger gekauft, und daher öfters gedruckt worden ist.

Besonders nachdem Franz 1526 aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt war und den Befehl gegeben hatte, daß alle die Ketzerei betreffenden Angelegenheiten zuerst vor die weltliche Obrigkeit gebracht werden sollten, verfolgten die Gerichte, und vorzüglich das Pariser Parlament, die Anhänger der Reformation mit großer Härte. Zuweilen gab der unbesonnene Eifer einiger Protestanten dazu Veranlassung. So fand man im Jahre 1534 Sätze gegen die Messe, in einem äußerst heftigen Tone abgefaßt, an die Straßenecken von Paris, selbst an die Zimmerthür des Königs, der sich damals zu Blois befand, angeschlagen. Franz gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den Rathschlägen der erbittertsten Feinde der Protestanten Gehör gab. Er befahl, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zornes anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden sein könnte; ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fackel in der Hand diesem Aufzuge bei; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte der ganze Adel der Hauptstadt. Dabei rief der König öffentlich mit lauter Stimme: wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen, ja er würde seiner eigenen Kinder nicht schonen, wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. Zugleich wurden sechs Protestanten lebendig unter entsetzlichen Qualen verbrannt (21. Jan. 1535). Bald erfolgte die Hinrichtung vieler Anderen. Diese Vorgänge mußten die Schmalkaldischen Bundesgenossen, denen Franz fortwährend schmeichelte, um sie gegen den Kaiser aufzuregen, in den höchsten Unwillen versetzen. Franz suchte sich zwar zu rechtfertigen; aber die Entschuldigungen, die er vorbrachte, waren zu kahl, als daß sie Eindruck hätten machen können. Eben so vergeblich heuchelte er, selbst den Lehren Luther's einigermaßen geneigt zu sein, indem er sogar begehrte, Melanchthon möge zu theologischen Verhandlungen nach Frankreich kommen. Der Kurfürst von Sachsen versagte diesem die Erlaubniß zu einer so bedenklichen Reise. Den Worten des Königs war so wenig wie seinen Thaten zu trauen.

Nicht lange nachher wurde auch mit den Hinrichtungen wieder fortgefahren; und als die Geistlichkeit über die Nachkommen der Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen), die noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin lebten, Klagen anbrachte, bestätigte Franz die harten und grausamen Beschlüsse des Parlamentes zu Aix gegen sie. Zum Unglück fiel die Vollstreckung in die Hände geschworener Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der

Unglücklichen niedermetzeln, andere mit ihren Häusern verbrennen ließen, und sich nebenher alle Zügellosigkeiten erlaubten, die sonst doch nur in Feindes Landen verübt wurden (1545). Der Parlamentspräsident Baron von Oppeda trieb seinen Religionseifer so weit, daß er eine Menge schwangerer Weiber in eine Scheune sperren, ihnen den Leib aufschneiden, die Frucht herausreißen und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr diese Abscheulichkeiten zu spät, und übertrug seinem Nachfolger ihre Bestrafung, die jedoch nur sehr unvollständig erfolgte. So fanden schon unter Franzen's Regierung Auftritte religiöser Verfolgungssucht Statt, die unter seinen Nachfolgern weiter ausgedehnt wurden, und durch die Einmischung politischer Leidenschaften das ganze Reich an den Rand des Unterganges brachten.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486 — 1555).

Fünfter Abschnitt.

Karl's V. Kampf und Frieden mit den Deutschen Protestanten; die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland.

Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens zu Crespy erregte unter den Deutschen Protestanten gerechte Besorgnisse. Sie meinten — und wurden in dieser Ansicht durch allerlei ihnen zugetragene Nachrichten bestärkt —, die Ursache, warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sei keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um sie mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sei, läßt sich weder beweisen, noch kann es als wahrscheinlich angenommen werden. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Aeußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall, viel beschäftigt habe, und daher mochten sich schon dunkle Vorgefühle von einem Kriege verbreitet haben.

Er brachte den Winter in den Niederlanden unter heftigen Gicht=

beschwerden zu, so daß ein neuer Reichstag zu Worms am 24. März 1545 von seinem Bruder Ferdinand eröffnet wurde. Indeß hatte Paul III., der schon 1542 das vielbesprochene Concilium zu Trident hatte eröffnen lassen wollen, wozu sich aber damals fast Niemand eingefunden hatte, es jetzt von Neuem nach demselben Orte ausgeschrieben. Auf dem Reichstage erschienen nur äußerst wenige Fürsten in Person. König Ferdinand erklärte, der Hauptzweck der diesmaligen Versammlung sei, die Aufmerksamkeit der Stände auf die Türken zu lenken, die von Neuem mit großer Macht gegen Ungarn im Anzuge wären und selbst Deutschland bedrohten; die Religionssache sei vor der Hand auszusetzen, da das Concilium nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Dagegen verlangten die protestantischen Gesandten, daß über die Religionsvergleichung zuerst gehandelt werde, und wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium für ein rechtmäßiges anerkennen könne. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser am 16. Mai persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein; aber dieser ließ sich entschuldigen. Nichtsdestoweniger wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht, und der Reichstag am heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg fortgesetzt werden.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln. Die Türken hatten sich nämlich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 in Ungarn immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam indeß erst 1547 zu Stande, und nur unter der schmählichen Bedingung, daß Ferdinand sich anheischig machte, für den ihm gebliebenen kleinen Antheil des Ungarischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte, heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Der Cardinal Pallavicini, der nachher eine Geschichte des Tridentinischen Concils im Interesse des Römischen Hofes geschrieben hat, erzählt, Granvella habe dem Legaten,

aber nur in seinem Namen, eröffnet: der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sei erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müssen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sei man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen. Dagegen erzählen andere gradezu, der Legat habe dem Kaiser päpstliche Hülfstruppen versprochen, wenn er die Protestanten angreifen wolle.

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Braunschweigischen Landes zu gelangen. Der Kaiser hatte es zu Worms durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte; aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. Franz I. hatte ihm Geld gesandt, um für ihn eine Anzahl Truppen in Deutschland zu werben; so wie er diese aber beisammen hatte, führte er sie nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, mit Beihülfe des Kurfürsten von Sachsen, ein Heer zusammen, und ging damit in eigener Person auf Heinrich los. Dieser hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, ging ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit stolzen Worten aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. Wie aber das Treffen begann, verlor er den Muth, und gab sich nebst seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen (21. Oct. 1545). Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn streng bewachen ließ.

---

2. Luther's Tod.

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zweiundzwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuren Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da er nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen,

Digitized by Google

Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halbvollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Krankheiten sah Luther jederzeit gern als Anstiftungen des Teufels an. Als einmal Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, rief er gleich beim ersten Anblick des entstellten Freundes aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!" Und so hielt er denn auch alle seine eigenen Leiden für Wirkungen des Teufels, der sich an ihm rächen wolle; stets aber bewahrte er dabei die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Hersagung biblischer Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wohl gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So rühmte er sich gern, wie er in der erwähnten Krankheit Melanchthon's diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, erzählt er selbst, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die muntere und fröhliche Laune, womit der so hart geplagte Mann dennoch sich selbst und Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft auch wieder Vorwürfe darüber machte. Sogar über seine Krankheiten verstand er zu scherzen. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" Besonders liebte er freundschaftliche Gespräche bei einer mäßigen Mahlzeit; und nicht genugsam konnten seine Freunde die Unbefangenheit und den

Mutterwitz bewundern, die er bei solchen Anlässen offenbarte. Hier nur ein Beispiel unter vielen. Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luther's näherer Aufsicht. Luther lud Beide zu Tische; und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an; er aber winkte ihnen, daß sie ruhig sein sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wohl erwählt?" Die Handlung, erwiederte der Kaufmann. Hm, sagte Luther, ich wüßte wohl noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; seh er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte. — Die große Neigung des Letzteren für die Musik ist bekannt; sie diente ihm oftmals dazu, sein Herz zu erheitern. Ja er behauptete: die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seien den Klötzen und Steinen gleich; auch hätte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren habe, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort, entflohen wären.

Zu politisch=religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil man von Melanchthon's sanfterem Sinne mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindaxt nöthig war; denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaume halten könne. In seinen letzten Lebensjahren hatte er den entschlafenen Streit über das Abendmahl wieder erweckt und gegen die Zwingli'sche Lehre mit einer noch größeren Aufwallung als früher geschrieben. Sein Gemüth war aufs heftigste bewegt, weil er unter seinen Amtsgenossen und Freunden Anhänger dieser Lehre zu erblicken glaubte, selbst Melanchthon in diesem Verdacht hatte. Ferner zürnte er den Rechtsgelehrten in Wittenberg, weil sie die heimlichen Eheverlöbnisse der Studirenden, wider welche er selbst auf der Kanzel eiferte, für gültig erklärten. Ueber alle diese Dinge wurde der durch Alter und Krankheit mehr wie sonst zum Argwohn geneigte Mann so mißmuthig, daß er Wittenberg im Mai 1545

verließ, und sich an verschiedenen Orten bei Freunden aufhielt. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder in Wittenberg, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546), fühlte sich aber schon zu Halle so entkräftet, daß sein dasiger Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann auch war, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntag den 14. Febr.), und wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine liebe Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden: Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Er wohnte in Docter Drachstedt's, des Stadtschreibers, Hause, in welchem noch jetzt ein Zimmer voller Bildnisse den Manen des großen Mannes gewidmet ist. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld und seine zwei jüngeren Söhne Martin und Paul. Er betete viel und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat ans offene Fenster und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Doctor Jonas und der Prediger Cölius nebst anderen Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf, nach neun Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn

saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet Ihr noch? Mögt Ihr Euch nicht zu Bette legen?“ Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe; denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm.“ Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er noch ohne Hülfe aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!“ und dann schloß er die Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?“ Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja,“ wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sei. Es war zwischen zwei und drei Uhr am Morgen des 18. Februar 1546. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags den 19., Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg mit dem Entschlafenen, in Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute und fast des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachstedtschen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Doctor Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben,

und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend dem Zuge an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marienkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu; erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sacristei der Marienkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz frühe ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Conduct am 22. Februar ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen hinter dem Leichenwagen her, welchem sich auch der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern anschloß. Kein Auge blieb trocken; und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen ins Licht zu setzen. Dennoch hielt der Doctor Pommer (Bugenhagen), Luther's Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

---

3. Reichstag zu Regensburg.

So hat also Luther die traurige, lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, wo aus dem seit neunundzwanzig Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch, da er starb; denn der Reichstag zu Regensburg warf die Funken in den Zunder.

Schon bei dem vor diesem Reichstage gehaltenen Religionsgespräche beklagten sich die protestantischen Fürsten über Ungerechtigkeit von katholischer Seite, und beriefen deswegen ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause. Auch vermehrten sich schon jetzt im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden her, anzufallen, und daß deswegen ein Waffenstillstand mit den Türken betrieben werde. Im März 1546 erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterweges sandte er zum Landgrafen von Hessen und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mißtrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Bei den Unterredungen in Speier verhehlte der Landgraf nicht, daß ihm wegen der vielen bösen Gerüchte und wegen des nachgesuchten Stillstandes mit den Türken ein Argwohn aufgestiegen sei. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sei eine sehr nöthige Maßregel gegen Franz, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Soliman werde aus wahrer Liebe zum Deutschen Reiche eingeleitet, das man nicht durch immer erneuerte Türkensteuern habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Köln, dem der Kaiser, wegen seiner Bemühung, die Reformation in seinem Lande einzuführen, mit der Absetzung gedroht hatte. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren?" sprach er; „er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht." Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen; aber ob er gleich die Bitte

dreimal wiederholte, und Granvella ihm vorstellte, daß der Kaiser, dem das Reich nicht das Geringste eintrüge, mit Zurücksetzung aller seiner übrigen Geschäfte dennoch auf den Reichstag komme, weil ihm die Vergleichung über die Religion sehr am Herzen liege: so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schütze bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder zu sehen. Allein vergebens. Er blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen und die übrigen Schmalkaldischen Bundesgenossen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage mußten, mit Ausnahme weniger Fürsten, mit den Gesandten gepflogen werden. Karl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt alles Ernstes zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehen. Auch gewann er, indem er den Zweck des Krieges nicht als einen religiösen, sondern als einen politischen darstellte, sogar einige protestantische Fürsten; den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Baireuth; die beiden Letzteren nahm er förmlich in seine Dienste und gab ihnen den Auftrag, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen befahl er dem Grafen Maximilian von Büren, der in den Niederlanden commandirte, die dort stehenden Truppen herbei zu führen. Die Protestanten ließen darauf den Kaiser fragen, wohin diese Rüstungen zielten; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, die ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Und einige Tage nachher (am 25. Juni) ließ er den Ständen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten sie in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen; die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die Lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

4. Moritz von Sachsen.

Ehe die Leser auf den Kriegsschauplatz geführt werden, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der eben erwähnte Herzog Moritz von Sachsen, Albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt, und hatte, wie dieser, den Lutherischen Glauben, zu dem er sich bekannte, in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, obwohl der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht auf dem wissenschaftlichen, doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellsten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen Deutschen Höfen umgesehen, bei Albrecht von Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und bei Johann Friedrich die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich schon damals einen Widerwillen gegen diesen seinen Vetter gefaßt. In der That war auch der Kurfürst wohl kein Mann für einen Jüngling von Moritzen's heiterm und leichtem Sinne. Er war ein frommer, rechtlicher, von edlem Glaubenseifer erfüllter Fürst; aber in seinem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen; dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. Bei einer solchen Gemüthsart läßt sich's auch erklären, wie andererseits der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mißtrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete: er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moritz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so bedenkliche Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu Felde, und es wäre auch gleich zur

Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf Philipp in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen. Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brot. Aber wenn auch der Zwist diesmal noch beigelegt ward, so war das im Grunde doch nur eine Handvoll Asche, auf einen glimmenden Brand gestreut.

Um ein Feld für seinen Thatendrang zu finden, führte Moritz 1542 ein treffliches Geschwader nach Ungarn, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande vertreiben sollte, und zeigte sich hier so klug und entschlossen, daß Jeder wünschte, er möchte Feldherr sein; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrachtete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch von ihm kein verstecktes Verständniß mit diesem, da man bisher nur Handlungen, die mit der Ehrliebe bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war. Dennoch ließ Moritz sich jetzt zu einer That fortreißen, die nur um der großen Dienste willen, die er späterhin seinen bedrängten Glaubensgenossen geleistet, ein nachsichtigeres und milderes Urtheil verdient, als es sonst von dem Richterstuhl der Ehre und des Gewissens gefällt werden müßte. Er schloß nämlich, wie bereits angedeutet ist, zu Regensburg ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser (19. Juni 1546), als dieser wider die Schmalkaldischen Genossen rüstete. Moritz versprach darin, sich gegen den Kaiser, den Römischen König und das Reich gehorsam zu verhalten, und insbesondere dem Oesterreichischen und Burgundischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren. Zugleich verpflichtete er sich, den Entscheidungen des allgemeinen Concils sich in so fern zu unterwerfen, als die übrigen Reichsfürsten dies thun würden. Dagegen übertrug ihm der Kaiser das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifter bei der alten Religion bleiben sollten. Ferner sicherte er ihm Schutz und Hülfe, namentlich ein „Provisionsgeld“ von 5000 Gulden jährlich zu, für die Dienste, die er gethan und „hinfort zu thun verpflichtet sein solle.“ Daß Moritz zu diesem Verständniß durch die Aussicht gelockt wurde, mittelst der Theil-

nahme am Kriege sich auf Kosten seines Vetters zu vergrößern, kann keinem Zweifel unterworfen sein. In einem Gespräche am 20. Juni mit Kaiser Karl und König Ferdinand erklärte der Erstere ausdrücklich: „er wolle die schuldigen Personen strafen; sollte es dazu und etwas von den Landen an ihn kommen, so wolle er sich dem Herzog gnädig erweisen*). Moritz mochte sich damals durch Selbsttäuschungen beschwichtigen, wie es bei Seelen seiner Art in dem Kampfe zu geschehen pflegt, den Begierde nach Größe und Ruhm und die Forderungen der strengen Pflicht in ihrem Innern mit einander bestehen. Er mochte sich einerseits seinen Vetter als einen Rebellen vorstellen, gegen den ein Vasall seinem Kaiser beistehen müsse; und andrerseits mochte ihm das Gefühl des eigenen Werthes zuflüstern, daß er an des Kurfürsten Stelle die Sache des Protestantismus künftig ungleich klüger und kräftiger als dieser führen würde. Bei solchen geheimen Absichten konnte seine Haltung nicht anders als zweideutig erscheinen. Während er doch entschlossen war, der Sache des Kaisers zu dienen, sprach er dem Kurfürsten Johann Friedrich gegenüber vielmehr nur von der Absicht „sein Land und was dem Hause Sachsen gehöre zu schützen." Und als er bereits den kaiserlichen Auftrag zur Achtsvollstreckung gegen den Kurfürsten und den Landgrafen (vom 1. August) in seinen Händen hatte, mit der Anweisung, Land und Leute der Geächteten, vorzüglich im eigenen Interesse, in Besitz zu nehmen, stand er mit Beiden noch in lebhaftem Briefwechsel, und erbot sich sogar (unterm 16. August) „obgleich sie ihm nicht, nach altem Gebrauch, während ihrer Abwesenheit Gemahlinnen und Kinder, Land und Leute befohlen hätten, sich dennoch ihrer anzunehmen, so viel er könne." Es war ihm offenbar darum zu thun, so lange zu laviren, bis man sehe, „wem Gott den Sieg gebe"**).

Das Aeußere dieses jedenfalls genialen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, dennoch ihn zu seinem Liebling erkor.

*) Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Th. I. S. 227 f.
**) Langenn, a. a. O., Th. I. S. 254, 261, 263 ff.

5. Der Schmalkaldische Krieg.

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die Protestanten schon von allen Seiten ihre Truppen in Bewegung setzten. Von Ober- und Niederdeutschland her waren bereits zahlreiche Heere gegen ihn in Anmarsch, da er noch weiter keine Macht um sich hatte, wie etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungarn an sich gezogen hatte. Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Landsknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen einzutreffen vermochten, konnte er von den Feinden längst erdrückt sein.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Vertheidigung der alten Religion wider die Ketzer im Reiche 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern, nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr, hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller Spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Jene, den Zweck des Krieges bezeichnenden Worte drückten übrigens weit mehr die Absicht des Papstes, wie die des Kaisers aus. Der Letztere führte den Krieg zunächst hauptsächlich, um das kaiserliche Ansehn gegen diejenigen Stände, die es verachteten, zu retten; aber von dem Papste hätte er zu diesem Ende gewiß nie kräftigen Beistand erhalten. Um nun den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, da er dies von seinem Standpunkt aus in der That höchstens nur in zweiter Linie war, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten, und schrieb an die meisten Städte des Schmalkaldischen Bundes, namentlich an Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, im Sinne der Erklärung auf dem Reichstage; nur Friede und Recht wolle er in Deutschland erhalten und die Störer desselben zu ihrer Pflicht zurückführen; sie möchten daher denen nicht glauben, die ihm andere Absichten andichteten. Diese Versicherungen fanden indeß keinen Eingang und um so weniger, da seines Theils der Papst das Bündniß mit dem Kaiser öffentlich bekannt machte und eine Bulle ausgehen ließ, worin er Allen den reichsten Ablaß versprach, die den Zug zur Ausrottung der verstockten Ketzer durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden.

Die Kriegsmacht der Oberländischen Städte war einem entschlossnen und umsichtigen Führer anvertraut. Er hieß Sebastian Schärtlin, war aus ritterlichem Geschlecht, und besaß ein Familienschloß, Burtenbach,

im Augsburger Gebiet. Gegen Türken und Franzosen hatte er rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein Deutscher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia angeführt, und war unter dem Bourbon'schen Heere gewesen, als Rom gestürmt und geplündert ward. Er hatte einen so hellen Blick, und wußte so schnell den rechten Punkt zu treffen, daß er den Oberbefehl am besten geführt haben würde. Aber zum Unglück für die Protestanten war er von den Bundeshäuptern abhängig, und diese wiederum so uneinig unter einander, daß dadurch in alle Maßregeln eine unselige Zaghaftigkeit und Verkehrtheit kam.

Schärtlin war mit seinem Heer, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerschaft sowie anderer Reichsstädte bestand, zuerst im Felde. Damals waren die Sachsen und Hessen noch nicht angelangt, und der Kaiser lag mit weniger Mannschaft zu Regensburg. Schärtlin sah sogleich, daß es darauf ankomme, dessen Vereinigung mit frischen Truppen zu verhindern, und dann ihn selbst anzugreifen. Zuerst rückte er also auf einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben an der Bairischen Gränze los, wo einige tausend Mann zusammengebracht worden waren, die in Begriff standen, nach Regensburg zu ziehen. Er erreichte sie am Abend vorher, lag die Nacht ganz still, und gedachte, ihnen mit Tagesanbrach durch seine Sängerinnen — wie er im Scherz seine Kanonen nannte — einen guten Morgen zu bieten. Aber beim Anbruch des Tages fand sich, daß die kaiserlichen Werbetruppen fast alle schon ins Bairische hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicher Weise den Tag zuvor ein Befehl von den Bundesräthen zu Ulm angekommen: es sollten im Gebiet der Herzoge von Baiern keine Feindseligkeiten ausgeübt werden, damit man sich diese nicht zu Feinden mache. Mißmuthig zog sich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpstlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inspruck und die sogenannte Ehrenberger Klause, ein festes Schloß, das diesen ganzen Paß beherrschte. Verlegte man ihnen diese Straße, so konnten sie nicht zum Kaiser stoßen. Mit schnellen Märschen eilte Schärtlin also dorthin, überrumpelte die Klause glücklich, und legte einige Mannschaft hinein. Nun wollte sich der wackere Kriegsmann das Fest machen, nach dem benachbarten Trident zu reiten, um die dort zum Concil versammelten geistlichen Herren mit Furcht und Schrecken auseinander zu jagen. Aber ein eilender Bote brachte ihm (20. Juli 1546) den Befehl von den Bundesräthen: er solle sich schleunigst aus Tyrol zurückziehen, um den König Ferdinand, mit dem man nicht im Kriege sei, nicht zu reizen.

Eitles Bestreben, den zum Freunde erhalten zu wollen, der seiner Gesinnung nach ganz dem Gegner angehört, und durch die Schonung, die man ihm beweis't, weit mehr hemmt und schadet, als wenn man ihn als offenbaren Feind behandelt! Schärtlin zog, dem erhaltnen Befehle gemäß, nach Günzburg, wo die Würtembergischen Schaaren unter dem Hauptmann Hans von Heydeck sich mit ihm vereinigten. Er machte jetzt den Vorschlag, den Kaiser, der noch immer nur achttausend Mann bei sich hatte, in Regensburg zu überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könne. Aber auch dies ward verworfen, obschon man dadurch wahrscheinlich dem Kriege mit Einem Schlage ein Ende gemacht haben würde.

Indeß hatten der Kurfürst und der Landgraf am 4. Juli ein Schreiben an den Kaiser erlassen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten und ihre Maßregeln entschuldigten. Dann folgte ein Manifest, worin sie die Lage der Dinge noch ausführlicher entwickelten. Karl beantwortete diese Schriften am 20. Juli durch einen Erlaß, in welchem er beide Fürsten „als Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen, Aufrührische, Verächter und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät und als Verbrecher des gemeinen Landfriedens," in die Acht erklärte. Damals waren die mit so harter Strafe Belegten schon auf dem Marsche gegen den Kaiser begriffen, und nach der Vereinigung mit Schärtlin bei Donauwerth 60 bis 70,000 Mann stark, so daß Karl es nöthig fand, sich nach Landshut zu ziehen, um sich dort so fest als möglich zu verschanzen. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu, den er nicht annahm, vielmehr durch den Herzog Alba den Ueberbringern sagen ließ, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Schärtlin rieth, den Kaiser in Landshut zu umzingeln; allein der Landgraf meinte, der Weg dahin sei wegen der vielen Sümpfe gefährlich. „Ich sahe wohl," schreibt Schärtlin, „er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furten und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigten sich achtzehn tausend Mann Spanischer und Italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen; dann zog er weiter die Donau hinauf, nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in ein kleines Handgemenge. Die Sache war

unbedeutend; aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß er dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein Beweis von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin war überzeugt, daß bei einer noch immer so überlegenen Macht, als worüber die Bundesgenossen geboten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager und zuletzt ein allgemeiner Sturm nothwendig gelingen müßten. Die Beschießung des Lagers erfolgte wirklich am 30. und 31. August, und die Kanonenkugeln tödteten dem Kaiser ziemlich viele Leute. Als nun aber das Heer am folgenden Morgen ausrückte, eine wichtige Anhöhe gewann, und alle Hauptleute mit freudigem Muthe Schärtlin die Versicherung gaben, daß sie bei dem Angriffe Leib und Leben zu ihm setzen wollten, eilte der Landgraf herbei und rief: Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Haufen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken, sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich — Burtenbach,“ entgegnete der mit Recht erzürnte Schärtlin. Ob der Landgraf den Sturm auf das Lager überhaupt gewollt oder nicht, ist zweifelhaft*); genug, er erfolgte nicht, es blieb beim Aufmarschiren und Kanoniren; wohl aber erließen die Verbündeten an demselben Tage wiederum eine Herausforderung an den Kaiser, worin sie ihn als Karl, der sich Römischer Kaiser nenne, bezeichneten, eine Sprache, die mit der von ihnen bewiesenen Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in dem seltsamsten Widerspruche stand. Karl, der während der Beschießung des Lagers neuerdings Proben großer Unerschrockenheit und Einsicht gegeben hatte, war jetzt schon überzeugt, daß er von solchen Gegnern nicht viel zu fürchten haben könne.

Indeß erfuhren die Bundesgenossen, daß der aus den Niederlanden herbeiziehende Graf von Büren bei Mainz bereits den Rhein überschritten habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen nach Schwaben. Büren aber wich ihnen aus, zog über Nürnberg, und kam nach mehreren starken Tagemärschen glücklich in Ingolstadt an,

*) Daß es der Landgraf gewesen, der den Angriff verhindert, erzählt Schärtlin in seiner Lebensbeschreibung; dagegen Sleidan und andere Geschichtschreiber mit ihm, der Landgraf habe vielmehr darauf gedrungen, es sei aber wegen abweichender Meinungen anderer Führer unterblieben. Aus dem durch Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. III. S. 139 bekannt gemachten, von Philipp aufgesetzten „Bericht vom Ingolstadter Zug“ ersieht man, daß er selbst die Sache so dargestellt hat wie Sleidan.

ohne einem Protestanten begegnet zu sein (15. Sept.), Dadurch bis auf funfzigtausend Mann verstärkt, verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohte die Schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere gute Gelegenheiten, ihn anzugreifen; denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Unwillen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und entgegnete: die Oberländischen Städte und derselben großer Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben." Mehrere angesehene Hauptleute, die Schärtlin's Abgang fürchteten, suchten am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sei am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehen gelassen würde. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung, er habe zu diesem Kriege doch kein Herz mehr fassen können, ihm sei Zeit und Weile dabei lang geworden, da gar kein Ernst zum rechtschaffenen Kampf vorhanden gewesen. Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen, und das Heer der Verbündeten blieb nun unter dem alleinigen Befehl des Kurfürsten und des Landgrafen, die nichts Entscheidendes wagten.

Unterdessen kam der Winter heran, und die Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen; die Soldaten wurden mißmuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern, und da allmählig Geldmangel eintrat, fingen sie schon an, unruhig zu werden und zu entlaufen. Die Schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, dessen Heer durch Proviantmangel, Seuchen und Kälte nicht weniger litt als die Verbündeten, hatte noch die Freude, sie um Frieden bitten zu sehen. Sie richteten (13. Nov.) das Gesuch an den Markgrafen Johann von Brandenburg, den sie baten, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen. Der Kaiser ließ das Schreiben vor dem ganzen Heere ablesen, aber gar nicht beantworten. Erst als zwei Tage nachher ein abermaliges Schreiben einlief, befahl er dem Markgrafen zu erwiedern: er

wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen sie hierauf, den Kriegsschauplatz, der nicht der Schauplatz ihrer Ehre gewesen, zu verlassen. In den letzten Tagen des Novembers brachen sie von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich getrennt nach ihren Ländern zurück; wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

Auf beide Beschlüsse, des Friedensantrags und des Heimziehens, hatten die Nachrichten von dem, was unterdeß in Sachsen vorgegangen, großen Einfluß gehabt. Herzog Moritz hatte sich, wie wir sahen, mit der ihm aufgetragenen Achtsvollstreckung nicht beeilt; unter dem Vorwande, daß man erst dahinter kommen müsse, ob auch des Kaisers Absicht wirklich nicht, wie ihm betheuert worden, gegen die evangelische Lehre selbst gerichtet sei; in Wahrheit aber „damit, wenn sich der Sieg auf die Seite der Verbündeten wende, des Herzogs eigene Lande nicht in Noth geriethen.“ Endlich, nachdem sich die Dinge entschieden zu Gunsten des Kaisers gewandt, im October 1546, begehrte und erhielt Moritz die Einwilligung seiner Landstände zu einer vorläufigen Besetzung der kurfürstlichen Lande, auf Grund der Vorstellung: daß kein anderer Ausweg bleibe, sie „dem Fürstenstamme Sachsens“ zu erhalten; daß ihm selber „die gesammte Lehn“ daran zustehe, und daß daher ihr Uebergang in „fremde Hände“ oder ihre Eroberung durch fremde Truppen auch ihm wie seinen Unterthanen sehr nachtheilig sein würde*). In der That fielen König Ferdinand's Ungarische Reiter von Böhmen aus in Sachsen ein und hausten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Moritzen's Sächsischen Kriegern war die Wahl leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese Letzteren auf; nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore (Novbr. 1546). Alle Lutherisch gesinnte Deutsche schrieen Zeter über den Verräther Moritz; der Kaiser aber lobte in einem besondern Schreiben ausdrücklich Moritzen's Stände, sintemalen sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten.

---

*) **Langenn**, a. a. O. Thl. I. S. 272. 280 ff.

6. Karl straft die Oberländischen Stände.
(Novbr. und Decbr. 1546.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freute sich sehr, ihrer entledigt zu sein. Seine Lage war schwierig in dieser Umgebung von feindlichen Gebieten, die voll von bedeutenden und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst weit frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm; und zitternd unterwarf sich nun Alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl, Rothenburg, Heilbronn und Schwäbisch Hall waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Am letzten Orte flehten die Abgeordneten des mächtigen Ulm den Kaiser knieend um Gnade an, und erhielten seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen. Dorthin kam auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Er hatte nur, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzoge von Würtemberg 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe geschickt; dieser dagegen eine bedeutende Macht zu den Bundestruppen gestellt. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem Sessel, in welchem der gichtkranke Kaiser saß, darum gefleht hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht davon. Er mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm drei Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, ferner den Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und sogar versprechen, demselben in der Vollstreckung der Acht wider den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen beizustehen.

Diesen Vertrag bewilligte Karl dem Herzoge zu Heilbronn, wohin er von Schwäbisch Hall gezogen war, und wo er mit der Einziehung seiner Strafgelder fortfuhr. Frankfurt mußte 80,000 Gulden versprechen, Memmingen 50,000, die kleineren Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich", schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, „daß Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." In der That muß man über Augsburg's Benehmen erstaunen. Diese reiche Stadt hatte unbe-

zwingliche Mauern, einen großen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, zweihundert Stück groben Geschützes, eine zahlreiche Bürgerschaft und einen Hauptmann wie Schärtlin an ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne; er schalt die Ulmer feige Leineweber, die ohne Noth ihren Hals ins Joch gesteckt hätten. Aber die angesehenen Kaufleute, die große Summen zu verlieren fürchteten, wollten von keinem Widerstande hören. Der reichste derselben, Anton Fugger, machte sich selbst auf zum Kaiser (der jetzt nach Ulm gegangen war), um zu hören, welche Bedingungen man wohl bekommen könne. Es hieß, die Augsburger sollten einige Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen, Schärtlin verbannen und eine geringe Geldsumme zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, und verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen, kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Da baten sie ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. Dies Anerbieten ließ er sich gefallen und ging nach Constanz. Nachher fand sich, daß die Strafsumme in 150,000 Gulden, die Besatzung in zwölf Fähnlein bestand.

Der Kurfürst von Köln war schon im April vom Papste für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sah, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission ins Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger schaffte alle von ihm eingeführten Religions-Neuerungen ab.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sichs einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der siegreichen Partei, der Kaiser, während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dicht bewickelten Beinen selbst einmal zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Mühseligkeiten des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte,

machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Moritzen und Ferdinanden näher zu sein, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch er war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar, ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber es fehlte ihnen an Fassung, Muth und Einigkeit.

---

7. Der Krieg in Obersachsen.

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, da er sein ganzes Land bis auf drei Städte von Herzog Moritz erobert fand. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, kam er im December 1546 nach Obersachsen. Zuerst nahm er Halle ein; dann griff er Moritzen's eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moritz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie nicht Jenem zum bequemen Hinterhalte dienen könnten; hierauf berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie zu standhafter Tapferkeit auf; er selbst begab sich mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst belagerte und beschoß Leipzig (vom 5. Januar 1547 an) drei Wochen lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er jedoch wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken halber keinen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder abziehen. Er wandte sich nach Altenburg.

Bald kam, vom Kaiser gesandt, ein Jugendfreund Moritzen's, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Stäbchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März). Nach und nach bekam Johann Friedrich immer mehrere Städte in seinen Besitz; Moritz mußte sich nach

Dresden zurückziehen, und es blieben ihm bald außer dieser Stadt von seinem Lande nur noch Leipzig und Pirna übrig. Die Ursache dieses schlechten Glücks lag zum Theil darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe für seine eigene Herrschaft in Böhmen besorgt sein durfte. Hier regte sich nämlich plötzlich jener alte Widerstandsgeist, der die Husitischen Unruhen hervorgerufen, und ihnen einen nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat so gefährlichen Charakter gegeben hatte. Die Utraquisten betrachteten sich als den Augsburgischen Confessionsverwandten nahe befreundet, und da sie unter den Ständen die Oberhand hatten, so ward dem Könige Ferdinand die Kriegshülfe wider Johann Friedrich verweigert; ja es entstand auch eine Einigung, die hinter dem Vorwande, das Königreich vor einem Einfalle Moritzen's zu schützen, ihre aufrührerischen Gesinnungen schlecht verbarg. Mit Johann Friedrich traten die Häupter dieser Partei in Verbindung und Unterhandlung. So hätte denn Moritz leicht selbst in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen können, wenn ihm der Kaiser nicht zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing er zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der nicht der Mann war, aus den Böhmischen Bewegungen Vortheil zu ziehen, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten.

Er stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der Böhmischen Grenze geschickt, um Ferdinand zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eile mit seinem ausgeruhten und wohlversorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen. Denn jetzt kam ihm Alles darauf an, den ganzen Krieg mit Einem Schlage und bald zu endigen, da er nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen langte er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Oberdeutschland glaubte. Nicht weit davon stand der Sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für Moritz'sche Schaaren hielt. In Eger fanden sich Ferdinand und Moritz bei Karl ein, Beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt; dann brach er sogleich mit seinem Heere nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, weil er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog

sich längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreiche, zog ihm schnell an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend (23. April), als er hier Halt machte; und die Sachsen hielten es gar nicht für möglich, daß die Feuer, die sie jenseits des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie glaubten, es sei Moritzisches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

---

8. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. April 1547.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Moritz längs dem Ufer hin, um die Ortsbeschaffenheit zu erkunden, sah aber gar keine Möglichkeit, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen dreihundert Schritte breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, das der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem man so rathschlagte, führte der Herzog von Alba, der weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der, aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furt im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein Pferd hindurch gehen könne. Moritz versprach ihm zwei Pferde und hundert Kronen dazu, und so erwartete man den Morgen.

Unter einem dichten Nebel rückten in der Frühe des 24. April die Kaiserlichen aus; als er sich hob, erblickte man die Elbe. „Die classisch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die (alten) Römer nur nennen gehört und kaum jemals gesehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römischen Imperatoren vor, die am tiefsten in Germanien eingedrungen“ *). Das eben war das traurige Geschick Deutschland's, daß es damals, wie so oft in der Kaiserzeit, unter einem Oberhaupte stand, das sich nur als römischer Imperator fühlte, das seine „außerdeutsche Macht undeutsch machte“, das für nationale Gesichtspunkte, für den Deutschen Geist und für Deutsche Interessen kein Ver-

*) Ranke, Deutsche Gesch. u. s. w. Bd. IV. S. 400.

ständniß hatte (s. oben S. 196), ja sogar die Deutschen mißachtete (s. oben S. 294), und nur — wie eben jetzt — bemüht war, sie in ihrem selbständigen Aufschwunge durch die Soldateska fremder Nationalitäten ebenso niederzuhalten, wie diese wieder durch die Deutsche.

Die Spanischen Hakenschützen versuchten alsbald, sich dem jenseitigen Ufer zu nähern; aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furt das Ufer gut besetzt, und schossen tapfer hinüber. Vergebens erwiederten Jene, im Wasser stehend, aus ihren Flinten das Feuer, sie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Nachen des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge, und brachten sie herüber. Sogleich wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich aufs Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nachdem schon eine hinreichende Menge von Truppen drüben angelangt war, setzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und Alba durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Reiterei, und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und der Schießbedarf nachkam. Den letzteren wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reich gestickte Feldbinde und seine karmoisinrothe Roßdecke strahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes Andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntag. Der Kurfürst, der darauf bestanden, daß dies nicht das kaiserliche Heer sein könne, hatte sich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sei schon ganz nahe; er blieb dabei, es sei der Kaiser nicht, er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts Anderes übrig, als einen Wagen zu besteigen (da er wegen seiner schweren Körpermasse zu Pferde nicht gut fortkommen konnte), um mit seinem Heere Wittenberg so schnell als möglich zu erreichen.

Alba und Moritz führten die Spanischen und Neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Drei Stunden von dem Uebergangsorte, auf der Lochauer Heide, brachten sie sie zum Stehen. Es war Nachmittag um vier Uhr. Der Kurfürst ordnete seine ungleich schwächeren Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg entkommen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, die der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den Vordersten und warf mehrere Adlige nieder; die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen Sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. Hispania! Hispania! riefen die Kaiserlichen; bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr Krieger, wie fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen getödtet. Die Wahlstatt erstreckte sich von Koßdorf bis Falkenburg und Bayersdorf immer durch die Heide hin, und diese ganze Strecke war mit Leichen bedeckt, wohl dreitausend an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um sich her hatte.

Unter Andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürsten Sohn. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, erschoß aber fallend noch einen seiner Feinde. Da sprengten noch Kurfürstliche zur Hülfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlassen, und einen starken Friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von dieser drängten sich einige Ungarn an ihn, indeß die Anderen sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moritz, in Deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kurfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sei.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesem befahl der Kaiser, den Kurfürsten vor ihn zu führen. Alba suchte es zweimal abzulehnen, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln.

Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!" Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach Deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser" — „So?" fiel ihm dieser in die Rede, „bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Worauf der Kurfürst fortfuhr: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." — „Wohl," war die Antwort, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt."

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig=Grubenhagen gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ nach so unerwartet raschem Erfolge den Wahlplatz mit Cäsar's berühmten Worten, nur daß er ändernd sagte: „und Gott siegte." In der That war es ein Cäsarsglück, in einigen Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, seine Kräfte leicht hätte erschöpfen können.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, das sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Die Universität hatte sich schon im Winter zerstreut, und Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig umher. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß eine Belagerung die größten Schwierigkeiten in Aussicht stellte. Daher ließ Karl den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich, selbst bei angedrohter Todesstrafe, sich weigerte diesem Ansinnen zu willfahren, ihn förmlich zur Strafe des Schwertes verdammen. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbrett saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu

wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge."

Auf diese Schreckensnachricht kamen alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, der Bruder der Kurfürstin, ins kaiserliche Lager, um sich für den Verurtheilten zu verwenden. Karl, wenn es ihm anders, was höchst unwahrscheinlich ist, mit seinem harten Beschlusse je ernst war, gab den Vorstellungen der Vermittler über das Unnütze, Zweckwidrige, ja Bedenkliche der Ausführung gern Gehör; nur wollte er das Leben des Kurfürsten so theuer als möglich verkaufen. Am 19. Mai kamen die Verhandlungen zum Schluß. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht thun und sie an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, und den Markgrafen Albrecht frei geben, wogegen der Herzog Ernst von Braunschweig seiner Gefangenschaft erledigt sein sollte. Des Kaisers Gefangener sollte er bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder sollten zwar gleichfalls dem Herzoge Moritz überlassen sein; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von funfzigtausend Meißnischen Gulden daraus lassen, und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging also die Kur der Ernestinischen Linie mit dem größten Theile ihrer Besitzungen auf die Albertinische über.

Am 23. Mai stattete die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des Römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun; aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg mit den Seinen zubringen durfte. Er selbst erwiederte den Besuch der Kurfürstin, und sagte ihr so viel Tröstliches, als das unangenehme Verhältniß nur erlaubte. Auch ward Johann Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute." Ueberhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, welche die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit zu Wittenberg den Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte, wer richtet Uns das an? Ist in

Unserem Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht Uns dies nicht zum Gefallen. Haben Wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten Wir es hier thun?" Hierauf ward wieder Gottesdienst gehalten, und in der Pfarrkirche predigte Bugenhagen während der ganzen Pfingstwoche in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der Lutherischen und der papistischen Religion. Karl selbst besuchte die Schloßkirche und ließ sich Luther's Grab zeigen. Alba und Andere riethen ihm, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen; aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt sein mußte. Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt; dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so treuherzig, nichts weniger als rebellisch; das Alles brachte ihn zu dem Ausrufe: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als Uns gesagt ist."

Bei seinem Abzuge besetzte Moritz die Stadt — nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte den Bürgermeistern und Rathmännern: „Ihr seid Eurem Fürsten, meinem Vetter, treu gewesen; das will ich Euch ewig in Gutem gedenken." Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Milde.

---

9. Der Landgraf von Hessen gefangen.

(Juni 1547.)

Es war nun zu erwarten, daß Karl nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Beispiel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als einen leidlichen Vertrag mit dem Kaiser. Einen solchen suchte er durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moritz, seinen Schwiegersohn, zu erhalten. Schon damals, als das Bundesheer im Winter nach Hause zog, und Karl die Oberländischen Städte unterwarf, war der Landgraf so kleinmüthig geworden, daß er

Digitized by Google

dem Kaiser sogar Hülfsvölker anbot. Jetzt hatte er durch Moritz andere Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge er nach Leipzig ging, um sich in der Nähe des Kaisers zu befinden, der sich nach Halle gewandt hatte. Der Kaiser heischte gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Aber dies verwarf Philipp, weil er bei unbedingter Unterwerfung das Aergste befürchten zu müssen glaubte. Er ritt von Leipzig weg in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt Christoph von Ebeleben, einer von Moritzen's Räthen. Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen und ihm wenigstens **eine** Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte Ebeleben schnell zurück, und die Unterhandlungen wurden aufs Neue angesponnen. Karl ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem Schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser hundert und funfzig tausend Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhayn, schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Als die beiden Vermittler dem Landgrafen diese Punkte übersandten, fügten sie das Versprechen hinzu, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle," und verhießen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart und schwer diese Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch, mit Bewilligung seiner Landstände, zur Annahme derselben. So kam er am 18. Juni in Halle an. Moritz und der Kurfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale (in der sogenannten Residenz) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele Deutsche, Spanische und Italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der, schon freigegeben, nach Halle gekommen war, um seines ehemaligen Ueberwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moritz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Mit niedergeschlagenen Blicken knieete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sei, daß er sich dem Kaiser zu Gnade und Ungnade ergebe,

und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitte, er wolle ihm das Vergangene allergnädigst verzeihen; daß er bereit sei, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm gehorsam zu sein, u. s. w. Nach dem Berichte eines Augenzeugen soll der Landgraf während des Vorlesens einige Mal höhnisch gelacht, und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner Niederländischen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick soll di lachen lehren.“

Als der Kanzler fertig war, las der Reichs=Vice=Kanzler Seld die Antwort vor. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient hätte, so wolle dennoch der Kaiser, in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten, die Achtserklärung aufheben, ihm die Lebensstrafe, die er für seine Rebellion wohl verdient hätte, erlassen und ihn, über die getroffene Abrede, nicht mit ewigem Gefängniß und Confiscation seiner Güter heimsuchen. Hierauf las der knieende Hessische Kanzler noch eine kurze Danksagung her; und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen. Als aber der Kaiser damit zögerte, stand Philipp ungeheißen von selbst auf. Der Kaiser dagegen pflegte sonst den Versöhnten die Hand zu reichen; dies Mal unterließ er es. So entfernte sich denn Philipp mit seinen beiden Freunden. Mit ihnen aß er auch zu Abend bei dem Herzog von Alba; aber hier stand ihm noch das Schrecklichste bevor. Als er nämlich, da es schon sehr spät geworden war, aufbrechen wollte, ließen ihm die beiden Kurfürsten eröffnen: Alba bestehe darauf, daß er als Gefangener auf dem Schlosse bleiben müsse; die Sache sei ihnen äußerst verdrießlich; sie würden am folgenden Tage mit dem Kaiser selbst sprechen. Dies geschah denn auch; aber Karl entgegnete, er habe niemals versprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, sondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen; und Philipp sah sich genöthigt, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener zu folgen. So bitter und schmerzlich sahen sich die beiden Kurfürsten getäuscht; ob sie aber, in ihrem Eifer den Frieden herzustellen, des Kaisers Willen nicht genau erforscht haben, oder, wie Viele behaupten, vorsätzlich und listig hintergangen worden sind, ist eine schwer zu lösende Frage. Ist das Letztere der Fall, so ist der Betrug wohl nur den Räthen Karl's zuzuschreiben, nicht dem Kaiser selbst*).

*) Vgl. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. III. S. 198. Raumer, Geschichte Europa's, Bd. I. S. 547. Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. VI. S. 62 fg. (Briefe Karl's und Ferdinand's über die Haft des Landgrafen).

Gleichviel aber, ob die Kurfürsten sich irrten oder in die Irre geführt wurden: jedenfalls hat der Kaiser gewußt, daß sie im Irrthum waren, daß sie sein Vorhaben nicht ahnten, und es daher möglicherweise übel nehmen könnten*). Und ebenso hat er auf alle Fälle bei dieser Gelegenheit ein höchst ungroßmüthiges Benehmen gezeigt, von dem in der Folge bittere Früchte zu erndten ihm nicht erspart blieb.

Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen nach Spanien abführen zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. So hatte also der Landgraf kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur, daß sein Land seinen Söhnen blieb. Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn begleiten. In ihrer Behandlung fand ein großer Unterschied Statt. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig, und hielt ihn wohl; dagegen mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren.

---

10. Das Interim.

Indem der Kaiser solche Triumphe über die Häupter der Protestanten feierte, erwartete er die Ausgleichung der langwierigen Religionshändel fortdauernd von der Kirchenversammlung, die seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt, und schon über mehrere bedeutende Punkte der Lehre und Kirchendisciplin Beschlüsse gefaßt hatte. Aber die päpstlichen Legaten hatten wenig Freude daran, sie nach dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges unter dem nahen Waffengeräusche fortzusetzen, und da sie die Verhandlungen auch dem Einflusse des Kaisers, der sich durch die Spanischen Bischöfe merklich spüren ließ, zu entziehen wünschten, trugen sie auf Verlegung an. Diese aber war dem Kaiser so unangenehm, daß er an einen der Legaten, den Cardinal Cervino, die härtesten Drohungen ergehen ließ, und sogar äußerte, er werde ihn in die Etsch werfen lassen. So sehr die Legaten nun auch im Sinne der päpstlichen Staats-

*) Ranke, a. a. O. S. 411, mit Rücksicht auf das Schreiben des Kaisers vom 15. Juni bei Bucholtz, IX. S. 417: les dits electeurs ne se pourront resentir, puisque je ne contreviendray a l'asseurance que j'ay donné parlant de prison avec laddition de perpetuelle.

kunst handelten, wollte Paul III. doch offene Entzweiung mit dem Kaiser vermeiden; als er aber sah, daß dieser nach seinem entscheidenden Siege gar keine Anstalten traf, die Ueberwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, rief er die ihm gestellten Hülfstruppen zurück, und nun wurde ihr Verhältniß gespannter. Die Legaten aber ergriffen den Anlaß einer im März 1547 in Trident ausbrechenden ansteckenden Krankheit, die mehrere Prälaten zur Abreise bewog, mit Freuden, um das Concil mit Zustimmung der Mehrzahl nach Bologna zu verlegen. Da der Papst diesen Schritt öffentlich billigte, blieb seine Mühe vergeblich, den heftig zürnenden Kaiser zu versöhnen, der ihm seit dem neuen Triumphe bei Mühlberg doppelt furchtbar erschien. Karl erklärte seinem Gesandten, der Papst sei ein hartnäckiger, alter Mann, der die Kirche zu Grunde richte. Er hatte die Ueberzeugung, daß die Römische Curie ihn hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Gegen diese Fortsetzung erhoben aber auch die Protestanten unaufhörliche Einwendungen, so daß der Kaiser sich mit seiner darauf gestellten Hoffnung zwischen beiden Parteien in einer seltsamen Lage befand.

Er hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 1. September 1547 eröffnet wurde. Er war jetzt entschlossen, von sich aus eine einstweilige Beilegung der Religionshändel bis zum Schlusse des Concils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags sein. Karl suchte zur Entwerfung einer solchen Interimsvorschrift drei Theologen aus, den Naumburgischen Bischof Julius Pflug, den Mainzischen Weihbischof Michael Heldung und den Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola. Der Letzte, sonst einer der heftigsten Lutheraner, war jetzt zu zweideutiger Schlaffheit übergegangen, weil sein Herr durch Milde und Verträglichkeit den Kirchenfrieden hergestellt zu sehen wünschte. So entstand eine Religionsvorschrift, das Augsburger Interim genannt, deren Inhalt auf eine durch Wendungen und Ausdruck versteckte Billigung der katholischen Lehren über die wesentlichsten Streitpunkte hinauslief. Alles, was den Protestanten bewilligt wurde, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, daß ihren verheiratheten Geistlichen ihre Weiber bis zu der Entscheidung des Concils gelassen, und daß denjenigen, die es verlangen würden, der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstattet wurde.

Unter solchen Umständen mußte das Interim seinen Zweck verfehlen und bei dem allergrößten Theile der Protestanten nothwendig entschiedenen Widerwillen erregen. Sie nahmen es mit Verachtung und Hohn auf,

und machten dieser Stimmung in Flugschriften, Spottgedichten, satirischen Kupferstichen und Holzschnitten, sowie in Volkswitzen Luft, die von Mund zu Munde gingen. Auch die Katholiken erklärten ihre Unzufriedenheit damit, obschon der Kaiser es auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen wollte. Nachdem das Interim am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden war, trat, den Uebrigen unerwartet, der Kurfürst von Mainz auf, und dankte im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer so großen Selbstzufriedenheit auf, daß man glauben konnte, er meine sich am Ziele. Aber schon am folgenden Tage übergab ihm der neue Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen; und der Markgraf Johann von Küstrin, sowie der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken verweigerten die Annahme des Interims auf das bestimmteste. Dasselbe that, mit einer in seiner Lage doppelt ehrenvollen Standhaftigkeit, der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich. Dagegen ließen sich die Augsburger durch Gegenwart des Kaisers zum Gehorsam einschrecken, und in Ulm that die Spanische Besatzung dieselbe Wirkung. Einige Geistliche, die sich in der letztern Stadt widersetzten, wurden in Ketten gelegt. Um seine Maßregeln zu befestigen, schaffte Karl an beiden Orten die Zunftverfassung ab, und gab das Stadtregiment wieder, nach dem Muster der vormaligen Verfassung, in die Hände der Patricier oder vornehmen Geschlechter. Denn bei der zünftigen Bürgerschaft herrschte die größte Vorliebe für die neue Lehre.

Auf demselben Reichstage wurde auch die feierliche Belehnung Moritzen's mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und der abgesetzte Kurfürst sah aus seinem Fenster zu. Ein neuer Versuch Moritzen's und Joachim's II., des Landgrafen Freiheit zu erbitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorhielten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibungen und Geleitsbriefe hin nach Kassel zu begeben, um sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgrafen befehlen, durch seine Familie diese Urkunden zurückstellen zu lassen, was dieser jedoch verweigerte.

Nach geendigtem Reichstage verließ Karl wiederum Deutschland, seiner Gewohnheit gemäß, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu, wo er den Ständen seinen Sohn Philipp vorstellte, und ihrerseits demselben, als seinem künftigen Nachfolger, mit großer Pracht huldigen ließ. Während seiner Abwesenheit war Deutschland voll von Bewegungen wegen des Interims. Die kirchliche Reaction, unter dem

Vortritt der Habsburgischen Interessen, schien im besten Zuge. Die Reichsstadt Constanz weigerte sich anfangs standhaft, das Interim anzunehmen; als sie aber deshalb in die Acht erklärt ward, ergriff die Bürger eine solche Verzagtheit, daß sie sich dem Könige Ferdinand ergaben, dem Hause Oesterreich für immer unterwarfen, und die alte Lehre und Kirchenordnung wieder vollständig bei sich einführen ließen. Hierauf bequemten sich auch Lindau, Frankfurt, Regensburg und Straßburg zur Annahme des Interims; und dasselbe geschah in den meisten protestantischen Gebieten des Rheinlandes, Westphalen's und Franken's. Anders stand es im Mutterlande der Lutherischen Lehre. Moritz wünschte damals freilich, es mit dem Kaiser nicht zu verderben; noch weniger aber wollte er die Volksstimmung in seinen neuen Provinzen wider sich aufbringen. Nach unsäglicher Mühe kam es zu einer neuen Religionsordnung für Kursachsen, genannt das Leipziger Interim, das aber nichtsdestoweniger, obschon die Wittenberger Theologen ihre Zustimmung gaben, den Meisten immer noch viel zu papistisch schien. Ueberhaupt nahm der Widerstandsgeist gegen die kaiserliche Religionsordnung, sowie die Schmähungen wider dieselbe und gegen deren Verfasser, besonders gegen Agricola, immer mehr zu. Fast überall, wo das Interim eingeführt worden, war es nur zum Schein geschehen, und selbst im Brandenburgischen behielt die Opposition die Oberhand. Hauptsitz und Mittelpunkt des Widerstandes wurde aber die damals reichsfreie, blühende und reiche Stadt Magdeburg; die Bürger derselben nahmen mit Freuden die wegen ihres Eifers wider das Interim anderwärts vertriebenen Lutherischen Prediger auf, und gewährten ihnen nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern auch alle Freiheit ihre Erbitterung auszusprechen, so daß von hier aus eine Fluth von Streitschriften wider das Interim verbreitet ward.

In dieser Stimmung befand sich das Deutsche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Dieser währte vom Julius 1550 bis in den Februar des folgenden Jahres; doch wurde nichts Erhebliches ausgemacht. Die Furcht vor dem Sieger im Schmalkaldischen Kriege schien schon ganz verschwunden; denn trotz eines ausdrücklichen kaiserlichen Befehls, daß Jeder in Person erscheinen solle, hatten sich doch von allen weltlichen Fürsten nur zwei eingefunden. Die Execution gegen Magdeburg, das der heftig erzürnte Kaiser schon 1549 von Brüssel aus in die Acht erklärt hatte, übernahmen die Reichsstände, und Moritz ward zum Oberbefehlshaber ernannt. Der junge Feldherr machte sich noch während des Reichstages (Nov. 1550) auf

den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegsschaaren, brachte aber absichtlich ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Uebergabe nöthigte.

Damals beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Philipp, dem er seine Erbstaaten hinterließ, dereinst auch die Römische Kaiserwürde zu verschaffen. Ferdinand weigerte sich aber, seine und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und ließ sich zuletzt nur zu einer Uebereinkunft willig finden, kraft deren Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Karl gehe damit um, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und erregte unter den Fürsten große Besorgnisse. Karl ließ nun zwar die Kurfürsten von dem eigentlichen Stande der Dinge unterrichten und forderte ihre Zustimmung zu der zwischen ihm und Ferdinand getroffenen Verabredung; aber auch darauf gingen sie keinesweges ein. Philipp, den der Vater mit nach Augsburg auf den Reichstag gebracht hatte, machte mit seinem stolzen, zurückhaltenden, finstern Wesen auf die Deutschen ohnehin einen sehr widerlichen Eindruck; und so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen, und schickte seinen Sohn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich im Spätjahre 1551 von Augsburg nach Insbruck. Da nämlich der Papst Julius III. (der Nachfolger des am 10. Nov. 1549 gestorbenen Paul III.) es seinem Vortheil angemessen fand, das gute Verhältniß mit dem Kaiser wieder herzustellen, und demnach das Concil zu Trident am 31. August 1551 wieder eröffnen ließ, wollte Karl in der Nähe desselben sein. Zugleich fand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Daher wählte er zu seinem Aufenthalt diese entlegene Festung, die ihm gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die Glaubensfreiheit gegen ihn siegreich zu begründen.

---

11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag.

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karl's Gefangener; ja da er in den Niederlanden zu entfliehen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein

noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen; vorzüglich aber kränkte sie den lebhaften Moritz, der seine Ehre und seine eigene Freiheit für die des Erstern verpfändet hatte. Ueberdies hatte Moritz bei seinen Glaubensgenossen den häßlichen Flecken der Beraubung seines eigenen Vetters abzuwaschen; eine That daher, wie die Befreiung des Landgrafen, durfte geeignet scheinen, zugleich seinen Ruhm wieder herzustellen und sein eignes Gewissen zu beruhigen. So entwickelte sich der Gedanke in ihm, da der Weg gütlicher Verhandlungen vergeblich sei, den der Gewalt einzuschlagen, und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren. Auch konnte ja Niemand wissen, wessen die Protestanten nach Beendigung des Concils sich noch vom Kaiser zu versehen hatten.

Als sich dieser Plan in Moritzen's Seele weiter entwickelte, kam ihm die übernommene Belagerung Magdeburg's sehr zu Statten, da sie ihm Gelegenheit gab, Truppen unter den Waffen zu haben und sich in jeder Weise zu rüsten. Das für Deutschland Verderbliche und Gefährliche bei dem Vorhaben war, daß Moritz, um nicht ganz allein der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu müssen, es für nöthig hielt, die Franzosen hineinzuziehen. König Heinrich II., Franzen's Nachfolger, schickte einen Abgeordneten nach Sachsen, und mit diesem schloß Moritz, so heimlich, daß selbst seine Räthe nichts davon erfuhren, am 5. October 1551 einen Vertrag, kraft dessen er dem Könige in seinem und im Namen des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, gestattete, die zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen, freilich nur als Unterpfänder oder als strategische Stützpunkte, und nur in der Eigenschaft eines Reichsvicars, unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte des Reiches; dagegen machte Heinrich sich anheischig, die Fürsten in ihrem Kriege gegen den Kaiser zu unterstützen. Zur Vollziehung dieses Vertrages sandte Moritz nachher den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach nach Frankreich, in dessen und des in Französische Dienste getretenen Schärtlin Gegenwart der König das Bündniß beschwor. Den ehemals Würtembergischen Obersten Hans von Heydeck brauchte Moritz als Unterhändler und Vertrauten bei der Belagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst; darum zog er sie doppelt gern in die

Länge, und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, die ihr zwar den Worten nach völlige Unterwerfung auflegte, der That nach indeß einen sehr guten Frieden gewährte. Es fehlte daher auch nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Moritzen's Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß er nach beendigter Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und das dem Kurfürsten von Mainz gehörige Erfurtische Gebiet plünderten.

Diese Dinge machten die in Trident befindlichen geistlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Ländern drohe. Sie meldeten dies dem Kaiser und schrieben ihm ausführlich über ihren Verdacht. Aber Karl antwortete ihnen (am 3. Juni 1552): sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! Der Kurfürst habe sich durch Schreiben und Gesandte bei ihm gerechtfertigt, und werde nächstens selbst zu ihm nach Insbruck kommen. Ueberhaupt thue ihm Moritz solche Versicherungen, daß der Kaiser, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, sich nur Gutes zu ihm versehen könne. Eine solche Verstellung würde bei einem Deutschen Fürsten unerhört sein, und der Kaiser, selbst Deutschen Stammes und Herkommens, könne unmöglich daran glauben. Jene Unordnungen seien bloß daher entstanden, daß Moritz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sei. Jetzt aber habe der Kaiser Sorge getragen, daß das Geld gezahlt werde. Auf verschiedene unmittelbare Warnungen vor Moritz und Albrecht erwiederte er: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja Beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Inzwischen schickte Moritz Gesandte zu dem Tridentinischen Concil, und ließ auch einige Theologen, die auf demselben erscheinen sollten, dahin abreisen, für die Letzteren aber durch die Gesandten besondere Geleitsbriefe verlangen, über deren Form lange gestritten und unterhandelt wurde. Den Kaiser recht sicher zu machen, stellte er sich, als sei er schon mit den Zurüstungen zur Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er ließ dort schon eine Wohnung für sich miethen. Noch mehr, er trat die Reise zum Scheine mit einigen seiner Räthe wirklich an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um den Kaiser den Unfall zu berichten. Alles dies bestärkte Karl in seiner Verblendung, um so mehr, als zu dem Zutrauen, welches er zu der

Deutschen Treue hegte, bei ihm wie bei seinen Räthen auch die Vorstellung hinzukam, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz seine Truppen rasch zusammen, und rückte mit ihnen in Franken vor. Hier stießen Hessische Völker zu den seinigen; und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Es wird dem Kaiser darin vorgeworfen, daß er unter dem Scheine, die Religionsspaltung heben zu wollen, nach Erhöhung seiner Macht und nach willkürlicher Herrschaft trachte; dabei aber auch „ihre wahre christliche Religion, wie sie dieselbe zu Augsburg bekannt," auszurotten; daß er den Landgrafen fortwährend gefangen halte, „eine Infamie und Unbilligkeit," die sie nicht länger mit Geduld ansehen könnten. Er habe, hieß es ferner, gegen seinen Schwur, fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streitsachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theuren Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Es sei sein Vorhaben, durch diese Dinge Alle zu „einer solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei andern Nationen vor Augen sei," zu bringen. Deshalb hätten sie Herz gefaßt und wollten mit Heereskraft die Erledigung des gefangenen Fürsten suchen, und die alte Freiheit der Deutschen Nation muthig erretten.

Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg, und stellte hier den evangelischen Gottesdienst und den vom Kaiser abgesetzten Stadtrath wieder her. Von da ging er nach Ulm, und forderte Einlaß, Geld und Geschütz. Aber die Ulmer schlugen ihm Alles ab, und vertheidigten sich, als ihre Stadt nun angegriffen und beschossen wurde, so gut, daß es Moritz rathsam fand, die Belagerung nach einigen Tagen wieder aufzuheben. Von seinem Bundesgenossen, Albrecht von Brandenburg, trennte sich Moritz bald, da Jener nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Der Kaiser war in einer übeln Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungarn, theils nach Italien entlassen, und an Geld fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Credit mehr geben,

ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. Uebrigens war mit Moritz zugleich Heinrich II. von Frankreich nach der Verabredung in das zum Reiche gehörige Lothringen eingebrochen; in einem Manifeste stellte er sich als den großmüthigen Schützer und Rächer der Deutschen Freiheit dar, mit der seltsamen Versicherung: „daß er keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als die Freiheit der Deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien, und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen, wie vordem in Griechenland dem Flamininus zu Theil geworden." Sein Befreiungswerk bestand darin, daß er in Lothringen wie ein Gebieter schaltete, die Herzogin-Regentin für abgesetzt erklärte, dann Toul und Verdun besetzte, und endlich der trefflichen Reichsstadt Metz durch Verrath des dortigen Bischofs sich bemächtigte, um nie wieder diese herrlichen Deutschen Städte herauszugeben. Das waren die bösen Früchte einer Verbindung Deutscher Fürsten mit Frankreich, das stets nur auf Gelegenheit gelauert hat, Deutschland zu berauben und sich die westlichen Grenzländer zuzueignen.

In seiner plötzlichen und doppelten Bedrängniß entschloß sich der Kaiser sofort zu Unterhandlungen. Sein Bruder Ferdinand übernahm das Ausgleichungsgeschäft, und lud den Kurfürsten zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moritz erschien und trug seine Forderungen vor, Ferdinand erklärte dagegen, was der Kaiser bewilligen würde; da aber Moritz ohne Einwilligung seiner Bundesgenossen nichts beschließen wollte, so ward eine neue Zusammenkunft in Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz; Ferdinand ging nach Insbruck, Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er am 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, wollte er auf Insbruck los, den Kaiser zu überfallen, während dieser ihn unthätig rastend glaubte. Demgemäß drangen die Verbündeten in Tyrol ein, und zerstreuten am 18. Mai bei Reuten (Reitti) einen kaiserlichen Heerhaufen. Von hier ging's auf die Ehrenberger Klause los, die gleichfalls mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht bestiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr geworden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Moritz stand nur noch zwei Tagereisen von Insbruck, und es ward nun förmlich im Rath der Verbündeten (am 20.) beschlossen „den Fuchs in seiner Spelunke" aufzuheben. Da aber verlangte das Regiment Reifenberg das Geschenk, das

nach alter Sitte den Sturmlaufenden gereicht wurde, und fing, als es nicht gleich sich befriedigt sah, eine Meuterei an, durch deren Beilegung Moritz einen ganzen Tag aufgehalten ward. Als er am 23. in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr; er war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter eiligst nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Uebrigen zu Pferde, Mehrere sogar in der Eil zu Fuß. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident war das Concil schon beim Ausbruche des Krieges auseinander gegangen, und hatte sich auf zwei Jahre vertagt; Karl kam nicht dahin, sondern wandte sich noch unterweges nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Moritz ließ dessen in Insbruck zurückgelassene Habe, so wie die der Spanier plündern, von Ferdinand's Eigenthum aber nichts anrühren. Den Entwurf, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen, mußte er nun aufgeben; auch mochten ihm schon Bedenklichkeiten dagegen aufgestiegen sein; „er habe keinen Käfig für solchen Vogel," soll er einmal geäußert haben*). Er kehrte daher ohne weitere Versuche um, und begab sich nach Passau zur Fürstenversammlung.

Unehre kann dem Kaiser die Flucht vor einem verbündeten, durch ihn groß gemachten Fürsten, der sich plötzlich in einen Feind verkehrt hatte, nicht bringen; aber scharf bezeichnet ist sein Glücksumschlag durch die Vergleichung dieses Auftrittes mit demjenigen, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder mit jenem frühern auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward! Den Letzteren ließ er, noch vor der Entfernung aus Insbruck, seiner Haft entbinden, ihm jedoch das Versprechen abnehmen, daß er bis auf Weiteres dem kaiserlichen Hoflager freiwillig folgen wolle.

In Passau hatten sich außer Ferdinand und Moritz mehrere Fürsten in Person eingefunden, andere hatten Gesandte geschickt. Moritz forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und daß seine Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich durch den Römischen König und die Fürsten untersucht und entschieden werden sollten. Es war dem Kaiser höchst empfindlich, sich solche Dinge mit Gewalt abtrotzen zu lassen. Daher antwortete er den Fürsten, die in ihn drangen, den Frieden abzuschließen: nicht er müsse zum Frieden ermahnt werden, sondern die, welche ihn gebrochen; das läge den Fürsten

*) Böttiger, Geschichte Sachsen's, Bd. I. S. 513.

vermöge ihrer Pflichten gegen ihn und gegen das Reich ob. Hierauf verließ Moritz Passau, ging zum Bundesheere ab, und unternahm die Belagerung von Frankfurt, wo eine starke kaiserliche Besatzung lag. Indeß reis'te auch Ferdinand nach Villach, und es gelang ihm, den Kaiser zur Nachgiebigkeit in den Hauptpunkten zu bewegen; doch so, daß er ihre Erledigung an eine Reichsversammlung verwies. Mit dieser Erklärung kehrte Ferdinand nach Passau zurück (13. Jul.), und sandte von da den Böhmischen Kanzler von Plauen in das Lager bei Frankfurt, um Moritz davon in Kenntniß zu setzen. Moritz sah, daß er sich bei längerer Weigerung auf einen schweren Kampf gefaßt machen müßte, dessen Gefahr er sich nicht verhehlen konnte. Auch war, im Falle die Reihe geächtet zu werden nun ihn treffen sollte, zu besorgen, daß der abgesetzte Kurfürst in Sachsen gefährliche Bewegungen erregen würde. So kam denn endlich der Passauer Vertrag zu Stande. Die Originalurkunde desselben, so wie er zuletzt vom Kaiser angenommen worden, war vom 16. Juli 1552 datirt, und wurde am 29. Juli von Moritz und seinen Verbündeten zu Rüdelheim bei Frankfurt unterzeichnet; die schließliche Ratification des Kaisers erfolgte erst nach dem 20. August, vielleicht am 22.*)

Gemäß dem Vertrage erhielt Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die Hallische Capitulation zu halten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden; auf demselben wolle man berathschlagen, durch welche Mittel die Uneinigkeit in Glaubensangelegenheiten gehoben werden könnte; mittlerweile solle keiner den andern deswegen anfechten. Auch die Erledigung der Beschwerden, die Moritz erhoben, sollte auf diesen Reichstag verschoben werden. Das Kammergericht sollte beiden Religionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen; auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können. Allen in den Aufstand gegen Karl verflochtenen Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des Schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen sein. In einer besonderen Stipulation war noch die Bedingung hinzugefügt: „daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch wenn kein Religionsvertrag zu Stande gebracht würde." Das war es, was dem Passauer Vertrage seine große und entscheidende Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensversicherungen von einer künftigen Vereinigung über die Religion ab-

*) Das angebliche und übliche Datum des Vertrages, vom 2. August, ist auf alle Fälle falsch. S. Ranke, a. a. O., Bd. V. S. 216 ff.

hängig gemacht waren, und also immer in eine ungewisse Zukunft hatten blicken lassen. Daß die Protestanten diesen seit einem Menschenalter vergeblich gesuchten Punkt erreichten, war Moritzen's Werk; und er hatte es eben so ungehofft als schnell, wie mit Einem Schlage und mit geringem Blutvergießen vollbracht. Seine Truppen führte er jetzt nach Ungarn gegen die Türken, mit welchen bald nach dem Frieden von 1547 der Krieg wieder ausgebrochen war; seine Uneinigkeit mit dem kaiserlichen Befehlshaber ließ es jedoch zu keiner erheblichen Unternehmung kommen.

Mit dem Landgrafen Philipp hatte zugleich auch Johann Friedrich seine volle Freiheit wiedererlangt. Gern gelobte er zuvor, keine Feindseligkeiten gegen seinen Vetter Moritz zu unternehmen, aber die Forderung, sich in der Religion einem künftigen Concil oder Reichstag zu unterwerfen, wies er standhaft ab: er sei entschlossen, bei der Lehre der Augsburgischen Confession bis in seine Grube zu verbleiben. Mit warmer Liebe wurde er bei der Rückkehr von seinen Staaten wie von seinen Söhnen empfangen.

---

12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzen's Tod.

(1552 — 1555.)

Karl's sehnlichstes Verlangen war, nachdem die inneren Händel vorläufig beigelegt erschienen, als Kaiser die Würde des Deutschen Reiches gegen dessen äußere Feinde zu schützen, die Franzosen für ihren Einfall zu züchtigen, und sie wieder aus Lothringen zu vertreiben. So krank er auch war, setzte er sich doch vor, persönlich zu Felde zu ziehen, ging von Villach nach Insbruck und dann nach Augsburg, und betrieb die Rüstungen mit Eifer; denn noch in diesem Jahre sollte der Kampf beginnen. Mit sechsundsechzig tausend Mann drang er in Lothringen ein, aber die beste Zeit des Jahres war schon vorüber, als das Heer vor Metz ankam. Diese Stadt war eben von den Franzosen stark befestigt und mit allen nöthigen Vorräthen wohl versehen worden, und hatte an dem Herzog Franz von Guise einen so tapfern, unternehmenden und einsichtigen Vertheidiger, daß Karl vergeblich seine Kräfte gegen sie aufbot. Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit schwur er zwar, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr sterben; aber die Angriffe und Gefechte, die Winterkälte und Krankheiten rieben einen so großen Theil seines Heeres auf, und die Uebrigen zeigten so wenig Muth zu fortdauernden Anstrengungen, daß der Kaiser, wiewohl sehr unwillig, am

Digitized by Google

zweiten Weihnachtstage 1552 die Aufhebung der Belagerung befahl, welche ihn dreißigtausend Mann gekostet hatte. „Ich sehe wohl," rief er aus, „Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold und den alternden kehrt sie den Rücken." Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer beim Rückzuge so in Unordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Der Herzog von Guise war menschenfreundlich genug, daß er sie mit Sorgfalt verpflegen, und die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath gehen ließ. Karl, mißmuthig und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Pläne zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

Deutschland würde jetzt der Ruhe genossen haben, wenn der Markgraf Albrecht von Brandenburg hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Der Passauer Vertrag, meinte er, kümmere ihn nicht, und Moritz habe sehr unrecht gethan, ihn abzuschließen. Daher setzte er den Krieg gegen die katholischen Reichsstände an der Spitze seiner Schaaren keck fort, als Bundesgenosse Frankreich's, aber auch mit wahrhaft Französischer Raubsucht. Die geistlichen Bisthümer am Rheine und in Franken und viele Städte brandschatzte er fürchterlich, ließ Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen und Klöster verwüsten und niederbrennen. Der Kaiser hatte ihn zwar während der Belagerung von Metz vermocht, aus den Diensten des Königs von Frankreich in die seinen zu treten, ihm aber bei dieser Gelegenheit die Gültigkeit der Verträge, die er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgetrotzt hatte, verheißen, wodurch eine neüe Verwirrung entstand; denn das Kammergericht entschied zu Gunsten der Bischöfe, während man wegen jenes Vergleiches zwischen Albrecht und dem Kaiser auf den Verdacht gerieth, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung von diesem, der ihn als einen Feind Moritzen's vielleicht in der Folge zu großen Absichten gebrauchen wolle. Es entstanden daher zwei Verbindungen gegen den Ruhestörer, deren eine jedoch ohne Entschlossenheit zum Handeln war, während die zweite sich desto thätiger zeigte, weil Moritz, bedacht dem Vaterlande zu helfen und auch aufgeregt durch jene Gerüchte, zu ihr gehörte. Er griff das Werk sogleich mit Ernst an, und rückte in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Die Verbündeten trafen ihn bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres (9. Juli 1553); aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und Moritz selbst ward tödtlich verwundet.

Zwei Tage darauf hauchte er seine Seele aus, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Wie man auch über seine Handlungsweise denken mag, dem Geiste und der Wirksamkeit seiner Thaten nach war er einer der ersten Männer seines Jahrhunderts. Granvella gab auf die Nachricht von seinem Tode ein großes Freudenmahl; Karl soll mit David's Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Moritz hinterließ nur eine Tochter; sein Bruder August hatte schon 1548 zu Augsburg die Mitbelehnung erhalten. Zwar trat jetzt Johann Friedrich auf und verlangte die Zurückgabe der verlorenen Würde und Länder. Dennoch wurde, unter Vermittelung des Römischen Königs und des Königs von Dänemark, am 24. Febr. 1554 zwischen den beiden Sächsischen Häusern zu Naumburg ein Vertrag geschlossen, der dem Albertinischen die Erwerbungen und Vortheile der Wittenberger Capitulation von Neuem bestätigte; nur daß Altenburg und einige andere Aemter den Besitzungen der Ernestinischen Linie noch hinzugefügt wurden.

Albrecht hielt sich nach der Schlacht bei Sievershausen noch eine Zeitlang im Braunschweigischen, wurde aber von den verbündeten Truppen nochmals am 12. September 1553 geschlagen und ins Thüringische getrieben. Jetzt wurde die Achtserklärung wider ihn erlassen und vom Kaiser bestätigt; dennoch wies er fortwährend alle Vergleichsvorschläge mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (im Juni 1554). Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, und fand bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, Aufnahme auf dem Schlosse zu Pforzheim. Dort starb er (8. Januar 1557), fünfunddreißig Jahre alt, ehe es seinen Verwandten gelungen war, seine Wiedereinsetzung, die sie auf dem Wege der Unterhandlung betrieben, zu bewirken.

Karl ließ zwar in demselben Jahre, da Moritz fiel, ein Heer in das Französische Gebiet einrücken, und die Städte Terouanne und Hesdin, die dasselbe eroberte, schleifen und gänzlich zerstören. Aber weder in diesem noch in den beiden nächsten Jahren, wo der Krieg fortgeführt ward, wurden entscheidende Vortheile erfochten. Endlich ließ Karl in einem am 5. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossenen Waffenstillstand die Franzosen im thatsächlichen Besitz des Eroberten, und vererbte die Fortsetzung des Krieges auf seinen Nachfolger, unter welchem erst ein wirklicher Friede zu Stande kam.

---

13. Der Religionsfriede zu Augsburg.

Nicht weniger Mißmuth als diese Französischen Händel erweckte dem durch seine zunehmende Krankheit ohnehin völlig verstimmten Kaiser der Gedanke, daß auch ein anderes Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung gearbeitet, zerstört sei, die Wiederherstellung der Religionseinheit in Deutschland. Nach seiner Meinung fiel diese freilich so ziemlich mit der Herrschaft des alten Kirchenthums zusammen; nur daß auch er einige Verbesserungen allerdings für wünschenswerth hielt, sie aber von der Entscheidung des Concils, dem er die höchste Autorität beilegte, abhängig machte. Durch den Drang der Umstände zu unfreiwilliger Nachgiebigkeit genöthigt, wollte er seinem kaiserlichen Ansehen wenigstens nicht so viel vergeben, bei den Verhandlungen darüber den Vorsitz zu führen, und überließ daher Alles seinem Bruder Ferdinand. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religionsstreitigkeiten endlich abzuthun; indeß mußte der deshalb ausgeschriebene Reichstag vier Mal vertagt werden, ehe er endlich am 5. Februar 1555 durch Ferdinand zu Augsburg eröffnet werden konnte. Nur sehr wenige Fürsten waren in Person erschienen, doch hatten die Meisten Abgeordnete geschickt. Daß hier die Sachen einen andern Gang nehmen würden, als auf den vielen Reichsversammlungen, die bisher zur Wiederherstellung der Einigkeit zusammenberufen worden waren, konnte man schon aus dem Vortrage abnehmen, mit welchem Ferdinand die Versammlung eröffnete, da er darin zu erkennen gab, daß man hier nicht sowohl auf Mittel denken müsse, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, als vielmehr darauf, wie der Friede im Reiche auch bei der fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen erhalten werden könne.

So war man denn endlich auf den Gedanken einer gegenseitigen Duldung gekommen, zu dem aber auch die Lage der Dinge gewaltig drängte, weil man nach so vielen fruchtlosen Versuchen wohl belehrt sein mußte, daß ohne Duldung an keine Ruhe zu denken sei. Dennoch stritt man bis zum Abschlusse des Friedens noch über ein halbes Jahr; und das zweier Punkte wegen, die allerdings beiden Parteien wichtig genug erscheinen mußten. Die Protestanten wünschten nämlich die Freistellung der Religion nicht bloß auf die unmittelbaren Reichsstände bezogen zu wissen, sondern auch auf mittelbare protestantische Stände katholischer Landesherren, konnten aber nichts bewirken, als die Bewilligung eines freien Abzuges für Unterthanen, die der Religion wegen auswandern

wollten, und ein allgemeines Versprechen, daß die der evangelischen Lehre schon seit Jahren ergebenen Unterthanen geistlicher Stände der Religion wegen nicht bedrängt werden sollten. Ein deutlicher Beweis, wie weit man noch von dem Grundsatze eigentlicher Gewissensfreiheit entfernt war. Zu nicht weniger hartnäckigen Händeln führte die zweite Frage: ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur Lutherischen Lehre übergingen, ihre Stifter und Pfründen behalten sollten, oder nicht. Die Katholischen verlangten, die geistlichen Stände müßten von der Freistellung der Religion in so fern ausgenommen werden, daß bei ihnen der Uebertritt von der alten Religion zur neuen den Verlust ihres Amtes und Standes unmittelbar nach sich ziehe. Von diesem geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wie es genannt wurde, wollten sie so wenig nachlassen, daß Ferdinand sogar erklärte, er wolle lieber auf der Stelle davon reiten, als den geistlichen Ständen den Uebertritt zum Lutherthum freistellen. Es ist auch nicht befremdend, daß die Katholischen diesen Punkt so eifrig und hitzig vertheidigten. Bei der noch immer wachsenden Neigung der Deutschen, zum Protestantismus überzugehen, konnten sie kaum hoffen, diesem durch irgend ein Mittel einen kräftigern Damm entgegen zu setzen, als wenn die Annahme desselben von Seiten der geistlichen Herren mit dem Verluste ihrer schönen Länder und Güter bedroht würde. Sollte nun das ganze Friedenswerk nicht rückgängig werden, so mußte man sich endlich mit der Uebereinkunft begnügen, sich wegen dieses Punktes — nicht zu vereinigen. Der geistliche Vorbehalt wurde demnach zwar in das Friedensinstrument gerückt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können.

Am 26. September 1555 ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Außer jenen beiden Punkten war der Hauptinhalt desselben, daß sowohl die Stände, die sich zur Augsburgischen Confession, als die, welche sich zur alten Religion bekennten, völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen sollten. Diejenigen aber, welche zu keiner von beiden Religionen gehörten, sollten von diesem Frieden ausgeschlossen sein. Die eingezogenen Kirchengüter, die nicht unmittelbaren Reichsständen zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichen nicht zur Zeit des Passauer Vertrages gewesen, sollten den Protestanten verbleiben. Weder protestantische noch katholische Stände sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen.

So war denn endlich der Zweck erreicht, um deswillen seit einem

Menschenalter so viele wackere Deutsche Gut und Leben eingesetzt, und zwei der angesehensten Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor (3. März 1554) gestorben, mit aller der Ergebung und dem frommen Sinne, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten, und nachdem er noch das erste Erblühen der neuen Universität Jena gesehen, deren Begründung er im J. 1547 statt der ihm entrissenen Wittenbergischen gelobt und seinen Söhnen empfohlen hatte, damit sie ein neuer Hort des Protestantismus, der freien Wissenschaft und der Wahrheit werde. Der andere, Landgraf Philipp, hatte sich seit seiner Befreiung der Regierungsgeschäfte mit der alten Thätigkeit und vieler Einsicht angenommen, und blieb bis an seinen Tod bemüht, Gebrechen zu heilen und Verbesserungen einzuführen; er war namentlich der gewissenhafteste Reformator aller Volks- und staatswirthschaftlichen Einrichtungen seines Landes*).

---

14. Karl's V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers stiegen indeß Mißmuth, Unbehaglichkeit und Ueberdruß an den Welthändeln immer höher. Die Gicht, mit der er lange behaftet war, hatte seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge an Stärke so gewonnen, daß er den Geschäften nur noch mit der größten Anstrengung obliegen konnte. Er wurde darüber so schwermüthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich, außer von seinen Schwestern, den Königinnen von Ungarn und Frankreich, und seinen vertrautesten Dienern, von Niemandem sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl zu unterschreiben bewogen werden konnte. Alles bestärkte ihn in dem einen Gedanken, den er schon seit einigen Jahren hegte, sich nämlich gleichwie Diokletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Endlich, nach langen Kämpfen, reifte im Herbst 1555 wirklich bei ihm der Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen; ein Entschluß, der, bei einer Lage wie die seinige, gewiß zu den großartigsten Erscheinungen in der Geschichte

*) Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. I. S. 576.

des menschlichen Herzens gehört. Sofort ließ er seinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüssel herüberkommen, und bestimmte den 25. October zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, worin die Niederländischen Stände und viele Personen vom höchsten Adel versammelt waren, saß Karl auf einem Lehnstuhle; neben ihm stand einerseits seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, andererseits Philipp, der als Gemahl der Königin Maria damals den Titel eines Königs von England führte, und dem er bei Gelegenheit dieser Vermählung schon das Königreich Neapel überlassen hatte. Einer von Karl's Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiser die Niederlande seinem Sohne feierlichst abtrat; sodann erhob sich der kranke Monarch selbst von seinem Sessel und hielt, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines kleinen Aufsatzes eine Rede, bei deren Anhörung die ganze Versammlung zu Thränen gerührt ward. Er sagte darin mit Würde, wie er seit seinem siebzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung so vieler ihm anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie er noch weit weniger auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Unablässig, betheuerte er, habe er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht; daher sei seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen. Neun Mal habe er Deutschland, sechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, sieben Mal Italien und zehn Mal die Niederlande besucht; zwei Mal sei er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen und ihre Last auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während seiner vielen Beschäftigungen und Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank und seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon in dem Falle seines kindlichsten Dankes sein müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe; wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das Alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Nach den dringendsten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede schloß, sank er zuletzt erschöpft in den Sessel zurück.

Am 15. Januar des folgenden Jahres (1556) vollzog er zu Brüssel

die nicht minder feierliche Abtretung Spanien's an Philipp, mit allen sowohl in der alten als in der neuen Welt davon abhängigen Ländern; und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies er endlich die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von Spanischen, Flandrischen und Englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den Spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Kniee und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. In Burgos entließ er den größten Theil seiner Dienerschaft, und begab sich dann nach Valladolid, wo sich auf sein Geheiß auch seine Schwestern von ihm trennten. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei künstlichen und mechanischen Zusammensetzungen, die er sehr liebte, und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in seinem geschäftigsten Leben so wenig vernachläßigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstigt, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja, er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karl's Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (21. Sept. 1558).

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann von starkem Gliederbau; er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen, und hatte sich so abgehärtet, daß er große Beschwerden ertragen konnte, bis ihn die Gicht übermannte; auch dieser trotzte er so lange als möglich. Nach seinem

Beispiele wurde in Europa der Titel Majestät für Kaiser und Könige allgemein, da man sie bis auf seine Zeiten in der Regel Hoheit oder Gnaden genannt hatte.

Die Urtheile über diesen berühmten, in mehr als einer Hinsicht groß zu nennenden Monarchen sind sehr verschieden ausgefallen; im Ganzen hat der laute Tadel vieler französischer und protestantischer Geschichtschreiber so das Uebergewicht behalten, daß die Nachwelt in ihm meist einen vom heftigsten Ehrgeiz beherrschten Fürsten erblickt, der das Wohl seiner Völker der Eroberungssucht und Ländergier zum Opfer gebracht, ja wohl gar die Errichtung einer absoluten Universalmonarchie bezweckt habe. Die Franzosen können es ihm nicht vergeben, daß er der beharrliche Gegner eines von ihnen besonders hochgeschätzten Königs blieb; verzeihlicher ist es, wenn die Protestanten einem Fürsten, der ihrer entstehenden Kirche zuwider war, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karl's Begriff vom Kaiserthum war allerdings von Anfang an kein deutsch=nationaler, sondern von universaler Tragweite; sein darauf gebautes Ziel schwebte ihm als ein hohes, umfassendes und glänzendes vor. Er war überzeugt: „dem römischen Kaiser sei von der göttlichen Vorsehung ebenso das höchste Ansehen auf der Erde anvertraut worden, wie der Sonne am Himmel; und wie von dieser alles Licht ausgehe, so habe jener die höchste Gewalt über alle Mächte der irdischen Welt.“ In seinen Verhandlungen enthüllte er mehr wie einmal seine universalen Ansprüche; über streitige Fragen schrieb er dem Kaiser als solchem das Recht der Entscheidung zu; sein Plan der Zerstückelung Frankreich's, um es in das universale Reich aufgehen zu lassen, war zeitweise ernstlich gemeint; ja er hielt sich zu Ansprüchen auf den Besitz von ganz Frankreich berechtigt, da es von Papst Bonifacius VIII. an Albrecht von Oesterreich gegeben worden sei*). Allein diese Gedanken und Ansprüche hatten sich in der Praxis schon frühzeitig mehr und mehr abgestumpft, so daß sich bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge selbst die Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Ländergier als übertrieben und theilweise als völlig grundlos erweisen. Franzen's Vergrößerungssucht erscheint vielmehr als der eigentliche Grund der Kriege, und Karl, diesem Könige gegenüber, verhältnißmäßig großartig und gerecht.

Am nachtheiligsten ist es dem Ruhme des Kaisers geworden, daß seine Regierung in die Zeit der Reformation fällt, wo sein verstandesmäßiges Abwägen der Verhältnisse, der glühenden Begeisterung eines

*) Monumenta Habsburgica, a. a. O. S. 227. 275 fg.

Luther gegenüber, unmöglich glänzend in die Augen treten kann. Zwar gleichgültig gegen die Religion war er keinesweges; aber der frische und kühne Glaubenseifer, der die Zeit ergriffen hatte, blieb ihm etwas Fremdes, obschon er durchaus nicht geneigt war, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit der sich der Römische Hof gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen. Dem beunruhigten und gespaltenen Deutschland Friede und Einigkeit, und der gänzlich gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehn zu geben, hielt er für seine Pflicht; allein, während Karl dies nach der Ueberzeugung Hutten's und vieler Anderer eben nur als Führer der Reformation vermocht hätte, glaubte er es vielmehr in der Rolle ihres Widersachers zu vermögen. Daher der Krieg wider die protestantischen Fürsten, der den Ungehorsam züchtigen und davon abschrecken sollte, den er dann aber doch wieder nicht in dem Sinne und Maße ausbeutete, daß er die Stände unterdrückt oder nur im Zaume gehalten hätte. Und doch war nach dem Schmalkaldischen Kriege, wo Furcht vor dem Sieger alle Gemüther eingenommen hatte, die Lage der Dinge lockend genug zu einem Versuche, die Deutsche Verfassung im Interesse der Einheit und der Kaisergewalt abzuändern oder umzustürzen, wenn Karl die Absicht und die Neigung zu so durchgreifenden Entwürfen gehabt hätte. Eine Halbheit, die als Mäßigung erscheint, haftet eben all' seinem Wollen und Handeln an. Nur in seinem persönlichen Verhältniß zu den überwundenen Fürsten verließ ihn die Mäßigung. Die Behandlung des Landgrafen zumal blieb ein Flecken in seiner Geschichte; es hat sich aber auch keine That seines Lebens so schwer und bitter an ihm gerächt als diese.

Karl's Mäßigung war auch vielfach eine Wirkung der Scheu — nicht vor den Völkern, sondern vor den Großen. Wo er diese nicht zu fürchten hatte, wie in Spanien, trat er durchgreifender, despotischer auf. In Spanien hatte daher schon der Aufstand der Städte bald nach der Thronbesteigung Karl's die traurige Folge, daß die Regierung die ständischen Rechte zu beschränken suchte, und das politische Leben in Verfall gerieth. Zwar zeigten sich die Stände in den Geldsachen noch sehr hartnäckig gegen den Kaiser, und widersetzten sich mehr als ein Mal den Steuerbewilligungen, die er seiner vielen Kriege wegen zu fordern veranlaßt war, standhaft; die Folge davon war aber, daß seit 1538 in Castilien gar keine allgemeine Ständeversammlung mehr Statt fand. Denn da Karl auf einem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage sah, daß der Adel, der zu den Steuern gar nichts beitrug, seinen Forderungen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, so berief er ihn

nun gar nicht mehr zu den Versammlungen. Nur die Abgeordneten der Städte versammelten sich von drei zu drei Jahren zur Bewilligung der von der Krone vorgelegten Forderungen. Der Gebrauch, daß erst die Beschwerden erledigt wurden, und dann die Geldbewilligung geschah, wurde ebenfalls von Karl aufgehoben. Den Castilischen Cortes blieb kein Recht übrig, als das der Bittschriften; so tief sank ihre Bedeutung herab. Die Granden, die an wirklicher Macht nicht entfernt mit den Territorialfürsten Deutschland's sich messen konnten, zogen sich, dem öffentlichen Leben entsagend, auf ihre Landsitze zurück, um ihrer Reichthümer zu genießen, machten einen königlichen Aufwand, ließen sich mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen bedienen, und vergaßen über der Befriedigung, die ihr Stolz in dieser Lebensweise fand, der kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren. Die schönen Keime einer Verfassung, wie sie in den alten Spanischen Einrichtungen lagen, verdorrten ungenutzt, weil Niemand sie zu einem neuen, den veränderten Zeitumständen gemäßen Leben zu entwickeln verstand.

Durch das Mißverhältniß der Staatseinnahmen zu den Bedürfnissen der Krone geschah es, daß Karl, trotz des Zuflusses an Gold und Silber aus der neuen Welt, beträchtliche Schulden hinterließ, viele Krongüter verpfändet, und viele den Ritterorden gehörige Güter verkauft hatte. Die königlichen Besitzungen waren schon bei seinem Regierungsantritt in allen seinen Staaten sehr herabgekommen. Für alle außerordentlichen Fälle wurden von den Provinzen außerordentliche Beisteuern gefordert, und da diese nicht zureichten, mußten Anleihen geschlossen werden, die, wenn nicht Güter oder öffentliche Einkünfte zum Pfande gesetzt wurden, bei dem damaligen Geldmangel und dem geringen Zutrauen, zuweilen gegen dreißig Procent jährlicher Zinsen kosteten*).

---

15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Während der spätern Regierungszeit Karl's V. trugen sich in Italien einige hervorragende Ereignisse zu, die wir noch nicht berührt haben.

Herzog Alexander von Medici, der durch den Kaiser zur Herrschaft in Florenz gelangt war, und eine natürliche Tochter desselben, Marga-

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 220 fg. S. 332 fg.

rethe, zur Gemahlin hatte, war ein den Lüsten ergebener und tyrannischer Fürst. Am 7. Januar 1537 wurde er von seinem Vetter Lorenzino, dem Genossen seiner Ausschweifungen, einem talentvollen, aber durchaus sittenlosen Menschen, ermordet. Seltsamer Weise machte der Mörder weder einen Versuch, sich selbst an die Stelle Alexander's zu setzen, noch die Republik wiederherzustellen, sondern ergriff die Flucht, so daß die Anhänger der Medici einen andern Sprößling dieses Hauses, Cosmo, an die Spitze des Staates stellten. Vergebens suchten ihn die republikanisch gesinnten ausgewanderten und vertriebenen Florentiner zu verdrängen; vom Kaiser als rechtmäßiger Nachfolger Alexander's und als Herzog bestätigt, befestigte er sich in der Herrschaft durch schlaue Staatskünste, in denen er Meister war. Denn „er verstand es vortrefflich, ein Zeitalter, wo alle sittlichen Bande gerissen waren, durch die Macht der Arglist und des feinen Verstandes, die er wie Keiner vor ihm entwickelte, in Fesseln zu legen"*). Da die Republik Siena, nach deren Besitz er trachtete, sich dem Französischen Interesse anschloß, und 1552 sogar eine Französische Besatzung aufnahm: so benutzte dies Cosmo, sie anzugreifen, indem er im Namen des Kaisers Krieg gegen sie führte. Nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, in welchem das Gebiet der Republik schrecklich verwüstet wurde, mußte sich ihm die Stadt ergeben (1555) und zwei Jahre nachher trat ihm der Spanische Hof Siena mit allen Souverainetätsrechten ab.

In Genua hatte die Verfassung, welche Andreas Doria der Republik gegeben, und der fortdauernde große Einfluß dieses trefflichen Mannes lange Zeit die Ruhe erhalten, aber den Factionsgeist nicht unterdrücken können. Besondere Nahrung fand er in der Gunst und Liebe des alternden Andreas für seinen Großneffen Giannettino Doria, einen stolzen, herrschsüchtigen Jüngling, von dem man fürchtete, es würde mit den Gütern des Oheims auch dessen Gewalt auf ihn übergehen. Am heftigsten gährte der Haß gegen Giannettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen Jüngling den Genuesischen Alcibiades genannt; so sehr erinnerte er durch Schönheit des Körpers, Anmuth der Sitten, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und feurigen Ehrgeiz, an jenen berühmten Athener. Giannettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen, ihn, dem er selbst sich in vieler Hinsicht überlegen fühlte — dieser Gedanke ließ den Fiesco nicht

*) Leo, Gesch. von Italien, Bd. V. S. 451.

schlummern, und führte ihn zu einem kühnen Plane, der kein anderer war als: Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und Umsturz der bisherigen Verfassung, so wie des Spanisch-kaiserlichen Einflusses.

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben; doch konnte er fremde Hülfe nicht entbehren. Er trat daher mit dem Französischen Gesandten in Rom in Unterhandlung; besonders aber wußte er Peter Ludwig Farnese zu gewinnen, dem der Papst Paul III., dessen natürlicher Sohn er war, 1545 die von Julius II. für den Kirchenstaat erworbenen Herzogthümer Parma und Piacenza gegeben hatte. Farnese haßte den Kaiser, weil er ihm die Belehnung verweigerte; und man glaubt, daß sogar dem Papste Fiesco's Unternehmen nicht fremd gewesen sei. Vor allem war Fiesco darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in hohem Grade. Seine eigene Gemahlin fing nicht eher an, etwas von dem Vorhaben zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom brachten zwar dem alten Doria bestimmte Anzeigen; doch in eben dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten ins Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit hat."

Ein Liebling des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst gewesen; aber jetzt legte er es recht darauf an, alle Herzen zu gewinnen. Sein Palast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus denen, die sich ihm bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die Sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Versprechen, im Nothfalle ihm mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte;

und Giannettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte wegen außerhalb der Stadt sein mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Palaste überfallen werden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, was nicht schwer schien, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Giannettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben werde, und als ihn Giannettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärm nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich fröhlich, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchbar sei.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerlei Kleidungen gesteckt hatte und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieschischen Palastes kam den Verschworenen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in den Palast geladen, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, Niemand hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinderten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesco unter sie, und machte sie in einer ächt republikanischen Rede mit seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete die Mitternacht. Während den Verschwornen Speise und Wein gereicht ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die nun erst von seinem Vorhaben unterrichtet ward, gesellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du siehst Alles, was in Genua ist, zu Deinen Füßen."

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als ein Kanonenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud sich der Fieschische Palast der Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer über-

rumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze der Stadt. Giannettino Doria, obgleich noch immer in der Meinung, daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn niederzustoßen. Der alte kranke Andreas, dem das gleiche Schicksal zugedacht war, entging demselben durch schnelle Flucht. „Fiesco und Freiheit!" hallte es nun in den Straßen wieder, und die Umwälzung schien schon beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen. Jetzt hatte die Menge keinen Lenker mehr. Die republikanische Behörde, im Regierungspalaste versammelt, war schon auf Unterwerfung gefaßt gewesen; jetzt schrieb sie den bestürzten Verschwornen das Gesetz vor. Am Abend kehrte Andreas Doria zurück. Alle Fieschi wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser confiscirt. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, ins Meer geworfen.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit wurde der neue Herzog von Parma, ein in die schändlichsten Laster versunkener Mensch, der die ärgsten Gewaltthaten verübte, von fünf Verschwornen, die sich und ihr Vaterland von ihm befreien wollten, ermordet (10. Sept. 1547). Sofort besetzte Ferdinand von Gonzaga, der kaiserliche Statthalter von Mailand, Piacenza; in Parma erhielt sich Octavio, der Sohn des Ermordeten, Gemahl der Tochter des Kaisers, Margarethe, der Wittwe Alexander's von Medici, mit Unterstützung seines Großvaters, des Papstes. Bald aber kam dieser auf den Gedanken, den Kaiser, mit dem er damals wegen des Concils ohnehin gespannt war, und der die Herausgabe von Parma verlangte, dadurch zu versöhnen, daß er Parma wieder mit dem Kirchenstaat vereinigte, indem er seinen Enkel durch Camerino entschädigen wollte. Octavio aber, welcher fürchtete, wenn sein alter Großvater stürbe, um alle seine Aussichten zu kommen, unterhandelte seinerseits mit Gonzaga; diese Nachricht betrübte den Papst dergestalt,

daß sie eine mitwirkende Ursache seines Todes wurde. Sein Nachfolger Julius III. befahl die Rückgabe von Parma an Octavio Farnese, der sich aber von den Kaiserlichen so bedroht sah, daß er sich den Franzosen in die Arme warf. Es kam darüber zu kriegerischen Auftritten zwischen kaiserlichen und französischen Truppen in Italien (1551), obgleich die beiden Monarchen einander damals den Krieg noch nicht erklärten. Indeß blieb Octavio im Besitz von Parma, und nach der Abdankung des Kaisers hielt es dessen Sohn Philipp seinem Interesse angemessen, dem Octavio auch Piacenza zurückzugeben, so daß dem Hause Farnese die Herrschaft über diese Herzogthümer gesichert blieb.

---

16. Die Jesuiten, das Tridentinische Concil und die Päpste nach der Mitte des Jahrhunderts.

Um die Zeit, wo Karl V. vom Thron und bald vom Leben Abschied nahm, hatte der Protestantismus sich nicht nur über Deutschland, die Schweiz und Preußen verbreitet, sondern er war auch in den Scandinavischen Reichen zur Herrschaft gelangt, und in England nur für kurze Zeit durch Verfolgungen zurückgedrängt worden, um bald wieder sich siegreich zu erheben; in die Niederlande, Polen und Ungarn war er eingedrungen, und hatte in Frankreich Wurzel gefaßt. In allen diesen Ländern gab die Reformation zu Kämpfen und Bewegungen Anlaß, die theils schon erzählt sind, theils einen Hauptgegenstand der folgenden Darstellung ausmachen werden. Geräuschloser trat die Reformation in Italien, Spanien und Portugal auf; dennoch, und wiewohl sie nach einiger Zeit unterdrückt wurde, war sie auch hier eine bedeutsame Erscheinung.

In Italien wurden die Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's früh verbreitet, zum Theil in Italienischen Uebersetzungen, und, um der Wachsamkeit der Inquisition zu entgehen, unter entstellten oder erdichteten Namen. Sie wurden mit Begierde gelesen, und machten großen Eindruck. Briefwechsel, Reisende und besonders die vielen Deutschen, die in den fortwährenden Kriegen nach Italien kamen, trugen viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei und gewannen ihr zahlreiche Anhänger. Am Hofe von Ferrara bekannte sich dazu die Gemahlin des Herzogs Herkules II., Renata, eine Tochter Ludwig's XII. Protestanten gab es zu Modena, Florenz, Bologna, Pisa, Mantua und an vielen

andern Orten, selbst in Neapel und Sicilien; zumal aber in Venedig in so großer Anzahl, daß sie sich schon über öffentliche Versammlungen beriethen, und bei diesem Vorhaben von Mitgliedern des Senats begünstigt wurden*).

Auch nach Spanien waren mit den Schriften der Deutschen Reformatoren ihre Lehren gekommen, und hatten an vielen Orten Beifall und Bekenner gefunden, namentlich zu Sevilla und in der Umgegend, wo sie in die Klöster eingedrungen waren, zu Valladolid und in den meisten übrigen Städten des Königreichs Leon, in Toledo sowie in Aragonien und in den Provinzen Granada, Murcia und Valencia. Es ist gewiß ein großer und schlagender Beweis für die Stärke des Eindrucks dieser Lehren, daß sie sich dermaßen in einem Lande ausbreiten konnten, wo ein furchtbares Tribunal jede Abweichung von der alten Kirche mit Folterqualen und Flammen rächte. Ja, ein eifrig katholischer Spanischer Schriftsteller legt selbst das überzeugendste Geständniß dafür ab, wenn er sagt: „Hätte nicht die Inquisition bei Zeiten Sorge getragen, diesen Predigern Einhalt zu thun, die protestantische Religion wäre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen, da Leute von allen Ständen und Geschlechtern zur Annahme derselben wundersam geneigt waren“**).

So sah sich die Römisch-katholische Kirche in allen Landen gefährlich bedroht und erschüttert. Zu ihrer Erhaltung, zur Bekämpfung und Besiegung eines so mächtigen Feindes setzte sie alle ihre Kräfte und Waffen in Bewegung. Kein Mittel wirkte für diese Zwecke so förderlich, als eine neue aus ihrem Schoße hervorgehende Institution, der berühmte Jesuitenorden.

Der Stifter desselben, Don Inigo oder Ignaz von Loyola, war der, wahrscheinlich 1491 geborne, Sohn eines Edelmanns in der Spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Edelknabe am Hofe Ferdinand's und Isabellen's, dann als Soldat im Dienste des Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Aeußere und durch seinen Anstand auszeichnete. Er ahnte nicht, welchen schlimmen Ausgang seine Kriegsthaten nehmen, und noch weniger, welche merkwürdige Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

---

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Italien, deutsch von Friederich, S. 36. 57. 66 fg.

**) Desselben Geschichte der Reformation in Spanien, deutsch von Plieninger, S. 228. 234 fg. 246.

Als die Franzosen 1521 in Navarra einfielen und Pampelona belagerten, befand sich Loyola unter dem kleinen Häuflein, das die Stadt vertheidigen sollte. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Entschlossen, noch das Aeußerste zu wagen, warf er sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben; er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm nieder, ein losbrechendes Stück derselben verwundete ihm das linke Bein, und zugleich quetschte ihm eine zweite Kugel das rechte; seine Gefährten flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt hatte ihm das Bein so falsch eingerichtet, daß bessere, die man zu Rathe zog, erklärten, die Wunde müsse wieder aufgerissen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage; ja er ließ sich mit gleichem Heldenmuth noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte; als trotz der zweiten Heilung das rechte Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen — Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die er während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er auf's Lesen. Aber auf dem Schlosse fanden sich keine anderen Bücher als eine Lebensbeschreibung Christi, und eine Sammlung von Heiligengeschichten. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit und steigender Theilnahme, bis die Vorzüge der Heiligen vor der weltlichen Ritterschaft und ihrem Kriegstreiben ihm so einleuchtend schienen, daß er die letztere aufzugeben, und sein Leben der Nachahmung der ersteren zu widmen beschloß.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war; allein vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, und sobald nur sein Bein geheilt war, beurlaubte er sich bei den Seinen, um eine Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, schenkte er einem Armen, und setzte seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcelona. Unter=

wegs legte er in der Capelle der Mutter Gottes zu Montserrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes die Waffenwache hielt. Darnach hing er Schwert und Dolch in der Kirche auf und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf bis er nach Manresa kam. Hier lebte er eine Zeit lang im Hospital; dazwischen brachte er eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, die ihm Speise reichten, und ihn in das Hospital zurückbrachten. In dem Zustande geistiger Anspannung, in dem er sich befand, glaubte er die seltsamsten Erscheinungen zu sehen, deren er sich als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die Dreieinigkeit war ihm in einem sichtbaren Abbilde erschienen.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese Schwärmerei ununterbrochen. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Aeußeres einem Abgeschiedenen wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; die Frauen nahmen lebhaften Antheil an ihm; sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise, in einem Tuchkleide, und mit Hut und Schuhen bekleidet, fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcelona ein. Der Schiffskapitain nahm ihn frei mit nach Italien, aber den nöthigen Reisevorrath hatte er sich erst zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Gaeta, wanderte er in steter Gefahr zu verhungern (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser) nach Rom, küßte Adrian's VI. Füße, und ging sogleich nach Venedig, unter der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten Alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Ueberall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichsten Anstrengung, langte er in Venedig an, und begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden,

mit einem Eifer, in welchem weder Gelächter noch Drohungen ihn irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Ganz aufgelöst in entzückenden Gefühlen, begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, dem Provincial der Franciscaner zu Jerusalem eröffnet, so erklärte sich dieser dagegen, und als er dennoch auf seinem Vorhaben beharrte, nöthigte ihn der Provincial zur Rückkehr. So gelangte er wieder nach Italien, und nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcelona wieder an.

Der Bekehrungsplan war verunglückt; aber die Begierde, für Religion und Kirche zu wirken, brannte darum nicht minder lebendig in ihm fort. Da kam er auf den Gedanken, einen Orden zu stiften. Doch hierzu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen sein. Also Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der Lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Als er sich endlich nach zweijähriger Anstrengung fähig glaubte, einen Lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala, begleitet von einigen Schülern, die er in Barcelona an sich gezogen. Sie lebten von Almosen. Ignaz fing bald an, sich in Predigten hören zu lassen, und erklärte mit seinen Schülern den Kindern auf der Gasse die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Darüber ward er von der Inquisition zur Untersuchung gezogen, kam in Verhaft, und wurde nur unter der Bedingung entlassen, sich mit seinen Schülern alles Unterrichts in der Religion zu enthalten, bis sie vier Jahre Theologie studirt haben würden. Darüber ging er nach Salamanca; weil er aber auch dort Lehrer und Gewissensrath sein wollte, so folgte abermals Kerker, Untersuchung und nur bedingte Lossprechung. Unwillig entschloß er sich nun nach Paris zu gehen, um auf der dortigen Universität zu studiren.

Im Februar 1528 kam er in der Hauptstadt Frankreich's an. Sechs Jahre lang kämpfte er hier wieder mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, bis er 1534 die philosophische Magisterwürde

erlangte; in seinen Studien ward er um so weniger gestört, als er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen sein, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem Verehrer. Hier in Paris reifte auch seine lange gehegte Absicht, eine geistliche Gesellschaft zu gründen. War ihm gleich das Ganze seines Vorhabens jetzt noch nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, sowie ein Savoyarde Namens Peter Le Fevre. Er ließ sie am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm nach Palästina zu reisen; wenn sie jedoch dahin nicht kommen sollten, oder dort nicht bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen und ihn zu bitten, daß er nach seinem Gefallen über sie befehlen möge. Da aber Loyola zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er die Uebrigen im Herbst 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise ging durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, indeß vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier durch seine Predigten und Bußübungen einen Namen gemacht, als seine Freunde im Januar 1537 zu ihm stießen. Sie verweilten bis zum Frühjahr, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigten, und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten. Xaver z. B. sog einem Kranken, dessen Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde aus.

Unterdessen war ein Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausgebrochen, so daß vor der Hand an keine Ueberfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich größtentheils in die Städte Oberitalien's, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Beifall. In Loyola's Kopfe hatte sich mittlerweile der Plan zu der Stiftung eines geistlichen

Ordens völlig ausgebildet. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war er nun zurückgekommen Mit Lainez und Le Fevre machte er sich auf nach Rom. Auf dem Wege erzählte er ihnen, er habe in einer Entzückung den ewigen Vater gesehen, der ihn seinem mit einem Kreuze dabei stehenden Sohne empfohlen habe; der Herr Jesus aber habe ihm mit einem liebreichen Blicke gesagt: „In Rom will ich dir gnädig sein.“ Paul III. nahm sie wohlwollend auf. Die übrigen Mitglieder kamen auch nach Rom, und dort wurde die Form der neuen Gesellschaft mehr und mehr festgestellt. Den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wurde ein viertes hinzugefügt: sich unweigerlich in jedes Land senden zu lassen, wo es der Papst für gut finden würde, zu Heiden wie zu Ketzern. Dem Papste entgingen die außerordentlichen Vortheile nicht, die dem Römischen Stuhle von einer solchen seinem Dienste sich ganz weihenden Genossenschaft erwachsen würden; daher bestätigte er sie am 27. September 1540 durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae. Allmählig wurden die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte außerordentlich erhöht und erweitert, und trotz der Feinde, die sie auch im Schoße der katholischen Kirche fand, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit. Ihr erstes Haupt oder General war Loyola. Er starb am 31. Juli 1556.

Die Einrichtung dieses Ordens, der von Loyola's Erscheinung auf dem Wege nach Rom den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Zwecke waren durchaus praktischer Natur, auf die Welt zu wirken berechnet; diese Richtung erhielt der Orden besonders durch den zweiten General, den scharfsichtigen Lainez. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte, waren die Häupter der Provinzen, die Provinciale unterworfen; und von diesen ging wieder, wie bei einem stehenden Heere, eine Reihe von Stufen bis zum untersten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die stärkste Unterordnung. Ueber das kleinste Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Verhandlungen geführt, und dem General eingesandt. Ueber die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit bestehen, und die Oberen betrachteten während dieser Zeit auf's Sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein Jeder am besten zu gebrauchen sei. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die Gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten versandte man als Heidenbe-

kehrer. Das Gelübde des Gehorsams wurde als ein ganz unbedingtes, dem jedesmaligen Vorgesetzten gegenüber, gefaßt. Wer es übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen. Die außerordentliche Gewalt, die dergestalt in die Hände des Generals gelegt war, wurde nur dadurch beschränkt, daß in gewissen sehr dringenden Fällen einer Generalcongregation des Ordens die Befugniß zustand, die Absetzung des Generals auszusprechen.

Damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen werde, stellte man überdies ein Gesetz auf, das die Mitglieder von allen feststehenden Aemtern und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß; wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind. Dadurch aber, daß man Keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und die Mitglieder zu den gehäuften Buß- und Andachtsübungen anderer Orden nicht verpflichtete, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit den Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat denn auch der Orden ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in mehreren Fächern der Wissenschaften aufzuweisen. Diese Vielseitigkeit erwarb den Jesuiten Achtung; was indeß bei der Menge ihnen den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. Man hielt es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, unentgeltlich zu unterrichten. Auch als Prediger und Beichtväter gefielen sie weit mehr, als die anderen Geistlichen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden rasch anwuchs. Als Loyola 1540 um die Bestätigung des Papstes einkam, hatte er nur zehn Schüler; bei seinem Tode zählte die Gesellschaft bereits mehr als tausend Mitglieder, und in weniger als dreißig Jahren war sie nicht nur über das ganze Römisch-katholische Europa, sondern selbst über die anderen Welttheile verbreitet*). Dabei erwarb sie zugleich unermeßliche Reichthümer, die sie theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der Indischen und Amerikanischen Missionäre verdankte. Länger als zweihundert Jahre haben die Jesuiten als Beichtväter der Könige und Fürsten außerordentlichen politischen Einfluß gehabt, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerika in Paraguay. Auch in Asien und Afrika gab es schon bald nach der Stiftung des Ordens Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein

*) Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele Andere; und so rühren denn auch die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, von Jesuiten her.

Weit wichtiger noch und nützlicher für den Römischen Stuhl und das katholische Kirchenthum wurden sie in Europa. Hier war ihr Hauptbestreben gegen die Reformation und den Protestantismus gerichtet. Der bereits so weit vorgeschrittenen Reformation Gränzen zu setzen, und so viele zu ihr Uebergetretene als nur möglich wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen: das war der Hauptzielpunkt, zu dessen Erreichung sie jede Art von Triebfedern in Bewegung setzten, Ueberredung, List, Ränke, Verhetzungen und Verläumdungen, unaufhörliche Anreizung der Mächtigen, Gewalt zu brauchen. Wie Vieles ihnen auf solchen Wegen gelang, wird der Verfolg der Begebenheiten zeigen. Durch dieses Bestreben zur Unterdrückung des Protestantismus, durch die Beschränkung der Geistesfreiheit, welche ihnen dazu sowie zur festen Begründung ihres Ansehens nöthig schien, vor Allem durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel haben sich die Jesuiten bei allem Rufe der Klugheit, in den sie sich gesetzt, einen bittern Haß zugezogen. Und obschon in den Beschuldigungen, die ihre zahlreichen Gegner wider sie vorbringen, Vieles als übertrieben betrachtet werden muß: so bleibt doch genug Verwerfliches übrig, vor Allem ein, zwar nicht vom Orden selbst, aber doch von Vielen seiner Glieder gelehrtes und in Anwendung gebrachtes moralisches System, welches Vergehungen gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und des Rechts in gewissen Fällen als zulässig und erlaubt bezeichnete, und darauf berechnet war, die Großen und die Weltleute zu gewinnen.

Mit der Bestätigung des Jesuitenordens fällt der Beginn der katholischen Reaction in Italien zusammen. Paul III. erließ 1542 eine Bulle, durch die er ein höchstes Tribunal der Inquisition einrichtete, mit dem Auftrage, Alles zu thun, um die hervorgetretenen Irrthümer mit der Wurzel auszurotten. Den Rath dazu hatte der Cardinal Caraffa gegeben, ein Mann, zu dessen Grundsätzen es gehörte, daß man sich Ketzern gegenüber durch keinerlei Toleranz herabwürdigen müsse; und unterstützt wurde der Vorschlag durch Loyola. Nun fingen durch ganz Italien die schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurden die Bekenner der reformatorischen Lehren auf der Halbinsel ausgerottet*). In dieser Zeit wurde auch die noch in unsern

*) M'Crie hat das 5. Capitel seines Werkes über die Reformation in Italien der Schilderung dieser furchtbaren Auftritte gewidmet.

Tagen berühmte Italienische Schrift „von der Wohlthat Christi“ verfolgt, die bald dem Aonio Palcario, bald einem Mönche von San Severino und Schüler des Valdez zugeschrieben ward; im Interesse der Reformation auf „einschmeichelnde Weise“ verfaßt, hatte sie einen unglaublichen Erfolg und eine „ungemeine Verbreitung“ in verschiedenen Ausgaben erlebt; die Verfolgung schien sie völlig vernichtet zu haben, bis sie in neuester Zeit nicht nur in englischer Uebersetzung, sondern auch im Originaltext wieder aufgefunden ward *).

Nachdem der auf Paul III. folgende Julius III. gestorben war, (23. März 1555) und Marcellus II. nur ein und zwanzig Tage den Päpstlichen Stuhl eingenommen hatte, wurde der eben erwähnte, damals schon neun und siebzigjährige Caraffa erhoben. Er nannte sich Paul IV. Dieser heftige, zornmüthige, harte Greis verfolgte theils die Protestanten mit unablässigem Eifer, theils wandte er auch, um den Klagen und Beschuldigungen derselben die Kraft zu nehmen, seine Strenge gegen manche Mißbräuche in der katholischen Kirche und gegen die in Rom herrschende Sittenverderbniß. Dadurch hatte er sich so verhaßt gemacht, daß bei seinem Tode am 18. August 1559, der Pöbel Feuer an das Inquisitionsgebäude legte, und die Bildsäule des Papstes zerschlug.

Dennoch schien es so nöthig, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, daß der nächste Papst, Pius IV., ihn gleichfalls betrat, obschon er von Natur lebenslustig und weltlich gesinnt, und die mönchische Härte des Inquisitionsverfahrens ihm persönlich zuwider war. Die Reformen wurden fortgesetzt, d. h. entschiedene Mißbräuche abgestellt, welche die Kirche nie gebilligt hatte, ohne daß man sich dadurch den Protestanten genähert oder ihnen nachgegeben hätte.

Derselbe Geist herrschte in dem Tridentinischen Concil, welches dieser Papst, nachdem es zweimal unterbrochen gewesen, von Neuem zusammenrief. Es fing am 18. Januar 1562 seine Sitzungen wieder an, und schloß sie gänzlich am 4. December 1563. Bei einer solchen Richtung konnte jedoch das Ergebniß dieses so eifrig betriebenen und ersehnten, so geräuschvoll angekündigten Concils den Erwartungen, die man für den Kirchenfrieden davon gehegt hatte, nicht entsprechen. Es erließ verschiedene löbliche Verordnungen zur Verbesserung der Sitten und der Kirchenzucht; es suchte in einigen schwierigen Lehrpunkten durch behutsame und

*) Ranke, die Römischen Päpste, 4. Aufl. Bd. I. 1854. S. 139. ff. Der Titel des seitdem entdeckten und wieder herausgegebenen Originaltextes lautet: Trattato utilissimo del beneficio di Gesù Christo crocifisso verso i Christiani. Venetiis apud Bernard. de Bindonis. anno 1543.

kluge Wahl der Ausdrücke einen Mittelweg zwischen den Extremen zu gehen. Die meisten der angefochtenen Satzungen hielt es aber nicht nur in ihrer ganzen Strenge aufrecht, sondern machte auch den ganzen Lehrbegriff noch starrer, indem es theils solche Sätze, die bisher noch Gegenstand abweichender Ansichten sein konnten, durch Hinzufügung neuer Bestimmungen zu festen Glaubenslehren in unabänderlichen Formen erhob, theils auch über geringfügige Punkte zahlreiche Bannflüche gegen Andersdenkende schleuderte. Vergebens hatte Kaiser Ferdinand die Erlaubniß des Kelchs und der Priesterehe, für einige seiner Unterthanen Nachlaß der Fasten, Deutsche Kirchengesänge, Reform der Klöster und Anderes gefordert. Der Papst sandte den staatsklugen Cardinal Morone an ihn ab, und dieser wußte ihn durch geschickte Unterhandlungen umzustimmen. Auch der päpstlichen Macht geschah, vermöge der angewandten Ränke der Italienischen Staatskunst durch die gefaßten Beschlüsse kein Abbruch. Und so hat denn diese Synode, statt die Parteien einander zu nähern und den Weg zur Versöhnung zu eröffnen, die Kluft zwischen ihnen vielmehr vergrößert und befestigt. Die Protestanten, die sich nun auf das feierlichste von der Kirche ausgeschlossen sahen, mußten das Concil gänzlich verwerfen. Es fand aber die Annahme der Beschlüsse desselben auch in mehreren katholischen Staaten große Schwierigkeiten; zwar nicht die wegen der Artikel, die den Glauben betrafen, aber wegen der Disciplinarverfügungen, wodurch die Rechte der Staatsgewalt mehrfach verletzt erschienen. Daher haben sie namentlich in Frankreich niemals Gesetzeskraft erlangt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Zehnter Band.

Neuere Geschichte II.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1862.

Digitized by Google

Inhalt des zehnten Bandes.

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Erster Abschnitt. Der Abfall der Niederlande bis zum Waffenstillstand 1609, in Verbindung mit der Geschichte von Spanien, Portugal und Italien.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Philipp's II. innere Regierung, Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken	2
3.	Don Carlos, Don Johann von Oesterreich und Antonio Perez	6
4.	Portugal unter Johann III. und Sebastian (1521—1578)	17
5.	Portugal mit Spanien vereinigt; die falschen Sebastiane	19
6.	Die Niederlande unter Karl V. u. im Anfange der Herrschaft Philipp's	21
7.	Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft (1565—1573)	25
8.	Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien (1573—1584)	34
9.	Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang	36
10.	Philipp III. (1598—1621)	42
11.	Vorläufige Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit	44
12.	Italien; die Päpste; Sixtus V.	46
13.	Italienische Kunst und Literatur	59

Zweiter Abschnitt. Die Hugenottenkriege in Frankreich und Heinrich IV. (bis 1610).

1.	Johann Calvin	72
2.	Heinrich II. (1547—1559)	84
3.	Franz II. (1559—1560)	88
4.	Karl IX. (1560—1574)	93
5.	Die drei ersten Bürger- und Religionskriege (1562—1570)	99
6.	Die Bartholomäusnacht (1572)	111
7.	Die letzten Zeiten Karl's IX. (1573—1574)	124
8.	Heinrich III. (1574—1589)	128
9.	Heinrich IV. (1589—1610)	143

Dritter Abschnitt. Die Reformation in England bis zum Tode Elisabeth's (1603).

1.	Heinrich VIII. (1509—1547)	161
2.	Eduard VI. (1547—1553)	174

Seite
3. Maria (1553—1559) 177
4. Elisabeth's Anfang 184
5. Elisabeth und Maria Stuart 187
6. Elisabeth's spätere Regierungszeit 208
7. William Shakspeare (geb. 1564, gest. 23. April 1616) 215

Vierter Abschnitt. Die Reformation und ihre Folgen im Norden und Osten Europa's bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618).

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523) . . 218
2. Dänemark nach der Auflösung der calmarischen Union 223
3. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen 227
4. Polen und Preußen 238
5. Nicolaus Copernicus (geb. 1473, gest. 1543) 243
6. Die Russen 244
7. Die Türken 247

Fünfter Abschnitt. Deutschland und der dreißigjährige Krieg bis zum westphälischen Frieden (1648).

1. Ferdinand I. (1556—1564) 249
2. Maximilian II. (1564—1576) 254
3. Die Grumbachischen Händel 257
4. Rudolf II. (1576—1612) 260
5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I. . . . 280
6. Matthias (1612—1619) 291
7. Die böhmischen Unruhen als Anlaß des dreißigjährigen Krieges (1618) 296
8. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges unter Kaiser Ferdinand II. 300
9. Ausbreitung des Krieges in Deutschland (1621—1624) 312
10. Dänemark's Einmischung und Wallenstein's Auftreten (1625—1627 317
11. Oesterreich's Uebermacht (1627—1630) 328
12. Gustav Adolf u. seine ersten Fortschritte in Deutschland (1630—1631) 346
13. Die Zerstörung Magdeburg's (1631, 20. Mai) 360
14. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen (1631) 364
15. Wallenstein's Wiedererhebung (1631—1632) 372
16. Gustav Adolf in Süddeutschland (1632) 377
17. Gustav Adolf's Tod (1632, 16. Nov.) 387
18. Axel Oxenstierna (geb. 1583, gest. 1654) 395
19. Wallenstein's Ausgang (1633—1634) 399
20. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinand's II. Tod (1634—1637) 427
21. Fortgang und Ende des Kampfes unter Ferdinand III. Schwedisch-dänischer Krieg (1637—1648) 434
22. Der Westphälische Friede (24. Oct. 1648) 445
23. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zustand Deutschland's 452

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Erster Abschnitt.

Der Abfall der Niederlande bis zum Waffenstillstand von 1609, in Verbindung mit der Geschichte von Spanien, Portugal und Italien.

1. Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum die Entstehung und schnelle Verbreitung des Protestantismus, seine erste Festsetzung in Deutschland und der Schweiz kennen gelernt. Schon war er im Begriff, alle Länder Europa's zu überziehen: als im Schooße des Katholicismus, der im ersten Anlaufe fast überwunden schien, der Proceß einer Ermannung begann. Durch innere Erfrischung und durch äußeres Zusammenfassen seiner Kräfte gestärkt, erhob sich derselbe jetzt, nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, zu einer gewaltigen Reaction. Indem er darnach trachtete, nicht nur das ihm verbliebene Gebiet durch entschlossene Vertheidigung sicher zu stellen, sondern auch das schon verlorene dem Protestantismus wieder abzuringen, bereitete er den Anhängern des letzteren überall Kämpfe auf Tod und Leben.

Dieser vorwiegend religiös gewaltthätige oder religiös kriegerische Charakter der Ereignisse beherrscht die ganze zweite Hälfte des sechszehnten, und die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Der Abfall der Niederlande von Spanien, die Hugenottenkriege in Frankreich, die blu=

tigen Wechsel der englischen Reformationsbewegung, die Wirren im nordöstlichen Europa und der dreißigjährige Krieg in Deutschland sind die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Kampfgebiete, oder die wichtigsten Folgen dieses allgemeinen Zusammenstoßes der protestantischen Reformation und der katholischen Reaction. Sie bezeichnen die fünf großen Akte eines hundertjährigen Ringens.

Und so wollen wir uns denn diese religiös kriegerischen Actionen der Reihe nach vergegenwärtigen, in jeder einzelnen das Auf- und Abwogen der Erfolge betrachten, bis endlich in der letzten die durchgreifende Entscheidung erfolgt. Denn in Deutschland, wo er geboren worden, soll auch das Schicksal des Protestantismus entschieden werden: der dreißigjährige Krieg, der Schlußakt des hundertjährigen Ringens, endet mit der Europäischen Anerkennung des protestantischen Geistes.

Indem wir uns dem ersten Akte, dem ergreifenden Geschick der Niederlande zuwenden, fällt unser Blick zunächst auf Spanien, dem sie angehörten, und auf dessen mächtigen Beherrscher, der sie durch äußerste Gewaltthaten zur äußersten Verzweiflung und zum schließlich siegreichen Abfall trieb.

---

2. Philipp's II. innere Regierung; Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken.

Wenn wir am Schlusse des vorigen Bandes nur Päpste und Jesuiten zur Unterdrückung des Protestantismus thätig sahen: so tritt nunmehr ein Fürst auf, der zu demselben Zwecke eine gewaltige Staatsmacht verwendet, und sich dadurch in die Mitte der europäischen Angelegenheiten stellt. Es war König Philipp II., Kaiser Karl's V. Sohn und Nachfolger in dessen Erbländern. Mit seinem Thun und Streben ist die Geschichte der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfüllt.

Philipp, klein und mager, von scheuem und krankhaftem Ansehn, war ein finsterer, mißtrauischer und tyrannischer Fürst. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht; und zwar, wie dies feststeht, bei der Kunde von der Pariser Bartholomäusnacht, die ihn wider alle Gewohnheit auch äußerlich zum lebhaftesten Jubel fortriß. Mit der schroffen Richtung gegen den Protestantismus verband er den Hang, seine Herrschermacht in den verschiedenen von ihm abhängigen

Staaten, in Spanien, den italienischen Provinzen und den Niederlanden möglichst unumschränkt, und den auswärtigen Reichen furchtbar zu machen. Sein Wille sollte überall Gesetz werden, seine weltliche Macht der geistlichen des Papstes ebenbürtig zur Seite stehen, und beide als natürliche Verbündete gemeinsam die Welt beherrschen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere gedachte er diese Zwecke auszuführen; vielmehr vermaß er sich vom Dunkel seines Cabinets aus die Welt in steter Bewegung zu erhalten. Hier zeigte er eine unermüdete Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und erwog ihre Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über Alle, welche Aemter hatten und sich darum bewarben. Die Politik, in kleinen wie in großen, in persönlichen wie in allgemeinen Angelegenheiten, handhabte er nach den Grundsätzen der Verstellungskunst; ihm in der That diente die Sprache mehr zur Verhüllung als zur Offenbarung seiner Gedanken und Absichten. Sein Standpunkt in Spanien gab ihm überdies eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind. Karl V. hatte Spanier, Italiener und Niederländer ziemlich auf gleichem Fuße behandelt. Philipp, in Spanien geboren und erzogen, achtete nur die Spanier, und gestattete ihnen den größten Einfluß auf die übrigen Länder, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Castilien's, als des Hauptlandes, erschienen. Darum und wegen seines großen Eifers für den Katholicismus ward er von den stolzen und frömmelnden Spaniern hoch verehrt. Erzbischöfe, Bischöfe und der ganze Klerus hingen ihm an, und waren seine gehorsamsten Unterthanen*).

Kaum hatte Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Regierung angetreten, so sah er sich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Papst Paul IV., der nicht nur die Protestanten, sondern auch die Spanier und das Haus Oesterreich mit aller Erbitterung seines leidenschaftlichen Gemüthes haßte, hatte den König Heinrich zum Bruche des Waffenstillstandes von Vaucelles gereizt. Da er zugleich Truppen zu einem Einfalle in Neapel warb, fand sich der Herzog von Alba als Statthalter dieses Königreichs bewogen, ihm zuvorzukommen, und (im September 1556) in den Kirchenstaat einzurücken. So hatte es denn die Leidenschaft des Papstes dahin gebracht, gerade den König wider sich in Waffen zu sehen, dem das Interesse der römischen Kirche so vorzugs-

*) Prescott, hist. of the reign of Philip the second, Vol. I. (London 1855) p. 62. 120 f. Motley, the rise of the dutch republic (London 1856), Vol. I. p. 103. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 237.

weise am Herzen lag. Dieser Gesinnung Philipp's, der einen solchen Krieg nur mit Widerwillen und Gewissenszweifeln führen konnte, hatte es Paul auch zu danken, daß er im nächsten Jahre, obschon bedrängt durch Alba, den Frieden unter sehr vortheilhaften, für Spanien sogar erniedrigenden Bedingungen erhielt. Gegen Frankreich erfochten Philipp's spanische und niederländische Truppen zwei große Siege: bei St. Quentin unter der Anführung des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, am 10. August 1557; und bei Gravelingen unter dem Grafen von Egmont, der auch an dem Ausgange des ersteren Treffens schon großen Antheil gehabt, am 13. Juli 1558. Am 2. April des nächsten Jahres kam der Friede zu Cateau Cambresis zu Stande, welchem zufolge beide Reiche sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben.

Noch im Sommer 1559 verließ Philipp die Niederlande und ging nach Spanien. Kurz vorher hatte die Inquisition zu ihrem Schrecken entdeckt, wie große Fortschritte die Lehren der Reformatoren im Stillen in Spanien gemacht hatten, und wie groß die Zahl der heimlichen Protestanten sei. Sofort schritt sie zu Einkerkerungen, Folterqualen und Hinrichtungen. Kaum hatte Philipp den spanischen Boden betreten, so wohnte er zu Valladolid einem Autodafé von Protestanten bei. Einer der Verurtheilten, ein Edelmann (de Roxas oder de Seso), wandte sich, als er zum Scheiterhaufen geführt wurde, an den König mit den Worten: „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen? Rette uns von einem so grausamen Tode." — „Nein, erwiederte Philipp, ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eignen Sohn zu verbrennen, wäre er ein solcher Frevler wie Du." So wurde das furchtbare Ketzergericht durch die Gesinnungen des Königs unterstützt, und es fuhr mit Autos in verschiedenen Städten Spaniens fort, bis, im Jahre 1570 etwa, der Protestantismus in diesem Lande so weit unterdrückt war, daß nur noch von Zeit zu Zeit einzelne Bekenner desselben entdeckt wurden*). Dabei schonte die Inquisition ebenso wenig des spanischen Adels, indem sie Personen aus den ersten Familien hinrichten ließ, als selbst hochgestellter Geistlichen. Ja, der Primas des Reiches, der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Carranza, der Mitglied der Tridentinischen Synode gewesen war, wurde ins Gefängniß geworfen und vor das Ketzergericht gestellt, weil er zu einigen Lehren Luther's hinzuneigen schien. Nach achtjähriger Haft wurde er nach Rom geschickt,

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, S. 347. Prescott a. a. O. p. 346 ff.

weil er sich auf den Papst berief. Dort wurde er nach Verlauf von zehn Jahren zur Abschwörung seiner Irrthümer verurtheilt; gleich darauf starb er.

Gern hätte Philipp auch in seinen italienischen Ländern die Inquisition eingeführt; aber es entstanden darüber in Mailand und Neapel so große Unruhen, daß er den Plan aufgab, wodurch jedoch den Verfolgungen in Glaubensangelegenheiten kein Einhalt geschah, indem die spanischen Behörden zugaben, daß die päpstliche Inquisition Ketzer richtete und strafte.

Seit Ferdinand's und Isabellen's Regierung waren die mit Gewalt zum Christenthume bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Moriscos genannt, ein Gegenstand des Argwohns geblieben. Karl V. war anfangs auch hart mit ihnen umgegangen, nachher aber von dieser Behandlungsweise zurückgekommen. Unter Philipp's Regierung wurden die Anklagen gegen sie mit größerer Stärke erneuert. Sie sind, hieß es, nur äußerlich Christen, im Herzen aber fortwährend dem Islam zugethan, und daher eine Pest des rechtgläubigen Landes. Wenn Vorstellungen dieser Art, von den Geistlichen erhoben, Philipp's religiösen Eifer in Bewegung setzten: so erregte der Zusatz, daß sie mit den Mauren in Afrika und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten, seine politischen Besorgnisse nicht minder. Er sandte Truppen, forderte den Moriscos ihre Waffen ab, und erließ 1568 den Befehl, sie sollten fortan ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen. Weil nun die Moriscos entweder wirklich außer Stande waren, den königlichen Vorschriften sofort zu genügen, da eine Sprache sich nicht so leicht mit einer andern vertauscht, oder weil sie, als heimliche Bekenner der väterlichen Religion, ihren Glauben durch Fortdauer der angestammten Sitten und Gebräuche unter den Ihrigen zu erhalten trachteten: machten sie Vorstellungen, und als diese fruchtlos blieben, griffen sie zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich gegen Philipp's Kriegsvölker mit großer Tapferkeit; Ströme von Blut flossen, und erst als Don Johann von Oesterreich, ein natürlicher Bruder des Königs, den Oberbefehl erhielt, wurde die Empörung gedämpft. Nach zahllosen Hinrichtungen wurden die noch übrigen Moriscos aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen des castilischen Reiches versetzt.

Ein Kampf, der sich fast durch die ganze Regierung Philipp's hindurchzog, war der zur See gegen die Türken und die mit ihnen eng verbundenen nordafrikanischen Seeräuber. Diese argen Feinde waren damals

Herren des ganzen Mittelmeeres; sie nahmen alle Schiffe christlicher Mächte weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Hätte Philipp die Bekämpfung derselben mit dem Nachdruck betrieben, den er bei der Verfolgung der Protestanten und der Moriscos zeigte, so würde er zu großen Ergebnissen gelangt sein. Don Johann von Oesterreich erfocht am 7. October 1571 an der Spitze von zweihundertundfunfzig spanischen, venetianischen und päpstlichen Kriegsschiffen bei Lepanto über die noch weit zahlreichere türkische Flotte einen der glänzendsten Seesiege. Statt aber die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu ärndten, und auf Constantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Heerführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Johann vor, welch ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Philipp und sein Staatsrath waren nicht zu bewegen, die gewohnte Bahn zu verlassen. Alle Siege hatten nun keinen Nutzen mehr; ja am Ende verlor Philipp noch Manches an der afrikanischen Küste, was er Anfangs besessen oder erobert hatte.

---

3. Don Carlos, Don Johann von Oesterreich und Antonio Perez.

An die für Europa folgenreichste Begebenheit unter Philipp's Regierung, an den Aufstand der Niederlande, knüpfen sich vorzugsweise die tragischen Geschicke des unglücklichen Prinzen Don Carlos, wie des siegreichen Don Johann von Oesterreich und des einflußreichen Günstlings Antonio Perez an. Ihrer wollen wir gleich hier gedenken.

Don Carlos, ein Sohn Philipp's aus dessen erster Ehe mit Maria, der Tochter König Johann's III. von Portugal, war der muthmaßliche Thronfolger der gesammten spanischen Monarchie, auf den sich die Hoffnungen eines großen Theils von Europa richteten. Ueber sein trauriges Loos sind wir auch heut noch, nach den eingehendsten Forschungen, nicht in jeder Richtung genügend aufgeklärt. Auf die romanhafte Darstellung eines St. Réal, wie sie dem berühmten Drama unsers Schiller zu Grunde liegt, ist eine Kritik gefolgt, die zwar vieles Unhaltbare bei Seite räumte, aber nichtsdestoweniger manche Zweifel bestehen

ließ, und mitunter sogar in Hyperkritik umschlug. Jedenfalls war Carlos weder ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit, wie St. Réal ihn schildert, noch ein so widerwärtiges „Ungeheuer," wie Llorente glauben machen will*). Geboren am 8. Juli 1545, zeigte er schon früh, bei einer schwächlichen, zu Fiebern geneigten Leibesbeschaffenheit, ein eigensinniges, launenhaftes und unbändiges Temperament. Sein Jähzorn riß ihn selbst später noch nicht selten zu Ausbrüchen roher Gewaltthätigkeit fort. Dabei aber offenbarte er nicht nur ein stolzes Selbstgefühl, sondern auch einen außerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit und Freigebigkeit; „wer soll spenden," pflegte er zu sagen, „wenn es die Fürsten nicht thun." Ferner war er beständig in seinen Neigungen, und so wahrheitsliebend und offen, daß man von ihm sagte, er trage „das Herz auf den Lippen." Lust an ritterlichen Waffenthaten schien ihm angeboren; Phrasenhelden waren ihm zuwider. Seine Erziehung war während der langen Abwesenheit seines Vaters in den Niederlanden und in England, wo sich derselbe in zweiter Ehe mit der Königin Maria vermählte, fast ganz seiner Tante Johanna anheimgefallen, die nicht Kraft genug besaß, um seinen Trotz zu brechen oder nur zu zügeln. Seine Unarten wurden indeß immer wieder aufgewogen durch seine guten Einfälle und scharfsinnigen Bemerkungen, oder durch die vielversprechenden Eindrücke seines lebhaften und entschlossenen Wesens. So kam es, daß nicht nur sein ehrwürdiger Lehrer Honorato Juan, dem er mit unwandelbarer Anhänglichkeit zugethan blieb, sondern auch alle seine Verwandten ihn lieb hatten und ihm wohlwollten; nur sein eigener Vater nicht, zu dessen Gegenbild er sich mehr und mehr in seinem ganzen Empfinden, Denken und Trachten entwickelte. Namentlich fand auch sein Großvater, Kaiser Karl V., ein großes Gefallen an ihm, ob er gleich des ungezogenen Betragens halber ihm oftmals schmollte; er glaubte in seinem gleichnamigen Enkel das kriegerische Genie zu erkennen, das er an seinem Sohne Philipp so ungern vermißte. Als er einst nach seiner Abdankung dem elfjährigen Knaben von seinen Schlachten erzählte, horchte dieser mit laut-

*) Llorente, hist. critique de l'Inquisition d'Espagne, T. III. p. 127 sqq. Vgl. Ranke, zur Gesch. des Don Carlos, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1829, Bd. 46. S. 227 ff. Raumer, Briefe aus Paris z. Gesch. des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1831. Thl. I. S. 113 ff. und Gesch. Europa's Bd. III. S. 120 ff. Prescott, a. a. O. Vol. II. p. 460—551. Motley, a. a. O. Vol. II. p. 255—238. Helfferich, Don Carlos von Spanien, in Raumer's hist. Taschenbuch, 1859. S. 3 ff. In dieser letztern Schrift artet die Kritik mehrfach in eine geradezu naïve Hyperkritik aus.

loser Spannung zu; sobald aber der ergraute Held seine Flucht aus Innsbruck berührte, fuhr der junge Prinz heftig auf, erklärte entrüstet: „geflohen wäre er nimmermehr," und blieb trotz aller Erläuterungen des Kaisers beharrlich dabei stehen; dieser aber war ihm fortan nur desto mehr zugethan. Selbst weithin in Deutschland und Frankreich hegte man damals und später von dem Knaben und Jüngling die günstigsten Erwartungen. Melanchthon erklärte sogar öffentlich in seinen Vorlesungen zu Wittenberg: „Von dem Enkel Kaiser Karl's V. höre ich so wunderbare Dinge erzählen, daß ich überzeugt bin, es wird etwas Großes aus ihm; vielleicht wird er die Macht des Türken zum Schwanken bringen oder etwas Aehnliches ins Werk richten." Und hierauf erzählt er von ihm charakteristische Züge großmüthiger Freigebigkeit, oppositioneller Keckheit und stürmischer Entschlossenheit. Brantôme aber, der die spanischen Zustände und Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kannte, versicherte nach dem Tode des Prinzen: „Ich glaube, daß sich dieser Prinz, nachdem er einmal die Hörner sich abgelaufen und das ganze Fegefeuer seiner ersten Jugend überstanden hätte, zu einem sehr großen Fürsten, Kriegs- und Staatsmanne gemacht haben würde"*). Nicht also dachte Philipp, oder er war eifersüchtig auf die Zukunft seines Sohnes; sicher ist, daß er besorgen zu müssen glaubte, sie werde sich in einer seinen eigenen Grundsätzen widersprechenden Richtung bewegen. Seit seiner Rückkehr war er grade den besseren Neigungen des Sohnes, seinem Drange nach Selbständigkeit und seinem ehrgeizigen Thatendurst immer barscher entgegengetreten, und hatte ihn mißtrauisch von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ferngehalten. Und da bildete sich denn auch die leidenschaftliche Reizbarkeit und die oppositionelle Natur des Prinzen immer mehr zu einem feindlichen Gegensatze gegen seinen Vater, dessen Regierungsweise und Umgebungen aus. Günstlinge wie der Herzog von Alba und der Minister Ruy Gomez (Fürst von Eboli), und inquisitorische Frömmler wie der Cardinal Espinosa, waren ihm in den Tod zuwider; und er trug diesen Widerwillen nach seiner Art offen zur Schau, in geringschätzigen Worten und selbst in beleidigenden Thätlichkeiten.

Noch hatte Carlos das funfzehnte Jahr nicht ganz vollendet, als Philipp sich (1560) in dritter Ehe mit der schönen funfzehnjährigen Isabella (Elisabeth) vermählte, der Tochter König Heinrich's II. von

*) Brantôme, mémoires, vies des hommes illustres, Leyde 1699. Vol. II. p. 117 sq.

Frankreich, die zuvor ihm selber, dem Sohne, bestimmt gewesen war. Es ist jetzt unzweifelhaft verbürgt*), daß der Prinz, aufgewachsen in der Vorstellung, die Prinzessin gehöre ihm, bei seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit fortan in seinem Vater den Räuber seines Glückes sah; und daß er sich mit desto innigerer Liebe an seine nunmehrige Stiefmutter anschloß, die ihm ihrerseits eine mitleidsvolle Theilnahme und eine zärtliche Fürsorge widmete. Sie suchte ihn zu zerstreuen und zu erheitern; sie war das einzige Weib, für die er eine unbegrenzte und offen bekannte Verehrung empfand, und vor der sich die stürmischen Wellen seines ungebändigten Gemüthes jederzeit brachen und friedlich glätteten. Die Vertraulichkeit Beider artete niemals in ein sträfliches Liebesverhältniß aus; aber sie war doch angethan, das Mißfallen des Königs zu erregen, wenn dieser auch Verstellungskunst genug besaß, um dagegen gleichgültig oder gar davon erbaut zu erscheinen. Drei Wochen nach seiner Vermählung ließ Philipp durch die Cortes förmlich und feierlich seinem Sohne als Thronfolger huldigen; vielleicht sollte dies eine Art von Entschädigung sein; aber eher lag darin ein Stachel bitterer Empfindung. Im April 1562 zog sich Don Carlos auf der Universität Alcalá, wo er mit seinen gleichaltrigen Genossen und Freunden Don Johann von Oesterreich, seinem Oheim, und Alexander Farnese, seinem Vetter, den Studien obliegen sollte, durch einen Sturz von der Treppe eine Verletzung des Schädels zu, so daß er trepanirt werden mußte; er ertrug alle Leiden mit außerordentlicher Gelassenheit und Folgsamkeit. Nach seiner Heilung finden wir ihn wieder in Madrid. Daß er nach jenem Unfall noch reizbarer und erregter sich zeigte, ist unverkennbar; aber die Beweise des Wahnsinns, den man ihm zuzuschreiben seitdem hin und wieder bedacht war, sind weder vollgültig noch stichhaltig. Die Thatsachen, die man dafür ausgiebt, sind Excentricitäten, wie sie ihm von jeher eigen waren, und erklären sich genugsam aus seinem naturgemäß immer mächtiger anschwellenden und doch unnatürlicherweise immer gewaltsamer angefochtenen Selbständigkeitsdrange, oder aus dem ganz verkehrten tyrannischen Bevormundungssystem, wie es sein Vater gegen ihn unter der Leitung von Ruy Gomez in Anwendung brachte; zum Theil aber auch aus einem gewissen Zuge von Menschenverachtung, der bei dem Servilismus und der Heuchelei, wovon er täglich Zeuge war,

---

*) Zu den bedeutendsten älteren Zeugnissen von Brantôme und De Thou kommen nunmehr Briefe Katharina's von Medici, des Bischofs von Limoges, der Claudia, einer Begleiterin Elisabeth's, u. A.

und die seinem eigenen oppositionellen und offenen Wesen so durchaus widerstrebten, sich immer stärker und schroffer in ihm ausbildete. Diese Menschenverachtung traf zumal auch, mit sehr wenigen Ausnahmen, das weibliche Geschlecht. Kannte er es doch fast ausschließlich nur in den zweideutigen Frauengestalten einer sittlich verderbten, leichtsinnigen und ränkevollen Hofregion! Und so kam es wohl, daß er, der bis in sein einundzwanzigstes Jahr sich der Keuschheit rühmte, bei jeder Gelegenheit der weiblichen Unkeuschheit mit verächtlichem Hohne die Maske erheuchelten Anstandes abriß, und daß selbst die vornehmsten Damen von ihm öffentlich mit schonungsloser Derbheit als das behandelt und bezeichnet wurden, was sie zum Nachtheil der Sittlichkeit meist wirklich waren, als feile Concubinen und Maitressen. Daß Philipp seinen Sohn nicht für wahnsinnig hielt, geht schon daraus hervor, daß er grade damals auf das Eifrigste dessen Verlobung mit Anna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilian's II., der Nichte des Königs, betrieb und zur Reife brachte; aber die Vermählung selbst, weil dadurch Carlos eine größere Selbständigkeit erlangt haben würde, verschob er fort und fort in eine unbestimmte Ferne; es war, als ob er auch diese Braut seinem Sohne nicht gönne.

Um den hoch angeschwollenen Haß zwischen Vater und Sohn gewaltsam überströmen zu lassen, bedurfte es bald nur noch eines geringen Anstoßes. Und diesen Anstoß führte der Aufstand der Niederlande herbei. Nicht nur nach Strada, sondern auch nach Antonio Perez hätten sich zwischen dem Prinzen und einigen flandrischen Häuptern Verbindungen angesponnen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Carlos, der stets Partei für die Unterdrückten ergriff, auch Sympathie für die Bestrebungen eines Volkes hegte, das unter dem Regimente seines Vaters den gleichen Druck erlitt, wie er selber. Auf alle Fälle hielt er sich für die geeignetste Person, um die Aufregung der Provinzen zu beschwichtigen, und stellte daher das dringendste Gesuch, mit dieser Mission betraut zu werden. Als sie ihm vorenthalten und dem verhaßten Herzog von Alba übertragen ward: da flammte der Zorn in ihm dergestalt auf, daß er den Dolch gegen Alba zückte und Drohungen gegen den König selber ausstieß. Endlich faßte er den Plan, sich der Gewalt des Vaters durch die Flucht zu entziehen; allein Don Johann von Oesterreich, den er sich zum Genossen derselben erkor, weigerte sich, was zu heftigen Scenen Anlaß gab; und der Generalpostdirector Ramon de Tassis (Taxis), bei dem Carlos am 17. Januar 1568 Pferde bestellte, versagte diese und unterrichtete den König. Hierauf wurde der Prinz am 18. Januar

Abends 11 Uhr unter der persönlichen Leitung seines Vaters im Schlafe überfallen und die strengste Gefangenschaft über ihn verhängt. Es war ein erschütternder Auftritt: Carlos begehrte, lieber getödtet als verhaftet zu werden; er drohte, sich selbst das Leben zu nehmen; er machte seinem Vater die heftigsten Vorwürfe wegen der erlittenen schlimmen Behandlung; er wies die Unterstellung des Wahnsinns mit den Worten zurück: „er sei nicht wahnsinnig, aber er werde zur Verzweiflung gedrängt.“ Sofort wurde ein Proceß gegen den Gefangenen eingeleitet; nicht durch die Inquisition, wie man früher geglaubt, sondern durch eine Commission von drei Mitgliedern, worunter seine beiden bittersten Gegner: der Fürst von Eboli (Ruy Gomez) und der Cardinal Espinosa. Unter seinen Papieren fand sich ein Verzeichniß seiner „Todfeinde“, obenan der König, dann der Fürst und die Fürstin von Eboli, der Cardinal Espinosa, der Herzog von Alba u. A.; daneben eine Liste seiner „Freunde“, an ihrer Spitze die Königin, die „stets am liebevollsten gegen ihn gewesen“, ferner sein Oheim Don Johann von Oesterreich u. s. w. Die Ergebnisse der Untersuchung blieben geheim; gleichviel indeß, ob man dem Prinzen Mordgedanken gegen seinen Vater, oder aufrührerische Gesinnung, oder Sympathie mit den Ketzern, oder was sonst Schuld gab: gewiß ist, daß Philipp ihn für regierungsunfähig erklärte, indem er überzeugt war, sein eigenes Lebenswerk würde, falls Carlos ihm folge, nicht fortgeführt, sondern zu Schanden gemacht werden. Ohne Zweifel aber sah er es gern, wenn man aus seinen räthselhaften Andeutungen hierüber folgerte: Carlos sei wahnsinnig und sterbenskrank. Unzweideutig gab er dem Kaiser kund: daß Carlos „nie wieder die Freiheit“ erlangen, also auch nie den Thron besteigen werde. Und in anderen Briefen äußerte er wiederholt, daß er lieber sein „eigen Fleisch und Blut opfern“ wolle, als den „Dienst Gottes“ oder die „Wohlfahrt der Christenheit“ und seiner „Staaten und Länder“ aus den Augen zu setzen. Was er in einem vertraulichen Schreiben an den Papst gesagt, wissen wir nicht; aber der Papst ließ ihn in seinen Entschlüssen durch die Worte bestärken: „das Wohl der Christenheit mache eine möglichst lange Regierung Philipp's und einen Nachfolger wünschenswerth, der in seine Fußtapfen trete.“

Eine tyrannische Strenge beherrschte das Reglement, wonach der Gefangene behandelt wurde. Nur von Todfeinden bewacht, durfte keine befreundete Seele sich ihm nahen: nicht seine Großmutter, die Königin von Portugal, die sich erbot, ihn in seinem Kerker mütterlich zu pflegen; nicht seine Tante Johanna, noch seine theure Stiefmutter Isabella, die

bestürzt und tiefbetrübt vergebliche Versuche machten, Zutritt zu ihm zu erlangen. Carlos, rasend vor Zorn und doch ohnmächtig, stürmte verzweiflungsvoll auf seine Gesundheit ein; und der Vater vernahm dies gern und ließ es zu. Vom Fieber ergriffen, überschüttete der Unglückliche den Fußboden mit Wasser und watete stundenlang halbnackt und barfuß auf dem naßkalten Gestein, oder ließ sich Wärmeflaschen mit Schnee und Eis gefüllt zur Nachtzeit ins Bett legen; und bald enthielt er sich mehrere Tage hindurch jeglicher Nahrung, bald wieder verschlang er die Speisen im Uebermaß und in Einem Zuge. So konnte der Tod des Prinzen, wie Philipp es wünschte, in der That als ein natürlicher erscheinen. Am 24. Juli 1568 starb er, einsam, ohne den Anblick eines theilnehmenden Wesens; Isabella und Johanna durften sich ihm selbst in der Scheidestunde nicht nahen. Philipp, der während der ganzen sechs Monate den Gefangenen nicht ein einziges Mal besucht hatte, schlich sich, als derselbe bewußtlos mit dem Tode rang, nur auf einen kurzen Augenblick scheu hinter dem Fürsten von Eboli in das Zimmer herein, machte gegen den Sterbenden das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich sogleich wieder. Isabella war bei der Nachricht von dem Tode des Don Carlos untröstlich; sie weinte ununterbrochen zwei Tage hindurch, bis endlich der König ihr streng befahl, sich jedes ferneren Weinens zu enthalten. Ihre eigene Mutter, Katharina von Medici, erklärte diese „so große Betrübniß" ihrer Tochter dadurch, daß Carlos ihr „stets zu erkennen gegeben habe, welches Wohlwollen er für sie hege." Drei Monate später (3. October) starb plötzlich auch Isabella, in ihrem dritten Wochenbett. Nicht lange darnach führte Philipp die vierte jugendliche Gemahlin heim, und — zum Erstaunen der Welt — wiederum die frühere Braut seines Sohnes, die er demselben so lange vorenthalten: Anna von Oesterreich.

Auf jenen beiden Todesfällen muß noch heut der Verdacht der Ermordung haften bleiben; viel zu leichtfertig hat man in neuester Zeit oftmals den König davon freigesprochen. Bei weitem die meisten Indicien sprechen dafür, nicht dagegen; selbst wenn man gänzlich von der Autorität des Prinzen von Oranien absieht, der den König in der bestimmtesten Weise den Mörder seines Sohnes und seiner Gattin nennt. Daß Carlos vergiftet worden sei, versichert nicht nur Llorente auf Grund der von ihm benutzten geheimen Denkwürdigkeiten von Palastbeamten, sondern auch der damalige Staatssekretär des Königs, Antonio Perez, der Vertraute des Fürsten von Eboli, auf den er sich dabei ausdrücklich

beruft; ebenso der Venetianer Giustiniani bei De Thou; während der französische Gesandte, dessen entscheidender Bericht fehlt, in sehr bedenklicher Weise über die dem Prinzen verabreichten Kraftbrühen meldet: „diese Suppen werden insgeheim in dem Zimmer von Ruy Gomez zubereitet, welches zu dem des Prinzen führt." Philipp selbst, indem er versicherte, daß Carlos „nie wieder" die Freiheit erlangen werde, mußte der Erfüllung dieses Wortes, d. h. der Unfehlbarkeit seiner Mittel sehr gewiß sein; und wie oft hatte er diese nicht angedeutet, wenn er sich seiner Bereitwilligkeit rühmte, unter Umständen sein eigen Fleisch und Blut zu opfern, oder das Holz zum Scheiterhaufen seines Sohnes mit eigenen Händen herbeizutragen, oder (bei einer anderen Gelegenheit) seinem eigenen Sohne „das Blut abzuzapfen", falls es sich als unrein erwiese. Von den Ministern aber gestand der päpstliche Nuntius ein: daß sie, „von Carlos tödtlich gehaßt, wohl wußten, es werde ihr Verderben sein, wenn er je den Thron bestiege". Ueber den Tod Isabella's berichtete der französische Gesandte: daß „die Aerzte den Zustand der Königin Anfangs verkannt, und die ihr dargereichten Arzneien einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausgeübt" hätten; ferner, daß der König die Sterbende besucht, dann aber „sich mit großer Angst in sein Zimmer zurückgezogen" habe. Wenn man bedenkt, wie oft sich Philipp der Mordbefehle und der Mörderhände bediente, um sich wirklicher oder eingebildeter Widersacher und Hemmnisse zu entledigen: so wird man nicht geneigt sein dürfen, ohne bessere Gründe als bisher jenen Verdacht schwinden zu lassen. Fragt man, was Philipp bezwecken mochte, so ist die einfache Antwort die: vor allem die Erzielung eines „Nachfolgers, der in seine Fußtapfen trete", und einer erneuten engeren Verbindung mit Oesterreich, mit dem Habsburgischen Kaiserhause.

Kurze Zeit nach dem Tode des Carlos und der Isabella starb auch auf der Festung Simancas der niederländische Abgeordnete Herr von Montigny, wie es hieß und wie der König versicherte, eines „natürlichen Todes" am „Zehrfieber". Alle Aussagen, alle Berichte der Minister, der Gesandten und selbst der richterlichen Tribunale, stimmten damit überein. Und doch war dies nur eine künstlich erzeugte Täuschung, die fast drei Jahrhunderte vorhielt; heut lehren uns die wiederaufgefundenen geheimen Instructionen Philipp's in schaudererregender Weise, daß auf seinen Befehl Montigny vielmehr heimlich zu mitternächtlicher Zeit erdrosselt ward, und daß alle die Thatsachen, wodurch das Gerücht von

einem natürlichen Tode desselben Anstoß, Nahrung und Verbreitung fand, nur durch die dämonische Verstellungssucht und Verstellungskunst des Königs in Scene gesetzt wurden.

Gleich nach der Gefangennehmung des Prinzen Carlos war Don Johann von Oesterreich in Trauerkleidern am Hofe erschienen, um seinen tiefen Schmerz zu bezeugen; beinahe hätte er sich dadurch die dauernde Ungnade des Königs zugezogen, der es ihm streng verwies und ihm gebot, sofort den Anzug mit dem gewöhnlichen zu vertauschen. Don Johann, der Sohn Karl's V. von Barbara Blomberg, einer Bürgertochter zu Regensburg, war durch dessen Haushofmeister Quexada erzogen und von Philipp 1559 anerkannt worden. Schon als Knabe lebhaft, aufgeweckt und großherzig, fühlte er sich alsbald zu dem ähnlich gearteten Neffen Don Carlos hingezogen. Sein Vater hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt; seine Neigungen drängten aber auch ihn zu ritterlichen Waffenthaten hin; und da er sich nicht nur höchst talentvoll, sondern auch gegen Philipp sehr ergeben und treu bewies: so beschloß dieser nach dem Tode des Don Carlos, obwohl nicht ohne Bangen und Mißtrauen, ihn für den Krieg und die Staatsgeschäfte zu verwenden. Und nunmehr erwarb er sich durch jene Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken in wenigen Jahren einen seltenen Feldherrnruhm. Auch er ließ sich einmal, ähnlich wie Carlos, einen Fluchtversuch zu Schulden kommen. Auf die Kunde von der Landung der Türken auf Maltha wollte er insgeheim nach einem spanischen Hafen entfliehen und sich nach Maltha einschiffen; unterwegs eingeholt, angehalten und zum König zurückgeführt, mußte er des Aeußersten gewärtig sein; und in der That gelang es ihm nur, im Gegensatz zu dem Benehmen des Don Carlos, durch völligen Verzicht auf seine Selbständigkeit, durch demüthiges Flehen und blinde Unterwürfigkeit, die Verzeihung des gewaltig aufgebrachten Bruders zu erlangen. Sicher war auch dieser Fluchtversuch eine Folge vorangegangener Weigerungen Philipp's, der, hochherziger Entschlüsse selber unfähig, sie an Anderen schonungslos verdammte; und namentlich alle begabteren Glieder seines Hauses jederzeit und überall mit Argwohn, Neid und Eifersucht verfolgte. Als Don Johann nach seinem großen Siege über die Türken Tunis eroberte und daran dachte, sich hier ein eigenes Königreich zu gründen, war Philipp höchlichst darüber erschrocken, daß der Prinz nach Selbständigkeit strebe. Nicht nur versagte er ihm die dazu nachgesuchte Erlaubniß, sondern war um so ängstlicher bedacht, ihn anderwärts zu beschäftigen. Deshalb entschloß er sich auch im Jahre 1576 ihm die erledigte Statthalterschaft der empörten Nieder=

lande zu übertragen. Während hier Don Johann alle Hülfsquellen seines Genies im Interesse Philipp's erschöpfte, witterte dieser aus, daß der Prinz wiederum allerlei Pläne verfolge, die auf Erwerbung einer eigenen großen Herrschaft zielten; namentlich sollte er an Erwerbung Schottland's und selbst England's denken; und es war in der That etwas Wahres daran. Da nun Philipp in dem Geheimschreiber Don Johann's, einem feinen Kopfe, Namens Escobedo, den Urheber dieser Entwürfe sah und fürchtete: so gab er seinem Staatssecretair, Antonio Perez, den geheimen Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Perez war ein verschlagener Höfling, voll spanischen Stolzes; um das Glück des Günstlings zu genießen, scheute er auch ein Verbrechen nicht. Nach vielen mißlungenen Versuchen, Escobedo zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder auf offener Straße an, und ermordeten ihn (31. März 1578). Sechs Monate später starb plötzlich auch Don Johann im Lager zu Namür, mitten in seiner jugendlichen Heldenlaufbahn. Ob auch er dem Gifte erlag oder am „gebrochenen Herzen" starb, blieb unentschieden; das ausgedörrte Herz und die brandig schwarze Haut schien auf Ersteres zu deuten. Gewiß ist, daß er seit dem Schicksale Escobedo's sich selbst für verloren hielt, und daß er voll Kummer war über die Vereitelungen seines Thatendranges, voll Unwillen über den neidischen Haß und Argwohn seines Bruders, bei dem er namentlich im Verdachte stand, sich zum König der Niederlande aufwerfen zu wollen.

Nun brach aber auch über den königlichen Günstling Antonio Perez das Verhängniß herein. Dieser war 1564, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, auf die Empfehlung des Fürsten von Eboli zum Staatssecretär erhoben worden, und hatte mehr und mehr Philipp's höchstes Vertrauen erworben. Seine Macht, sein Hochmuth und seine Prunksucht erweckten ihm viele Gegner; nicht minder die Hof- und Liebesintriguen, in die er sich dergestalt einließ, daß er sogar der Nebenbuhler des Königs bei der Fürstin von Eboli ward. Nach der Ermordung Escobedo's klagten ihn dessen Wittwe und Söhne öffentlich der That an. Philipp, der wohl fühlte, daß, wenn er schützend vortrete, der Verdacht auf ihn selber zurückfallen würde, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ dem Processe freien Lauf (1579), vertröstete jedoch den Perez, er möge seiner Gnade vertrauen. Als Perez, nach halben Geständnissen, zur Verweisung und zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt ward, drang Philipp darauf, daß er die Papiere, die er von ihm in Händen hatte, und die für des Königs Mitwissenschaft zeugten, ausliefere. Um seine Befreiung zu erlangen, entschloß sich Perez, sie wenigstens zum Theil herauszu-

geben, wogegen Philipp die Zahlung einer Entschädigungssumme an Escobedo's Erben übernahm. Damit schien denn die Sache erledigt. Allein später nahm ein Verwandter Escobedo's den Proceß von Neuem auf, um der Sache auf den Grund zu kommen; und nun (1591), dreizehn Jahre nach der That, wurde Perez eingezogen und schrecklich gefoltert. Indeß er entkam und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande, wo damals die alte Verfassung des Landes noch in Kraft war. Hier verlangte er, dem Herkommen gemäß, von dem Justicia gerichtet zu werden, ohne wie bisher des Königs zu schonen, der ihm vergeblich den Rest jener Ausweispapiere abverlangt hatte. In Madrid zum Tode verurtheilt, wurde Perez in Saragossa geschützt. Doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, bemächtigte sich seiner Person. Darüber stand die Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, und Perez, vom Volke gewaltsam befreit, entfloh aus Spanien, während Philipp castilische Truppen nach Aragonien sandte, den Aufruhr zu dämpfen. Der Justicia protestirte gegen diesen Eingriff in die Verfassung — denn fremde Truppen durften in Aragonien nicht verwandt werden — und ließ die Waffen ergreifen. Aber die Castilier siegten, der Justicia ward öffentlich enthauptet, dann noch vierhundert andere Personen hingerichtet; Mehrere kamen im Gefängniß um. Und von der Zeit an blieben die wichtigsten Freiheiten der Aragonier zerstört, das Gericht dem Könige unterworfen, die Reichsversammlung unter seinem Einfluß, das Land seinen Soldaten geöffnet, die Macht der Inquisition erweitert*). So ertödtete der Despotismus die Lebenskraft eines der herrlichsten Völker. Jahrhunderte lang sollten die verkümmerten Zustände Spaniens Zeugniß ablegen von den traurigen Folgen so verkehrter Eingriffe unweiser Fürsten, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben. Perez verbrachte den Rest seines Lebens im Exil, theils in England, theils in Frankreich, wo er seine Denkwürdigkeiten niederschrieb, während von Spanien her ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ward; er starb 1611 zu Paris.

Ehe wir zu den schweren Verwickelungen übergehen, in die Philipp mit seinen niederländischen Unterthanen gerieth, wird es angemessen sein, um ihren Verlauf ohne Unterbrechung betrachten zu können, auch vorweg noch seine Erwerbung Portugal's zu erzählen, und zu dem Ende die wichtigsten Schicksale dieses Reiches seit den Zeiten Emanuel's des Großen nachzuholen.

*) Ranke, Fürsten und Völker, Bd. I. S. 252.

4. Portugal unter Johann III. und Sebastian.
(1521—1578.)

Unter Emanuel's Sohn, Johann III., währten, wie wir sahen, die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort. Die Begeisterung, die sich der ganzen Nation für diese Thaten bemächtigt hatte, strömte damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Geistes aus. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten, und sein Leben hindurch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, besang in seinem berühmten Heldengedicht, der Lusiade, die Entdeckung Indien's durch Gama und die dortigen Großthaten der Portugiesen mit einer solchen Fülle von poetischer Kraft und Phantasie, mit einer so feurigen Vaterlandsliebe, daß er im vollsten Sinne des Wortes ein nationaler Dichter geworden ist, und, nach der Bemerkung eines geistreichen Kunstrichters, seinem Volke und uns mit Recht statt vieler anderen Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann*).

Schon während Emanuel's Regierung hatte der kühne Magelhan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln, kraft der päpstlichen Theilung zu dem Bereich der spanischen, und nicht der portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander, bis Johann dem Kaiser Karl seine Ansprüche ein= für allemal mit 350,000 Ducaten abkaufte. Johann that während seiner langen Regierung Manches zur Verbesserung der Staatseinrichtungen. Er führte Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf immer mit der Krone. Aber er that auch zwei Schritte, die seinem Lande großen Schaden brachten. Er führte nämlich die Inquisition und die Jesuiten ein: diese, um sie zu Bekehrern der afrikanischen und asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen; jene, aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten, und vielleicht auch, um sich des allgefürchteten Tribunals nöthigen Falls in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen zu bedienen. Beide, Jesuiten und Inquisition, legten dem Volke geistige Fesseln an, und lähmten dadurch seine Kraft. Daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne

*) Fr. Schlegel's Werke, Bd. II. S. 97.

Blüthe, die Portugal unter Emanuel's Scepter trieb, keine Frucht hinterlassen hat. Doch lag es auch in der Art dieser Blüthe, daß sie schon unter Johann's Regierung zu welken anfing. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn der ihm zuströmende Geldreichthum den Erwerb durch Ackerbau und Gewerbfleiß überwiegt; denn der Reichthum bleibt alsdann in den Händen Weniger, die Masse des Volkes hat keinen Antheil daran. Und eben die Leichtigkeit oder doch die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, welche zu zahlreichen Auswanderungen reizte, entzog dem Landbau und den Gewerben die nützlichsten Hände, und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust daran. Die Bevölkerung nahm ab, und mit ihr die Kräfte des Staats.

Zu allem Unglück starb Johann III. (11. Juni 1557), ohne einen andern Nachfolger zu hinterlassen, als einen dreijährigen Enkel. Noch schlimmer war es, daß dieser, der junge Sebastian, den Jesuiten zur Erziehung anvertraut ward, und daß diese auf die Verwaltung des Reiches bis zu seiner Großjährigkeit den größten Einfluß behielten. Sebastian wuchs durch sie mit der Vorstellung auf, daß seine höchsten Pflichten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl und Kampf wider die Ungläubigen seien. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Er wollte den Muley Mahomet, der aus dem Besitze der Reiche von Fez und Marocco von einem seiner Verwandten, Muley Moluch, verdrängt worden war, wieder auf den Thron setzen. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien, das Mißliche dieses Zuges vor; denn Muley Moluch war tapfer und klug und hatte eine weit größere Macht, als Sebastian hinüberführen konnte. Das Unglück, wie es nachher wirklich erfolgte, ward ihm vorausgesagt; aber der feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. Aug. 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alcassar in Afrika mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht, in welcher zwölftausend Portugiesen erschlagen worden sein sollen. Vom Könige konnte Niemand sichere Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige Gefangene wollten indeß seine Leiche erkennen, die denn auch zu Alcassar begraben worden sein soll. Auch wird erzählt, der König sei schon gefangen gewesen, aber als sich ein blutiger Streit über den Besitz erheben wollte, von einem maurischen Officier niedergehauen worden.

---

5. Portugal mit Spanien vereinigt; die falschen Sebastiane.

König Emanuel's dritter Sohn, der alte siebenundsechzigjährige Cardinal Heinrich, bestieg jetzt den Thron. Ihn und die Nation beschäftigte vor allen andern Dingen die verwickelte Frage, wer unter den verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses das nächste Recht zur Herrschaft habe; allein noch ehe sie entschieden war, starb er (31. Jan. 1580). Die vorzüglichsten Thronbewerber waren: Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuel's; Antonio, Prior zu Crato, Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuel's zweiter Sohn gewesen; Ranuccio Farnese, Erbprinz von Parma, und Katharina, vermählte Herzogin von Braganza, welche von Emanuel's jüngstem Sohne, dem Herzoge von Guimaranez, abstammten. Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß sie ein Weib, gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erst ein Urenkel Emanuel's, und gegen den Prior Antonio, daß er ein Bastard sei. Ob Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, sich seiner Mutter heimlich habe antrauen lassen, war wenigstens zweifelhaft. Indeß erklärte sich das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier, für Antonio, und rief ihn zum König aus; der Adel aber mißgönnte ihm diese Würde, und war auch zum Theil von den Unterhändlern Philipp's bestochen, der übrigens die beste Ausführung seines Rechts von einem vierundzwanzigtausend Mann starken Heere unter einem der ersten Feldherren seiner Zeit, dem Herzog von Alba, erwartete. Wirklich entschied die Gewalt, und Antonio's ungeübter Haufe wurde von Philipp's wohlgeübten Truppen leicht besiegt (25. Aug. 1580). Gleich nach der Schlacht unterwarf sich Lissabon den Spaniern. Auf den Kopf des Antonio wurden 90,000 Ducaten gesetzt. Dennoch entrann er, fast durch ein Wunder, den eifrigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffscapitain auf, der ihn nach Calais brachte. Er suchte Frankreich und England in sein Interesse zu ziehen. Beide Mächte sandten ihm auch Flotten zu Hülfe; aber die französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die englische sah sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzuge genöthigt (1589). So mußte Antonio zuletzt seine Hoffnung aufgeben. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und in steter Furcht vor Meuchelmördern, welche von Philipp's ausgesetzter Belohnung gelockt werden könnten.

Inzwischen besaß nun zwar Spanien's Beherrscher das reiche Portugal, aber keineswegs die Herzen der Portugiesen. So freundlich und

mild auch Philipp II., als er 1581 in das Land kam, zu erscheinen sich bemühte, so zeigten sich doch seine wahren Gesinnungen schon darin deutlich, daß er von der verkündeten allgemeinen Amnestie zweiundfunfzig Personen ausnahm, welche hingerichtet wurden, und alle Uebrigen, die dem Antonio einen Dienst geleistet, für unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden. Um so stärker schwoll der Nationalhaß gegen ihn an. Auch wurde seine Regierung immer willkürlicher und raubsüchtiger; und dieser Druck, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und geringe Nation wurden, als sie unter Emanuel's Scepter eine große und glückliche zu werden versprochen hatten. Dazu kam, daß sie, in den Kampf Spanien's mit den Niederlanden hineingezogen, den besten Theil ihres Handels und fast alle ihre ostindischen Besitzungen verloren.

Die Sehnsucht der Portugiesen, das spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte in der Zeit von 1585 bis 1598 mehrere seltsame Befreiungsversuche, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebaut wurden. Man stellte nach einander drei Personen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich sahen, und durch ihr Aeußeres, so wie durch Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Den Ersten dieser falschen Sebastiane ließ die spanische Regierung an eine Galeere schmieden; der zweite wurde gehängt, dann geviertheilt. Der dritte Betrüger, dem seine Rolle von einem klugen Augustinermönche eingeübt war, täuschte durch sein künstliches Spiel sogar eine natürliche Tochter Don Johann's von Oesterreich, die ihn mit ihren Juwelen unterstützte. Nachher zeigte es sich, daß er ein Pastetenbäcker war. Er erlitt dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger.

Nicht so entschieden und allgemein ist der vierte dieser Sebastiane von den Geschichtschreibern für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere dort anwesende Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkennen wollten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog den Mann ein, und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sei wirklich, wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sei er auf dem

Schlachtfelde bei Alcassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bettlers seinem Volke wieder zu zeigen; und so habe er, nach einer kümmerlichen Wallfahrt, mehrere Jahre in Georgien als Klausner gelebt. Zuletzt sei die Begierde in ihm erwacht, Freunde und Landsleute noch einmal wiederzusehen; und darum sei er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen; der Doge meinte aber, sie wären im Stande, selbst einen Neger für den König Sebastian zu erklären, wenn sie sich um diesen Preis von dem spanischen Joche befreien könnten*). Indeß ließ auch König Heinrich IV. von Frankreich den Rath von Venedig ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu erhalten. Die Folge davon war, daß man ihn los ließ, ihm aber befahl, in acht Tagen die Republik zu verlassen. Er nahm nun den Weg nach Portugal über Florenz, doch der Großherzog lieferte ihn nach Neapel aus. Die Untersuchungen fingen von Neuem an; der Vicekönig erklärte ihn für einen Betrüger, und schickte ihn nach Spanien. Als das Schiff sich der Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn sogleich auf das spanische Schloß S. Lucar setzte. Hier ist er auch gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende ist von Manchen als ein Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage angesehen worden.

---

6. Die Niederlande unter Karl V. und im Anfange der Herrschaft Philipp's.

Aus der Geschichte des Mittelalters wissen wir, daß der größte Theil der niederländischen Provinzen im funfzehnten Jahrhundert an das neuburgundische Haus gekommen war, und daß die berühmte Macht des letzten Herzogs aus diesem Hause, Karl's des Kühnen, in dem blühenden Zustande dieser Provinzen ihre vorzüglichste Grundlage hatte.

*) Daru, histoire de Venise, T. IV. p. 147.

Die Lage derselben an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, recht in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, hatten große Städte, blühende Manufacturen und einen höchst ausgebreiteten Handel erzeugt. In manchen großen Manufacturstädten war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man Abends um sechs Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Aeltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle englische Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden die Schiffe dieses Volkes den Weg in ferne Meere.

Durch die Vermählung Maria's, der Tochter Karl's des Kühnen, mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian gingen die Niederlande an das Haus Oesterreich über. Nachdem Karl V., Marien's Enkel, König von Spanien und römischer Kaiser geworden war, konnten sie in den politischen Interessen dieses ihres Herrschers vollends nur eine Nebenrolle spielen. Ihre Reichthümer kamen dem Kaiser indeß wohl zu Statten; er erhob viele Millionen von ihnen, die in seinen unaufhörlichen Kriegen schnell zerrannen. So drückend diese Steuern auch waren, so wurden sie doch aufgebracht; die Genter Empörung, von der wir im vorigen Theil Kunde gaben, ist das einzige Beispiel offnen Widerstandes, welchen Niederländer gegen den Kaiser erhoben. Dagegen wachten sie mit großer Eifersucht über die Erhaltung ihrer Privilegien, und waren unzufrieden, daß Karl ein stehendes Heer unter ihnen hielt, welches leicht als Werkzeug der Willkür gebraucht werden konnte. Noch härter fiel ihnen der Gewissenszwang, den er gegen sie übte.

Schon früh nämlich hatte die Reformation auch in den Niederlanden Eingang gefunden, wo sie noch besonders durch religiöse Schauspiele, die auf die Verspottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Personen, welche diese Schauspiele aufführten, nannte man Rederykers (Rhetoriker). Ein solcher war eine Zeitlang jener berüchtigte Johann von Leyden gewesen. Der Kaiser erließ Befehle, wodurch die schwersten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängt wurden, jedoch ohne daß die blutigen Verfolgungen der Ausbreitung der reformirten Lehre Einhalt thun konnten. Als in einem Edicte des Jahres 1550, welches das Verfahren gegen die Protestanten schärfte, die Glaubensrichter Inquisitoren genannt wurden, erregte dies in Antwerpen einen solchen Schrecken, daß Handel und Gewerbe fast stillstanden. Die Obrigkeit dieser Stadt weigerte sich, den Befehl förmlich bekannt zu machen, und

that so nachdrückliche Vorstellungen über den Schaden, der dem Lande daraus erwüchse, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz solcher Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl und seinen niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er liebte das Volk und dessen Sitten; er entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit, während der Ernst und die stolze Zurückhaltung der Spanier abschreckend und beleidigend wirkten. Karl zog die Niederländer überall hervor, er vertraute ihnen die wichtigsten Stellen, wie Adrian VI., Chievres und Lannoy beweisen; und auch darum liebte ihn das Volk.

Ganz anders als Karl dachte und verfuhr sein Sohn Philipp. Er zeigte den Niederländern keine von allen den Eigenschaften, die sie an seinen Vater gefesselt hatten. Sein spanischer Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte sie zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie Alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen; und besonders fühlte sich der Adel dadurch verletzt, daß mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch ungleich weiter, da er die Ausrottung der Ketzerei für eine Regierungspflicht hielt, die mit rücksichtsloser Strenge durchgesetzt werden müsse. Vor seiner Abreise aus den Niederlanden im Jahre 1559 setzte er seine schon erwähnte Halbschwester, Margarete von Parma, eine Frau von männlichem Geiste, zur Statthalterin ein. Ihr zugeordnet war ein Staatsrath, worin die ausgezeichnetsten Männer des niederländischen Adels saßen. Aber das einflußreichste und mächtigste Mitglied desselben war ein Ausländer, der Bischof von Arras, Granvella, dessen Vater Kanzler des Kaisers Karl gewesen, und der selbst bei diesem in Gunst gestanden hatte. Dieser Gunst genoß er auch bei Philipp, der ihn als einen gewandten, ganz in seine Ideen eingehenden Staatsmann, seiner Schwester als ihren vorzüglichsten Rathgeber an die Seite setzte. Zur Unterstützung dieses Regiments blieben drei bis viertausend Mann spanischer Truppen in den Niederlanden, obschon deren Anwesenheit verfassungswidrig war, und schon zu lauten Beschwerden Anlaß gegeben hatte; und zur Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den vier in den Provinzen bestehenden Bisthümern noch vierzehn neue errichtet, über welche alle Granvella, als Erzbischof von Mecheln, das Primat sammt dem Cardinalshut vom Papste erhielt. Diese neue Einrichtung erregte die allgemeinste Unzufriedenheit, bei Geist-

lichen und Weltlichen, bei Katholiken und Protestanten; besonders fürchtete man, ihr würden förmliche Inquisitions-Tribunale folgen, da in der päpstlichen Bulle, welche die Errichtung der neuen Bisthümer befahl, für jedes derselben zwei Inquisitoren angeordnet waren.

Da sich indeß der allgemeine Unwille zunächst gegen die spanischen Truppen richtete, glaubte man diese nicht länger im Lande behalten zu können, und schickte sie fort, sei es, daß Philipp dazu seine Einwilligung gegeben, oder daß Margarete dies auf ihre Verantwortung that*). Damit war aber der Streit über die Bisthümer nicht geschlichtet, die Furcht vor der Inquisition und anderer Willkür Philipp's nicht beseitigt. Granvella wurde als der Urheber aller dem Lande verderblichen Rathschläge betrachtet und gehaßt, wogegen das Volk als Vertreter seiner Interessen den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn liebte und ehrte. Der Prinz Wilhelm war seiner außerordentlichen Gaben wegen schon als Jüngling vom Kaiser Karl hervorgezogen und mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden; jetzt bekleidete er die Stelle eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht. Er war ein Mann von tiefschauendem Scharfsinn, von ungemeiner Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung der Zwecke, die er als heilsam erkannt; von Philipp wurde er als sein gefährlichster Gegner betrachtet. Der Graf Egmont, Statthalter von Flandern, war ein tapferer Feldherr, wohlgesinnt für das Land, aber ohne Oranien's durchdringenden Blick.

Diese beiden Männer und der Admiral Graf Hoorn sahen sich in ihren Absichten und Bestrebungen für die Erhaltung der niederländischen Freiheiten, an deren ungeschmälerte Fortdauer sie die Wohlfahrt des Landes mit Recht fest geknüpft glaubten, durch Granvella stets so gehemmt, daß sie nicht mehr in den Staatsrath kamen. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentin, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete, theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn eifersüchtig, bat den König, ihn zu entfernen; nach manchem Widerspruch ertheilte Philipp ihm wirklich unter der Hand die Entlassung, und am 13. März 1564 verließ Granvella die Niederlande**). Aber seine Ansichten verschwanden aus dem Rathe der Regentin nicht; sie blie-

*) Leo, niederländische Geschichte, Thl. II. S. 410 Anm. Motley, the rise of the dutch republic Vol. I. p. 277 f.

**) Die geheime Entlassungsnote ist erst neuerlich durch Gachard aufgefunden. Vgl. Motley, a. a. O. p. 407 f.

den in einer Partei zurück, der man deswegen den Namen der Cardinalisten gab. Die Ketzerverfolgungen blieben nach wie vor im Zuge, und der König verlangte die Einführung der Schlüsse des eben damals geendigten Tridentinischen Conciliums. Auch wurde über einreißende Unordnung in den Geschäften, mangelnde Rechtspflege, Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Behörden, Begünstigung des Adels, Mißbräuche, an welchen Granvella's Gegner allerdings nicht schuldlos waren, geklagt*). Wegen aller dieser Uebelstände sandte die Regentin, auf den Rath des Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont nach Spanien; besonders aber sollte er beim Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer bewirken. Philipp's Antwort war: er wolle lieber tausend Mal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Tridentinischen Schlüsse einzuführen, und die Gesetze gegen die Ketzer in aller Strenge zu vollziehen, sowie die sich immer mehr häufenden Hinrichtungen, brachten das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

---

7. Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft.
(1565—1573.)

Im November 1565 verbanden sich die entschlossensten Glieder des niederländischen Adels mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen, und bei Verfolgungen wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, ein Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift wegen einstweiliger Aufhebung der Ketzergesetze, und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war betroffen; aber der Herr von Barlaimont,

---

*) van Kampen, Geschichte der Niederlande, Bd. I. S. 350. Motley, a. a. O. p. 439 ff.

einer ihrer Räthe, sagte ihr auf Französisch, sie brauche sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) nicht zu fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Eifer für Religionsduldung und für die Freiheiten ihres Vaterlandes trieb diese Männer; doch waren allerdings auch Manche unter den verbündeten Edelleuten, welche, durch Verschwendung verschuldet, bei einer Staatsveränderung zu gewinnen hofften*).

Die Reformation griff unterdeß immer mächtiger um sich. Die fremden Prediger versammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde, einen großen Kreis von Zuhörern um sich, und lehrten mit Eifer und Begeisterung die Gleichheit der Menschen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze. Jede solcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger. Besonders war Antwerpen in einem unruhigen, bedenklichen Zustande. Und wie die aufgeregte Volksmenge keine Mäßigung kennt, so schritt sie denn auch sogleich zu den ausschweifendsten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet zog sie da und dort aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fiel man über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her; dann drang der Tumult in die Dörfer und zuletzt in die Städte. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeschleppt. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen.

Die höchlich erschreckte Statthalterin verstand sich zu einem Vertrage mit dem verbündeten Adel, worin sie das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern versprach, und eine Amnestie bewilligte. Aber bald genug schlug diese sogenannte „Milderung (Moderation)" in blutige Strenge aus, so daß spottweise das Volk sie die „Mörderung (Moorderation)" nannte. Denn der heftig zürnende König wies vielmehr die Statthalterin an, Truppen zu werben, um mit Gewalt Gehorsam zu erzwingen. Mit diesen Truppen wurden einige rebellische Städte schnell überfallen und zur Unterwerfung gebracht; und die Adelsverbindung ging auseinander, da der Bildersturm Uneinigkeit unter sie gebracht und die Katholiken von den Protestanten getrennt hatte. Auch Oranien und Egmont waren in ihren Absichten und Plänen nicht mehr einig. Der

*) van Kampen a. a. O. S. 351.

Letztere blieb in den Niederlanden, während der Erstere nach Deutschland ging. Die Statthalterin fuhr fort, gegen den eingegangenen Vertrag zu handeln; aber der Widerstand hatte aufgehört. Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und Niemand regte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden.

Obschon nun die sehr richtige Ansicht, daß jetzt, wo die Niederländer ruhig und gehorsam seien, es der Waffen nicht bedürfe, sondern der Güte, selbst am Hofe Philipp's Vertreter fand: so gab dennoch der König dem als Feldherrn gefürchteten und durch seine Grausamkeit wie durch seinen Ketzerhaß berüchtigten Herzog von Alba den Auftrag, ein Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker — mehr als 100,000 Menschen — die Provinzen und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen. Dazu kamen viele geheime Instructionen und Vollmachten, die ihm eine solche Gewalt einräumten, daß die Statthalterin sich durch ihn ganz in den Hintergrund geschoben sah, und unwillig ihre Entlassung begehrte. Nach dem Empfang derselben rückte Alba völlig in ihre Stelle ein. Ihr Andenken blieb in den Niederlanden in Ehren.

Von Alba's Ankunft an hörte und sah man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Egmont und Hoorn mußten das Vertrauen, welches sie auf des Königs Billigkeit und Mäßigung gesetzt, schwer büßen. Unter dem Scheine, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, lockte sie Alba zu sich und ließ sie ins Gefängniß werfen. Um dieselbe Zeit nahm auch in Spanien die Sendung der beiden niederländischen Edelleute van Bergen und Montigny, die den Grafen Egmont daselbst abgelöst hatten, ihren unglücklichen Ausgang; der erkrankte Bergen starb im Mai 1567, weil der König ihm das einzige Mittel der Wiedergenesung, die Erlaubniß zur Rückkehr, vorenthielt; Montigny aber, der Bruder des Grafen Hoorn, wurde gegen Ende desselben Jahres eingekerkert und später, wie schon erwähnt, auf Philipp's Befehl heimlich im Kerker hingerichtet (October 1570). In Brüssel ward ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen gebildet, daher der „Rath der Unruhen", vom Volke aber der „Blutrath" genannt; an dessen Spitze stand Alba selber, und dessen Beisitzer waren ihm möglichst ähnlich. Einer derselben, der Spanier Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den

Ausspruch: daß die Niederländer sämmtlich den Galgen verdient hätten; denn entweder seien sie an den Bilderstürmereien betheiligt gewesen, oder sie hätten nichts dagegen gethan. Und in diesem Sinne erklärte denn auch der Blutrath alles und jedes, sogar die Einreichung von Bittschriften gegen die Inquisition, für Hochverrath. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang, und wurden immer massenhafter; wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt; Egmont und Hoorn, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (5. Juni 1568). Die Trauer der Bürger war unermeßlich, selbst die spanischen Soldaten konnten sich der Thränen bei diesem Schauspiele nicht enthalten. So wüthete Philipp gegen Männer, die sich keiner Empörung wider ihn schuldig gemacht; gegen einen Feldherrn, dem er zwei Siege verdankte. Und der französische Gesandte konnte seinem Könige schreiben: ich habe das Haupt desjenigen fallen sehen, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal gezittert hat. Diese Abscheulichkeiten bewirkten, daß die Auswanderung immer mehr zunahm. Indeß machte der Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, einen Einfall in Friesland und Gröningen, wurde aber von Alba wieder hinausgeschlagen. Dann kam Wilhelm selbst mit einem Heere nach Brabant, konnte jedoch Alba zu keiner Schlacht bringen, und mußte gegen den Winter bis nach Straßburg zurückgehen, wo er seine Truppen abdankte. Die Niederländer seufzten; Alba aber erhielt als Vertheidiger der römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, veranstaltete rauschende Triumphfeste, und ließ sich ein kolossales Standbild von Erz aus dem eroberten Geschütz errichten, ihn darstellend wie er eine zweiköpfige und vierarmige Gestalt unter seinem Fuße bannt, und mit der prahlerischen Inschrift: „Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Statthalter der Niederlande unter Philipp II., als dem Vertilger des Aufruhrs, dem Züchtiger der Empörung, dem Wiederhersteller der Religion, dem Wahrer der Gerechtigkeit, dem Stifter des Friedens, dem treuesten Diener des Königs ist dieses Denkmal errichtet". Die zweiköpfige Gestalt wurde bald auf Egmont und Hoorn, bald auf Wilhelm und Ludwig von Nassau, bald sinnbildlich auf Adel und Volk gedeutet. Das Werk, nicht ohne beträchtlichen Kunstwerth, war von Jacob Jongeling ausgeführt. Es war ebenso sehr angethan, den Herrscherstolz des Königs wie das Ehrgefühl der Niederländer zu beleidigen;

und wenn es daher einerseits, nach Thuanus, zu dem Entschlusse Philipp's beitrug, dem anmaßlichen Stifter des Denkmals einen Nachfolger zu setzen: so sah sich andererseits dieser Nachfolger, Requesens, veranlaßt, das Denkmal selbst zu beseitigen und zu vernichten. Als Standort für dasselbe hatte übrigens Alba die sehr feste und sichere Citadelle zu Antwerpen erwählt, die er erbauen ließ, um die Stadt im Zaume zu halten, und zu deren Ausführung die Bürger selbst vier Tonnen Goldes hatten aufbringen müssen*).

Philipp's unaufhörliche Kriege kosteten unermeßliche Summen; er konnte Alba nicht mit so vielem Gelde unterstützen, als dieser bedurfte; deshalb ward beschlossen, es von den Niederländern selbst zu erheben. Alba verlangte, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen für einmal, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern so oft sie verkauft würden. Eine höchst drückende Steuer, nach Art der in Spanien eingeführten Alcavala, die ihrer Natur nach auf Handel und Wandel überaus nachtheilig und zerstörend wirken mußte. Und diese sollte jetzt von einem Volke gezahlt werden, dessen Flor vom freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entsprang, und das nie gewohnt gewesen war, andere Steuern aufzubringen, als die es selbst bewilligt hatte. Alba's Forderungen erregten daher den größten und allgemeinsten Unwillen. Was so viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernsten Widerstande aufzurufen, das geschah durch einen Angriff auf das Privateigenthum. Denn dieser bewirkte eine viel größere Einmüthigkeit, weil er Alle traf**), und ohne Unterschied der Religion; während die Blutgerichte immer nur Einzelne, und immer nur angeblich Ketzer oder ketzerisch Gesinnte vernichteten. Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl im Frühjahr **1572** dem Stadtrath zu Brüssel, den zehnten Pfennig heben zu lassen. Sogleich schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohte, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon alle Anstalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte.

Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Al-

*) Vgl. Motley, a. a. O. Vol. II. p. 265 ff.

**) Jam ira oppressis armorum libidinem suggerens documento erat, nullam esse tam firmam concordiam, quam quae privatae rei vinculo continetur. Grotius, Annal. II. p. 47. Ed. 1658.

ba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen die Königin Elisabeth von England endlich ihre Häfen verschlossen; durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich nun der Stadt Briel (Anfangs April 1572), auf welcher sie sich festsetzten. Sie wurde die Wiege der niederländischen Freiheit, der Grundstein der niederländischen Republik. Denn vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Geusen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als ihr Haupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten; in Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Ludwig von Nassau beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau; und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu sein, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freiern Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit Wilhelm hielten, kamen nun am 15. August in Dordrecht zusammen; und hier ward der erste Grund zur Constituirung des Staates der Vereinigten Niederlande gelegt, der Prinz von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt.

Manche von den übergetretenen Städten gingen indeß wieder an die Spanier verloren, wobei die Letzteren schreckliche Grausamkeiten verübten. Der furchtbarste dieser Auftritte ereignete sich zu Naarden. Diese Stadt öffnete, auf erhaltene Gnadenversicherung ihre Thore; kaum aber waren die Spanier eingezogen, so wurden bis auf sechzig alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ermordet, und das mit einer kannibalischen Lust an Martern und Bestialitäten aller Art*). Freilich fehlte es auch nicht an Grausamkeiten, welche die Reformirten während dieses Krieges aus Religionshaß an Katholiken begingen. Bei den Angriffen auf andere Städte erlebte man dagegen Beispiele bewundernswürdigen Muthes von Seiten der vertheidigenden Niederländer, welche durch Metzeleien wie die zu Naarden von dem bittersten Hasse

*) Selbst der ganz im katholischen und spanischen Sinne schreibende Jesuit Strada sagt davon: non poena sed flagitium fuit. I. 7. p. 422. Ed. 1643.

gegen die Spanier und dem Muthe der Verzweiflung erfüllt werden mußten.

Das Kriegsglück der spanischen Waffen benutzte Alba, um noch mit Ruhm von dem Schauplatze abzutreten, indem er selbst seine Entlassung nachsuchte; denn er wußte, daß Philipp, der endlich eingesehen, wie die rücksichtslose Härte und der stolze Dünkel des Herzogs die Niederlande der spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet hatten, ihn sonst von sich aus, und vielleicht unter ungünstigeren Umständen, abberufen würde. Im Jahr 1573 verließ er die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft an achtzehntausend Ketzer und Aufständische durch Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte.

---

8. Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien.

(1573—1584.)

Alba's Nachfolger war der bisherige mailändische Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, der für einen geschickten Feldherrn und Staatsmann galt. Er, der die Verfahrungsart Alba's immer laut getadelt, versuchte nun seinerseits durch gütliche Unterhandlungen zum Ziel zu kommen; aber, da der Bruch schon zu weit gediehen war, gleichfalls ohne Erfolg. So mußte man denn bei der Entscheidung durch die Waffen verharren. Die Spanier gewannen zwar am 14. April 1574 eine Schlacht auf der Mookerheide, wo zwei Brüder des Prinzen Wilhelm, Ludwig und Heinrich, den Heldentod starben; indeß ohne sonderliche Folgen. Da die Geusen kein Landheer hatten, um die damals belagerte und hart bedrängte Stadt Leyden zu entsetzen: so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öffnen, die Dämme zu durchstechen und dergestalt die Spanier wegzuschwemmen. Es geschah. Die seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier eiligst die Flucht ergriffen, um nicht zu ertrinken. Die brave Stadt hatte selbst durch den Tod von sechstausend Bürgern, an Hunger und Pest, nicht zur Uebergabe bewogen werden können. Als Entgelt für ihre Leiden wurde ihr von Seiten des Prinzen und der Stände, des Adels und der Städte, eine zollfreie zehntägige Jahresmesse, und als Zeichen der Anerkennung

für ihren Heldenmuth eine Universität verliehen*). Im Februar 1575 wurde diese feierlich eingeweiht, und gedieh seitdem durch treffliche Gelehrte zu einer hochberühmten Anstalt. Noch immer glaubte man in Holland so wenig an eine immerwährende Trennung von Spanien, oder gab sich doch die Miene nicht daran zu glauben, daß der Stiftungsbrief der Universität im Namen des Königs Philipp ausgefertigt ward. Bald nachher aber übertrugen die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen förmlich die Obergewalt in Bezug auf alle Angelegenheiten der Landesvertheidigung. Und noch im Herbst des Jahres 1575, da Requesens den Krieg mit Eifer und Kraft fortsetzte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der spanischen Herrschaft ganz zu entziehen und die Souveränetät einer andern Macht zu übertragen. Indeß sowohl England als Frankreich weigerten sich aus leicht begreiflicher Scheu sie anzunehmen.

In dieser gefährlichen Lage war der Tod des Statthalters Requesens (5. März 1576) ein Glück für die aufgestandenen Niederländer. Denn in dem Staatsrath, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte die Einheit. Der Geldmangel löste überdies die Zucht der spanischen Soldaten auf, die nun raubend und brandschatzend durch das Land zogen, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten. Sie überfielen reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche (4. Nov. 1576); die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen; mehrere tausend Einwohner wurden erschlagen. Diese schreckliche Begebenheit beförderte einen schon betriebenen Friedensschluß zwischen Holland und Seeland auf der einen und den meisten übrigen Provinzen auf der andern Seite. Er führt den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten verpflichteten sich darin, gemeinschaftlich die spanischen Truppen aus dem Lande zu vertreiben, und bis zu einer allgemeinen Uebereinkunft die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen. Die spanische Herrschaft in den Niederlanden wankte mehr denn je.

Am Tage der Plünderung von Antwerpen zog der neue Statthalter Don Johann von Oesterreich in Luxemburg ein. Beschränkt durch

*) Motley, a. a. O. Vol. II. p. 579. Daß der Bürgerschaft die Wahl gelassen worden zwischen einer zeitweisen Zollfreiheit und einer Universität, und daß sie daraufhin für die letztere sich entschieden, bezweifelte schon Kampen, Bd. I. S. 406.

das Mißtrauen des Königs, und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er mit den Provinzen unterhandeln und durch einen Vergleich, der den seiner Dauer wenig entsprechenden Namen des ewigen Edicts führt, die Genter Pacification bestätigen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt, die auch das ewige Edict nicht annahmen. Sie argwohnten, daß Don Johann geheime Absichten habe; und nur zu bald bestätigte sich diese Furcht, indem er sich plötzlich des Schlosses von Namur und der Feste Charlemont bemächtigte. Die Folge davon war, daß alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg sich wider Don Johann erklärten und bewaffneten, und daß Brabant den Prinzen von Oranien zu seinem Ruwaard oder Regenten erklärte. Darüber wurde ein Theil des brabantischen Adels eifersüchtig, und rief den österreichischen Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolf's II., herbei, um ihm die Regierung zu übergeben, in der That aber um in dessen Namen selbst zu herrschen. Matthias kam ohne Vorwissen des Kaisers und trat die ihm von den Ständen übertragene Regierung an (20. Januar 1578); jene Partei hatte aber keinen Vortheil davon, denn Oranien wurde dem Erzherzog als Stellvertreter an die Seite gesetzt. Mit Don Johann brach der Krieg wieder aus. Gefährlicher aber als dessen Waffen war der Mangel an Einigkeit unter den verschiednen Provinzen. In Gent waren demagogische Bewegungen, und die eifrig katholische Bevölkerung der südlichen französisch redenden oder wallonischen Provinzen war unzufrieden, daß in einem am 22. Juli 1578 unter Oranien's Einfluß gegebenen Gesetze den Reformirten überall freie Uebung ihres Gottesdienstes zugestanden ward, um so mehr, da diese an mehreren Orten, besonders in Gent, sich Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken erlaubten. Auf Betrieb dieser katholischen Partei kam im August der Herzog Franz Hercules von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit einem kleinen Heere den Staaten zu Hülfe. Er sollte den protestantischen Hülfstruppen, welche ihrerseits die Königin Elisabeth nach den Niederlanden geschickt hatte, die Wage halten. So verwickelt waren die Verhältnisse, als Don Johann starb (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farnese von Parma, ein Sohn Octavio's und Margareten's, sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Fürst, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den

Abfall der sämmtlichen Niederlande verhindern. Er bediente sich dabei mit großer Klugheit der vielfachen Zwistigkeiten unter den Niederländern, der Eifersucht der verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber gegen einander, und der Abneigung der verschiedenen Religionsparteien. Daher wäre es noch jetzt dem Könige möglich gewesen, die Abgefallnen wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er wahre Milde zeigen und die Verfolgungen der Protestanten einstellen wollen. Der Herzog Alexander suchte theils den Religionseifer der Wallonen zu erhalten und zu erhöhen, theils das Mißvergnügen des Adels über Oranien's großen Einfluß. Da nun die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai am 5. Januar 1579 einen Bund schlossen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion: so beförderte dies andererseits die Absicht Oranien's, die nördlichen, durch manche innere Uebereinstimmung, besonders aber durch die Befestigung der Reformation einander am nächsten stehenden Provinzen fest an einander zu knüpfen. Am 23. Januar wurde die berühmte Verbindung der nachher so genannten Vereinigten Niederlande zu Utrecht geschlossen. Sie bestand anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der gröningischen Landschaft; nachher traten Friesland und Oberyssel, sowie die Stadt Gröningen bei. Daß die Gewissensfreiheit nirgends durch Glaubensuntersuchungen gestört werden sollte, war ein Artikel des Bundesvertrages. Erst zwei Jahre nachher ward dem Könige von Spanien der Gehorsam ein für allemal förmlich aufgekündigt.

Der Herzog von Parma führte indessen den Krieg mit Nachdruck fort. Er eroberte am 29. Juni das blühende Mastricht, wobei die Soldaten gegen die Bevölkerung so wütheten, daß sie zuletzt fast allein als Bewohner übrig blieben. Dieser Erfolg bestimmte die Wallonen, sich mit dem Könige ganz auszusöhnen. Darüber schlossen sich die nördlichen Provinzen näher an Anjou an, indem sie ihm, um Frankreich's Hülfe zu erlangen, die Oberherrschaft übertrugen, aber unter großen Beschränkungen (im Sept. 1580). Der Erzherzog Matthias verließ im nächsten Jahre die Niederlande, wo er eine so nichtige Rolle gespielt hatte, daß man ihn spottweise den Waibel Oranien's nannte. Der Herzog von Anjou leistete im Kriege gegen den gefährlich vordringenden Alexander von Parma wenig; wohl aber trachtete er nach Vermehrung seiner Macht, da ihm die aufgelegten Beschränkungen ebenso lästig waren, als die Gewalt Oranien's in Holland und Seeland. Zu diesem Zwecke

wollte er sich mehrerer der wichtigsten Städte bemächtigen, und fast war er schon im Besitze Antwerpen's, als sich dort alle Parteien vereinigten, und die ganze Bevölkerung mit solcher Wuth über die Franzosen herfiel, daß sie die Stadt verlassen mußten, nachdem sie an zweitausend Mann eingebüßt hatten (17. Jan. 1583). Anjou hatte sich dadurch so verhaßt gemacht, daß er bald darauf die Niederlande verließ, während sich Farnese die durch den französischen Anschlag entstandene Verwirrung und Spannung bestens zu Nutze machte, und eine Reihe von Städten in Flandern unterwarf.

Um die Abgefallenen ihres wahren Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, hatte Philipp denselben schon 1580 geächtet, und einen Preis von zwanzigtausend Goldkronen und den Adel darauf gesetzt, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erste, der den Versuch wagte, war ein Franzose, Johann Jauregui, den sein Herr, ein biscayischer Kaufmann zu Antwerpen, Namens Anastro, dessen Vermögen durch Unglück im Handel zerrüttet war, dazu ermunterte. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierauf ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß ging durch den Kopf und verursachte dem Prinzen eine zwar gefährliche, aber doch nicht tödtliche Wunde, so daß er wieder hergestellt wurde. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Mensch, der sich Franz Guion nannte, mit besserm Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit sowie durch seinen Eifer für die reformirte Religion, und ward von ihm zu einem geheimen Geschäfte gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte (10. Juli 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaales (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihm, eben da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er niederfiel und gleich darauf den Geist aufgab. Der Ermordete war zweiundfunfzig Jahre alt geworden. Der Mörder, auf der Flucht ergriffen,

gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Franche Comté gebürtig sei und eigentlich Balthasar Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt und bloß deswegen nach Holland gekommen sei, daß er von einem Franciscaner zu Tournay und einem Jesuiten zu Trier — von dem Letztern durch die Versicherung, er werde sich damit die Märtyrerkrone verdienen — in seinem Vorsatze bestärkt worden sei, und daß der Herzog von Parma demselben gleichfalls seinen Beifall geschenkt habe. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Bösewichter in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

---

9. Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang.

Der Fall des Begründers der niederländischen Freiheit führte gleichwohl nicht ihren Verlust herbei. Außer einem, in spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ der treffliche Wilhelm noch zwei andere, rechtmäßige, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der ältere von diesen, Moritz, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum siebzehn Jahre alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß sieben Provinzen ihn an die Spitze eines Staatsraths stellten, dem sie die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Indessen dauerte das Glück des Herzogs von Parma im Kriege und durch Unterhandlungen fort. Er brachte Brügge zu einem Vertrage, wodurch es sich dem Könige unterwarf, dann Gent und Brüssel durch Hunger zur Uebergabe. Da er billige Bedingungen gewährte, so wuchs selbst durch diese Milde für die Staaten der Union die Gefahr. Deshalb trugen sie abermals dem Könige von Frankreich, Heinrich III., die Oberherrschaft an; dieser schlug sie aber wiederum aus. Die Unterhandlungen, die vom Juli 1584 bis zum März 1585 währten, offenbarten zwar ein starkes Annexionsgelüste des französischen Hofes und der französischen Diplomatie; allein einerseits forderte man eine volle und unbedingte Souveränetät über alle Staaten, die nicht zu erlangen war; und andererseits scheute man den Krieg mit Spanien, der nicht umgangen werden konnte. So siegten die geheimen Gegenwirkungen, und unter dem Bedauern Heinrich's, unter

den Thränen Katharina's von Medici, erfolgte die definitive Ablehnung*).

Farnese hatte sich inzwischen auch gegen das höchst wichtige Antwerpen gewandt. Die Belagerten vertheidigten sich muthig, bis der Herzog durch eine Schiffbrücke ihnen die Zufuhr sperrte. Ein italienischer Baumeister, Gianibelli, ließ zwar zwei mit besonderer Kunst verfertigte Brander auf die Brücke losgehen, von denen der eine auch einen Theil derselben zerstörte und achthundert Spanier tödtete; aber von dieser Wirkung kam keine Kunde in die Stadt, so daß man dort nicht so schnelle Vorkehrungen traf, als nöthig gewesen wären, die Brücke vollends zu zerstören. Antwerpen mußte sich einige Monate nachher (17. Aug. 1585) ergeben. Da die Niederländer die drohende Gefahr nun immer näher rücken sahen, so wandten sie sich an Elisabeth von England, die zwar die angebotene Souveränetät ebenfalls ablehnte, aber gegen Verpfändung dreier Festungen Hülfstruppen schickte (Dec. 1585), unter Anführung ihres Günstlings, des Grafen von Leicester. Dieser wurde anfangs mit großem Jubel wie ein rettender Schutzengel empfangen, und mit großer Macht als Generalstatthalter bekleidet. Aber Holland und Seeland, welche einen Mißbrauch dieser Gewalt fürchteten, ernannten den Prinzen Moritz zum besondern Statthalter und Oberanführer ihrer Land- und Seemacht, und gaben ihm dadurch eine Gewalt, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte. Diese Maßregel kam aus dem Kopfe eines der feinsten Staatsmänner, des sogenannten Pensionairs von Rotterdam, Johann's von Oldenbarneveld, nachherigen Advocaten (d. h. Landsyndicus) von Holland. Bald wurden über Leicester's Willkür und Unfähigkeit große Klagen geführt, während für die Vertheidigung im Felde so wenig geschah, daß der Herzog Alexander Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die holländischen Gränzen wurde. Leicester verließ vor dem Ende des Jahres 1587 die Niederlande, und legte die Statthalterschaft nieder. Sein Abgang bewirkte zunächst innere Zwistigkeiten; von außen drängte der mächtige Feind; der neue Staat war am Rande des Abgrundes.

Doch zum Glück für ihn ordnete Philipp jetzt seine Wiedereroberung einem andern Plane unter. Er wollte nämlich England erobern, und ließ sich dieses Geschäft vom Papst Sixtus V., da Elisabeth wegen

---

*) Motley, history of the united Netherlands from the death of William the silent to the synod of Dort (London 1860), Vol. I. p. 55 ff. 71 ff. 94 ff.

ihres Abfalls von Rom in den Bann gethan war, förmlich übertragen. Philipp war von Elisabeth, schon dreißig Jahre vorher, durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt; späterhin hatte sie dadurch, daß sie den Niederländern Hülfe geschickt, ihm in der That Anlaß zum Kriege gegeben. Sein religiöser Eifer gegen die protestantische Königin und das zum größten Theile protestantische Land, stellte ihm das Unternehmen, England zu erobern, zugleich als einen rühmlichen Kreuzzug vor; er erklärte, daß er die Bezwingung dieser Ketzer als eine Gewissenssache betrachte. Die 1587 erfolgte Hinrichtung der Königin Maria Stuart setzte ihn vollends in großen Zorn, und bestimmte ihn, den Angriff nun ohne Verzug auszuführen. War England erobert, so war dem Protestantismus in Europa ein Hauptsitz und einer seiner wichtigsten Stützpunkte entrissen, die niederländischen Provinzen mußten dann von selbst fallen. Die Eroberung Portugal's hatte die spanische Seemacht ungemein verstärkt, und so wurde eine Flotte, an deren Ausrüstung schon einige Jahre gearbeitet war, segelfertig gemacht, die aus 130 Kriegsschiffen bestand, 3165 Stück Geschütz, und mehr als 20,000 Mann auserlesener Truppen führte; der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen. Philipp selber nannte sie die unüberwindliche; die Kosten ihrer Ausrüstung berechnete man auf sechzig Millionen Thaler, die ihrer Unterhaltung auf 12,000 Ducaten für den Tag, und die täglichen Gesammtkosten für die vereinigte Schiffs- und Militärmacht unter Farnese und Medina Sidonia auf 30,000 Ducaten*). Denn auch der Herzog von Parma sollte in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen ein zahlreiches Heer einschiffen, und sich mit der großen Flotte vereinigen, um in England zu landen. Doch die berechnetsten Pläne zeigen sich oft als die nichtigsten. Fast von den Tagen an, da die „unüberwindliche Armada" aus dem Hafen von Lissabon auslief (28, 29 u. 30. Mai 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Geschwindsegler empfangen, daß die großen spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Die Niederländer, welche die Gefahr als eine gemeinsame betrachteten, hatten auf Elisabeth's Ansuchen zwanzig Schiffe zu den englischen stoßen lassen; durch andere ließen sie den

---

*) Vgl Motley, united Netherlands, Vol. II. p. 465 ff.

Herzog von Parma beobachten, um ihn am Auslaufen zu verhindern. Medina Sidonia befand sich in einer so übeln Lage, daß er sich nicht getraute, den Rückweg durch den Canal zu machen, sondern um Schottland herum segelte, wobei ein furchtbarer Sturm die Flotte zerstreute, und viele Schiffe versenkte. Nur ein geringer Theil kam Anfangs October nach Hause, und in einem elenden Zustande. So viele Millionen waren also umsonst verschleudert, und der so furchtbar drohende Angreifer vor ganz Europa zu Schanden geworden. Philipp blieb lange in dem Wahne, daß er Sieger sei; ja er sah sich als den Beherrscher von England zu der Zeit an, wo die Armada schon hoffnungslos zerstreut worden. Falsche Gerüchte waren im August über Frankreich nach Madrid gedrungen; die Spanier, hieß es, seien ohne Widerstand in England gelandet und hätten die Insel ohne Schwertstreich in Besitz genommen, Elisabeth sei als Gefangene auf dem Wege nach Rom, um vor dem Papste barfuß Buße zu thun. Selbst die Kunde von Unfällen wurde noch im September immer wieder durch hoffnungsreiche und siegathmende Berichte der Agenten aufgewogen. Als aber endlich im October durch Medina Sidonia's Rückkehr jeder Wahn zerstob, zeigte Philipp unerwartet einen wunderbaren Gleichmuth. Er hörte die Unglückspost mit großer Ruhe an, und sagte: „Ich habe die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt. Dank dem allmächtigen Gott, durch dessen gnädige Hand ich mit solcher Gewalt ausgestattet bin, daß ich leicht, wofern es mir gefiele, eine andere Flotte auf die See bringen könnte! Auch ist es nicht von so großer Wichtigkeit, wenn ein rinnender Strom einige Zeit unterbrochen würde, sobald nur die Quelle, aus der er fließt, unerschöpflich bleibt." Kurz darauf ordnete er in ganz Spanien feierliche Dankgebete an, für die Errettung desjenigen Theiles der Armada, die es dem Allmächtigen gefallen habe zu erhalten; während gleichzeitig in England und Holland überall das Glockengeläute der Kirchen im entgegengesetzten Sinne, ob der überstandenen Gefahren, zum Dankgebete rief*).

---

*) Motley, united Netherlands, Vol. II. p. 529 ff. Züge eines auffallenden Gleichmuths treten übrigens in der Geschichte Philipp's öfters hervor. Einmal z. B., als er mit seinem Secretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich aufs schnellste auszufertigen, verdarb der Secretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß darüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken; aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und nichts dabei zu sagen als: „dies ist das Tintenfaß, und dies ist das Sandfaß."

So endete das Trauerspiel der unüberwindlichen Armada. Es war, trotz der Selbstvertröstung Philipp's unzweifelhaft ein gewaltiger Schlag, nicht nur für seine eigene Macht, sondern für Spanien's Ansehen und Bedeutung überhaupt, die von da an zu sinken begannen. Die Niederländer athmeten wieder auf. Für den spanischen Handel hatte die gereizte Rachsucht der Engländer die übelsten Folgen. Philipp konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den amerikanischen Gewässern rastlos umherkreuzenden englischen Seehelden ihm reiche Schiffe wegkaperten, und die Verbindung mit den Colonien hinderten. Sechszehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnlichen entgegensetzen konnten, bis endlich unter Philipp's Nachfolger ein Friede im Jahre 1604 die Mißhelligkeiten ausglich.

Ein zweiter glücklicher Umstand für die Niederlande war Philipp's nicht minder erfolglose Einmischung in die französischen Staatshändel, von welcher an einem anderen Orte noch die Rede sein wird. Während der Herzog Alexander wider seinen Wunsch und Rath 1590 und 1591 Feldzüge nach Frankreich machen mußte, erhoben sich die Niederländer unter Moritzen's Führung, der ein ausnehmendes Feldherrntalent entwickelte, mit einem kleinen aber versuchten Heere den spanischen Eroberungen Einhalt that, und ihnen eine Reihe von wichtigen Städten wieder entriß. Moritz war nicht mehr Haupt des Staatsraths, aber Statthalter und Generalcapitain in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel. Als Inhaber der höchsten Gewalt wurde die Versammlung der Deputirten aus allen sieben Provinzen der Union, Generalstaaten genannt, betrachtet.

Der Herzog von Parma starb im Unmuthe, die großen Hoffnungen nicht erfüllt zu sehen, wozu ihn sieben Jahre vorher seine Siege berechtigt hatten, am 2. December 1592. Was ihm nicht gelungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger vollends nicht. Zuletzt kam König Philipp auf den Gedanken, den großen Streit dadurch beizulegen, daß er die Niederlande mit der Franche Comté seiner Tochter Clara Isabella Eugenia abtrat (6. Mai 1598). Sie sollte den damaligen Statthalter der Niederlande, den österreichischen Erzherzog Albrecht, einen Bruder des Matthias, heirathen, und die Niederlande als ein Lehen von Spanien besitzen, an welches sie im Falle der Kinderlosigkeit ihrer Ehe zurückfallen sollten. Philipp schmeichelte sich, die vereinigten Provinzen würden unter dieser Bedingung ihren Widerstand aufgeben. Allein sie trauten nicht, selbst als ihnen die Aussicht auf Glaubensfreiheit eröffnet ward.

Philipp war am Ende seiner Laufbahn. Nichts war nach seinen Wünschen ausgeschlagen; und nach zweiundvierzigjährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zuletzt von seinen auswärtigen Feinden verachtet und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, Castilien ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Ducaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen ins Ausland geschickt werden, daß die Einkünfte aus den mexicanischen und peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um anderen Nationen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipp's steter Argwohn den Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Colonien so beschränkte, daß die letzteren gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus diesen Besitzungen den Fremden zufiel.

Philipp hatte übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spanien's nach Madrid verlegt, während Ferdinand und Isabella sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge*), ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden; es sollte zugleich als Mausoleum der Könige dienen, und ein glänzendes Zeugniß von der hervorragenden Frömmigkeit seines Stifters sein. Die sämmtlichen Kosten des Baues betrugen, nach der geringsten Angabe, acht Millionen Ducaten.

Hier im Escorial ist Philipp auch am 13. September 1598 im einundsiebzigsten Jahre seines Alters an einer furchtbaren Krankheit gestorben. Er hatte schon seit Jahren an heftigen Gichtanfällen gelitten; zuletzt aber brachen an mehreren Theilen seines Körpers böse Geschwüre aus, in denen sich Schwärme von Läusen erzeugten, die durch keine Kunst noch Sorgfalt der Aerzte zu vertilgen waren. Auch in dieser schrecklichen Lage, wo er noch über funfzig Tage lebte, verließ den König seine heroi-

*) Wie jetzt auf Grund der Documentos Inéditos, T. XXVIII. p. 567 kaum mehr zu bezweifeln ist. S. Prescott, Philip the second, Vol. III. (London 1859). p. 367 ff.

sche Standhaftigkeit nicht, indem er die furchtbaren Schmerzen mit unerschütterlicher Ergebung trug. Sein gleichnamiger Nachfolger stammte aus seiner vierten Ehe mit Anna von Oesterreich.

---

10. Philipp III.

(1598 — 1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein guter, frommer Fürst, aber auch einer der schwächsten und willenlosesten. Von seines Vaters Geschäftsthätigkeit war nichts auf ihn übergegangen. Nicht um sich ungestört den Vergnügungen zu überlassen, zu denen er eben so wenig Hang hatte, sondern im Gefühl seiner Schwäche überließ er die ganze Regierung einem Günstling, dem Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob. Von diesem war er so abhängig, daß ihn Furcht und Zittern befiel, wenn er ihm einmal zu widersprechen wagte. Lerma leitete Alles nach persönlichen Interessen. Sein Geschlecht erhob er in einer Weise, daß die wichtigsten Aemter des Reiches an dasselbe wie ein Familienbesitz vertheilt schienen. Um den König zu fesseln und unter beständiger Obhut zu halten, bediente er sich des Rodrigo Calderon, der, eines armen Soldaten Sohn, es vom herzoglich Lermaischen Pagen zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias brachte, und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog, während in allen Kassen des Reichs der äußerste Mangel war. Lerma fand den Zustand der Finanzen so schlecht, wie er früher geschildert ist. Er mußte nothwendig immer schlimmer werden, und doch verschleuderte der Minister weit mehr, als unter der frühern Regierung geschehen war. Man erhöhte den Werth der Kupfermünze, was natürlich keinen andern Erfolg haben konnte, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Und als nun im Jahre 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für die Moriscos längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Moriscos ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, so sehr auch die Edelleute der Provinzen, die es betraf, das höchst Verderbliche dieser Maßregel ins Licht setzten: da verlor Spanien an 800,000 seiner fleißigsten Bewohner, Ackerbauer und Gewerbtreibende. Der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit

Wehmuth: so sei Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sei das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand baue deren; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seien im tiefsten Verfall. In der That nahmen Bevölkerung und Wohlstand so schnell ab, daß unter andern im Bisthum Salamanca von 1600 bis 1619 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, und die ihres Rindviehs auf ein Drittheil herabkam. Handel und Gewerbthätigkeit befanden sich gänzlich in den Händen der Fremden, welche fünf Sechstheile des innern und neun Zehntheile des indischen Verkehrs an sich gebracht hatten*). Die Regsamkeit des catalonischen Seehandels war dahin. Dagegen war Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, unter den Mönchen waren allein 32,000 Dominicaner und Franciscaner, und die Cortes klagten, daß, wenn dies so fortgehe, die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen werde. Auch als der Herzog von Lerma 1618 von seinem eigenen Sohne, dem Herzoge von Uzeda, verdrängt ward, und dieser an seiner Statt zum obersten Minister erhoben, wurde es in Spanien nicht besser. Im scharfen Gegensatz mit diesem Verfall stand am Hofe und bei den Granden eine seltsame Mischung von Ceremoniell und Luxus, die auch auf andere Länder übergegangen ist, nirgends aber so schroff dasteht, als in Spanien.

Doch indem wir den beginnenden Verfall der spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung der letzten Mauren auf der Halbinsel, der Ruhm der spanischen Waffen durch ganz Europa, und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volks in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen: alle diese Erfolge, in welchen das rege Ehrgefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterten sie zu einem Schwunge, der auch auf dem Felde der Literatur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte: so wirkte sie dadurch doch nicht unmittelbar hemmend auf die spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja, es schmolzen die verschiedenen Bestandtheile des

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 406.

nationalen Lebens so zusammen, daß die berühmtesten spanischen Dichter durch ihre Thaten eben so sehr an der politischen Wirksamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als sie den Ruhm derselben durch ihre Werke verewigten. Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturm vor einer Festung (1536), und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla (gest. nach 1590) focht gegen die Araucaner in Südamerika, und besang diesen Krieg in seiner Araucana; Miguel de Cervantes Saavedra (gest. 1616) — der berühmte Verfasser des Don Quixote, dieses größten, unerreichten Romans —, in dessen Werken die spanische Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, verlor seinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega (gest. 1635), ein Dichter von unerschöpflicher Fülle, diente auf Philipp's unüberwindlicher Flotte. Der Letzte ist als der eigentliche Begründer des spanischen Dramas zu betrachten, und soll an zweitausend Stücke geschrieben haben. Ihre Vollendung und schönste Blüthe erreichte indeß die spanische Bühne erst durch Lope's Nachfolger in der nächsten Periode.

---

11. Vorläufige Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit.

Da die Provinzen der Utrechter Union die Anträge des Erzherzogs Albrecht verworfen hatten, so setzte dieser, welcher mit seiner Gemahlin die Regierung der südlichen, nicht abgefallenen Provinzen wirklich angetreten hatte, den Krieg wider jene fort. Lerma glaubte eine vorzügliche Quelle ihrer Macht zu verstopfen, indem er ihnen den bisher trotz des Krieges erlaubt gewesenen Handel mit Spanien verbot. Dagegen rüsteten die Niederländer eine große Flotte aus, und verboten ihrerseits allen neutralen Völkern den Handel nach Spanien, wenn sie nicht als Feinde behandelt sein wollten. Schon unter Philipp's II. Regierung war den abgefallenen Landschaften untersagt worden, aus dem ihm damals unterworfenen Lissabon ostindische Waaren zu holen. Nun waren aber die Niederländer fast die einzigen Zwischenhändler, welche diese Waaren, die von den Portugiesen nur bis nach Lissabon gebracht wurden, in das übrige Europa weiter verführten; ein Verkehr, der höchst gewinnreich war, und ihnen durch seine Ausbreitung eine große Anzahl trefflicher Seeleute verschaffte. Dennoch hatte sich die spanische Regierung verrechnet, wenn sie durch jene Verbote den Nerv der niederländischen Macht

zu lähmen glaubte. Denn da die Niederländer einsahen, daß sie den indischen Handel nicht entbehren konnten, suchten sie nun selbst den Weg nach Ostindien, und mit so gutem Erfolge, daß sie bald Niederlassungen daselbst anlegten und den Portugiesen einzelne Besitzungen entrissen. Die verschiedenen Handelsgesellschaften, die zum Betriebe dieser Unternehmungen an mehreren Orten entstanden waren, wurde 1602 zu einer allgemeinen ostindischen Compagnie vereinigt, welche die ausschließliche Erlaubniß zum Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung erhielt.

Indeß ruhte auch der Landkrieg nicht. Am merkwürdigsten ist in seinem Verlaufe die berühmte Belagerung von Ostende, das den Vereinigten Provinzen, die es noch inne hatten, als ein offenes Thor nach Flandern diente, und dessen Besitz eben darum den Spaniern äußerst wichtig war. Sie betrieben daher den Angriff mit ebenso vielem Eifer, als die Eingeschlossenen sich hartnäckig vertheidigten. Erzherzog Albrecht begann die Belagerung im Juli 1601, und erst im September 1604 ward Ostende durch den Genueser Ambrosio Spinola, einen ausgezeichneten Feldherrn, eingenommen. Als der Erzherzog seinen Einzug hielt, fand er nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Gräben. Die Einwohner selbst begaben sich nach Sluis; und es währte lange, ehe sich Leute fanden, die den mit faulenden Leichnamen und Todtengebeinen angefüllten Ort bewohnen wollten.

Am entscheidendsten wirkte das Glück der Holländer zur See, indem es den Geldmangel der Spanier immer drückender machte. Die amerikanischen Flotten waren stets in Gefahr, aufgefangen zu werden, und der portugiesische Handel ward immer mehr zerstört. Aus diesen Gründen, und weil eine Vereinigung der Provinzen mit Frankreich noch bedenklicher schien als ihre Selbständigkeit, wünschten der spanische Hof und der Erzherzog die Beendigung des Kampfes, und Spinola war nicht minder dafür. Doch stellten sich dem Abschlusse eines Definitiv-Friedens noch große Schwierigkeiten entgegen; daher wurde an einem Waffenstillstande gearbeitet. Gegen einen solchen erklärte sich zwar Moritz; aber die friedliebende Partei, an deren Spitze Oldenbarneveld stand, behielt die Oberhand, um so mehr, da auch auswärtige Vermittler, besonders Frankreich und England, dringend dazu riethen. So wurde denn zwischen Spanien, dem Erzherzoge und seiner Gemahlin auf der einen Seite, und den Vereinigten Niederlanden, die als freie Provinzen anerkannt wurden, auf der andern am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre unterzeichnet, welchem zufolge jeder Theil im Besitz

dessen blieb, was er im Augenblicke des Abschlusses inne hatte. Holland (nach diesem einzelnen Staate wurde häufig die ganze Republik benannt) behauptete die mitten im Kriege erworbenen Handelsverbindungen in Ostindien; es sah sich in die Reihe selbständiger Staaten versetzt, und genoß eines solchen Ansehens, daß seine Freundschaft von den anderen Mächten Europa's gesucht ward.

---

12. Italien; die Päpste; Sixtus V.

Der Ausgang der durch den Frieden von Cateau Cambresis für eine geraume Zeit geschlossenen Kämpfe zwischen Spanien und Frankreich hatte das Principat der erstern Macht in Italien fest begründet. Die ihrem Scepter unterworfenen Landschaften, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien, wurden in dauerndem Gehorsam gehalten; und die übrigen Staaten der Halbinsel wagten nicht, einer dem spanischen Interesse entgegengesetzten Politik zu folgen. Italien wurde von keinen Kriegsstürmen mehr erschüttert, es genoß des Friedens und der Ruhe, aber einer Ruhe, in welcher seine Bewohner erschlafften und von der Blüthe, der Höhe des Wohlstandes, dem schon die vielen Kriege seit dem Einfalle Karl's VIII. tiefe Wunden geschlagen hatten, immer tiefer herabsanken.

Venedig, dessen Handelsblüthe durch die neuen Wege nach Indien schon geknickt war, sah sich von den Türken auch im Mittelmeere immer lästiger beschränkt, und verlor viele Besitzungen an sie. In einem 1540 geschlossenen Frieden mußte es ihnen einige Plätze in Morea und mehrere Inseln abtreten. Dreißig Jahre nachher griffen die Türken mit großer Macht Cypern an, eine 1489 gemachte Erwerbung der Republik. Damals kam ein Bündniß zwischen ihr, Spanien und dem Papste gegen den allgemeinen Feind der Christenheit zu Stande, und der große Sieg von Lepanto (oben S. 6) wurde erfochten. Die Fruchtlosigkeit desselben erfuhren besonders die Venetianer; denn trotzdem sahen sie sich genöthigt, am 15. März 1573 einen verlustvollen Frieden einzugehen, in welchem sie Cypern abtraten. Der Friedensstand, der jetzt folgte, dauerte sehr lange; die Venetianer verweichlichten und verloren die Tugenden, welche zum Kriege und zur Behauptung einer Achtung gebietenden Stellung unerläßlich sind.

Nächst Venedig und Mailand war die bedeutendste Macht in Oberitalien die der Herzoge von Savoyen, da ihnen auch Piemont gehörte. Die Kriege Karl's V. und Franz I. waren ein harter Sturm für diese Länder. Herzog Karl III. (1504—1553) sah sich gänzlich in der kämpfenden Feinde Gewalt. Derselbe gerieth in einen Streit mit Genf und Bern, in welchem er an die erstere Republik die Hoheitsrechte, die sein Haus dort geübt, verlor, und an die letztere das Waadtland. Sein Sohn und Nachfolger Emanuel Philibert (1553—1580) wurde durch den Frieden von Cateau Cambresis in den von den Spaniern eingenommenen Theil seiner Länder wieder eingesetzt, und erhielt das Versprechen der gleichen Restitution von Seiten Frankreich's, die auch nachher erfolgte.

Cosmo von Medici, den wir als Herrn von Florenz und Siena kennen gelernt haben, wurde 1569 durch Pius V. zum Großherzog der nun unter dem Namen von Toscana vereinigten Gebiete erhoben. Doch wurde dieser Titel von den übrigen Staaten erst nach seinem Tode (1574), unter der Regierung seines Sohnes Franz anerkannt, als der kaiserliche Hof ihn 1576 bestätigte. Getreu dem alten Gewerbe ihrer Vorältern, fuhren die Großherzoge noch lange fort, Handel aller Art zu treiben; ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer in Amerika, und bei den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier; und nur dadurch wurde es ihnen möglich, bei den kostspieligsten Unternehmungen zu Pracht und Nutzen, und bei der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa zu bleiben.

Auf den päpstlichen Stuhl wurde nach dem Tode Pius IV. (9. December 1565) der Cardinal Ghislieri, der sich Pius V. nannte, erhoben. Als Dominicanermönch und als Inquisitor hatte er eine große Strenge des Lebens und der Gesinnung, und einen ungemeinen Eifer gegen den Protestantismus gezeigt. Diesem Systeme, welches er aus inniger Ueberzeugung für nothwendig und allein heilbringend hielt, folgte er jetzt noch entschiedener, und strebte, es mit unermüdlicher Thätigkeit, aber auch mit der Hartnäckigkeit, Heftigkeit und unerbittlichen Strenge, die in seinem Charakter lagen, durchzuführen. Das Volk, sagt ein berühmter Geschichtschreiber unserer Tage, war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch nie-

mals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt*). Wie er überhaupt ein peinliches Urtheil nie milderte, so verfolgte er besonders die Protestanten mit Unbeugsamkeit und bitterm Haß. Von der Inquisition verlangte er, daß sie auch längst begangenen Verbrechen nachforsche. Eine schon früher vorhandene päpstliche Bulle, genannt In coena domini, welche nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer derselben verflucht, befahl er an jedem grünen Donnerstage in allen katholischen Ländern feierlich abzukündigen; wogegen sich sogar Philipp II. setzte, weil auch diejenigen Fürsten darin mit dem Banne bedroht werden, die ihre Geistlichkeit besteuern. So vielen Anstoß der Papst aber auch gab, so war doch die Wirkung einer solchen Verfahrungsweise auf die katholische Kirche und ihre Entwicklung ungemein groß. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geschärft.

Pius V. starb am 1. Mai 1572. Sein Nachfolger, Gregor XIII., war von einer viel milderen persönlichen Gesinnung; aber das System seiner Regierung blieb ein strenges. Um dem Protestantismus entgegenzuwirken, begünstigte er die Jesuiten und stiftete Lehranstalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Bei der Nachwelt ist sein Name vorzüglich im Andenken geblieben durch die Verbesserung, welche er mit dem Kalender vornehmen ließ. Bei der Feststellung des Julianischen Kalenders war nämlich das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen und auf der nikäischen Synode verordnet worden, daß das Osterfest auf den Sonntag fallen solle, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgt. Damals, im J. 325, war dies Aequinoctium auf den 21. März gefallen; nach Jahrhunderten bemerkten die Astronomen aber, daß es sich von dem 21. März entfernt, und dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieser Erscheinung fand man jetzt darin: daß das tropische Sonnenjahr, oder die Zeit, in welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, weniger betrage als 365¼ Tage, nämlich nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Secunden; also habe man 11 Minuten und 12 Secunden zu viel angenommen. Diese Unrichtigkeit machte im Jahre 1582 schon einen Irrthum von 10 Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Astronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es mithin unmöglich bleiben, weil sonst die Jahreszeiten allmählig in andere Monate gerückt sein würden. Unter den verschiedenen Vorschlägen nun, welche dem Papste zur Verbesserung des Kalenders gemacht

*) Ranke, die römischen Päpste, Bd. I. S. 354.

wurden, genehmigte er den des Calabresen Aloysius Cilius; und nachdem noch andere einsichtsvolle Astronomen zu Rathe gezogen worden, wurde festgesetzt: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4. October 1582 den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Geleise zu kommen; und 2) daß man, um in dem Geleise zu bleiben, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlingsäquinoctium auf den 21. März fixirt werden. Gregor verordnete also, daß das Schlußjahr jedes Jahrhunderts nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr sein sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr sein. Bei dieser Einrichtung häuft sich der Unterschied von der Wahrheit erst nach 3600 Jahren zu einem Tage an. Durch eine Bulle vom 24. Februar 1582 ordnete Gregor die Einführung des neuen Kalenders an, und die ganze katholische Christenheit leistete Folge; aber die Protestanten verwarfen diese neue Einrichtung, theils weil sie sich dadurch einem päpstlichen Befehle zu fügen geschienen hätten, theils weil man auch den neuen Kalender nicht für fehlerfrei hielt. Erst im Jahr 1700 nahmen die Protestanten in Deutschland die verbesserte Zeitrechnung an, so daß in dem Kalender dieses Jahres auf den 18. Februar gleich der 1. März folgte*).

Zu den Zeiten Gregor's trat eine der schlimmsten Plagen Italien's hervor, das Unwesen nämlich der Räuber und Banditen, in welche sich bei dem dauernden Friedensstande die alten Söldnerschaaren verwandelten. Im Kirchenstaate vermehrten sich die Frevel dadurch, daß Gregor, um seine Einnahme zu vergrößern, viele Lehnsgüter einzog, wodurch mancher vertriebene Edelmann bewogen ward, sich an die Spitze bewaffneter Schaaren zu stellen, die raubend und mordend im Lande umherzogen. Auch die alten Parteien standen wieder auf, und bekämpften einander; die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt.

---

*) Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt. Uebrigens hatten die deutschen Protestanten die vom Papste vorgeschriebene Berechnung des Osterfestes damals nicht mit angenommen; vielmehr bestimmten sie es noch lange nach einer besondern Methode, und entschlossen sich erst 1775, dem Gregorianischen Kalender auch hierin beizutreten.

Gregor starb am 10. April 1585 in einem Alter von dreiundachtzig Jahren.

Sein Nachfolger Sixtus V. hat einen so berühmten Namen erworben, daß wir sein Leben ausführlicher erzählen wollen. Er war geboren am 13. December 1521 zu Grotte a Mare, einem zu dem Flecken Montalto gehörigen Orte in der Mark Ancona. Sein Vater, Namens Peretti, gehörte einem slavischen Geschlechte an, welches, vor den Türken flüchtend, in das päpstliche Gebiet gekommen und gänzlich verarmt war, so daß Sixtus späterhin selbst scherzend zu sagen pflegte, er stamme insofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hause, als sein väterliches Dach durchlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Da seine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter in Dienst, dessen Schweine er hüten mußte. Einst zeigte er einem vorbeireisenden Franciscaner, der nach Ascoli gehen wollte und sich verirrt hatte, den rechten Weg, und entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und ihm Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Der Franciscaner nahm ihn hierauf mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem dreizehnten Jahre (nach einer andern Erzählung sogar schon im elften) völlig als Mönch eingekleidet wurde und, als ahnte er gleichsam das Ziel, das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnamen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Eifrig legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch seltenen Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünctlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er mußte aber oft die Klöster und Städte wechseln; denn eben dieser Eigensinn und ein Streben, Andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Streitsucht, indem er jeden herausforderte, und vermöge seiner großen Geistesgewandtheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägeren und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bei den Oberen, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschiedene schrift-

stellerische Versuche machten ihn von nun an immer bekannter, so daß er bald hierhin, bald dorthin als Lehrer gesandt ward. Auch nach Rom kam er, und erwarb sich dort durch seine Predigten die Freundschaft des Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen gescheuten und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter; und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursache, warum er jeden Ort so bald wieder verließ. Seine bekannte Gemüthsart verschaffte ihm 1557 den Posten eines Ketzerrichters im venetianischen Gebiete. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwei Jahren schon wieder entfernen mußte. Er traf in Rom ein, als Papst Paul IV. eben gestorben war, und der Pöbel, erbittert auf die Inquisition, alle Gefängnisse derselben öffnete, die herrliche Bildsäule des Papstes zerschlug und beschimpfte, und sich gewiß auch an seinem Leichnam vergriffen hätte, wenn die Wache nicht so stark gewesen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, sagte der Pater Felix zu seinen Freunden, so könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papste widerfährt.“

Dennoch sandte der neue Papst, Pius IV., 1560 ihn noch einmal dorthin, und er ließ in nichts von seinem Eifer nach. Bald forderte er Einen zur Verantwortung vor sich, bald sprach er gegen einen Andern den Bann aus; und als ihn der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquisitor den Proceß mache, doch nach den Landesgesetzen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müsse, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Marcuskirche heften. Aber darauf folgte schnell ein Befehl, ihn für diese Verwegenheit ins Gefängniß zu setzen. Er entkam eben noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entschädigte ihn der Papst bald durch andere Aemter und einzelne ehrenvolle Aufträge. Im Jahre 1565 begleitete er als Gesandtschaftstheologe den Cardinal Buoncompagno (den nachmaligen Papst Gregor XIII.), der als Legat nach Spanien ging. Hier erwarb er sich bald ein großes Ansehn, und König Philipp II., vor dem er predigte, wollte ihn zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück.

Noch in demselben Jahre war Pius IV. gestorben, und sein Nachfolger Pius V. war ein alter Freund Peretti's, der die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterwegs empfand; er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franciscanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchste

Gunst, die der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde, welcher ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi hinzugefügt war. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte Cardinal Montalto. Nachher ertheilte ihm Pius V. noch das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaat.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen. Auch unter Gregor XIII. nahm er den Schein der Bescheidenheit und der Genügsamkeit an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er Allen die Hoffnung, als werde er es Denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machten; ja als sein Neffe Franz Peretti um seiner schönen Frau willen (wie man allgemein glaubte, auf Anstiften eines Herzogs von Orsini) auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm dieserhalb ihr Beileid bezeigten, schien er sehr gefaßt darüber zu sein, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke suchte er so sehr das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauscapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Begierde zu herrschen nichts mehr sehen. Auch soll er sich weit älter gestellt haben, als er wirklich war, mit der Miene eines kranken, hinfälligen Greises hustend einhergegangen sein, und viel von seinem nahen Tode gesprochen haben. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Nach dem Tode Gregor's XIII. waren im Conclave die Parteien sehr getheilt, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in

der Capelle, auf dem sogenannten Wege der Adoration, laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, heißt es, sah man den gebückten keichenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehn eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wollte er führen), als wir noch Cardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich Viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent sein zu wollen*). Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Palaste anordneten, und gab sogleich selbst Befehle, die von großer Klugheit zeugten. Seine Neigung zum Herrschen trat alsbald so entschieden und lebhaft hervor, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt ein Zeitgenosse von ihm, eine bewunderswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus jenen Mord seines Neffen ganz leise, und fügte dann hinzu: „So wie wir euch Alles verzeihen, was ihr dem Hause Peretti Böses zugefügt habt, so werden wir euch das doch nie vergeben, was ihr gegen den Sixtus begehen solltet. Geht sogleich, und entlaßt aus eurem Gebiete alle Banditen, denen

*) Viele dieser und ähnlicher Züge beruhen auf der Annahme, daß Sixtus nur durch listige Verstellung Papst geworden sei, indem die Cardinäle ihn in der Erwartung, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe und sich bei seiner großen Schwächlichkeit mit leichter Mühe leiten lassen werde, gewählt haben sollen. Aber die ganze hierauf bezügliche Erzählung ist höchst zweifelhaft. S. Ranke a. a. O. Bd. I. S. 443 u. Bd. III. 317 fg. Ueberhaupt schreiben sich in dem Leben dieses Papstes viele Anekdoten aus einer sehr trüben Quelle, seiner Biographie von Leti, her; doch können sie schon deshalb nicht füglich alle weggelassen werden, weil manche davon so gäng' und gebe sind, daß oftmals darauf angespielt wird.

ihr bisher Aufnahme und Schutz zugestanden habt. Geht und gehorcht!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden Viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit entgangen, pflegten sich noch rechtzeitig von selbst einzustellen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung erledigt zu sein. „Wie?" rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte, „ist es euch noch nicht genug, daß die Richter dreizehn Jahre hindurch (während Gregor's XIII. Regierung) geruht haben? Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist Noth; und damit Jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peter's Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen, so wollen wir schlechterdings, daß gleich an unserm Krönungstage vier der Strafbarsten hingerichtet werden sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sei nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschützen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden. In der That that Strenge Noth. Außer den unter der vorigen Regierung so sehr überhand genommenen Banditenfreveln gewahrte man in Rom eine außerordentliche Sittenlosigkeit, Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern und Weibern; und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch die Staaten zerstreut, ja noch achthundert fremde Soldaten aus Corsica kommen lassen. Allein sie hatten sämmtlich nicht die mindesten Dienste geleistet. Kaum war Six-

tus Papst geworden, als er alle diese unnützen Waffenknechte abschaffte, ja sogar die Zahl der Häscher um die Hälfte heruntersetzte. Er wollte zeigen, daß er sich selbst genug sei. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen, war sein weiser Grundsatz. Ein junger Mensch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltsam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, da er dem Papste ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, seine Lossprechung leicht erhalten zu können; allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich deiner Freundschaft mit Vergnügen; doch dieses geht deinen Neffen nichts an. Willst du sein Fürsprecher sein, so sei es bei Gott für seine Seele." Wirklich wurde der junge Mensch in Kurzem vor dem Hause aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte; und als Sixtus erfuhr, daß ein paar Richter bei der Untersuchung der That eine unschuldige Wendung hatten geben wollen, ließ er einen derselben auspeitschen, und den andern jagte er fort. Allen Baronen und Gemeinden ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, und ihre Gebiete von ihnen zu reinigen. Sobald die Sturmglocke geläutet würde, sollte Jedermann sich bewaffnet einfinden, um gemeinschaftlich so viele todtzuschlagen oder zu fangen, als man erreichen könne. Für den Schaden, den entwischte Räuber anrichten würden, sollten die Barone und Gemeinden haften, und noch außerdem den gleichen Betrag an die päpstliche Kammer zahlen. Alle Großen, welche die Banditen auf irgend eine Art beschützen würden, sollten sammt ihrer Familie auf immer aus dem Kirchenstaate verbannt, ihre Häuser und Schlösser geschleift und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preise auf die Köpfe der Banditen gesetzt, und alle eingesandte Köpfe wurden über den Stadtthoren zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgesteckt. Einst ging der Papst durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher. „Wer bist du?" fragte er ihn hastig. Zitternd sagte es jener. „Du Lügner!" fuhr ihn der Papst mit fürchterlicher Stimme an, „wie kannst du der Anführer der Landhäscher sein, da du in der Stadt umherspazierst? Werft ihn in Ketten!" Am Abend ließ er ihn zu sich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in acht Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchstrich der Häscherhauptmann mit seinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen nebst den Köpfen von drei umgebrachten, wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

Viele hatten geglaubt, das sei nur das erste Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde· aber diese irrten sich. Bis

zu seinem letzten Athemzuge beseelte ihn der gleiche Eifer für die Ruhe seiner Staaten und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewunderns=würdig schnell. Was Niemand für möglich gehalten hatte, sah man jetzt durch des Papstes, freilich mit Grausamkeit und Willkür gepaarte Strenge verwirklicht. Sicherheit war an die Stelle der außerordentlichen Ver=wilderung getreten, und noch war Sixtus kein Jahr Papst, als die Ban=diten beinahe vertilgt waren. Auf die Klagen benachbarter Fürsten, daß die aus dem Kirchenstaate verscheuchten Räuber nun ihre Gebiete über=schwemmten, soll Sixtus geantwortet haben: „Sie mögen nur meinem Beispiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon hinausbringen." Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden den Hut ins Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und nun hatten die Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel, Namens Tasca, der in Rom lebte, hatte eine seiner Beischläferinnen seinem Verwalter zur Frau gegeben, und lebte mit ihr in fortdauerndem Ehebruche. Als er deswegen eingezogen wurde, behauptete er, die römischen Gesetze seien für ihn als Ausländer nicht vorhanden. „Gut," sagte Sixtus, „sie können alle drei an einem neapo=litanischen Strick gehängt werden." Wirklich wurden der Verwalter und die Frau gehängt, und Tasca kam auf die Galeeren. Zaudern war dem Papste in allen Dingen so verhaßt, daß er die Richter dringend er=mahnte, alle peinlichen Processe schleunigst zu Ende zu führen, indem er weit lieber die Galgen und Galeeren als die Gefängnisse angefüllt sähe.

Durch diese schnelle Gerechtigkeitspflege hatte er sich bald so furcht=bar gemacht, daß man sogar im Scherze, wenn Jemand etwas Verfäng=liches sagte, die drohende Erinnerung machte, daß „Sixtus regiere!" Ja Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!" ihre ungezogenen Kinder zum Schweigen. Solche Furcht unterhielt er selbst sehr sorgfäl=tig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wohl Kund=schafter besoldete, die ihm Alles anzeigen mußten. Ließ er doch sogar Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren; was einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasqui=nade gab. Man fand eines Morgens die Bildsäule des Apostels Pe=trus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Pau=lus einen Zettel, mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen," lautete die Antwort, „ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Pro=ceß macht."

Indessen war Sixtus nicht bloß der strenge Richter, sondern auch der weise Versorger seines Volks, und thätiger Beschützer der Gewerbe und Künste. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher. Den vielen Müßiggängern gab er Beschäftigung, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herstellte; heruntergekommene Arbeiter unterstützte er mit baaren Vorschüssen; und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen nähmen und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie schnell liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen! Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle Diejenigen, die ihm einst im niedern Stande Dienste erwiesen hatten, einen guten Namen. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Palast auf dem Monte Cavallo sowie den Vaticanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von viertausend Arbeitern in drei Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von zwanzig italienischen Meilen, in unterirdischen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300,000 Gold-Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den vierzig ägyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Rom gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten; allein er stand hinter der Sacristei der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben und an einen Ort bringen lassen, wo er besser ins Auge fiele; jedoch die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt; denn der bloße Schaft dieser ungeheuren Granitsäule wog gegen 992,000 Pfund. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte das Meisterstück der damaligen Maschinenkunst, indem er diese außerordentliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde hob, und dann in zweiundfunfzig abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinschaffte. Achthundert Menschen und hundertundvierzig Pferde wur-

den dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen; der Baumeister befand sich auf einem erhöhten Sitze, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich. Am 30. April 1586 begann die Arbeit, in den heißen Sommermonaten ruhte sie, im September wurde sie vollendet. In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Mehrerer gemeinnütziger Anlagen und Gebäude zu geschweigen, vollendete er namentlich auch die berühmte Kuppel der neuen Peterskirche. Den Bau dieser letztern hatte Julius II. unter Leitung des berühmten Baumeisters Bramante begonnen; Leo X., Paul III. und Gregor XIII. hatten ihn fortgeführt. Sixtus trieb auch bei diesem Anlasse nach seiner Weise den Baumeister so sehr an, daß mit Hülfe von sechshundert Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, das ganze Werk in zweiundzwanzig Monaten zu Stande kam.

So viel that ein Mann, der in seinem vierundsechzigsten Jahre zur Regierung kam und in seinem neunundsechzigsten schon die Welt verließ! Und trotz so kostspieliger Unternehmungen legte er, der völlig erschöpfte Cassen vorfand, in den drei ersten Jahren drei Millionen Scudi (fünf Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um Ersparungen zu machen, vernachlässigte er sich selbst sehr; er soll sogar geflickte Hemden getragen haben. Aber die haushälterischen Einrichtungen allein genügten bei weitem nicht; daher ging Sixtus, um so große Summen herbeizuschaffen, auf dem von seinen Vorgängern eingeschlagenen Wege fort, welcher der Staatswirthschaft zuletzt verderblich werden mußte. Zwei Dinge waren Hauptquellen der päpstlichen Einkünfte: der Verkauf von Aemtern, die Sporteln trugen, aus welchen die Käufer sich bezahlt machten; und Anleihen. Sixtus schöpfte aus beiden in noch größerem Maße als die früheren Päpste, er erhöhte die Preise der schon bestehenden Aemter und schuf neue. Die Zinsen der Anleihen wurden durch drückende Auflagen und Lasten bestritten*).

Als geistliches Kirchenoberhaupt bemühte sich Sixtus ernstlich für die Erhöhung seines Ansehns, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Darum unterstützte er Philipp II. eifrig in

*) **Ranke**, a. a. O. Bd. I. S. 401 ff. und S. 463 ff.

dessen Kriege gegen Elisabeth von England; andererseits aber fürchtete er, daß der päpstliche Stuhl von der spanischen Macht zuletzt als ein willenloses, ganz abhängiges Werkzeug behandelt werden könnte, und arbeitete daher heimlich daran, sie zu schwächen. Ja er soll ernstlich daran gedacht haben, die alten päpstlichen Ansprüche auf das Königreich Neapel, sobald Philipp II. gestorben sein würde, mit Waffengewalt geltend zu machen. Obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften oder Satiren auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasian's gedacht: ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte (27. August 1590). Der Pöbel, aufgebracht über die schweren Abgaben, jubelte laut, und riß im wilden Taumel die Bildsäule eines seiner größten Regenten nieder.

---

13. Italienische Kunst und Literatur.

Während der Zustand der italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend, und alle Kräfte in Bewegung waren, gediehen die geistigen Bestrebungen weit besser als nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Zeit vom Ausgange des funfzehnten bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts glänzt als das goldene Zeitalter der italienischen Kunst und Literatur; und diese haben so folgenreich auf die höhere Cultur von ganz Europa gewirkt, daß wir hier nothwendig einen Blick darauf werfen müssen, indem wir zugleich bei der Geschichte einiger der berühmtesten Künstler etwas länger verweilen.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lernten die Maler in Toscana durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspective, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrem Kunstelemente immer freier bewegen. Von denen, welche in Florenz auf diese Weise die höchste Blüthe der Malerei vorbereitet haben, nennen wir hier nur drei der berühmtesten: **Benozzo Gozzoli, Domenico**

Ghirlandajo und Andrea Verocchio. Auch in anderen Gegenden Italien's gelangte diese Kunst nunmehr zu höherer Ausbildung und Eigenthümlichkeit des Charakters; im Kirchenstaat zeichnete sich Pietro Vannucci aus, von seinem Aufenthaltsorte gewöhnlich Pietro Perugino genannt; zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellino, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Männer. Der Charakter der verschiedenen Richtungen, welche sich dergestalt allmählig heranbildeten, wird sich am deutlichsten bei der nähern Betrachtung der größten Meister ergeben, in deren Werken sich jede von ihnen am vollständigsten ausgeprägt hat; wir meinen: Leonardo da Vinci, Michael Angelo, Raphael, Correggio und Titian.

Leonardo da Vinci, so genannt von dem Flecken Vinci im Arnothale unweit Florenz, wo er 1452 geboren ward, fühlte schon als Knabe eine außerordentliche Begierde, etwas Herrliches zu schaffen und damit vor Anderen hervorzuleuchten. Da er sich zuerst auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn bei dem schon erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unablässiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die Werkstätte gefesselt, und endlich brachte er es dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemalt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein paar Stunden auf der Geige und dichtete artige Lieder. Dabei focht er auch trefflich, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an; denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Sein Gespräch aber war geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er dachte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere, ihrem Bau nach, gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studirte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen; auch hat er mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen

Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas Tüchtiges hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drei Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik; wie er denn auch in der Folge vom Herzoge von Mailand dazu gebraucht wurde, Canäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt redende Beweise seiner Kenntnisse auf diesen Gebieten. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände u. dgl., um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem beharrlichen Fleiße, daß auch das Allerkleinste vollendet sein mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Einbildungskraft gern an allerlei wunderlichen und seltsamen Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, und gefiel sich darin, durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradiese vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße getreu nach der Natur gebildet waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kenntnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz' I. in Mailand; denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der sich von selbst einige Schritte fortbewegte, und sich dann die Brust öffnete, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch dergleichen gehörte nur zu seinem Zeitvertreib. Als Maler schuf er große Werke im edelsten Stile, worunter ein Wandgemälde, im Refectorium der Dominicaner in Mailand, von welchem jetzt leider nur noch unscheinbare Spuren zu sehen sind, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apostel mit dem Heiland in einer Reihe zu Tische sitzen. Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Man erzählt, daß er den Judaskopf lange unausgeführt gelassen, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, habe diesen Grund nicht begreifen können, und die Schuld auf des Malers Trägheit geschoben; dieser habe sich zuletzt beim Herzoge darüber

beschwert, und endlich, mit Bewilligung desselben, aus Rache dem Judas, nur mit einiger Caricatur, das leibhaftige Gesicht des Priors gegeben.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonardo, der seit 1482 in seinen Diensten war, eines ehrenvollen Jahrgehalts, und ward Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler; wie er denn auch in der Capelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner zwei Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1499 ward er mit dem berühmten Michael Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die als Meisterstücke beider Maler angesehen wurden. Jetzt sind sie nicht mehr vorhanden. Seit dieser Zeit entstand zwischen ihm und jenem Künstler Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michael Angelo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm, schon sehr bejahrt, die oft wiederholte Einladung Franz' I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der Monarch oft in Fontainebleau, woselbst auch Leonardo 1519 starb.

So wie Florenz die Wiege der neueren Malerei gewesen, so sollte sie auch daselbst zuerst zum reifen Mannesalter erstarken, und dies geschah durch Leonardo da Vinci. Während man bisher Licht und Schatten, wodurch die auf einer Fläche vorgestellten Körper rund erscheinen, lediglich nach einem mehr oder minder richtigen Gefühle angebracht hatte, war es ein Hauptziel der genauesten Beobachtungen und anhaltenden Studien des Leonardo, über die Art, wie dieselben auf einen Körper wirken, bestimmte Gesetze aufzufinden. Da ihm das endlich gelungen, so wußte er durch die Anwendung derselben auf seine Gemälde diesen einen Grad der Modellirung zu geben, dergleichen man vor ihm noch nicht gekannt hatte. Und da er damit eine treffliche Zeichnung, Freiheit und edlen Stil in der Composition, eine hohe Idealität in Charakter und Ausdruck, endlich die sorgfältigste Ausführung vereinigte, mußten seine Werke, für alle Zeiten bewundernswürdig, für die seinige zugleich höchst lehrreich sein.

Michael Angelo Buonarotti stammte von vornehmen Aeltern, und ward 1474 auf einem Landschlosse im florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines

Vaters Schlosse ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und der Vater schickte ihn zu einem Maler in Florenz. Einige Copien, die er hier verfertigte, zogen die Bewunderung des Lorenzo von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Malerakademie aufnahm, an seine Tafel zog und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Politian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschaute, und seine Entwicklung befördern half.

Michael Angelo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unablässiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten halfen seinem großen Geiste diese Wunder hervorbringen. Er war achtzehn Jahre alt, als sein Gönner Lorenzo starb. Jetzt bereiste er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Hier bildete er einen schlafenden Liebesgott von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike auffinden zu lassen. Er that es, und als der Fund gemacht worden, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, zweihundert Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, bewies durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms, daß das Werk das seine sei, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Fortan war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Geld und Ehren überschüttet. Als er bei den Unruhen, welche die Verjagung der Mediceer zur Folge hatte, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von zwölftausend Thalern mit. Er starb zu Rom 1564.

Michael Angelo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk), und hielt die Oelmalerei für eine Weiberbeschäftigung. Eine Kunstart reichte zur Beschäftigung dieses Riesengeistes nicht aus; er umfaßte vielmehr mit gleicher Energie Sculptur, Malerei und Baukunst. In allen dreien gehen seine Ideen häufig ins Colossale; so die Statue seines Moses, für das Grabdenkmal des Papstes Julius II.; so seine Propheten und Sibyllen an der gewölbten Decke, sein jüngstes Gericht an der einen Seitenwand der Sixtinischen Capelle zu Rom; so auch seine Kuppel der

Peterskirche; alles Werke, durch die er sich vorzüglich verewigt hat. Der Zeichnung war er in einem Grade Meister, daß es ihm, wie keinem Andern, gelungen ist, den Menschen in den schwierigsten Lagen und Stellungen darzustellen. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, zumal jener Propheten und Sibyllen, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Nur in der spätern Zeit ließ er sich von der Lebendigkeit seiner Phantasie und seiner großen Meisterschaft zuweilen verleiten, das richtige Maaß in Stellung und Bewegung seiner Figuren um etwas zu überschreiten.

Raphael Sanzio, der Luther der Malerei, von seinen Landsleuten der Göttliche genannt, ward 1483 am Charfreitage, etwa zwei Monate später als Luther, zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter, aber armer Maler, bei dem der Knabe sich schon in zarten Jahren übte; da er ihn aber früh verlor, so ward er nach Perugia zu dem schon genannten Pietro Perugino gebracht. Nach dem Verlaufe einiger Jahre konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Cabinette auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino; als er aber von den herrlichen Cartons des Leonardo da Vinci und des Michael Angelo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines trefflichen Malers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich jetzt zugleich mit dem größten Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective. Endlich öffnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche und Raphael's Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatican ausschmücken lassen wollte. So entstand denn jene Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnimmt, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen; das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homer's, Virgil's und Dante's angebracht

hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur die Gemälde von einer Decke, welche sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten gemalt hatte. Nach Julius' II. Tode ward Leo X. sein Beschützer. Alles sollte Er malen; und da er sich doch immer nur Einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde (Logen) in einer Galerie im ersten Hofe des Vatican entstanden, die größtentheils von seinen Schülern ausgeführt wurden.

Raphael ist nicht bloß als ein Enkel der florentinischen Schule zu betrachten, insofern sein Lehrer Pietro Perugino, wie Leonardo da Vinci, bei Andrea Verocchio gelernt hatte, sondern ihr vorzüglich deshalb sehr innig verwandt, weil er die Richtung derselben, die vorzugsweise auf Ausbildung der Composition und Form, sowie der Idealität in Charakter und Ausdruck geht, in ihrer höchsten Vollendung dargestellt hat. Ihm ist es vergönnt gewesen, die durch zweihundertjährige Anstrengung ausgezeichneter Geister allmählig zu völliger Reife gediehene Frucht zu brechen. In der eigenthümlichen Sprache seiner in allen ihren Theilen mündig und frei gewordenen Kunst drückt er alle menschlichen Zustände, von der höchsten Ruhe durch alle Mittelstufen bis zur gewaltsamsten Leidenschaft, in den verschiedensten Charakteren und den mannichfaltigsten Verbindungen, mit der größten Leichtigkeit so durchaus erschöpfend aus, daß es schwer wird, sich darüber auf eine dieses Genius erster Art würdige Weise auszusprechen.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Leutseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte Niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, so daß er seine eigene Größe nicht zu kennen schien. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb am 7. April 1520 in der Blüthe seines Lebens, im siebenunddreißigsten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes hochberühmtes Gemälde, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Rom's, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles,

was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist — ruft ein begeisterter Darsteller seines Lebens aus —, von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert! Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen; denn da Er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend in wohlverdientem Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen."

Antonio Allegri, von seinem Geburtsort gewöhnlich Correggio genannt (geb. 1494, gest. 1534), entfaltete sein wunderbares Talent zu Parma. Wenn man von irgend einem Künstler sagen kann, daß er der Liebling der Grazien gewesen, so ist es gewiß dieser, da bei keinem andern alle Theile der Kunst so von den Gaben derselben durchdrungen sind. In den Compositionen wie in den einzelnen Figuren gewahrt man nichts Gewaltsames oder Eiliges, sondern alle Stellungen sind gemäßigt und die Umrisse wunderbar fließend, so daß das Auge nicht müde wird, den sanften Schwingungen der Linien zu folgen. Seine Köpfe athmen eine so anmuthige, selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Um solche Wirkung zu vollenden, spielt in seinen Bildern das hellste Licht mit den blühendsten, frischesten Farben. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln, und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Widerscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vortheil daraus zu ziehen verstanden. Zugleich war er der größte Meister für Verkürzungen, wie dieses zwei Kuppeln zu Parma, die er in Fresco ausgemalt hat, beweisen. Vier große Altarblätter in Dresden, worunter die berühmte Nacht, d. i. eine Anbetung der Hirten, auf welcher das Licht vom Kinde ausgeht, und ein fünftes zu Parma, sind das Vorzüglichste, was wir an Oelgemälden von ihm besitzen.

Titiano Vecellio (geb. 1477 zu Cadore im Friaul, gest. 1576) war der Meister, in dem die Bestrebungen der venetianischen Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung erreichten. Ohne sich zum Idealischen zu erheben, sind Titian's beste Werke von einer unübertrefflichen Lebendigkeit und Naturwahrheit; und die Farben feiern darin durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung unter einander ihren höchsten

Triumph. Für die Abstufung der Töne im Fleische hatte er ein so feines Gefühl, daß ohne tiefe Schatten zu suchen, dennoch Alles gehörig gerundet erscheint. Zu den berühmtesten unter seinen zahlreichen Werken gehören zwei große Kirchenbilder zu Venedig, der Tod des heiligen Petrus Martyr und eine Himmelfahrt Mariä; eine Venus zu Florenz, eine Danae zu Neapel u. a. m.

Gleichzeitig oder nur wenig später lebten an den genannten Orten mit diesen größten Meistern andere, die ihnen würdig zur Seite stehen; als zu Florenz Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo, in Rom Giulio Romano und Perin del Vaga, in Venedig Giorgione da Castelfranco und Pordenone, u. a. m. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts sank indeß die Malerei in Italien, mit Ausnahme von Venedig, wo sie sich auf einer gewissen Höhe erhielt, sehr herab. Hauptsächlich war hieran eine mißverstandene Nachahmung jener großen Meister schuld, und der verkehrte Begriff von Meisterschaft, die man besonders in der Schnelligkeit, womit ein Werk vollendet wurde, suchte. Vor Allen wurde Michael Angelo kleineren Geistern verderblich, welche durch Uebertreibung ihren Werken seinen Geist einzuhauchen glaubten. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erfuhr die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci (geb. 1555, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, eine Art von Reform, indem diese wieder ein sehr gründliches Studium der Antike und der Natur aufbrachten, und so ausgerüstet dahin strebten, das Vorzügliche eines jeden der oben genannten großen Meister in ihren Werken zu vereinigen. Auch gelang ihnen dies wenigstens insoweit, daß durch eine Anzahl ihrer Schüler, von denen wir nur Guido Reni und Domenichino als die vorzüglichsten nennen wollen, die Malerei bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung gewann.

Die Bildhauerkunst sank in Florenz nach dem Tode Ghiberti's, dessen wir im Mittelalter gedachten, und wurde erst durch Michael Angelo wieder gehoben, der auch in dieser Kunst Erstaunliches leistete. Sein Einfluß auf die Späteren war hier ein ähnlicher, wie in der Malerei, wenn er gleich nicht in demselben Grade schädlich war. Mehr als andere Künstler befreite sich davon Johann von Bologna, der durch zahlreiche Werke in Bronze die Sculptur während des sechszehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt, von welcher sie jedoch bald nach ihm gänzlich herabsank.

In der Baukunst richtete man seit Brunelleschi die Augen immer

mehr auf die antiken Denkmale, und bildete sie nach dem Muster derselben auf eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene Weise aus. Der berühmte Bramante, dessen schon oben gelegentlich erwähnt ist, hat sich durch zahlreiche Gebäude in Rom als einen der größten Baumeister der neueren Zeit erwiesen. Michael Angelo, der ihm folgte, übertraf ihn an Kühnheit, stand ihm aber an Reinheit des Stils etwas nach. Wir nennen hier nur noch den Palladio (geb. 1518, gest. 1580), der in vielen Palästen zu Venedig und seiner Vaterstadt Vicenza, noch mehr aber in einer großen Zahl von Landhäusern, einen edlen und einfachen Geschmack mit großer Bequemlichkeit zu verbinden wußte. In Rom gerieth die Architektur nach Michael Angelo allmählig in Verfall.

Auch in den redenden Künsten traten in dieser Periode unter den Italienern herrliche Geister auf. Das mit so vieler Begeisterung, ja Leidenschaft, ergriffene Studium der Alten zeigte seinen großen Einfluß nicht nur bei Denen, die Lateinisch schrieben und dichteten, sondern auch in der Nationalliteratur. Vor Allen ist hier der berühmte Nicolo Macchiavelli zu nennen (geb. zu Florenz 1469, gest. 1527). Er war Staatssecretair der florentinischen Republik, diente ihr in den wichtigsten Geschäften, und wurde unter andern zwanzig Mal als Gesandter an auswärtige Höfe geschickt. Seine republikanische Gesinnung stürzte ihn ins Verderben. Als die Mediceer 1512 wieder die Oberhand gewannen, wurde er beschuldigt, an einer Verschwörung gegen sie Theil genommen zu haben, und mußte deswegen sogar die Folter erdulden. Doch hatte das Unglück nicht vermocht, seinen Geist niederzudrücken. Als er wieder in Freiheit gesetzt war, wandte er seine Muße auf schriftstellerische Arbeiten, die an Kraft und Schönheit der Darstellung den Werken der Alten an die Seite gesetzt zu werden verdienen, aber auch der Gesinnung nach einen mehr heidnischen als christlichen Geist athmen. Nächst seiner florentinischen Geschichte sind besonders seine Betrachtungen über Livius und sein Buch vom Fürsten berühmt. Ueberhaupt erzeugte in der jetzt von uns beschriebenen Periode kein Land für die Bearbeitung der Geschichte in der Muttersprache so classische Schriftsteller als Italien. Wir erinnern nur noch an Francesco Guicciardini, der die Geschichte Italien's von 1494 bis 1532, an Paolo Sarpi, der das Tridentinische Concilium, und an Arrigo Caterino Davila, der die bürgerlichen und religiösen Unruhen in Frankreich während der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts beschrieben hat.

Unter den Dichtern dieser Zeit strahlen vor Allen Lodovico Ariosto (geb. 1474, gest. 1533) und Torquato Tasso (geb. 1544, gest. 1595)

hervor. Jener stellt uns in seinem rasenden Roland ein großes, mannichfach bewegtes, mit üppigem Pinsel entworfenes Bild einer reich geschmückten Wunderwelt vor Augen, das in den anmuthigsten Farben glänzt, in dem Ernst und Scherz kühn und großartig gemischt sind; in dem befreiten Jerusalem des zweiten tönt uns aus dem Zauber der wohllautendsten Sprache ein starkes Gefühl und eine fromme Begeisterung entgegen. Beide Werke wurden Gegenstand der höchsten Bewunderung und Liebe der Nation durch alle Stände. Neben diesen Dichtern ist der gedanken- und schwungreiche Guarini (geb. 1537, gest. 1612) zu nennen, dessen Pastor fido in ganz Europa gelesen und bewundert wurde. Mit ihm war die ächte poetische Kraft in Italien erschöpft; er selbst steht schon an der Gränze, und ist nicht ganz frei von Uebertreibungen. Etwa ein Menschenalter nach ihm trat Giambattista Marini auf, ein Dichter voll Weichlichkeit, Ueppigkeit, Schwulst und gekünstelter Witzesspiele. Der gesunkene Geschmack nahm dies für Schönheiten, und fand so großes Wohlgefallen daran, daß fast alle italienische Dichter fortan im Stil Marini's schrieben, und dadurch den völligen Verfall des poetischen Sinnes bekundeten.

In den strengen Wissenschaften blieben die Italiener gleichfalls nicht zurück; ja es stand unter ihnen ein Mann auf, Galileo Galilei (geb. 1564, gest. 1642), der sich durch seine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Physik erworben hat. Schon in seinem neunzehnten Jahre führte ihn das Hin- und Herschweben einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, deren Entdeckung und erste Benutzung zur Abmessung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Der Ruf seiner Kenntnisse verschaffte ihm schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre (1589) eine Professur der Mathematik zu Pisa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche sehr interessante Versuche, aus denen er die Gesetze der Geschwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weiteren Untersuchungen zeigte sich ihm die Unhaltbarkeit vieler Meinungen des Aristoteles in Hinsicht auf Naturerscheinungen; aber dieser Philosoph galt damals noch in jeder Rücksicht für so untrüglich, daß von seinen Sätzen abzuweichen als der größte Frevel, jeder Reformversuch als Ketzerei erschien. Die Wuth der Gegner war so groß, daß der junge Professor schon nach zwei Jahren seine Stelle niederlegen und Pisa verlassen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem venetianischen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua

berufen; und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, kam er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines holländischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er alsbald seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihren Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sieben Sterne unterscheidet, sechsunddreißig. Jetzt ahnte er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Von diesem Jahre an setzte er seine Entdeckungen in Florenz fort, wohin ihn Cosmo II. von Medici, als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war gering gegen die Last des Neides, die den großen Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die Copernicanische und Ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einen gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des Erstern das Uebergewicht hatten. Nun war das Ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem; ja das Copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua X., 12. 13.) streite. Die Mönche predigten daher öffentlich gegen Galilei, wobei einer gar witziglich den biblischen Spruch (Ap. Geschichte I., 11.) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahm; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sei er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congre=

gation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinde, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweise lebte sein Gönner Cosmo nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahreszeit, mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er, zur ewigen Schande des römischen Hofes, von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend und die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Juni 1633). Die Formel lautete: „Mit aufrichtigem Herzen und ungeheuchelter Ueberzeugung schwöre ich ab, verdamme und verabscheue die vorbezeichneten Irrthümer und Ketzereien" (Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses). Im Aufstehen stampfte er angeblich mit dem Fuße und brummte in den Bart: „und dennoch bewegt sie sich!" Hierauf wurde ihm sein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, durch welches er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen David's zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert hat*).

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er blind und taub; aber trotzdem hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß," schreibt er 1637 an einen Freund, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ichs auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf." Endlich starb er, im fünfundsiebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatze „letzter Schüler des Galilei" zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz, neben dem Grabmal des Michael Angelo, beigesetzt.

---

*) Vgl. Libri, Galileo Galilei. Aus dem Französ. mit Anmerkungen von Carové, S. 73 ff.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.
Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Zweiter Abschnitt.
Die Hugenottenkriege in Frankreich und Heinrich IV. (bis 1610).

1. Johann Calvin.

Der Geschichte Frankreich's in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die von religiösen Kämpfen erfüllt ist, müssen wir das Leben des jüngsten der berühmten Reformatoren voranschicken, dessen Lehren auf diese Bewegungen den größten und entschiedensten Einfluß übten.

Jean Chauvin*), latinisirt Calvinus, war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, wo sein Vater königlicher Procurator war, geboren. Der Knabe ward mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen und mit diesen auch nach Paris geschickt, um dort das Collegium de la Marche zu besuchen, dessen Vorsteher, Mathurin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame, fleißige und außerordentlich begabte Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler. Eine lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsam-

*) Andere schreiben Cauvin oder Caulvin.

keit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschaffte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen; so sinnlos verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er dieser Laufbahn nicht lange treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems heftig an zu wanken; und als diese Zweifel die Stärke der Ueberzeugung erhalten hatten, wurde es ihm unmöglich, länger der Kirche zu dienen. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," drückte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren; worein auch sein Vater, der ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in Kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer, indem er es fast übel nahm, wenn ihn Jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, weiter ausbilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments ganz gewonnen. Auf alle Art suchte man ihn in Bourges zu fesseln; aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann ging er nach Paris, wo er sich völlig für die Lehren der deutschen Reformatoren entschied und, von einem heftigen Verlangen entzündet, als Verbreiter derselben aufzutreten, der Rechtswissenschaft ganz entsagte. In Paris wie in ganz Frankreich hatte die Reformation schon seit längerer Zeit begeisterte Anhänger. Ihnen schloß sich Calvin an, und erbaute sie in den geheimen Zusammenkünften durch Reden. Schon damals (in seinem vierundzwanzigsten Jahre) hielten sie ihn für einen

Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Margarete von Navarra, Franz' I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Doch gegen die Verfolgungen, welche, wie in der Regierungsgeschichte Franzen's erwähnt ist, die Protestanten in Frankreich erduldeten, konnte ihre Freundschaft ihn nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reiste eine Zeitlang zu seinen Freunden umher, bei denen er predigte und Bücher schrieb. Im Jahre 1534 wagte er es zwar noch einmal, nach der Hauptstadt zu kommen; allein er mußte sie, wegen der immer zunehmenden Verfolgungen, eben so bald wieder fliehen. Nur ungern entschloß er sich, sein Vaterland überhaupt zu verlassen. „Aber," schrieb er unter andern, „es mag sein; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger; gern will ich das Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge; auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. B. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und trieb es mit seinem gewöhnlichen Eifer. Damals (1535) schrieb er seinen berühmten „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis), und widmete ihn dem Könige Franz I., dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen. Es enthält dieses Werk ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe, und übertrifft die meisten anderen Schriften ähnlichen Inhalts an Tiefe, Scharfsinn, philosophischer Entwickelung und Kraft, sowie an Schönheit der Darstellung. Calvin ließ seine Institutionen in einer Reihe von Ausgaben immer erweiterter und verbesserter erscheinen; aber schon in jener ersten, die als ein Entwurf im Verhältniß zu den folgenden zu betrachten ist, sehen wir seine dogmatischen Lehren in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie er sie später unverändert festhielt*). Als Veranlassung der Ausarbeitung giebt er selbst an, daß man lügenhaft behauptete, die Hinrichtungen in Frankreich hätten nur Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die nicht bloß die Religion, sondern alle politische Ordnung umstürzen wollen, getroffen; darum habe er durch dieses Werk seine Brüder von einer ungerechten Schmach befreien, und für die Unglücklichen, welchen dieselben Scheiterhaufen drohten, bei anderen Nationen wenigstens einigen Schmerz und

*) Henry, Leben Calvin's. Hamb. 1835. Bd. I. S. 133.

Mitleiden erregen wollen. So enthält auch die mit Recht bewunderte Dedication an den König eine Vertheidigung der Reformirten gegen die wider sie vorgebrachten Verläumdungen.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der oben schon erwähnten Neigung der Herzogin von Ferrara zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Doch war in Italien für ihn kein Boden. Er mußte schnell entfliehen, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder ein wenig in Frankreich hinein; aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformirten errichteten Scheiterhaufen bald, an seine Sicherheit zu denken. So kam er im August 1536 nach Genf, wo die neue Lehre seit einigen Jahren durch zwei reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, verbreitet worden war. Beide hatten schon vorher im Waadtlande gewirkt; in Genf traten ihnen die Domherren und ein Theil des Raths mit großer Heftigkeit entgegen, aber ihre Beharrlichkeit und Begeisterung verschafften ihnen den Sieg, und 1535 ward die Reformation durch obrigkeitlichen Befehl eingeführt. Aus dieser Quelle floß auch die politische Unabhängigkeit Genf's; denn es wurde von dem reformirten Bern, aus religiösen und politischen Absichten, gegen den Herzog von Savoyen unterstützt. Die Partei in Genf, die es in beiden Beziehungen mit der schweizerischen Eidgenossenschaft hielt, nannte sich eben deshalb schon früh Eidgenots (Eignots, Aignos, Ignos); woraus nachher in Frankreich, durch Verstümmelung und Umdeutung, der Name Hugenotten hervorging*).

Als Farel von Calvin's Ankunft hörte, bat er ihn dringend in Genf zu verweilen. Calvin weigerte sich anfangs; da drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, wenn er dieses Werk nicht unterstütze, und dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, zu bleiben. Er predigte gleich das erstemal mit so großem Beifall, daß nachher das Volk in Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte versprechen, gleich am folgenden Tage wieder zu

*) Vgl. Ranke, Französ. Gesch. Bd. I. S. 170, 210 fg. Martin, hist. de France (4. éd.), T. IX. p. 28. Die Form auf J, die sich aus der deutsch-schweizerischen Aussprache des Doppelvokals ei erklärt, können wir unsererseits auf Grund von französischen Manuscripten des sechszehnten Jahrhunderts verbürgen.

predigen. Nun wurde er als Prediger und Lehrer der Theologie angestellt, und seine Amtsthätigkeit war ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinden in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten; daneben ließ er auch Manches drucken; unter andern nach Luther's Beispiel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, in denen er seine Meinung mit der Hartnäckigkeit verfocht, die Männern seiner Art eigen ist, weil sie aus der Energie und Tiefe entspringt, mit welchen ihr Geist in die Wahrheit einzudringen strebt.

Bald indeß entstanden äußerst heftige Streitigkeiten unter den Reformirten in der Schweiz. Die Genfer wichen von den Bernern in einigen äußeren Kirchengebräuchen ab; eine zu Lausanne gehaltene Synode sprach für die Berner, und nun wollte der Genfer Rath, daß ihre Kirche sich nach denselben Einrichtungen fügte. Calvin, Farel und noch ein dritter Prediger, Corauld, widersetzten sich aber diesen Beschlüssen, und gingen sogar so weit zu erklären, daß sie in einer solchen Stadt das Abendmahl des Herrn nicht austheilen könnten. Da sie sich nun ohnehin in dem damals äußerst genußsüchtigen und üppigen Genf durch ihre Sittenstrenge viele Feinde gemacht hatten: so wurden sie verurtheilt, die Stadt zu verlassen (1538). Calvin begab sich nach Basel und von da nach Straßburg, dessen Rath ihn zum Prediger der dortigen Französischen Gemeinde ernannte und aufforderte, an der Universität theologische Vorlesungen zu halten. So wirkte er auch hier thätig für Erkenntniß des Christenthums und eine strengere Kirchenzucht, und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht gränzte. Er wohnte von da aus den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg bei, und kam dadurch mit Melanchthon in nahe Verbindung.

In Straßburg dachte auch Calvin darauf, sich zu verheirathen. Ein Freund schlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bure?, vor. Charakteristisch ist, was er demselben zur Antwort schrieb: „Ich gehöre nicht zu dem Haufen verliebter Thoren, die auch das Laster küssen können, wenn es nur schön ist. Schamhaftigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit, Geduld, Sorge für meine Gesundheit, das ist die Schönheit, die mich reizen kann. Glaubst Du mir dies von dieser Person versichern zu können, gut, so will ich drein willigen. Wo nicht, so mag es ja unterbleiben.“ Er fand, was er gewünscht hatte, und führte mit ihr — jedoch nur neun Jahre lang — eine glückliche Ehe, in welcher er einen Sohn zeugte, der ebenfalls bald starb.

Unterdessen hatte sich in Genf Vieles verändert. Die Calvinische Partei hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk sehnte sich ungestüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward Calvin ersucht, wieder zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen; bis er sich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft losmachte, und im September 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man empfing ihn wie im Triumph, Jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Antheil daran lossagen, so daß Calvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll, so hat Keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser, und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben."

Von dieser Zeit an behielt Calvin den größten und entschiedensten Einfluß auf Genf's Kirchen= und Staatsregierung. Wie er in Bezug auf die letztere die gemäßigte Demokratie, d. h. diejenige, wo die Regierung in den Händen eines von den Bürgern zu wählenden Ausschusses ihrer vorzüglichsten Glieder ist, für die beste Verfassung hielt: so richtete er sie auch in der Kirche ein. Die gesammte Gemeinde wählte Vorsteher oder Aelteste, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und zu leiten; daher diese von Calvin der reformirten Kirche gegebene Verfassung die Presbyterialverfassung genannt wird. Außerdem bestand in Genf ein aus zwölf weltlichen und sechs geistlichen Mitgliedern zusammengesetztes Consistorium, dessen Präsident fast immer Calvin war. Diese Behörde war ein Sittengericht; denn Verbesserung der Sitten, nicht bloß der Geistlichen, sondern des ganzen Volkes, war für Calvin eines der wesentlichsten Stücke der Reformation. Seine Grundsätze hierüber waren ungemein streng; sein moralisches Gefühl ward schon dadurch empört, daß Jemand Zinsen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war. Er entwarf kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor dem Consistorium angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde; die höchste Strafe war der Bann, worunter die Ausschließung vom Abendmahl auf eine bestimmte Zeit verstanden wurde. Jährlich veranstalteten die Prediger förmliche Untersuchungen über die Lebensweise der Familien in ihren Häusern, ob sie mit ihren Nachbarn in Frieden lebten, nüchtern seien, und nicht lässig im Kirchenbesuch. Es gab eine Partei in Genf, die der Libertinen genannt, welche in diesen Anstalten und Beschränkungen ein unerträgliches Joch sah, und dem Reformator auch darum entgegenarbeitete, weil er aus kirch=

lichen und religiösen Rücksichten Maßregeln empfahl und durchsetzte, die sie für empfindliche Verletzungen ihrer politischen Rechte halten mußten. Dahin gehörte besonders die Aufnahme vieler flüchtigen französischen Protestanten in das Bürgerrecht und den Rath von Genf *).

Was aber die Abneigung, die Calvin's Strenge ihm bei Vielen zuzog, auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Calvin war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Anderen haben will, sondern den man von mir haben soll.“ Ja, als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun werde. Und doch belief sich sein Gehalt nur auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwei Tonnen Weins und freie Wohnung. Ja er gab sogar einmal bei einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe,“ schreibt er einmal, „nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können; und wenn das so fortgeht, so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht.“

In seinem Eifer für Sittenreinheit galt ihm kein Ansehn der Person. Ami Perrin, Senator und Generalcapitain, ein Haupt der Libertinenpartei, stand in dem Rufe der Unsittlichkeit. Einst erschien er als Pathe bei einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl der Täuflinge würden sorgen wollen. Trotz des dadurch entstandenen Aufsehens setzte Calvin seinen Willen standhaft durch; und da sich Perrin bei dieser Gelegenheit persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe auch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal war ein Gerichtsschreiber, Namens Bertelier, der gleichfalls zu den angesehensten Gliedern der Libertinenpartei gehörte, wegen Ausschweifungen angeklagt, und deswegen in den Bann gethan worden. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach

---

*) Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich, S. 19.

einem halben Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Vergebens stellte Calvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sei; der Rath wollte bei der Gelegenheit einmal durchgreifen, um sein Ansehen über den kirchlichen Vorstand zu behaupten. Aber Calvin ließ sich einen solchen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit keinesweges gefallen. An dem Sonntage, wo Bertelier das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine kraftvolle Predigt gegen die Verächter der Sacramente, und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll!“ Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Bertelier's Freunde riethen ihm selber, fortzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern nöthigte den Rath zu dem Versprechen, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Gericht gehörten.

So handelte Calvin seiner innigen Ueberzeugung gemäß, daß den Dienern des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht gelten dürfe, wo es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Schlimmen zu wehren. „Wenn wir Alle,“ schreibt er einmal darüber, „unsere Meinung verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren, die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten, was Er that; aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen.“

Schon war Genf dergestalt die „Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie“ geworden, als sich ein ganz anders Gesinnter, Michael Servetus (Servede), in sie hineinwagte. Dieser, ein Spanier und sehr lebhafter Kopf, ebenfalls 1509 geboren, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung über die auch ihm früh verdächtig gemachte herrschende Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, die Schriften der Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde behielten theologische Untersuchungen ein großes Interesse

für ihn. Eine Stelle als Schreiber bei dem Beichtvater Kaiser Karl's V. gab ihm zugleich einen hellen Blick in die menschlichen Verhältnisse. Späterhin zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen; dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der französischen Aerzte mit scharfer Feder an. Mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern und neue, eigene Ideen hinzuzuthun. In der Theologie hatte er sich ein System gebildet, worin er besonders die Lehre von der Gottheit Christi, so wie sie von der Kirche allgemein angenommen und auch von den Reformatoren nicht angefochten ward, offen bestritt; daher wird er auch zu den Antitrinitariern gerechnet, obwohl er im Grunde die Trinität und die Gottheit Christi nicht aufhob, sondern nur abweichend von der herrschenden Vorstellung deutete.

Seine Streitlust verwickelte ihn in mancherlei Händel, und brachte ihn endlich dahin, Paris zu verlassen. Er ging auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er die Arzneikunst ausübte und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter anderen auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser konnte sich unmöglich mit einem Manne verständigen, der in einer der wichtigsten Grundlehren bei einer abweichenden Meinung verharrte; und so legte der Briefwechsel nur den Grund zu einer heftigen Erbitterung zwischen Beiden.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als dem Christenthum die Gestalt zu geben, die es nach seiner Meinung ursprünglich gehabt hatte. Seinen Angriff auf die herrschende Lehre von der Dreieinigkeit hatte er schon 1531 (in seinem zweiundzwanzigsten Jahre) unter dem Titel De trinitatis erroribus herausgegeben, und sich dadurch bei den Protestanten wie bei den Katholiken so verhaßt gemacht, daß er sich auf den Titeln späterer Bücher einen andern Namen gab. Nachher hatte er sich zur Ausführung jenes Planes lange und anhaltend mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art verbreitet werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1553 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums,“ heimlich druckte. Servet war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sei; es erfolgte eine Untersuchung wider ihn, und

er wurde ins Gefängniß geworfen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die gemachte Entdeckung durch die Briefe Servet's, welche er in Händen hatte, zu bestätigen; ob auch die Anklage desselben, wie Einige behaupten, durch ihn angestiftet sei, ist zweifelhaft. Indeß entsprang Servet noch aus dem Gefängnisse, und irrte, indem er Neapel zu erreichen suchte, an verschiedenen Orten umher. So kam er auch durch Genf. Hier hielt er sich einige Wochen verborgen, bis er eine Gelegenheit zum weitern Fortkommen erhalten würde. Aber als er eben im Begriff war, wieder abzureisen, ließ ihn die Obrigkeit, auf Calvin's Antrieb, ins Gefängniß bringen. Was Calvin zu diesem Verfahren bewog, giebt er selbst an. „Ich gestehe frei," schreibt er, „es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter; überall quellen neue Irrthümer hervor; und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen sein, seines Namens Ehre zu befördern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen." — Calvin hatte die feste Ueberzeugung, daß von der Erkenntniß dieser „Wahrheiten" das Heil der Seele abhinge; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; als aber Alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtigt anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch, und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sei. Gerade so urtheilte auch Theodor Beza, einer der größten reformirten Theologen, Calvin's Freund und Biograph, über den Verfolgten. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe. Ueberhaupt wurden die Ansichten Servet's, die „in die Meinungsgegensätze der spätern Zeit weit hinübergreifen," damals von allen schweizerischen, deutschen und englischen Theologen einmüthig, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit, verworfen. „Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß sich Grenzen zu setzen, damit man sehe, wo sie aufhört; sie selbst will es wissen"*).

Calvin war bei allen Verhören gegenwärtig, um den Gegner von seinen Irrthümern zu überzeugen; was aber nur zu hitzigen und erbit-

*) Ranke, a. a. O. S. 179 fg.

terten Wortkämpfen führte. Denn Servet, scheint es, war von trügerischen Siegeshoffnungen erfüllt; „der geistvolle Mann, sagt Ranke, ließ sich so weit bringen, den Kampf mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja sogar dessen Besitzthümer für sich zu seiner Entschädigung zu fordern.“ Nachdem schließlich das Gutachten der übrigen reformirten Kirchen in der Schweiz über Servet's irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurtheilte ihn der Rath zu Genf wegen seiner Ketzereien, besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Calvin und seine Amtsgenossen, welche die Strenge und die Todesstrafe heraufbeschworen hatten, bemühten sich jetzt vergebens, eine Milderung der grausamen Todesart zu bewirken. Servet wollte es mit Recht zuerst gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt gegen einen Andersdenkenden mit so abscheulichem Fanatismus verfahren könne; und als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich nochmals auf die Gerechtigkeit seiner Sache; endlich aber ließ er sich sogar herbei, um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen; doch alles umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und bat ihn beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihung, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu Denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode; aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest! Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich.“

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urtheils gethan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln; ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, und meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sei auch die Art desselben, welche sie wolle.“ Alles blieb vergebens; er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man überdies unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend

auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!“ bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. October 1553).

Calvin betrieb Servet's Hinrichtung ohne Zweifel aus an sich reinen Absichten; aber der schwere Vorwurf bleibt auf ihm lasten, daß er hier die reformirte Kirche selbst nach dem traurigen Wahne handeln ließ, welcher angebliche Irrlehrer mit Feuer und Schwert bekämpfen zu müssen glaubte. Auch waren nicht wenige Reformirte mit diesem Verfahren unzufrieden; sie besorgten mit Recht, die Katholiken würden nun behaupten, daß sie bei ihren Verfolgungen der Protestanten nur deren eigene Grundsätze wider sie geltend machten. Luther hatte über diesen Punkt trotz seiner Unduldsamkeit menschlicher gedacht; es sei genug, sagte er, wenn falsche Lehrer von der Obrigkeit des Landes verwiesen würden. Ueber Servet war man indeß wegen seiner Schmähungen gegen die Lehren der Reformatoren so aufgebracht, daß selbst der sonst so milde Melanchthon, von dem Wahne angesteckt, an Calvin schrieb: er trete seinem Urtheile über Servet völlig bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer habe hinrichten lassen. Er bedachte nicht, daß Servet die Reformatoren weit weniger geschmäht, wie diese den Papst; daß seine eigenen Ansichten, z. B. über die Messe, in den Augen der Katholiken ebenfalls als Gotteslästerung galten; daß dergestalt auch über ihn der Stab gebrochen werden durfte; und daß in Wahrheit nichts gotteslästerlicher ist, als eben die religiöse Verfolgungssucht selbst. Als Entschuldigung für Calvin, wie für Melanchthon, hat man wohl angeführt, daß die Reformatoren neue Spaltungen durch neue Meinungen nicht minder fürchten mußten, wie Siege des Papstthums. Zur Entschuldigung, soweit sie möglich, gereicht indeß allein die Thatsache, daß nun einmal in der Geschichte der Menschheit Wahn und Wahrheit unzertrennliche Gefährten sind. Doch nur der Wahn als solcher findet damit eine Entschuldigung, nicht jegliches Mittel oder jeglicher Akt seiner Bethätigung. Und ebenso wenig vermag die Wahrheit, auch wenn sie die zweifelloseste wäre, alle Thaten in ihrem Dienste zu rechtfertigen, selbst wenn es Unthaten sind; denn der Zweck heiligt eben nicht die Mittel. Verdammt die Geschichte mit Recht die fanatischen Hinrich-

tungen unter Philipp II. und anderen katholischen Herrschern: so muß sie auch mit gleichem Nachdruck die Verbrennung Servet's verdammen, und darf dabei weder das Thun Calvin's noch das Urtheil Melanchthon's beschönigen wollen.

Calvin's Ruf hatte eine Menge Studirender nach Genf gelockt; viele Religionslehrer der reformirten Kirche waren schon von ihm gebildet worden. Im Jahre 1558 brachte er es dahin, daß ein Gymnasium errichtet wurde, aus dem bald eine Universität hervorging. Beza erhielt das Rectorat, er selbst blieb Professor der Theologie. Auch in der Folge lehrten hier Männer, die zu den Zierden der Gelehrsamkeit gehören. Am wichtigsten aber wurde diese Universität für die reformirte Kirche; denn von ihr gingen kühne und geistvolle Prediger aus, die sie in anderen Ländern verbreiteten; und wiederum kamen wißbegierige Jünglinge aus der Ferne nach Genf, um hier an der Quelle zu schöpfen. Auch hatte Calvin schon 1549 eine Uebereinkunft mit den Zürcher Theologen zu Stande gebracht, welcher zufolge seine und Zwingli's Anhänger sich so weit vereinigten, daß sie keine getrennte Kirchen bildeten. Daher verstand man in der Folge beide als zusammengehörig, unter dem Namen der Reformirten, die den Lutheranern gegenüber den zweiten großen Haupttheil der Protestanten ausmachten. So groß war Calvin's Thätigkeit in Genf nach allen Richtungen hin. Aber er sorgte auch für eine Menge auswärtiger Gemeinden durch schriftliche Rathschläge nicht minder eifrig, wie für die seinige, und sein Briefwechsel erstreckte sich durch halb Europa. In dieser immerwährenden Geschäftigkeit fand er sogar das erprobteste Mittel gegen seine immer zunehmende Kränklichkeit, und selbst als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er starb am 27. Mai 1564 im fünfundfunfzigsten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmsten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von seinen Mitbürgern betrauert, als achtzehn Jahre vorher Luther von den seinigen.

---

2. Heinrich II.

(1547 — 1559.)

Die Geschichte des französischen Reichs in dieser Zeit ist nichts Anderes und Besseres als die Geschichte der Hof-Factionen, welche her-

vortraten, seitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beste Reiter in seinem Königreiche war, die Regierung aber so wenig verstand und zu übernehmen Lust hatte, daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten*). An solchen fehlte es natürlich nicht, und die Königin, Katharina von Medici, eine ränkevolle Italienerin, war herrschsüchtig genug, um selbst nach der Lenkung der Staatsangelegenheiten zu streben. Aber sie konnte diese Begierde erst unter der Regierung ihrer Söhne befriedigen; denn das Vertrauen ihres Gemahls besaß ein anderes nicht minder schlaues Weib, Heinrich's Geliebte Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, eine Schönheit seltener Art, die, fast zwanzig Jahre älter als der König, doch denselben bis an sein Ende wie in einer beständigen Bezauberung erhielt.

Heinrich II. veränderte bei seinem Regierungsantritte nicht nur viele von den Einrichtungen seines Vaters, setzte dessen erste Staatsdiener ab u. s. w., sondern befolgte auch keinen von den Rathschlägen, die ihm derselbe noch auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Unter diesen war einer der besten der gewesen, die Guisen nicht zu mächtig werden zu lassen. Claudius, Herzog von Guise, der Stammvater dieses Hauses, war ein nachgeborner Sohn jenes Herzogs Renatus von Lothringen, gegen den Karl der Kühne gekämpft hatte. Zwei seiner Söhne haben auf Frankreich's Schicksal den entschiedensten Einfluß gehabt: der älteste, Franz, nach dem Tode des Vaters Herzog von Guise; und der zweite, Karl, Erzbischof von Rheims und Cardinal, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt. König Franz I. hatte ganz recht gesehen, daß in diesen Brüdern ein Ehrgeiz lodere, dessen Flamme man nicht sorgfältig genug unterdrücken könne, wenn nicht das königliche Haus selbst darüber in Gefahr kommen sollte. Beide besaßen Talente zum Herrschen, der ältere als Feldherr, der jüngere als Staatsmann; und beide wußten sich der Königin und der Alles geltenden Buhlerin so nothwendig zu machen, daß sie die nächsten am Throne waren. Auch der Connetable von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, erhielt eine vorzügliche Stelle im Vertrauen des neuen Herrschers. Die Verwaltung und besonders die der Finanzen war elend; man machte Anleihen zu hohen Zinsen, trieb den Aemterverkauf immer weiter, und befand sich doch fortwährend in Geldnoth; denn durch „unsinnige und skandalöse

*) Non tam ut regeret, quam ut regeretur, natus videbatur, et pauca ex se, omnia fere ex intimorum familiarium sensu gerebat. Belcarius, Rer. Gallic. Commentar. XXV. p. 793.

Ausgaben und Geschenke" wuchs unter diesem wie unter den folgenden Herrschern die Verschleuderung ins Unglaubliche*).

Wie begierig sich Heinrich in die Händel mischte, welche zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen ausbrachen, um dem deutschen Reiche treffliche Städte zu entreißen; wie dieser Krieg unter Karl V. nur durch einen Waffenstillstand beendet und unter Philipp II. wieder aufgenommen wurde, ist in früheren Abschnitten erzählt. In dem erneuerten Kampfe entriß der Herzog von Guise den Engländern, deren Königin Maria als Verbündete ihres Gemahls Philipp daran Theil nahm, Calais, nachdem sie es zweihundertundzehn Jahre besessen hatten. Dem Frieden von Cateau Cambresis zufolge sollte England die Stadt nach acht Jahren wieder erhalten, was indeß nie geschehen ist. Mit diesem Frieden schlossen für eine geraume Zeit die durch Spanien's und Frankreich's Eifersucht angefachten Kriege; sie hatten unnützerweise viel Menschenblut gekostet, und sehr viel Geld, das ungleich besser hätte verwendet werden können. Bei der unüberlegten Verschwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1552) so groß gewesen, daß der Hof, um die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Karl V. bestreiten zu können, sein ganzes Silbergeschirr in die Münze schicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, dasselbe zu thun.

Der Protestantismus fand indeß in Frankreich immer mehr Anhänger. Früher hatte es ihnen an Zusammenhang und völliger Uebereinstimmung in Lehre und Kirchenzucht gefehlt. Nun wurde das System ihres Landsmanns Calvin der Vereinigungspunkt für sie, seine Einrichtung der reformirten Kirche in Genf ihr Vorbild. Während Heinrich II. den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er, wie sein Vater, die französischen mit der größten Grausamkeit. Zu den Urhebern dieser Verfolgungen gehörten vor Allen die Guisen, und Diana von Poitiers, die den Ketzern besonders abhold war. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauspiel gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Procession in der Kathedrale begab sich der Hof auf den Greveplatz, und sah hier eine Art der Hinrichtung, die auch schon unter Franz I. vorgekommen war. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks machte

*) Raumer, Briefe aus Paris, Thl. I. S. 274.

einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte.

Doch dies war nur eine vorübergehende Stimmung. Seiner Ueberzeugung nach war die barbarischste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maßregel, und ihr Glaube das abscheulichste Verbrechen. Die Gesetze gegen sie wurden immer mehr geschärft; ein zu Chateaubriand 1551 erlassenes Edict machte es den weltlichen Richtern zur Pflicht, ihnen überall nachzuforschen, um sie zur Strafe zu ziehen. Hierbei fand auch der politische Haß neue Mittel der Befriedigung. Die Guisen, die den tapfern d'Andelot, Generalobersten des Fußvolks, der sich zur reformirten Kirche bekannte, gern wegschaffen wollten, da er ihnen im Wege stand, stellten dem Könige vor, daß derselbe als Calvinist durch sein Beispiel noch Viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig und gegen diesen d'Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm Lobeserhebungen über seine Verdienste, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böse Gerüchte, in Ansehung der Religion; er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. D'Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit: er sei von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen; auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten; nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sei, welche Verachtung verdiene. Ueber diese Antwort gerieth der sonst sanfte König so in Hitze, daß er aufsprang, einen Teller über die Tafel warf, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigener Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen. D'Andelot wurde verhaftet und seiner Stelle beraubt. Seine Freiheit erhielt er erst wieder, als er zugestand, daß man in seinem Zimmer Messe las. Dies war Alles, wohin man ihn bringen konnte.

König Heinrich II. starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem

Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schaftes ihm gerade ins rechte Auge fuhr und bis ins Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod, im Juli 1559.

---

3. Franz II.

(1559—1560.)

Der Dauphin Franz war sechszehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geist schwach, bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er Andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlin gegeben, die Tochter Königs Jakob's V. von Schottland, die nachmals so berühmt gewordene Maria Stuart. Da diese eine Nichte der Guisen war, so wurde deren Einfluß dadurch noch weit bedeutender. Den Connetable von Montmorency entfernten sie auf höfliche Weise. Dagegen verbanden sie sich mit Katharina von Medici, der königlichen Wittwe, die selbst das größte Interesse dabei hatte, mit den beiden mächtigen Brüdern gut zu stehen, und opferten ihrem Hasse Diana von Poitiers, die ihnen unter der vorigen Regierung eifrig gedient und der sie dafür geschmeichelt hatten. Sie mußte sich jetzt vom Hofe entfernen. So wurde denn der Herzog Franz von Guise sogleich zum obersten Befehlshaber über die Heere, und der Cardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt.

Aber je größer der Einfluß der Guisen zu werden schien, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine andere Familie aufgeregt, die wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, das von einem nachgebornen Sohne Ludwig's des Heiligen abstammte, und jetzt das einzige, den Söhnen Heinrich's II. in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen: Anton, durch seine Gemahlin Johanna d'Albret, König von Navarra; Karl, Cardinal und Erzbischof von Rouen; und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr jüngster Bruder, Prinz Ludwig von Condé, nicht gewesen wäre. Die Guisen fürchteten ihn und hatten Ur=

sache dazu; denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein guter Soldat. Um sicherer zu gehen, suchte er noch andere tüchtige Männer an sich zu ziehen, die, wie er, Ursache hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu sein. Zu diesen gehörten besonders der geistvolle und tapfere Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillon; dessen Bruder, der schon erwähnte d'Andelot; und der alte verdiente Connetable von Montmorency, der nun gleichfalls seit der neuen Herrschaft kränkend zurückgesetzt worden war.

Die Häupter der Bourbonischen Partei hielten zu Verdun eine Zusammenkunft, und berathschlagten, was zu thun sei. Darin kamen Alle überein, daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnahmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dies mit Gewalt und durch die Waffen oder durch Unterhandlungen mit dem Hofe geschehen solle. Coligny rieth zur Mäßigung, und meinte, man müsse die Königin Mutter zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich der König Anton von Navarra nach St. Germain en Laye abgeschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß man ihm nicht einmal eine Wohnung im Schlosse anbot; er mußte sich von dem Marschall von St. André einen Theil der seinigen abtreten lassen. Den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beisein der Guisen sprechen, und die Königin Mutter wußte ihm Furcht vor gewagteren Schritten einzuflößen. Diese neue Beleidigung erbitterte den Prinzen von Condé noch mehr. Coligny machte den Vorschlag, sich mit den Protestanten zu verbinden, und die Sache der Religion mit dem Staatsvortheil der Bourbons zu vereinigen. Dies fand Beifall. Die Reformirten waren ein unverächtlicher Beistand; denn trotz der Verbote und Hinrichtungen vermehrte sich ihre Zahl so sehr, daß sie im Jahre 1562 in Frankreich 2150 Kirchen bildeten. Um so heftiger entbrannte der Verfolgungseifer gegen sie. Man stellte dem schwachen Könige vor: er könne den letzten Willen seines Vaters gar nicht besser erfüllen, als wenn er diese Ketzer rein ausrotte. So erschien denn (14. Nov. 1559) ein Edict, in welchem den Reformirten ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Lebensstrafe untersagt wurden. Die dazu benutzten Gebäude sollten niedergerissen und nie wieder aufgebaut werden. Bei jedem Parlament wurde eine besondere Kammer eingerichtet, die sich bloß mit der Aufsuchung und Bestrafung der Protestanten beschäftigte. Man nannte diese Kammern Feuerkammern (chambres ardentes), weil sie die jenem königlichen Befehl Ungehorsamen ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdamm-

ten. Ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi warb ganze Banden von Kundschaftern, die nach ihm Mouchards genannt wurden. Diese durchsuchten die abgelegensten Oerter, und sagten, um den Haß des Volkes zu entflammen, die schändlichsten Dinge von den Reformirten aus*), die dann einen schmählichen Tod leiden mußten. Unter den Schlachtopfern dieser Zeit verdient der Parlamentsrath Annas du Bourg genannt zu werden, einer der redlichsten Männer, der seines Glaubens wegen, den er muthig bekannte, am 23. December auf dem Blutgerüste enden mußte.

Seitdem stieg die Erbitterung der Hugenotten, wie man jetzt die Reformirten zu nennen anfing, ungemein**). Es wurden Schriften ausgestreut, in welchen die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, Alle für Einen zu stehen. Zunächst trat ein Edelmann aus Perigord, La Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, an die Spitze einer Verschwörung, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und den König zu nöthigen, künftig den Rathschlägen der Bourbons zu folgen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht, aber ein in das Geheimniß gezogener Parlamentsadvocat verrieth es der Königin Mutter und dem Herzoge von Guise, und eben als La Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, benutzte aber zu-

*) Non solum nocturnos conventus haberi, sed etiam in iis promiscuos concubitus exstinctis lucernis exerceri aiebant. Thuanus, XXIII. p. 462. A. Ed. 1625.

**) Vgl. oben S. 75. Nach Thuanus, XXIV. p. 494 C., kam dieser Name zuerst in Tours auf. Die Verstümmelung des Wortes Eignots oder Ignots (des Namens der Reformirten in Genf) in Huguenots (für die Reformirten in Frankreich) knüpfte sich nämlich an die dortige Sage vom König Hugo's nächtlicher wilder Jagd; und der Ausdruck sollte nunmehr spöttisch Nachtgespenster, Hugo's nächtliche Bande bezeichnen, da die Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts abzuhalten pflegten, und gleichsam im Dunkeln umher spukten. Den von den Katholiken aufgebrachten Spottnamen deuteten ihrerseits die Protestanten um in „Vertheidiger Hugo's", d. i. der Capetinger gegen die Anmaßer, gegen die Guisen oder Lothringer.

gleich die Gelegenheit, sich mit einer großen Macht bekleiden zu lassen. Er stellte dem bestürzten Könige absichtlich die Verschwörung bedeutender vor, als sie war, und brachte ihn so dahin, daß er ihn zum Generalstatthalter des Reichs ernannte. Die Königin Mutter, obwohl sie es nicht wünschte, gab es doch zu, da sie keine andere Rettung gegen das Unternehmen der Verschwornen sah.

Diese, die nicht ahnten, daß ihr Vorhaben entdeckt war, rückten auf Amboise los. Ihr Plan hatte darin bestanden, daß eine Anzahl von ihnen unbewaffnet zu dem König gehen und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nachdem sie, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort erhalten haben würden, sollten sie sich zurückziehen, und dann die Bewaffneten, die aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und versteckt aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein dieser Plan war nun vereitelt. Jene Unbewaffneten wurden ergriffen, gefoltert und hingerichtet; dann überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Haufen, schlugen und zerstreuten sie. Der kühne La Renaudie fiel in einem solchen Gefechte (18. März 1560). Die meisten Gefangenen wurden gerädert, ersäuft oder gehängt.

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die Bourbonische Partei an dieser so vollkommen gescheiterten Unternehmung gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt gegen sie zu brauchen, schien nicht zweckmäßig; auch waren, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, alle übrige bedeutende Glieder dieser Partei entfernt. Um sich von den wider ihn vorgebrachten Anklagen zu reinigen, erbot sich der Prinz zu einem Zweikampfe, und als dies keine Folge hatte, ging er auf seine Güter. Indeß wurde eine Versammlung der ausgezeichnetsten Männer des Reiches (Notablen) nach Fontainebleau ausgeschrieben. Es hieß, der Hof wolle ihre Meinung über die Heilung der mancherlei Gebrechen, an denen der Staat leide, vernehmen. Daß die Guisen sich dieser Versammlung bedienen wollten, alle ihre Feinde in einer Schlinge zu fangen, ist sehr unwahrscheinlich, und vielmehr glaublich, daß sie ihre Verwaltung von derselben gebilligt und gutgeheißen sehen wollten*). Aber der Prinz von Condé fürchtete schlimmere Absichten, und kam nicht; auch der König von Navarra war nicht zugegen. Dagegen erschien der Admiral Coligny aus der Normandie, übergab eine Bittschrift der dortigen Hugenotten, welche

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XVIII. p. 160. Martin, Hist. de France (4. éd.), T. IX. p. 49 ff. (vgl. p. 24). Ranke, Französische Geschichte. Bd. V. S. 214 ff.

freie Religionsübung forderte, und setzte hinzu, daß in dieser Provinz allein mehr als funfzigtausend Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben (23. August 1560). Zwar erreichte er dadurch weder seine Absicht, bei dem Herzog von Guise Besorgnisse zu erregen, noch bewirkte er mildere Gesinnungen für die Reformirten. Indeß wurde doch der Beschluß gefaßt, im Januar des folgenden Jahres ein Nationalconcil, und schon im December des laufenden die Reichsstände zu versammeln. Für die Berufung der letzteren hatte sich schon 1559 die geheime Presse erhoben; jetzt war sie von Männern wie der Bischof von Valence und der Erzbischof von Vienne laut und öffentlich verlangt worden, weil eine ständische Verfassung für Frankreich „unentbehrlich" sei, und weil „ohne ständische Bewilligung der Auflagen" die Zahlung derselben leicht vom Volke verweigert werden dürfte. So hatten denn auch, trotz der Stimmen, welche die Aufrechthaltung der absolutistischen Grundsätze Franz I. empfahlen, die Guisen der Forderung sich gefügt; jedoch nicht ohne Hintergedanken. Sie wollten die Versammlung der Reichsstände, die nach Orleans berufen ward, benutzen, um einen Hauptstreich gegen die Bourbons auszuführen; zumal da man Briefe aufgefangen hatte, durch welche sowohl die Pläne dieser Partei gegen die Guisen, als ein Entwurf Condé's, sich Lyons zu bemächtigen, verrathen worden waren. Ueberdies soll es Absicht gewesen sein, einen feierlichen Verdammungs- und Vernichtungsbeschluß gegen die Protestanten hervorzurufen. Die Bourbons trugen in der That anfangs Bedenken, nach Orleans zu kommen; aber der Hof, dessen Anschläge durch dieses Ausbleiben vereitelt worden wären, wandte Alles an, sie dazu zu bewegen. Auf einer Versammlung der Stände, hieß es, könnten die nächsten Prinzen des königlichen Hauses unmöglich fehlen, ohne sich ihre Rechte zu vergeben. Dazu kamen die Versicherungen des gutmüthigen und leichtgläubigen Cardinals von Bourbon von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter, durch die sich zuerst der König von Navarra überreden ließ, dann auch der Prinz von Condé, der den Rest seines Mißtrauens durch die Voraussetzung beschwichtigte, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. So begaben sich denn die Prinzen nach Orleans; auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam später hin. Schon bei ihrer Ankunft aber (29. October 1560) wurden die Prinzen nicht wenig überrascht, als sie die Stadt voll von kriegerischen Zurüstungen fanden; und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige Franz sah sich der Prinz von Condé plötzlich verhaftet.

Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Katharina von Medici wollte für schuldlos gelten und schob Alles auf die Guisen, deren Herrschsucht und Willkür ihr in der That nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als das Streben der Bourbons und der Reformirten wider den Hof.

Das Rechtsverfahren gegen Condé wurde indeß so eingeleitet, daß eine besondere Commission bestellt ward, ihn zu richten, obgleich der Prinz nachdrücklich widersprach und behauptete, er könne nur von den Pairs mit Zuziehung des Parlaments von Paris gerichtet werden. Dennoch sprach die Commission über ihn als einen Majestätsverbrecher das Todesurtheil aus. Die Guisen, die das Urtheil herbeigeführt und versichert hatten, daß man mit diesem Einen Streiche den Ketzern und Rebellen das Haupt abschlagen werde, wollten nun auch noch gern den König von Navarra, dem man indeß nichts so Strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schicksal verwickeln: als unerwartet der Tod des erst achtzehnjährigen Königs (5. Dec. 1560) der ganzen Lage der Dinge noch kurz vor Eröffnung der Reichsstände eine andere Wendung gab. Die Königin Mutter und die Guisen waren so bestürzt, daß sie nicht einmal für ein ordentliches Leichenbegängniß sorgten. Nur zwei Hofleute und der blinde Bischof von Senlis begleiteten den Leichnam nach St. Denis, dem Begräbnißort der Könige; und so wenig man auch den Verstorbenen geachtet hatte, so übel deutete man doch den Guisen diese unanständige Vernachlässigung.

Franz II. hinterließ keine Kinder; sein nächster Bruder Karl, der Thronfolger, war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung der herrschenden Spannungen war nicht zu denken; die Minderjährigkeit des Königs rief alle Ansprüche in verstärktem Maße zum Kampfe auf.

---

4. Karl IX.

(Reg. 1560—1574.)

Die Guisen hatten bei der Königin Mutter vergeblich darauf gedrungen, in der Verwirrung, die des vorigen Königs Erkrankung herbeiführte, den Prinzen Condé hinrichten zu lassen; Katharina hielt es für rathsam, die ohnehin schon so große Macht der Guisen nicht noch höher steigen zu lassen, damit sie ihr am Ende nicht selbst unterliege; sie

suchte daher dem Prinzen das Leben zu erhalten, um sich seiner als ein Gegengewicht bedienen zu können, und dergestalt in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien die Zügel der Regierung desto sicherer selbst zu führen. Nur war es eine schwere Aufgabe, die Bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freundschaft sie doch nicht aufgeben durfte. Indeß gelang es ihr, nachdem der Cardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König von Navarra, dem als erstem Prinzen von Geblüt gesetzlich die erste Rolle in der Führung der Geschäfte zustand, verlangte zwar Entfernung der Guisen und Gestattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten; aber Katharina brachte es dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach Beides erfüllen, obschon es ihr damit keineswegs Ernst war, weil sie sonst ihren eignen Zwecken entgegengewirkt, und die Bourbons zu mächtig gemacht haben würde.

Noch eine andere bedeutende Persönlichkeit trat jetzt mehr in den Vordergrund: der treffliche und mild gesinnte Kanzler Michel de l'Hospital, ein Mann von ebenso großer Gelehrsamkeit als Klugheit und Würde, der von Katharina zur Zeit der Verschwörung von Amboise ins Ministerium erhoben worden war. Er hatte eine Stellung über den politischen und kirchlichen Parteien eingenommen, kämpfte mit heldenmüthiger Ausdauer den Freveln und Leidenschaften aller Factionen entgegen, und hatte auch schon manches Uebel, wie die von den Guisen beabsichtigte Einführung der spanischen Inquisition, von Frankreich abgewandt. Sein patriotisches Hauptziel, dem er im Stillen nachrang, und das er nunmehr immer offener zu verfolgen begann, war die Herstellung des Friedens zwischen den beiden Religionsparteien *).

Gleich bei Eröffnung der Reichsstände am 13. December sprach l'Hospital im gemäßigten, versöhnlichen Sinne, konnte aber damit die Leidenschaftlichen auf beiden Seiten nicht befriedigen; man wollte weder dulden noch bloß geduldet sein, sondern siegen. Es tauchten durchgreifende Reformideen auf. Der dritte Stand forderte eine völlige Umgestaltung der geistlichen Verfassung; namentlich sollten die Pfarrer von der Gemeinde gewählt werden, die Bischöfe von Pfarrern und Laien. Ein großer Theil des Adels verlangte, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes reformirt werde. Zu Entscheidungen kam es noch nicht.

---

*) Raumer, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 202. Martin, a. a. O. p. 43 ff.

Ein Hauptübel, dessen Abhülfe die Regierung von den Ständen erwartete, war der klägliche Zustand der Finanzen. Man verlangte, daß sie die Schulden abtrügen, die sich auf 43 Millionen Livres beliefen; worauf sie jedoch erklärten, sie seien hierüber nicht mit Vollmachten versehen.

Da zu den Bedingungen der Aussöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Lossprechung des Prinzen von Condé gehörte, so geschah diese, indem das Urtheil vom Parlamente feierlich für nichtig erklärt wurde. Der König von Navarra ward nun dem Abkommen gemäß zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, der Cardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Connetable von Montmorency, der auf den Wunsch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre schlauen Künste ganz für sich gewann; er versprach zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben, und nur dem jungen Könige zu dienen. Condé und der Admiral Coligny erhielten Sitz und Stimme im Conseil. Die Stände wurden, nachdem sie die Regentschaft Katharina's anerkannt, vorläufig entlassen.

Wer konnte aber wohl von jener Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Rache; das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemühten sich um den Connetable von Montmorency; die Bourbonische rechnete auf die Verwandtschaft, die andere auf seine feste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Königin Mutter befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen Artikel drang. Die Guisen fingen schon an, mißtrauisch gegen sie zu werden; sie versteckten aber ihre Leidenschaften hinter dem Eifer für den katholischen Glauben, und nahmen den Schein an, bloß für diesen zu kämpfen. Dadurch lockten sie wirklich den Connetable von Montmorency auf ihre Seite und es entstand ein Bündniß zwischen diesem, dem Herzog Franz von Guise, und dem reichen und tapfern Marschall von St. André, welches man das Triumvirat nannte. Desto lauter glaubte sich jetzt die Gegenpartei erklären zu müssen, und der König Anton überreichte auf Anstiften des Admirals Coligny eine Bittschrift der Protestanten, die dem Staatsrath vorgelegt wurde. Dieser Schritt hatte nach Vernehmung des Pariser Parlamentes ein Edict zur Folge (Juli 1561), worin zwar die Strafe für das Verbrechen der Ketzerei auf Landesverweisung gemildert, aber auch den Reformirten die religiösen Zusammenkünfte untersagt wurden. Doch sollten keine Nachfor=

schungen über das, was im Innern der Häuser vorging, Statt finden. Um den Admiral, der mit diesem Ergebniß sehr unzufrieden war, zu besänftigen, schlug Katharina ein Religionsgespräch vor. Es kam wirklich zu Stande, im September 1561 zu Poissi, in Gegenwart des Hofes und einer glänzenden Versammlung von Großen, weltlichen und geistlichen Standes. Hauptredner von Seiten der Reformirten war der berühmte Beza, Calvin's Amtsgenosse. Durch seine Aeußerung: „daß Christi Leib vom Brot und Wein im Abendmahl so weit entfernt wäre, als der höchste Himmel von der Erde," brachte er die Gegner in den äußersten Zorn. Im Laufe des Gesprächs kam ein päpstlicher Legat, und in seiner Begleitung der Jesuitengeneral Lainez nach Poissi. Der Letztere nannte die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe, und meinte, es sei genug, sie an das Tridentinische Concilium zu verweisen. Er erklärte, daß es Verwegenheit gegen Gott sei, den Ketzern freie Religionsübung zu verstatten, und höchst unvorsichtig, solche Gespräche in Gegenwart von Personen halten zu lassen, die leicht verführt werden könnten. Auf diesen Wink ließ Katharina den jungen König nicht wieder bei der Disputation erscheinen. Nach mehreren Sitzungen wurde die Versammlung aufgehoben, und, wie alle ähnlichen Versuche, blieb auch dieses Religionsgespräch ohne Erfolg, führte keine Versöhnung herbei.

Mittlerweile hatten sich die Stände in der Form von Ausschüssen nach den dreizehn Gouvernements, zur Verringerung der Kosten, aber auf Grund neuer Wahlen, wieder versammelt. Adel und dritter Stand forderten diesmal einmüthig: daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen allein nach der Lehre des Evangeliums durch ein freies Nationalconcil erfolge, worin Niemand stimme, der ein persönliches Interesse dabei habe; daß bis zu dieser Entscheidung keinerlei Verfolgung stattfinde; und daß, wie der dritte Stand hinzufügte, den Neugläubigen in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt oder zu bauen erlaubt würde, damit Jeder selbst sehen und hören könnte, was sie lehrten und thäten. Zugleich forderte man einschneidende Reformen in der Justiz, Verwaltung und Verfassung: alle Richter und Parlamentsräthe sowie die Gouverneurs sollten immer nur auf drei Jahre gewählt und angestellt, die Ständeversammlungen regelmäßig in jedem zweiten Jahre berufen und ohne ihre Bewilligung keine neue Auflage ausgeschrieben werden. Endlich empfahl man sogar, die Geistlichkeit auf eine bestimmte Einnahme von vier Millionen Livres zu beschränken, ihre Güter aber in Masse zu verkaufen und den Erlös zum Nutzen der Krone und des Landes zu ver=

wenden. Der politische Theil dieser Forderungen machte die Vertreter der königlichen Machtvollkommenheit bedenklich; der kirchliche regte den Klerus auf. So kam es zu einem besondern Abkommen zwischen beiden, wonach sich die Geistlichkeit zu einer jährlichen Beisteuer von gegen zwei Millionen auf sechs Jahre verpflichtete, und damit für sich und ihren Besitz des Schutzes der Krone sich versicherte*).

Indeß neigte sich doch, in Folge des entschlossenen Auftretens der Stände, Katharina jetzt mehr auf die Seite der Protestanten; und l'Hospital machte in einer Versammlung des Staatsraths, zu der auch Mitglieder aller Parlamente gezogen wurden, die Grundsätze der Mäßigung von Neuem nachdrücklich geltend. „Wenn der König," sagte er, „sich ganz auf die eine oder die andere Seite stellt, so ist der Bürgerkrieg unausbleiblich. Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, welche Religion die beste, sondern ob Gefahr vorhanden ist, wenn sich die Reformirten versammeln. Nicht von der Anordnung der Religion, sondern von der Erhaltung des Staats ist die Rede." Obschon nun die eifrigen Katholiken heftig widersprachen, kam doch ein am 17. Januar 1562 erlassenes Edict zu Stande, das zwar den Hugenotten die Herausgabe der Kirchen und Kirchengüter befahl, deren sie sich bemächtigt hatten, zugleich aber ihnen förmlich erlaubte, außerhalb der Städte sich zu versammeln und Gottesdienst zu halten. So hatte denn endlich der Protestantismus, freilich bei Weitem nicht alles was er wünschte, aber doch den festen Boden und die gesicherte Existenz gewonnen; in der Freiheit und im Frieden, so hoffte er, werde die Macht der Ueberzeugung bald das Uebrige thun und den Sieg über das Papstthum vollenden. Allein er hoffte zu viel.

Mit Eifer hatten schon lange die Guisen daran gearbeitet, die Verbindung zwischen Katharina und dem Könige von Navarra aufzulösen, indem sie, während jene sich von ihnen abwandte, diesem sich näherten. Mit Hülfe des spanischen Gesandten, der ihr Vertrauter war, da Philipp II. ihre Ansichten und Wünsche theilte, sowie mit Hülfe des schlauen päpstlichen Legaten, des Cardinals von Ferrara, war ihnen ihr Vorhaben endlich in der That gelungen. Die beiden Letzteren hatten den schwachen Fürsten durch die Aussicht gelockt, daß, wenn er die Reformirten nicht mehr begünstigen wolle, Philipp ihm für seine Ansprüche

---

*) Ranke, a. a. O. S. 230 ff. Martin, a. a. O. S. 89 ff. Ebeling, Sieben Bücher französischer Geschichte, nach gedruckten und handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen. Bd. II. (Tübingen 1860). S. 46 ff.

auf Navarra Sardinien abtreten würde. So ging er denn zum Triumvirate über, und nach der Erscheinung des Edicts vom Januar erklärte er sich offen und unzweideutig für die Katholiken. Durch diesen Wechsel der Stellung wurde wiederum Katharina veranlaßt, sich näher an Condé und Coligny anzuschließen. Der Guisischen Partei war daran gelegen, die Spannung zwischen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den Haß, der Beide befeuerte, bevor die Hitze sich abkühle, zum Ausbruch kommen zu lassen. Dazu gab eine Reise, welche der Herzog Franz von Guise nach Paris machen wollte, um daselbst mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé zu wirken, die Gelegenheit. Auf dem Wege kam er an einem Sonntage (1. März 1562) mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne, als eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Einige von seinen Leuten, die in die Versammlung gegangen waren, fingen mit den Hugenotten Händel an und wurden hinausgeworfen; darauf kamen die Uebrigen, fanden die Thüren verrammelt, stießen sie ein und fielen nun mit ihren Waffen über die Versammelten her, die sich mit Steinwürfen zu wehren suchten. Dem Herzog, der auch herbeigeeilt war, flog ein Stein ins Gesicht, und dies erbitterte seine Leute so, daß sie an sechzig Menschen, Männer, Weiber und Kinder tödteten, und noch weit mehrere verwundeten, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward Alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor sich kommen ließ, und ihm einen scharfen Verweis gab, daß er diese Zusammenkünfte erlaubt habe, und der Richter sich auf das Edict vom Januar berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen, und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edict zerhauen!“ *)

Die heftigen Katholiken jauchzten über die That zu Vassi, und priesen den Herzog als den wahren Helden ihres Glaubens. Durch solche Huldigungen noch mehr aufgeregt und zuversichtlicher gemacht, wollte sich nun Guise mit einem Streiche von seinen Nebenbuhlern befreien, und die Königin Mutter vom Könige trennen. Am 16. März zog er unter dem Jubel der katholischen Bevölkerung an der Spitze von

*) Ebeling (S. 124 ff.) sucht den Herzog von jeder Absicht und Schuld zu reinigen; die Beweisführung ist indeß, zumal im Vergleich mit Darstellungen wie die von Michelet (Guerres de Religion) und Martin (S. 112 ff.), keineswegs überzeugend; um so weniger ist die ausfallende Polemik gegen Ranke zu billigen, die auch sonst das Buch entstellt (z. B. S. 5 und 15).

2000 Reitern in Paris ein. Katharina erkannte die Gefahr, und floh mit dem jungen Könige nach Fontainebleau; Condé verließ Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kam, eilte Guise mit seinen Verbündeten und einer Schaar bewaffneter Reiter dem Hofe nach; auf seinen Betrieb sagte der König von Navarra Katharinen: er wolle den König nach Paris führen, ihr stelle er frei, ob sie mit gehen wolle oder nicht. Zugleich wurde Befehl zur Abreise nach Melun gegeben; Katharina folgte. Der junge König weinte vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig, als ob er ins Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kam von Melun nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machten bekannt, daß Alles geschehen sei für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Der König war in der That vollständig in ihrer Gewalt. Der Connetable von Montmorency ließ jetzt in Paris seinem Hasse gegen die Reformirten freien Lauf; an der Spitze von Soldaten brach er in ihre Versammlungshäuser ein, jagte die Prediger fort, und ließ die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen, eine Heldenthat, die ihm den Spottnamen Hauptmann Bankbrenner zuzog. Katharina aber entschuldigte sich heimlich gegen Condé, und forderte ihn auf, den Muth nicht sinken zu lassen. So wenig sie auch den Protestanten geneigt war, so konnte sie doch nicht wünschen, daß sie erliegen möchten; denn nur wenn beide Parteien einander zu fürchten Ursache hatten, war ihr ein überwiegender Einfluß gesichert.

---

5. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege.

(1562—1570.)

Die glänzenden Vortheile, in deren Besitz sich die Guisen jetzt befanden, hatten sie nur durch ihre Schnelligkeit dem Prinzen von Condé aus den Händen gewunden. Mit dreitausend Reitern war dieser schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sei, nachdem die Sachen so weit gediehen. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ertrinken müssen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin

7*

ein. In öffentlichen Rechtfertigungsschriften erklärte er, seine Absicht sei bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen, und die Verordnungen des Königs, besonders die vom Januar, zur Vollziehung zu bringen. Die Guisen ließen dagegen den König die Erklärung geben, daß er nicht gefangen, sondern frei sei; und um dies anscheinend zu erhärten, sowie auch um die Gegenpartei zu verwirren und zu spalten, ließen sie in schlauer Berechnung die Aufrechterhaltung des Januaredictes verkündigen (11. April); nur Paris mit seiner Bannmeile sollte ausgenommen sein.

Während dieses Schriftwechsels wurde eifrig gerüstet. Beide Parteien warben Truppen, und suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen. Viele derselben kamen in die Hände der Reformirten; für sie erklärte sich fast die ganze Normandie und der beste Theil des französischen Adels. An allen Orten brach alsbald unaufhaltsam der Kampf aus, und die Parteien griffen einander mit jener unmenschlichen Wuth an, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht und in ihnen kaum noch die Menschheit erkennen läßt. Die Protestanten beraubten und schändeten die katholischen Kirchen und die Klöster, zerstörten die Bilder darin, vertrieben und tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken hausten noch weit schlimmer. Die Jahrbücher einzelner französischer Städte sind voll von den abscheulichen Grausamkeiten, die in dieser Periode verübt worden sind. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche barbarisch gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wuth geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die Kinder auf die Erde, oder warf sie den Hunden vor. Zu Castres, erzählt man, schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden Fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinah eben so viele. Zu Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufhängen; ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts, als die schandbarsten Mordgeschichten und teuflische Grausamkeiten. Ueber funfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Triumphe, da außer der Befriedigung rachsüchtiger Wuth noch die Ueberzeugung mitwirkte, daß Alles zur Ehre

Gottes geschehe. Ja das Pariser Parlament erklärte alle Reformirten für vogelfrei, und ermahnte die Katholiken sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Diesen Beschluß lasen die Pfarrer jeden Sonntag in der Kirche ab. Eine königliche Verordnung sprach allen denen, welche zu Orleans die Waffen ergriffen hatten, als Rebellen das Leben ab; nur den Prinzen von Condé nahm man aus, unter dem Vorgeben, er wäre ein Gefangener in den Händen der Aufrührer.

Von beiden Seiten bemühte man sich um fremde Hülfe. Die Guisen ließen in Deutschland und den katholischen Cantonen der Schweiz werben; Philipp II., die Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua schickten ihnen Soldaten. Dagegen erhielt Condé von deutschen protestantischen Fürsten Hülfstruppen, und mit Elisabeth von England schloß er am 20. September einen Vertrag, wonach diese ihn mit Geld und sechstausend Mann unterstützte. Dafür wurde ihr Havre de Grace eingeräumt, welches sie künftig gegen die verheißene aber nicht erfolgte Abtretung von Calais wieder herauszugeben versprach.

Indeß hatten neben dem gegenseitigen regellosen Hinwürgen die geordneten Feindseligkeiten zwischen den Heeren der beiden Parteien begonnen. Nachdem ein Plan Condé's, die Königlichen zu überfallen, mißglückt war, rückten diese, durch schweizerisches Fußvolk und durch deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach auf Orleans los, wandten sich aber dann sogleich auf Blois und Tours, und bemächtigten sich beider Städte. Ebenso nahm der Marschall St. André Poitiers, ohne vielen Widerstand zu finden. Auch Bourges ward von den Königlichen eingenommen, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abschnitten. Nun sollte diese Stadt belagert werden; doch die Königin Katharina, die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, daß man sich zuerst gegen Rouen wenden müsse, in welche Stadt die Engländer eine Verstärkung zu werfen im Begriffe waren. Die Belagerung Rouen's wurde auch mit Ende September wirklich begonnen, und während derselben der König Anton von Navarra so verwundet, daß er nach einigen Wochen (17. November) starb, ungefähr eben so wie er gelebt hatte; denn in seinen Fieberträumen sprach er nur von den Citronenwäldern Sardinien's, die ihm nun bald zufallen sollten. Am 26. October war Rouen, vor Ankunft der erwarteten englischen Truppen, mit Sturm genommen, und acht Tage lang entsetzlich geplündert worden. Dann wurden viele protestantische Bürger und die Prediger hingerichtet. Zur Vergeltung ließ man in Orleans einen geistlichen Parlamentsrath und einen Abt aufhängen.

Condé, durch einen Heerhaufen deutscher Truppen verstärkt, die ihm

d'Andelot zugeführt hatte, wollte jetzt Paris überfallen; allein, da er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, waren ihm die Königlichen zuvorgekommen und hatten sich schon in die Stadt geworfen. Der Admiral rieth nun, lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu ziehen, um dort mit dem englischen Hülfscorps sich zu vereinigen, und erst dann etwas gegen die Königlichen zu wagen. Es geschah; aber bei Dreux wurde das Heer des Prinzen von dem durch spanische Truppen verstärkten katholischen eingeholt, und es kam sofort zur Schlacht (19. December). Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Reiterei schon in die Flucht geschlagen; allein das schweizerische und spanische Fußvolk in dem Heere der Katholiken focht so tapfer, daß Condé dennoch die Schlacht verlor, und sogar selbst gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog von Guise brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speiste auch mit ihm an einer Tafel und bot ihm, da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier vorfand, die Theilung desselben an. Und wirklich schliefen die beiden feindlichen Häupter, nach dem heißen Schlachttage, auf dem gleichen Lager friedlich beisammen. Der Marschall St. André war in dem wilden Kampfgewühl getödtet worden, und der Connetable von Montmorency den Hugenotten in die Hände gefallen.

Guise wandte sich nun gegen Orleans, den Hauptort der Hugenotten, der von d'Andelot tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung wurde mit Eifer betrieben, und schon waren die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hoffnungen der Guise'schen Partei niederschlug. Ein junger Calvinischer Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, ein Verwandter von La Renaudie, war von einem so blinden und fieberhaften Religionseifer ergriffen, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sei, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Februar 1563 Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurückritt, und schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte den verbrecherischen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen zu werden; allein durch diese Strafe, die den barbarischen Geist der Zeit bezeichnet, konnten die Empfindungen der katholischen Partei über den Fall ihres ersten Führers nicht gemildert werden. Sie fühlte die ganze Stärke ihres Verlustes, und ließ sich, nun der Mehrzahl ihrer Häupter beraubt, wenn auch widerwillig auf Friedensunterhandlungen ein; diese

empfahlen sich um so mehr, als der Bürgerkrieg nicht nur einen großen Kostenaufwand forderte, sondern zugleich die Einkünfte verminderte. Auch wünschte die Königin ihrerseits nichts so sehr, als die Engländer wieder vertrieben zu sehen. Condé und Montmorency aber, die an den Verhandlungen vorzugsweise betheiligt wurden, ersehnten das Ende ihrer Gefangenschaft. So ward denn am 12. März zu Orleans ein Vergleich geschlossen, und am 19. zu Amboise in der Form eines Edicts bekannt gemacht, wonach allen hohen Lehnbesitzern auf ihren Gütern die freie Uebung des reformirten Gottesdienstes für sich und ihre Unterthanen gestattet ward, den übrigen Edelleuten nur in ihren Häusern, den Bürgern nur in einer von der Regierung zu bezeichnenden Stadt in jedem Landgerichtsbezirk, und in allen den Städten, wo er beim Ausbruche der Unruhen bereits Statt gefunden. Paris und sein Gebiet blieben von dieser Freiheit ganz ausgenommen. Condé erhielt auch von Katharinen das Versprechen, an seines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden; hierin hielt sie ihm jedoch nachher nicht Wort, als sie ihn nicht mehr brauchte. Coligny, der diese Wortbrüchigkeit voraussah, hatte von dem ganzen Vergleiche nichts wissen wollen, sondern vielmehr behauptet: man müsse nach dem Tode des Herzogs von Guise die für die Hugenotten günstige Lage der Dinge mit den Waffen in der Hand benutzen; aber seine Meinung war nicht durchgedrungen. Der Königin Elisabeth wurde jetzt gegen die Räumung von Havre die Erstattung der von ihr dem Prinzen Condé vorgeschossenen Summe angeboten; als sie den Vorschlag zurückwies, griff Montmorency die Stadt an, und eroberte sie. In einem, im folgenden Jahre zu Troyes geschlossenen Frieden wurde Calais gar nicht erwähnt.

Der Herzog Franz von Guise hatte drei Söhne hinterlassen, von denen jedoch selbst der älteste noch zu jung war, als daß man ihn hätte fürchten dürfen. Aber der Bruder des Ermordeten, der Cardinal von Lothringen, und Montmorency standen als Häupter der eifrig katholischen Partei noch wirksam da. Der Letztere billigte sogar eine geheime Verschwörung, der zufolge dreihundert Protestanten in Paris in ihren Wohnungen plötzlich ermordet werden sollten. Zum Glück bekam Katharina davon Nachricht; sie eilte noch zu rechter Zeit mit dem jungen Könige nach Paris, ließ die vornehmsten Verschwornen des Nachts im Stillen verhaften und vor ihren Häusern aufknüpfen, und so unterblieb für diesmal noch der Mordplan. Aus Verdruß verließ der Connetable den Hof. Außer der Königin, dem Kanzler l'Hospital und Condé hatte der Friede auf beiden Seiten wenige aufrichtige Freunde, und von allen Seiten liefen Nachrichten ein, die deutlich zeigten, daß er nicht von langer Dauer sein werde.

Katharina hatte übrigens jetzt, da Franz von Guise nicht mehr war, nach Wunsch die Hände frei; und um die Ansprüche der Prinzen von Geblüt ein für allemal abzuweisen, ließ sie den König, als er in sein vierzehntes Jahr trat, von den Parlamenten für mündig erklären. Karl IX. zeigte Verstand, Urtheil und Gewandtheit in Reden, zugleich aber auch sehr schlimme Eigenschaften, die von seiner Selbstregierung kein Glück für Frankreich hoffen ließen. Er war übereilt, zornig, heftig, der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß er Tag und Nacht in den Wäldern umherirrte, und fand ein so blutdürstiges Wohlgefallen daran, Thiere zu tödten, daß er Eseln, denen er begegnete, den Kopf herunterschlug, und in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete, um wie ein Fleischerknecht in den Eingeweiden zu wühlen*). Später lernte er Meineid, Treubruch und Verstellungskünste üben.

Während der beiden nächsten Jahre (1564 und 1565) machte Katharina mit ihrem Sohne eine lange Reise durch das Reich, um, wie sie sagte, ihn seinen Unterthanen zu zeigen und Vertrauen zu ihm zu erwecken; oder, wie die Protestanten meinten, damit sie deren Stärke und Einrichtungen auskundschafte. In Bayonne traf sie verabredetermaßen mit ihrer ältesten Tochter, der Königin Isabella (Elisabeth) von Spanien zusammen, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin kam (Juni 1565). Daß hier großartige Mordpläne gegen die Hugenotten beschlossen worden seien, ist eine Fabel; zu Verständigungen kam es überhaupt in keiner Beziehung; man schied vielmehr kalt und mißtrauisch von einander. Katharina wies die Zumuthung Alba's und Isabella's, l'Hospital als den „Begünstiger und die Stütze der Bösen" zu entlassen, entschieden zurück; sie wollte auf keine Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Hugenotten eingehen; sie sprach sogar von der Berufung eines Nationalconcils, um die Decrete der Tridentiner Versammlung und ihre Annehmbarkeit einer Prüfung zu unterwerfen. Der junge König drückte ebenfalls, und mit Lebhaftigkeit, seine Abneigung aus, durch Erneuerung von Gewalt und Krieg sein Reich zu verderben. Alba sah indeß darin nur eine „eingelernte Lection." Und in der That dürfte es schwer fallen, in Katharina's Verhalten die Grenze zwischen Offenheit und Verstellung zu finden. Auf alle Fälle aber, und trotz ihrer persönlichen Zurückhaltung oder Abwehr, wurden doch allerdings die brutalsten Gewaltakte und die scheußlichsten Mordpläne wenigstens in Anregung gebracht. Der Cardinal von Guise, der Herzog von Montpensier und Andere wollten das Heil nur darin erkennen, daß man sämmt-

*) v. Raumer, Briefe aus Paris, Thl. I. S. 283 f.

liche hugenottische Prediger verjage, ihre Anhänger zwinge als gute Katholiken zu leben, und die fünf oder sechs Häupter der Partei ergreife und umbringe oder allermindestens durch den engsten Gewahrsam auf immer unschädlich mache. Daß Alba, der unbarmherzige Ketzerfeind, zu den äußersten Gewaltthaten anspornte, ist zweifellos. Dem jungen Könige sagte er geradezu: „Gott habe ihm ein großes Werk vorbehalten, nämlich die Beleidigungen zu bestrafen, die man tagtäglich in Frankreich gegen die göttliche Majestät begehe." Und durchaus wahrscheinlich ist es, daß er Katharinen rieth: keines Hugenotten zu schonen, und am wenigsten ihrer Häupter; „zehntausend Froschköpfe seien nicht so viel werth, als ein einziger Lachskopf (Coligny's Wappen)."*) Katharina und Karl IX., obwohl sie im Augenblicke von solchen Rathschlägen nichts wissen wollten, blieben ihrer doch eingedenk, und handelten in der Folge danach.

Die Guisische Partei behauptete noch fortwährend, der Admiral sei Mitwisser und Theilnehmer der Ermordung des Herzogs Franz. Um dem ein Ende zu machen, betheuerte er am 29. Januar 1566, auf einer zu Moulins gehaltenen Versammlung, unter Anrufung Gottes seine Unschuld; worauf der Cardinal von Lothringen sich anscheinend mit ihm aussöhnte. Indeß war diese Versöhnung weder eine innerliche noch eine dauernde; und im Reiche ward die Spannung täglich größer. Die Reformirten klagten über Druck und Beeinträchtigung, verwahrten sich wie in Feindes Land, versorgten sich mit Waffen und Vorräthen, und machten sich täglich auf einen Ueberfall gefaßt. Dagegen behaupteten die Katholiken, daß Jene, über die ihnen gemachten Bewilligungen hinaus, nach völliger Gleichstellung mit ihnen strebten. Nur die Königin suchte noch so viel als möglich gewaltsame Ausbrüche zu vermeiden und das Gleichgewicht zu erhalten, in der Hoffnung, die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten unbemerkt und heimlich zu untergraben; wogegen der König immer offener zu strengen Maßregeln sich hinneigte, trotz der Abmahnungen l'Hospital's. Endlich, im Jahre 1567, wurde auch die Haltung Katharina's wieder zweideutig. Der Hof warb wieder Truppen in der Schweiz, und verstärkte die Ordonnanzcompagnien; den Vorwand dazu gaben die damals in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen. Aber der eigentliche Grund blieb dem Prinzen

*) Diese Worte soll der mitanwesende zwölfjährige Heinrich von Bearn, der nachherige Heinrich IV., aufgefaßt und seiner Mutter, der Königin von Navarra, zugetragen haben. Alles Uebrige ist durch die Correspondenz Alba's selbst beglaubigt. Vgl. Martin, a. a. O. S. 191 ff. Ranke, a. a. O. S. 270 f.

von Condé nicht verborgen; er bekam Kunde von einem geheimen Anschlage, wie man ihn in immerwährender Gefangenschaft halten, den Admiral ermorden, in die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Fast gleichzeitig vernahm er, wie ein warnendes Beispiel, die Verhaftung Egmont's und Hoorn's durch Alba, mit dem Katharina in geheimer Verbindung stand. Da beschloß er den Gegnern zuvorzukommen, ließ durch seine Anhänger in der Stille Mannschaft zusammenziehen, und verabredete mit Coligny eine allgemeine Erhebung auf den 29. September. Alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich zu Monceaux aufhielt, etwas erfuhr. Ja, als sich endlich doch ein Gerücht davon erhob, und der König einen Kundschafter zum Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge im Hauskleide mitten unter dem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Allein zwei bis drei Tage später, um den 24. September, erfolgten unter seiner Leitung die ersten Bewegungen, und schon am 27. stand der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz mit dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern stand an der Spitze einer zahlreichen Reiterei zu Rozoy, vier Meilen von Meaux, wohin sich der Hof geflüchtet hatte.

Jetzt bemächtigte sich der Schrecken aller Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß die Hugenotten sich nach dem Rathe des Admirals durch einen plötzlichen Ueberfall des Königs und der Königin Mutter bemächtigen wollten, zog schnell die sechstausend gemietheten Schweizer an sich, und eilte unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condé'sche Heer sie stets zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte von außen Condé die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrannte die Mühlen, und legte es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich nahmen die Hugenotten Orleans und andere feste Städte, und aus den nahe gelegenen Provinzen zog dem Heere des Prinzen Verstärkung zu. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen; doch hatte sich auch das Heer der Katholiken inzwischen so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten bald weit überlegen war. Condé mußte endlich aus Geldmangel einen großen Theil seiner Truppen auseinander gehen lassen, und sich hierauf nach St. Denis zurückziehn. Jetzt rückte ihm der Connetable mit seiner weit überlegenen Macht entgegen. Es kam zur Schlacht (10. Nov.); auf beiden Seiten fielen schwere Opfer, und selbst der vierundsiebzigjährige Montmorency ward tödtlich verwundet. Die Hugenotten mußten weichen;

aber sie hatten leuchtende Tapferkeit, und ihre Anführer großes Feldherrntalent gezeigt.

Der Connetable, ein Mann, der bei aller Klugheit und Erfahrung im Kriege nie Glück gehabt hatte*), starb am 12. November mit großer Fassung. Als ein Geistlicher sich seinem Lager nahete, ihn zu trösten, wies er ihn zurück, und sagte: es wäre doch schlimm, wenn er, der gegen achtzig Jahre zu leben gewußt, nicht wissen sollte, eine Viertelstunde zu sterben. Der Königin kam sein Tod sehr gelegen; sie sagte bei der Nachricht von der Schlacht: Ich bin dem Himmel zwiefachen Dank schuldig, insofern der Connetable den König an seinen Feinden gerächt, und weil die Feinde des Königs ihn von dem Connetable befreit haben. Und um sich nicht wieder auf ähnliche Art, als es durch ihn geschehen, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern machte dafür ihren Lieblingssohn Heinrich, Herzog von Anjou, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Generalstatthalter des Reichs. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten, nach Lothringen, und erwarteten daselbst sehnlich die Ankunft des pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der mit zehntausend Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Er kam wirklich an; aber nun verlangten die Reiter hunderttausend Thaler, und in Condé's Kriegskasse befanden sich kaum zweitausend. Doch so uneigennützig zeigten sich Officiere und Gemeine, daß sie Alles hergaben, was sie bei sich hatten; und so brachte man denn gegen achtzigtausend Livres zusammen, womit die Deutschen vor der Hand zufrieden gestellt wurden. Dagegen schickte der Papst durch den Herzog von Gonzaga der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger erschien, als der Krieg nicht bloß von dem Prinzen von Condé geführt ward, sondern fast in allen Provinzen entbrannt war. Condé zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Die Einschließung dieses nur achtzehn Stunden von Paris entfernten Ortes setzte den Hof in große Verlegenheit. Die Königin nahm daher zu den alten Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an, und am 23. März 1568 wurde zu Longjumeau ein neuer Vertrag unterzeichnet. Die Reformirten versprachen, die genom-

*) Fu huomo di esquisita solertia, e di matura prudenza accompagnato da una lunghissima esperienza degli accidenti del mondo .... mà ne commandi militari fù accompagnato sempre da così cattiva fortuna che in tutte le guerre, delle quali hebbe il governo, restò sempre ò perdente ò gravemente ferito o prigione, le quali disgratie furono anco cagioze che molte volte fusse revocata in dubbio la candidezza della sua fede. **Davila**, Delle guerre civili di Francia, IV. p. 124. Ed. 1646.

menen Plätze wieder zu räumen; dagegen wurde das Edict von Amboise zu ihren Gunsten bestätigt.

Man nannte diesen Frieden nachher den kleinen, wegen seiner kurzen Dauer. Coligny war sehr unzufrieden mit dem Abschluß desselben, weil er in den Worten des Hofes keine Sicherheit sah; und der Erfolg bestätigte seine Meinung. Da der Friede das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Partei mit Pünktlichkeit erfüllt, indem keine alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten entließen zwar die deutschen Truppen, nachdem der rückständige Sold, den sie zu bezahlen außer Stande waren, vom Hofe hergeschossen worden; dieser aber behielt die italienischen Truppen unter dem Vorwande, daß von den Reformirten nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären. Auch war man weit entfernt, den Hugenotten die Ruhe zu gönnen, die ihnen der Vertrag versprochen hatte; vielmehr wurden mitten im Frieden empörende Gräuel an ihnen verübt, und viele ermordet*). Zu Ligny in Barrois riß der Pöbel einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Abgesehen von diesen Gewaltthätigkeiten, wurden die Häupter der Reformirten noch persönlich durch eine besondere Treulosigkeit des Hofes gereizt. Man erfuhr aus einem aufgefangenen Briefe, daß alle Anstalten gemacht seien, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, als der letztere den erstern eben zu Noyers in der Bourgogne besuchte. Sogleich eilten beide nach La Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra dahin, die dem reformirten Cultus längst ergeben war und, wie aus jenem Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden sollen.

Bei solchen Entwürfen wurden die Grundsätze und Ermahnungen l'Hospital's der Königin immer widerwärtiger. Sie schloß ihn von ihrem Rathe aus, und als er sich darauf vom Hofe entfernte, nahm man ihm unter dem Vorwande, daß sein Alter der Ruhe bedürfe, das Reichssiegel ab. So war denn die eine Mahnung Alba's erfüllt; und der „letzte tugendhafte Mann verließ den ausgearteten Hof," sich später selbst wundernd „wie er es so lange mit so verächtlichen, nichtswürdigen Men-

*) Die Protestanten geben die Zahl der in drei Monaten Ermordeten sogar auf 10,000 an, ohne Zweifel sehr übertrieben. Thuanus XLIV. p. 895 A.

schen habe aushalten können"*). An seine Stelle trat der Bischof von Orleans, der ein Freund der Guisen und daher für die Zukunft mit größerer Sicherheit zu gebrauchen war. Denn fortan hielt man alle Mäßigung und Verstellung für überflüssig. Ein königliches Edict vom 28. September widerrief die bisher den Reformirten bewilligte Freiheit des Gottesdienstes, und verbot bei Todesstrafe jeden andern als den katholischen. Diesem Edicte sollte mit den Waffen Nachdruck gegeben werden; die Reformirten waren nicht minder entschlossen, sich ihm mit den Waffen zu widersetzen. Es ward von beiden Seiten geworben; hie und da brachen die Feindseligkeiten schon aus. Die Reformirten strömten schaarenweise nach La Rochelle und anderen Sammelplätzen. Wo sie stark genug waren, verübten sie an den Katholiken auch ihrerseits empörende Grausamkeiten, besonders an den Geistlichen, deren viele getödtet wurden. Ein Anführer der Hugenotten machte sich sogar ein Halsband von abgeschnittenen Mönchsohren.

Der Krieg begann mit vortheilhaften Aussichten für die Protestanten. Ihr Heer war zahlreich, der Adel voll Eifer, ein großer Theil des Königreichs, fast der ganze Süden, war in ihrer Gewalt. Aber ein unglückliches Treffen veränderte Alles. Die Königlichen, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dem tapfern Tavannes geführt, überraschten die Reformirten am 13. März 1569 bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Gränze von Limousin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerstreut waren. Condé und Coligny rafften die nächsten zusammen, konnten sie aber doch nicht alle sogleich herbeibringen; diese Verwirrung benutzte Tavannes, griff den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geschlagen worden war, und die Reformirten wichen. Condé, der sie zusammenhalten wollte, stürzte vom Pferde; sein Schmerz am Schenkel hinderte ihn am raschen Aufstehen, und in dem Augenblick sprangen die Feinde auf ihn zu. Noch knieend vertheidigte er sich, aber zuletzt mußte er dem Herrn von Argence sich ergeben. Man wollte ihn in das Hauptquartier führen, als der Baron von Montesquiou, Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, herzutrat, und ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. So starb einer der tapfersten, geistvollsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, in der Blüthe seines Lebens; denn er war noch nicht neununddreißig Jahre alt. Der Herzog von Anjou, weit entfernt den nichtswürdigen Meuchelmörder zu bestra-

*) Raumer, Gesch. Europa's, Bd. II. S. 244.

fen, bezeigte vielmehr die unanständigste Freude über den Tod des gefürchteten Gegners.

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so erschienen sie doch nicht ganz verlassen. Noch lebte der treffliche Coligny, der mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte und die Häupter der Partei in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königin von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn, Heinrich von Bearn, einen lebhaften hoffnungsvollen Jüngling von sechszehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eigenen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird.“ Die Reformirten erkannten den Prinzen als ihr Haupt an, dergestalt daß der Admiral, obwohl er Befehlshaber blieb, doch seine Befehle nur in dessen Namen gab. Coligny zeigte sich fortwährend thätig, klug und tapfer; aber das Glück war seiner Partei nicht günstig. Sein tapferer Bruder d'Andelot starb an einem pestartigen Fieber, und gleich darauf auch der Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ihm fünftausend deutsche Landsknechte und sechstausend Reiter zugeführt hatte. Wie Philipp II. in Wilhelm von Oranien, so sah der französische Hof jetzt entschieden in Coligny die Seele der Reformirten; deshalb erging denn auch gegen ihn am 13. September ein Urtheilsspruch des Pariser Parlaments, der ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte, sein Bild an den Galgen zu hängen befahl, und Demjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefern würde, funfzigtausend Thaler verhieß.

Indeß wurde der Krieg im Westen lebhaft fortgeführt. Coligny rückte auf das Lager der Königlichen bei La Roche-Abeille im Limousinschen los, und schlug sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen; und die Belagerung von Poitiers, welche die Reformirten unternahmen, mußte nach einem empfindlichen Verluste wieder aufgehoben werden. Der Herzog von Anjou zog bedeutende Verstärkungen an sich, und da er dem Admiral nun bedeutend überlegen war, wünschte er eine Schlacht eben so sehr, als dieser sie — wiewohl vergeblich — zu vermeiden suchte; denn er wurde von den Edelleuten in seinem Heere und besonders von den Deutschen, die entweder zu schlagen oder entlassen zu werden begehrten, dazu genöthigt. Am 3. October wurde sie bei Moncontour in Poitou geliefert, und zum großen Nachtheil der Reformirten, die darin

mehr als fünftausend Mann verloren. Vorzüglich waren die deutschen Landsknechte von den im königlichen Heere dienenden Schweizern fast aufgerieben worden.

Jetzt, ohne Geld, ohne Vorräthe, in einen Winkel des Reichs gedrängt, verlor Coligny doch den Muth nicht. Vielmehr zeigte er sich durch die Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, die ihm sein Geist und der Eifer der Reformirten darboten, den Katholiken bald wieder furchtbar. Diese hatten die günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, wenig benutzt, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé; aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man sogar glaubte, er begünstige sie heimlich. Da der Hof überdies so erschöpft war, daß er den Krieg nicht weiter fortführen konnte, und der König ihn beendet wünschte, damit sein Bruder als Führer der Heere nicht zu einem immer höhern Ansehn gelange, wurden Vergleichsvorschläge gemacht. Coligny wollte sich diesmal aber nicht mit bloßen Versprechungen begnügen, er verlangte Gewähr für ihre Erfüllung. Auch hierin wurde nachgegeben, wie sehr der spanische Gesandte es auch zu hintertreiben suchte; und so kam der dritte Religionsfriede zu St. Germain en Laye (8. August 1570) zu Stande, worin den Reformirten Zurücknahme der gegen sie ergangenen Rechtssprüche und freie Religionsübung auf der Grundlage des Edicts von Amboise zugestanden wurde, sowie zu ihrer Sicherheit die Besetzung von vier Plätzen, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, auf zwei Jahre.

---

6. Die Bartholomäusnacht.
(1572.)

Nach dem Abschlusse dieses Friedens äußerte der Hof so günstige Gesinnungen für die Protestanten, daß die Wohlgesinnten sich der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubten, Eintracht und Duldung würden nunmehr in das ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Der von seinen Umgebungen leicht gelenkte, aber sich stets nach Selbständigkeit sehnende König wünschte vor Allem der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden, und scheint deswegen Versöhnung der Parteien damals aufrichtig gewünscht zu haben; Katharina hingegen wollte zunächst sich einmal wieder erholen und orientiren, dann aber auch die

Häupter der Protestanten einschläfern, um sie, falls sie ihr wieder lästig werden sollten, desto leichter ins Verderben stürzen zu können; einen bestimmten Plan hatte sie nicht. Während der junge König mit einer österreichischen Prinzessin, Kaiser Maximilian's II. Tochter, Elisabeth, vermählt ward (26. Nov. 1570), bot Katharina dem Hugenottenhaupte Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter Margarete von Valois an, wahrscheinlich in der Absicht, den jungen Fürsten an sich zu ziehen und, wenn sein muthiger Sinn durch das Hofleben und steten Sinnengenuß gebrochen sein würde, auch ihn nach Gefallen zu lenken. Heinrich's Mutter, die kluge Königin von Navarra, zauderte zwar anfangs aus Mißtrauen, ging aber doch im Interesse ihres Hauses und ihrer Partei auf die Heirathsverhandlungen ein; nur wagte sie nicht, La Rochelle zu verlassen und an den Hof zu gehen, der seine Residenz der größeren Nähe halber zu Blois aufschlug. Der Admiral wurde brieflich mit Freundschaftsbezeigungen überhäuft, und auf das dringendste zu einer Zusammenkunft mit dem Könige eingeladen. Auch er traute anfangs nicht; da ihm aber gesagt wurde, daß der König auf einen Krieg gegen Spanien sinne, zur Unterstützung der im Aufstande begriffenen Niederländer, und dies einer seiner Lieblingsgedanken war, so ging er dennoch nach Blois. Der König empfing ihn (18. Sept. 1571) auf das Freundlichste, umarmte ihn wiederholt, nannte ihn „Vater", und sagte zu ihm lächelnd, indem er ihm die Hand drückte: „Jetzt halten wir Sie fest; Sie werden uns nicht mehr entrinnen." Auch erklärte er ihm: er sei so willkommen, wie nur irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe es gewesen sei. Und endlich soll er geäußert haben: er selbst schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Bei solchen Höflichkeitsbezeigungen blieb es nicht; der Admiral erhielt zugleich seine Stelle im Staatsrath wieder, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der König ein Geschenk von hunderttausend Livres und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte seitdem zum Hofton, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können; denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder Heinrich von Anjou, sowie sein Streben selbst zu herrschen, und hierauf baute er einen Plan, der ihm künftig einen großen Einfluß auf den König sichern sollte.

Zunächst betrieb er nun selbst mit Eifer die Heirathsangelegenheit, indem er endlich auch die Königin von Navarra bestimmte, sich an den Hof zu begeben. Sie traf am 4. März 1572 in Blois ein, und wurde auch ihrerseits mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen. Karl IX. nannte sie „seine Großtante, sein Alles, seine Bestgeliebte." Dennoch mißfiel sich Johanna, und schrieb ihrem Sohne nur Klagebriefe. Von der Natur Katharina's fühlte sie sich abgestoßen; ihre Subtilitäten und Nadelstiche peinigten sie; das Sittenverderbniß des Hofes, wo „nicht etwa die Männer die Frauen, sondern die Frauen die Männer verlocken," flößte ihr Schrecken ein. Doch wurde der Heirathsvertrag am 11. April unterzeichnet. Nur nach langem Widerstreben fügte sich Johanna darein, daß die Hochzeitfeier in Paris stattfinde; in Bezug auf die kirchliche Ceremonie setzte sie wenigstens eine Art von Vermittlung beider Culte durch; zumal da Karl IX. sich höchst aufgebracht über die Hartnäckigkeit zeigte, womit der Papst den Dispens verweigere. „Ich verehre Sie mehr als den Papst," sagte er zur Königin von Navarra; „und macht der Herr Papst zu sehr den Dummkopf (la bête), so werde ich selbst Margot an die Hand nehmen und zur Trauung in voller Predigt führen."

Alles schien in erwünschtem Zuge. Da trat plötzlich ein großer Trauerfall ein. Mitten unter den Zubereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich, der immer noch in Bearn verweilte, wurde in Paris seine treffliche Mutter plötzlich am 9. Juni 1572, nach fünftägiger Krankheit, vom Tode dahingerafft. Es lief ein Gerücht umher, daß sie durch ein Paar Handschuhe, die ihr von einem als Bösewicht bekannten Mailänder verkauft worden, auf Anstiften Katharinen's von Medici vergiftet sei; und obschon die Leichenöffnung, die keine Spur von Gift, wohl aber ein Lungengeschwür nachwies, die Sage hinlänglich widerlegte, so fand sie doch, bei der großen Spannung der Gemüther, vielen Glauben. Die Hochzeitfeier erlitt in Folge dieses Ereignisses einen mehrwöchentlichen Aufschub. In den ersten Tagen des August trafen die Bourbonischen Prinzen — der nunmehrige König Heinrich von Navarra und der Prinz Heinrich von Condé, Ludwig's Sohn — trotz aller Warnungen und düsteren Prophezeiungen in Paris ein, mit einem äußerst zahlreichen Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden. Auch der Admiral kam, obschon er von seinen Freunden mit Bitten bestürmt worden war, nicht nach Paris zu gehen; ein festes Gemüth, wie das seine, war vollends in der einmal gefaßten Meinung und Absicht nicht so leicht durch angebliche Gefahren zu erschüttern. Er

kannte Katharinen's und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit; aber er traute auf seine Klugheit und Geschicklichkeit, auch auf des Königs Wort. Der spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffte, in demselben als Befehlshaber des französischen Heeres aufzutreten, und durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden sich und seiner Partei in Frankreich für die Folge mächtige Freunde zu erwerben. In der That schien der König durch Coligny's Vorstellungen, daß es Zeit für ihn wäre, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, ganz für ihn eingenommen zu sein, und ihm volles Zutrauen zu schenken. Als dies Katharina gewahrte, die aus Scheu vor den spanischen Waffen und vor dem Siege des Protestantismus in den Niederlanden mehr und mehr an die Spitze der Friedenspartei getreten war, erschrak sie und fürchtete, der Admiral möchte ihr allen Einfluß rauben. Blutgedanken, die sie längst beschäftigt hatten, erwachten da mit neuer Stärke in ihrer Seele und sie beschloß des Verhaßten Verderben. Die Ausführung des Mordes übertrug sie den Guisen, um die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Sie zweifelte nicht, daß darüber ein Rachekampf der Hugenotten gegen die Guisen entbrennen und die Pariser Bevölkerung für die Letzteren Partei ergreifen würde; aber das gegenseitige Würgen, so hoffte sie, werde die vollständige Besiegung der Hugenotten, die äußerste Erschöpfung der Guisen, und dergestalt desto sicherer die Erhebung und Stärkung des Königthums zur Folge haben. Ein schon erprobter Meuchelmörder, Maurevert, wurde nun gedungen, um dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Nachdem am 18. August die Hochzeit des Königs von Navarra mit Margarete wirklich vollzogen worden, und der Hof bis zum 21. in den ausgelassensten Festlichkeiten sich ergangen hatte, geschah Freitag den 22. Vormittags der verrätherische Schuß Maurevert's. Die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern den Fenstervorhang, hinter welchem der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall machte das größte Aufsehen, die beiden Bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum Könige. Dieser, durch die Nachricht auf das Tiefste aufgeregt, versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selber schmerze, und daß er die strengste Vergeltung üben

werde. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er selbst um zwei Uhr Nachmittags besuchte. Das Vertrauen auf diese Versicherungen des Königs machte, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Protestanten Diejenigen überstimmt wurden, die zu einer schnellen Flucht riethen, um dem hereinbrechenden Verderben zu entgehen; auch die wahrgenommenen Bewegungen unter dem Pöbel wurden bloß den Aufhetzungen der Guisen zugeschrieben, deren Haß gegen Coligny bekannt sei. Dieser, der bei seiner Verwundung sich nicht auf den Weg hätte machen können, war gleichfalls der Meinung, daß kein Grund zur Flucht vorhanden sei. Aber um dieselbe Zeit, wo die Mehrzahl der Reformirten die vernehmlichsten Warnungsstimmen verachtete, und sich selbst in sorglosen Schlummer einwiegte, ward ihre Vernichtung von Katharinen und dem von ihr beherrschten Heinrich von Anjou beschlossen. Karl hatte seiner Mutter noch am 22. auf die Frage, was der Admiral mit ihm bei dem Besuche verhandelt habe, nach einigem Zögern zornig geantwortet: er habe ihn mit Recht vor ihrer Vormundschaft gewarnt und ihn ermahnt, selbst zu regieren und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten. Hiernach glaubten sie, es sei keine Zeit zu verlieren. Auch fürchteten sie die Rache der Protestanten, mit der Einige derselben unverhohlen und in starken Ausdrücken gedroht hatten. Während sie, Anfangs selber ziemlich rathlos, zu complottiren begannen, blieb der König noch fest; ihre ersten indirecten Versuche, den König auf ihre Seite zu bringen, scheiterten; noch am 23. Vormittags bezeigte sich Karl den Guisen gegenüber äußerst ungnädig, argwöhnisch und drohend.

Aber am Nachmittag desselben Tages fand bei Katharinen die entscheidende Berathung statt. Sie, die rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin, zeigte sich zum Aeußersten entschlossen. Und auch außer ihr waren es besonders Italiener, die das Wort führten: der Siegelbewahrer Birago (Biragun), ein Mailänder; der Herzog von Nevers, Lodovico Gonzaga; und der Graf von Retz, Albert Gondi. Sie sämmtlich waren der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs heische die Ermordung der Hugenottenführer. Der Herzog von Anjou, sowie der Graf von Angoulême, ein natürlicher Bruder des Königs, und der Marschall Tavannes stimmten zu. Nachdem der ganze Plan festgestellt worden, begab sich Katharina mit allen genannten Rathgebern zum Könige. Es war eine unheilschwangere Stunde, voll der gegensätzlichsten Gemüthsbewegungen. Denn Alles drang auf den jungen und schwachen König mit Einem Male ein. Man enthüllte ihm jetzt, daß das Attentat gegen Coligny von seiner Mutter ausgegangen, daß sein Bruder

darum gewußt; man bestürmte und erfüllte seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Anschlägen der Hugenotten. Dennoch widerstrebte er Anfangs. Das Vorhaben erschien ihm allzu grausam; aber Katharina entgegnete, daß zuweilen vielmehr die Milde Grausamkeit und die Grausamkeit Milde sei. Karl schreckte vor dem üblen Eindruck auf die Welt zurück; aber man wußte ihn zu vertrösten, daß sich alles mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen entschuldigen lasse. Er konnte sich nicht darein finden, Freunde wie Coligny zu opfern; aber Katharina erklärte ihm: dann opfere er Mutter und Bruder; denn nimmermehr würden sie ferner am Hofe verweilen, um einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abzuhelfen sei. Mehr und mehr begann der König zu schwanken; und als man ihm endlich Mangel an Muth vorwarf, fiel der letzte Widerstand. Aufbrausend und in seiner Heftigkeit leicht beweglich, gab er nicht nur seine Einwilligung zu der verruchten That, sondern ergriff sogar plötzlich den Gedanken mit der ganzen angeborenen Hitze seines Temperamentes. Er betheuerte mit einem heftigen Fluche, daß er nunmehr aber auch nicht etwa bloß die Ermordung des Admirals wolle, sondern den Tod aller Hugenotten in Frankreich, damit nicht ein Einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könne*).

Sofort wurden noch Abends alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel getroffen. Der Plan war nämlich der, gleich in der bevorstehenden Nacht vom 23. zum 24. (dem Bartholomäustage) die Häupter der

---

*) Manche Geschichtschreiber haben behauptet, daß die Bartholomäusnacht das Ergebniß eines längst überdachten und ausgesponnenen Planes gewesen, daß der König schon früh ins Geheimniß gezogen worden, und daß sein ganzes Benehmen seit dem letzten Frieden als ein zusammenhängendes System von Betrug und Heucheleien, um die Reformirten ins Netz zu locken, zu betrachten sei. Aber diese Meinung, schon an sich sehr unwahrscheinlich, ermangelt nicht nur aller Beweise, sondern darf jetzt als hinlänglich widerlegt gelten. Dagegen ist es sehr glaublich, daß Katharina, obschon auch bei ihr der Entschluß zur bestimmten That und ihrer raschen Ausführung ein plötzlicher, aus den nächsten Umständen hervorgegangener war, doch in der Tiefe ihrer Seele schon lange an derartige Eventualitäten gedacht hatte. Das Beispiel der Königin Blanca, der Ketzer- und Rebellen-Vertilgerin, schwebte ihr oft so lockend vor Augen, daß sie ihre Kenntniß der Geschichte dieser Fürstin sorgfältig vor den Hugenotten zu verheimlichen bedacht war. Auch konnte sie die Rathschläge Alba's in Bayonne sowenig je vergessen haben, wie die Pariser Verschwörung vom Jahre 1563, die sie selbst vereitelt hatte. Siehe Wachler, die Pariser Bluthochzeit, 2. Ausg. S. 90 ff. Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 590 ff. Derselbe, französ. Gesch. Bd. I. S. 322 — 330. Martin, a. a. O. p. 271 — 318.

Hugenotten sämmtlich zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger zu unterrichten; dem jungen Herzog von Guise, für die Ermordung Coligny's und seiner zunächst wohnenden Freunde zu sorgen; dem Herzog von Montpensier, im Louvre selbst die Edelleute des Bourbonischen Gefolges umzubringen. Anfangs war man unschlüssig, ob man nicht auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé, sowie die beiden Marschälle Montmorency und Damville, mit auf die Liste setzen solle; zuletzt aber wurden sie (die beiden ersten aus Scheu, königliches Blut zu vergießen) von dem Todesurtheil ausgeschlossen. Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgercompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen, im Namen desselben, die Compagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter davon etwas erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von La Rochefoucauld, war noch bis spät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte und gern gerettet hätte, sich aber doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben; da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewohl mit innigem Bedauern, überlassen. Dagegen ließ Katharina die eigene Tochter Margarete nicht nur ungewarnt, sondern schickte sie mit unbarmherzigem Eifer in die Gemächer ihres Gemahls, und damit in die äußersten Schrecknisse und Gefahren, um auch nicht den leisesten Verdacht aufkommen zu lassen.

Die Nacht rückte vor, und unter bangem Herzklopfen erwartete

Karl die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Gegen Mitternacht trat er in der höchsten Unruhe eines Missethäters aus seinen Zimmern in die Vorhalle des Louvre hinaus, der Kirche von St. Germain-l'Auxerrois gegenüber, von Mutter und Bruder begleitet, und zitternd der Dinge harrend, die da kommen sollten. Noch im letzten Augenblicke mußte man, wie es scheint, den Befehl zum Läuten der Glocke ihm abnöthigen. Doch auch Katharina und Anjou bangten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt der angebliche Bericht Anjou's, wünschten sie Alle den heillosen Befehl zurück, und schickten einen Offizier an den Herzog von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Dies klingt nicht sehr glaublich. Geschah es aber, so geschah es zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angoulême hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und einige verwegene Bösewichter hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppen hinan, riefen: „Mord und Tod!" und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hineinstürzten. Einer derselben — ein Deutsch-Slave, Dianowitz genannt — rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es, antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, nun von den Helfershelfern wetteifernd unterstützt, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Gleich darnach rief Guise hinauf: „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht." Man warf also den Leichnam, oder den Sterbenden, zum Fenster hinab. Angoulême wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sei, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße. Ein Gleiches, sagt man, that auch Guise. Dann schnitt ein Italiener ihm den Kopf ab.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich alsbald auf den Klang der Signalglocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Coligny's Wohnung zuliefen,

wurden von Guisen's Geharnischten, die dem Louvre zueilten, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Es war gegen drei Uhr; das Läuten der Sturmglocke erstickte jede Regung des Mitleids. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln; und da sah man denn die Spuren der ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Selbst die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden auf das Roheste hingeschlachtet. Man schleppte sie auf den Hofraum und ermordete sie vor den Augen des Königs, den Katharina, um seine Mitschuld zu constatiren, an das Fenster gedrängt hatte. Fliehende wurden schonungslos bis in die fürstlichen Gemächer verfolgt. Einer derselben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königin Margarete von Navarra, umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen; es geschah. Bald darauf, da sie bebend vor Furcht in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drei Schritte vor sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sei in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit aufgeregter Miene empfangen, und heftig zu ihnen gesagt: daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartei auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von Anderen dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe; doch sei die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. „Ich will," erklärte er, „fortan nur Eine Religion in meinem Reich! Die Messe oder den Tod! So wählet denn!" Navarra wagte im ersten Schrecken keinen Widerspruch; Condé aber erinnerte den König

an sein den Protestanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

Karl, so sehr er auch vor dem Anfange des Blutbades gezittert hatte, gerieth nachher selbst in Wuth. Von dem Fenster seines Cabinettes aus, der Seine gegenüber, wo sich ein Kampf mit den Hugenotten des jenseitigen Ufers entspann, soll er mehrmals anspornend und fluchend hinausgerufen haben: „Schießt! schießt sie nieder! sie fliehen!" Ja man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch die Straßen, es sei des Königs Wille, daß die ganze Natternbrut vertilgt werde; und Tavannes rief ein Mal übers andere mit teuflischem Scherze: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai!" Das Alles munterte denn viele katholische Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, auf Anstiften seines Todfeindes Charpentier, eines Anhängers des Aristoteles, ermordet. Büssi d'Amboise tödtete seinen Vetter um eines streitigen Erbes willen; La Pataudière einen hohen Finanzbeamten, um dessen Stelle zu erhalten; der Besitzer eines prächtigen Landgutes ward durch Todesdrohung genöthigt, es dem Grafen von Retz abzutreten, und dann doch getödtet.

Der einmal so furchtbar entfesselten thierischen Wuth machte es noch Freude, sich an der Betrachtung ihrer Werke zu weiden. Am folgenden Tage sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Blut gefärbten Straßen gehen, und bei den vielen herausgeschleppten Leichnamen verweilen. Die Königin Mutter und ihre Hofdamen (unter welchen Ausschweifungen und freche Sittenlosigkeit sehr gewöhnlich waren) blieben bei dem Leichnam eines Edelmanns stehen, und entblödeten sich nicht, unter lautem Gelächter zuchtlose Bemerkungen zu machen. Auch der König ging in Begleitung seines Hofes durch die

Hauptstraßen, und sodann nach dem Dorfe Montfaucon, nahe bei der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einem das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle möglichen Mißhandlungen entstellt worden war; denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen, hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann ins Feuer geworfen und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gedient, ließ ihn Montmorency heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens hin und wieder noch drei Tage fort. Im Ganzen verschlang die Bartholomäusnacht etwa 2000 Opfer. Die Gräuel derselben nannte man, in Erinnerung an die Sicilianische Vesper, die „Pariser Mette" (matines de Paris); und die Hochzeit des Königs von Navarra, im Hinblick auf diese blutigen Folgen, die „Pariser Bluthochzeit." Aber nicht nur in der Hauptstadt wurden Protestanten niedergemetzelt, sondern auch in den meisten Provinzen des Reichs, wo man entweder dem gegebenen Beispiele von freien Stücken folgte, oder königliche deshalb erlassene Befehle vollzog. Zu Orleans wurden sogar an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, ebenso viele zu Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Alles in Allem berechnet man die Zahl der Ermordeten, nach der mäßigsten Angabe, auf 30,000; Andere geben weit mehr, sogar 100,000 an. Die Chroniken der französischen Städte sind voll von Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Ja selbst wilde und grausame Naturen wandelten sich plötzlich bei diesem Anlaß um, und ergriffen die Partei der Menschlichkeit. So der Graf von Tende, Gouverneur der Provence, der offen den Gehorsam verweigerte und den empfangenen Brief auf der Stelle vernichtete. So ferner der Vicomte von Orte, Befehlshaber von Bayonne, der ebenfalls jegliche Gewaltthätigkeit verhinderte statt sie hervorzurufen, und an den König zurückgeschrieben haben soll: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch so verwegen als sie wollen,

anzuwenden geruhen.“ Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sei ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den übereifrigen und fanatischen Katholiken im Reiche durch diese „Sündfluth,“ wie man das allgemeine Blutbad nannte, ein wahres Genüge geleistet war: so wußte doch der König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Daher schrieb er, früheren Lehren seiner Mutter folgend, am 25. August den Statthaltern in den Provinzen und seinen Gesandten an den protestantischen Höfen: er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seien bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons (Coligny's Familie), es solle für die Beachtung der Friedensedicte möglichst Sorge getragen werden. Allein hiergegen protestirten die Guisen, und nahmen eine so bedenkliche Haltung an, daß Katharina es für gerathen erachtete, dem Könige andere Weisungen zu geben. Sie stellte ihm vor: daß es höchst unvorsichtig sei, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei sich nun von Rache entflammt, abermals erheben könnte; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sei von Anderen gezwungen worden, vor seinen Augen und wider seinen Willen dergleichen geschehen zu lassen; daß es weniger gefährlich sei, das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als Schwäche und Kraftlosigkeit zu gestehen. Dies letztere war vorzüglich auf Karl's Charakter berechnet. Und so ergingen nunmehr die schon erwähnten, ganz entgegengesetzten Befehle an die Statthalter. Um den Staatsstreich zu rechtfertigen, klagte man jetzt dessen Opfer, unter schamlosen Lügen, der albernsten Projecte an. Ja der König begab sich selbst am 26. August ins Parlament, wo er in feierlicher Sitzung erklärte: daß Coligny, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königin Mutter, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, um so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er, der König, sei also gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld schon bestraft worden, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Coligny's Papieren fand man zwar nur Beweise seiner Treue gegen den König; das Parlament aber, aus Haß oder Feigheit oder beiden Ursachen zugleich, gab sich dazu her, den schändlich Ermordeten für einen

Hochverräther zu erklären. Eine Strohpuppe, die ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatze geführt und aufgehängt, und Alles, was ersonnen werden kann, das Andenken eines Mannes zu beschimpfen, geschah. Zugleich erfolgte die wirkliche Hinrichtung zweier würdiger Reformirten, als Theilnehmer der angeblichen Verschwörung.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden nun durch Geistliche im katholischen Glauben unterrichtet, weigerten sich aber, den ihrigen abzuschwören. Karl gerieth hierüber in solchen Zorn, daß er selbst den Henker zu spielen gedachte und am 9. September befahl, ihm seine Waffen zu bringen, die Leibwache um ihn her zu stellen und die beiden Prinzen vorzuführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlin Elisabeth konnte ihn zur Zurücknahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Messe, Tod oder Bastille!" rief er ihnen drohend entgegen; sie möchten wählen. Der König von Navarra besaß weder die Charakterstärke noch die Ueberzeugungstreue eines Märtyrers; er erwies sich fügsam. Der Prinz von Condé, der sich stets als der kühnere und standhaftere zeigte, berief sich wieder auf die feierlichen Zusagen, die den Protestanten gegeben worden, und stellte vor, daß die Religion eine Gewissenssache sei, über die sich nichts befehlen lasse; er wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht. Und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Ueberredung auf die Prinzen wirkte. Am 3. October erbaten die beiden Prinzen vom Papste die Aufnahme in den Schooß der katholischen Kirche; und Gregor XIII. beeilte sich, auf das Verbindlichste zu antworten, indem er zugleich die Ehe Heinrich's von Navarra nunmehr ratificirte. Der Letztere ging jetzt so weit, daß er sogar in seinem Stammlande die reformirte Gottesverehrung wieder aufhob.

In den verschiedenen Ländern Europa's machte die Nachricht von den furchtbaren Mordscenen einen sehr verschiedenen Eindruck. In Madrid und in Rom erhob sich ein wahrer Jubel. Philipp II. triumphirte; der Papst Gregor hielt eine kirchliche Dankfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die „Niedermetzelung der Hugenotten," sowie ein Gemälde zur Verherrlichung der „Ermordung Coligny's" fertigen; jene trug die Umschrift Hugonotorum strages, dieses die Inschrift Pontifex Colignii necem probat. In England dagegen und in Deutschland äußerte sich lebhaft der gerechte Abscheu über die schnöde und fluchwürdige That. „Wollte Gott, schrieb Kaiser Maximilian II.,

mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte."

---

7. Die letzten Zeiten Karl's IX.

(1573—1574.)

Durch das ganze Königreich sah man jetzt die Landstraßen bedeckt mit Schaaren flüchtiger Reformirten, die kaum das Nothwendigste in der Eile gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie flohen theils zu ihren Glaubensbrüdern in der Fremde, nach der Schweiz, der Pfalz, England, theils nach ihren Sicherheitsplätzen La Rochelle und Montauban, auch nach Nismes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou mit einer starken Macht ab, den schon begonnenen Angriff auf La Rochelle weiter zu führen. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei dem belagernden Heere sein, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen entgegen zu halten; und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte man ihm die berühmtesten und erfahrensten Hauptleute zugesellt. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet; und man fand ihn auch. Die Einwohner von La Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal schlugen sie die stürmenden Feinde zurück; auf die Wälle und Mauern ihrer Stadt wurden mehr als dreißigtausend Kanonenkugeln abgeschossen. Der Mühseligkeiten einer solchen Belagerung überdrüssig, wurden die Königlichen zu einem Vertrage geneigt; den Herzog von Anjou und einen Theil seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand zu dem Wunsche, den Krieg so bald als möglich geendigt zu sehen.

Dies war nämlich die Aussicht des Herzogs auf den polnischen Thron. Katharina liebte diesen jüngern Sohn vorzüglich, und da sie von den Sterndeutern — denn der Astrologie vertraute sie, wie so viele Andere in ihrer Zeit, sehr — gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch nicht wünschte, daß die Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte: so hatte sie sich anderwärts nach einem Königreiche für ihn umgesehen, und bald wegen einer Heirath mit Elisabeth von England, bald sogar wegen der Nordküste von Afrika, zu der Sardinien und Corsika ge-

schlagen werden sollten, unterhandelt, bis sich endlich in Polen, unter Umständen, die weiter unten noch erwähnt werden sollen, eine ernste Aussicht zeigte, deren Erfüllung sich jetzt näherte. Man kam also nach fünfmonatlicher Belagerung zu einer Unterhandlung mit La Rochelle und am 24. Juni 1573 zu einer Friedensübereinkunft, die, im Juli als Edict vom König veröffentlicht, sämmtlichen Reformirten Gewissensfreiheit, doch nur den drei Städten La Rochelle, Montauban und Nismes öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes gewährte. So ergab sich für die Reformirten die bedeutsame Lehre, daß Widerstand weiter führe als Unterwerfung.

Dem gleichfalls belagerten Sancerre erging es indeß nicht so glücklich. Es war nicht mit in den Vertrag eingeschlossen worden; aber die von aller Hülfe verlassenen Einwohner verloren doch den Muth nicht, sondern widerstanden von da an noch zwei Monate allen Drangsalen — nicht des Feindes, sondern der entsetzlichsten Hungersnoth. Nachdem alles Vieh verzehrt war, kamen Katzen und Hunde, ja Ratten und Mäuse an die Reihe. Als auch diese Nahrung auszugehen anfing, suchte man die Häute hervor, weichte sie ein, machte sie durch Essig mürbe, zerschnitt sie in kleine Stücke, und aß sie gekocht. Ja altes, beschriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sattelzeug und lederne Beutel wurden auf ähnliche Weise zubereitet, auch wohl mit Lichttalg fett gemacht, und dann begierig verschlungen. Weiber und Kinder sah man auf den Misthaufen umherkriechen, um alte Knochen und Thierhufe herauszusuchen, die man zerstampfte und kochte, um sie gleichfalls zu essen. Andere schätzten sich schon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können. Ja endlich — es ist von einem gewissenhaften Erzähler aufgezeichnet — trieb der nagende Hunger die Unglücklichen dahin, auf den Straßen nach dem Koth der Thiere zu suchen, um ihn zu verzehren. Und daß sich zu dem Allerekelhaftesten das Entsetzliche geselle, ließen sich ein armer Winzer und seine Frau von einem alten Weibe bereden, von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen dreijährigen Kindes zu essen; eine That, für die sie von der Obrigkeit zum Feuertode verdammt wurden. Kurz, es fehlte in den Nöthen dieser kleinen Stadt nichts von dem, was die Geschichten hochberühmter Belagerungen als Beispiele unermeßlichen Elends aufgezeichnet haben. Endlich, nachdem die Einschließung schon acht Monate gedauert hatte, wurde den Einwohnern am 19. August ein Vertrag bewilligt, der ihnen Gewissensfreiheit zugestand; doch mußten sie die Plünderung ihrer Häuser durch eine beträchtliche Summe abkaufen.

Heinrich von Anjou, der nunmehrige König von Polen, verließ im Grunde das Reich ebenso ungern, als Katharina ihn so weit von sich ent-

fernt sah; und Karl, der seinerseits gern einen Nebenbuhler verlor, mußte die Zaudernden sogar mit Heftigkeit an die Beschleunigung der Abreise erinnern. Man setzte sie endlich ins Werk, und da Karl plötzlich krank ward, so begleiteten nur Katharina und ihr jüngster Sohn, der Herzog Franz von Alençon, den abreisenden Heinrich bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Gespräch unter vielen Thränen den Sohn entließ, der seine Reise nach Polen durch Deutschland weiter fortsetzte. Als er durch Heidelberg kam, stellte ihn Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz mit starken und ungeschminkten Worten über die an den Reformirten in Frankreich begangenen furchtbaren Gräuel zur Rede. Heinrich, fügte der Kurfürst mit Deutscher Gradheit hinzu, sei so verhaßt, daß es viele seiner Freunde schon ungern sähen, daß er nur so viel Gemeinschaft mit ihm habe.

In Katharinen wurde nach ihres geliebten Heinrich Abreise die Furcht rege, es möchte der ehrgeizige und unruhige Herzog von Alençon die Zurücksetzung, die er bis jetzt erfahren, rächen und an die Protestanten, gegen die er bisher schon gemäßigtere Gesinnungen gezeigt hatte, sich anschließen. Schon herrschten unter diesen neue Bewegungen; und die Forderungen, die sie an den König machten, zeigten, daß sie nach dem Falle so vieler Tapferen aus ihrer Mitte nur eine noch kühnere Sprache führen zu dürfen glaubten. Sie verlangten, daß ihnen in den Städten, die sie inne hätten, Besatzungen auf königliche Kosten zu halten erlaubt würde, daß man ihnen noch zwei Städte in jeder Provinz überlasse, die freie Uebung ihrer Religion öffentlich und an allen Orten gestatte, und einige Richterstühle mit Reformirten besetze. Solche Forderungen, meinte Katharina, würde Ludwig von Condé an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben. Für die Sache der Protestanten aber war es sehr günstig, daß sich jetzt in der That eine dritte Partei im Reiche mächtig erhob, die der Politiker nämlich, so genannt, weil sie das Staatsinteresse dem religiösen voranstellte. An ihrer Spitze stand eben der Herzog von Alençon; die Familie Montmorency, der junge König von Navarra, Condé, nebst vielen anderen angesehenen Leuten, waren Glieder derselben.

Die abschlägige Antwort, die auf Betrieb Katharinen's der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalstatthalters, die sein Bruder der König von Polen bisher besessen hatte, bat, brachte auch diese Partei zu einer förmlichen Unternehmung gegen den Hof, welche sie in Gemeinschaft mit den Reformirten auszuführen gedachte. Es war ihr Plan, nach dem Tode des Königs, den man mit Grund für sehr nahe halten konnte, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des recht=

mäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den indeß weder Kraft des Willens noch des Verstandes zur Herrschaft vorzüglich fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende wollte man sich der Provinz Languedoc heimlich versichern, die beiden Bourbonischen Prinzen sollten in der Stille den Hof verlassen und sich nach den Sicherheitsplätzen der Hugenotten begeben. Diese Anschläge waren noch nicht reif, als die Reformirten, voll Begierde loszubrechen, plötzlich zweihundert Bewaffnete in die Nähe von St. Germain sandten, wo der Hof sich damals aufhielt*). Aber der Herzog von Alençon und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, obgleich dies verabredet worden war, sei es nun, weil ihnen die Anzahl der Reformirten zu klein schien, oder weil sie im entscheidenden Augenblick unentschlossen wurden. Vielmehr folgten sie der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharina, welcher darauf die als Theilhaber der Verschwörung Angegebenen gefangen nehmen ließ; Condé hatte sich durch die Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden Einige in die Bastille geworfen, Andere sogar enthauptet. Unter diesen waren zwei Edelleute, La Mole und Coconas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königin Margarete von Navarra und der Herzogin von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königin Mutter zur Rede gestellt. Der Letztere schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber und behauptete, daß die Erscheinung der Reformirten bei St. Germain gegen seinen Willen geschehen sei. Heinrich hingegen gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mißtrauen, das am Hofe gegen ihn herrsche, und erklärte, daß dieses ihn zu dem Versuche bewogen habe, sich zu entfernen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehegt zu haben.

Der König war, schon als sein Bruder Heinrich Frankreich verließ, von einer entnervenden Krankheit befallen worden, die mit jedem Tage an Stärke zunahm. Gewissensqualen mochten an diesem Zustande, den das Mißtrauen der Zeit einer Vergiftung zuschrieb, Antheil haben; seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574.

---

*) Weil diese Unternehmung um die Fastnachtszeit gemacht ward, nannte man sie l'entreprise des jours gras.

Er war nicht volle vierundzwanzig Jahre alt geworden. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, weil er es an sich selbst erfahren, wie sehr in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk zu beklagen seien. Vor seinem Verscheiden beredete ihn seine Mutter noch zu einer Verordnung, kraft deren sie bis zur Ankunft seines Nachfolgers Regentin des Reiches sein solle.

---

8. Heinrich III.
(1574—1589.)

Der König von Polen erfuhr durch die Eilboten seiner Mutter nicht so bald die Nachricht von dem Todesfalle, der ihn auf den Thron Frankreich's berief, als er sich ganz heimlich, in der Stille einer finstern Nacht, mit wenigen Begleitern von Krakau aufmachte und den Polen förmlich entfloh, wie ein Verbrecher, der aus seinem Kerker entschlüpft. Und in der That war es nur die Furcht, wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, nicht die Begierde, so bald als möglich wieder in Frankreich zu sein, die ihn zu dieser stürmischen Eile bewog; denn kaum hatte er die polnische Grenze überschritten, so ließ er sich in Wien, Venedig und an anderen Orten so viele Lustbarkeiten gefallen, daß sich seine Ankunft in Frankreich sehr verzögerte, während seine Mutter sich bemühte, den Haß und die Kampflust der Parteien von einem Ausbruche zurückzuhalten.

Heinrich III. war ein schöner, wohlgebildeter Mann. Er war ein Freund von königlichem Prunk, und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten eine Würde, die einen ganz andern Mann in ihm vermuthen ließ, als er wirklich war. Auch wenn er die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreife beantwortete, so geschah dies mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, welche die Fremden bewunderten. Ueberdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Allein die Verderbtheit des damaligen französischen Hofes machte, daß die Jugend beider Geschlechter nur in Liederlichkeit und unnatürlichen Lüsten ihre Ehre suchte; und so gingen denn auch bei Heinrich III. in der Geisteserschlaffung, die frühe Ausschweifungen nothwendig zur Folge haben, viele edlere Triebe und Neigungen zu Grunde. Wie mußte es um die Gemüthsart eines Mannes stehen, der schon in seinem einundzwanzigsten

Jahre, wenn auch in zweiter Linie ein Miturheber der Bartholomäusnacht war! Als König zeigte er sich, wie man es von dem Mitschuldigen einer solchen Gräuelthat erwarten konnte, meist unedel, heuchlerisch, treulos und feige, dabei ohne Kraft des Willens und des Charakters, ohne Rath und Entschluß, und ganz in Ausschweifungen versunken.

Ungeachtet die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, so lebte doch der Hof in einer Weise, als ob er über unerschöpfliche Schätze zu gebieten habe. Eine rasende Spiellust verschlang beträchtliche Summen. Der König war von einer Menge von Günstlingen, Dienern seiner Ausschweifungen, umgeben, die in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkür schalteten, Steuern erhoben und Niemandem Rechenschaft ablegten. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, ließen den König einmal in Einem Monate zweiundzwanzig neue Steueredicte machen, und der Widerspruch des Parlaments blieb vergeblich. Das Wenigste davon floß in die Schatzkammer. Und während das Land fast ausgesogen ward, warf der gedankenlose König das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Cabinetssecretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien von Großmuth und Feinheit, die der überraschte Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wiedergeben ließ, um noch eine Null hinzuzufügen.

Um die Zeit zu tödten, ward der Palast fast in ein Gasthaus verwandelt, in welchem täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben wurden. Die Mignons sannen auf neue Spiele und Wollüste; und an einem Hofe, an welchem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben waren, ward auch das Allerunanständigste nicht verschmäht. Katharina selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne Vergnügen machen konnte, und gab ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal auf den Einfall kam, sich von halbnackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gern mit kleinen Hunden, von denen er eine ganze Menagerie unterhielt, die ihm jährlich bedeutende Summen kostete. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande

einen runden Korb, der mit diesen Thieren angefüllt war. Auch Affen und Papageien hielt er in beträchtlicher Zahl, und konnte mit ihnen Stunden lang tändeln. Eine seiner Lieblingsvergnügungen bestand darin, sich mit seinen Mignons in Weiberkleidern sehen zu lassen, ja während der Fasten in allerhand seltsamen Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und Jedermann zu beschimpfen. Mit allen diesen unwürdigen Thorheiten wechselten Andachts- und Bußübungen, zu welchen ihn abergläubische Vorstellungen und Gewissensangst trieben, auf das seltsamste ab.

Da sich Heinrich's schlimme Neigungen erst im Laufe seiner Regierung recht entwickelten und offenbarten, da er erst auf dem Throne in eine Erschlaffung versank, die sein früheres Leben nicht vermuthen ließ, so waren Viele, die bei seiner Rückkehr aus Polen gute Hoffnungen von ihm hegten. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht hatten. So wie der Einfluß der Lieblinge begann, legten mehrere treue Räthe und Staatsdiener ihre Stellen nieder, welches Heinrichen ganz recht war, weil er dieselben nun mit seinen elenden Günstlingen besetzen konnte. Da die Mißhelligkeiten mit den Reformirten noch nicht beigelegt worden, so war die wichtigste Frage, wie man gegen sie sich verhalten solle. Einige Männer von Erfahrung und Weisheit, die noch um den König geblieben waren, riethen ihm zur Gelindigkeit; allein Katharina und der Cardinal von Lothringen bestanden darauf, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten, und ihre Meinung behielt schließlich die Oberhand. Der Cardinal erlebte die schlimmen Folgen seines Raths nicht mehr; er starb am 26. December 1574.

Der Krieg entzündete sich nun wieder mit größerer Stärke. Der Prinz von Condé, der sich in Deutschland aufhielt, warb dort, in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, ein Heer, und näherte sich den französischen Gränzen, während der Herzog von Alençon vom Hofe entfloh (15. Sept. 1575), und sich zu den Reformirten begab, die ihn mit Freuden an ihrer Spitze sahen. Katharina mußte einen, für die königliche Regierung sehr schimpflichen Waffenstillstand eingehen. Bald darauf (im Februar 1576) entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Reformirten. Diese hatten jetzt, da Condé und der Pfalzgraf mit ihren Truppen herbeigekommen waren, eine ansehnliche Macht zu ihrer Verfügung. Von Moulins aus, wo sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt hatten, erging eine Bittschrift an den Hof, in welcher

theils die sämmtlichen Beschwerden vorgebracht, theils Friedensbedingungen vorgeschlagen wurden. In der Verlegenheit, in welcher sich der Hof befand, ward ihnen (Mai 1576) ein Vertrag bewilligt, vortheilhafter als alle bisherigen. Im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris, erhielten sie freie Religionsübung, in jedem Parlamente Kammern, die zur Hälfte mit ihren Glaubensgenossen besetzt waren, gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf Aemter und Würden, und außer La Rochelle, Nismes und Montauban noch acht Sicherheitsplätze. Dem Herzoge von Alençon, jetzt von Anjou genannt, wurde die Statthalterschaft von Berry, Touraine und Anjou zugesichert. Katharina sorgte besonders dafür, diesen ihren Sohn zu befriedigen, da es ihr vor Allem darauf ankam, ihn von den Reformirten zu trennen.

So viele Zugeständnisse für die Protestanten waren den eifrigen Katholiken ein Gegenstand des Aergers und großen Mißvergnügens. Es fehlte diesen Gesinnungen auch nicht an einem Mittelpunkt. Die Guisen und ihr Ehrgeiz waren noch nicht ausgestorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Franz, und selbst schon bei seiner Partei als Held der Bartholomäusnacht berühmt, war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, und an äußeren und inneren Vorzügen, aber auch an Herrschsucht, Verfolgungsgeist, List und Verstellung das vollkommene Abbild seines Vaters. Auf ihn richteten jene unzufriedenen Katholiken ihre Augen; denn von seinem Unternehmungsgeist und seinem Ehrgeiz erwarteten sie das Kühnste. Der Befehlshaber von Peronne, Jakob von Humieres, gründete 1576 in der Picardie einen Verein, dem fast alle Edelleute und höhere Beamte dieser Provinz beitraten, und der sich dann schnell über das Königreich verbreitete. In Paris fand man alle durch Liederlichkeit zu Grunde Gerichteten, alle die durch Unruhen zu steigen und sich zu bereichern hofften, zum Beitritt bereit*). Der Bund hieß, weil er für den katholischen Glauben geschlossen war, die heilige Ligue. Die Theilnehmer verpflichteten sich durch einen Eid, in der Ligue zu leben und zu sterben für die Ehre und Erhaltung des durch die römische Kirche vorgeschriebenen Gottesdienstes. Jeder solle Güter und Leben daran setzen, den Feinden des Bundes zu widerstreben. Es werde ein Haupt gewählt werden, dem Alle pünktlichen und unbedingten Gehorsam zu leisten hät-

*) Huic foederi certatim plerique qui vita per infamiam in alea et lustris acta decoxerant, nomen dederunt, quibus omnibus aut ad ambitionem et inexplebilem avaritiam satiandam aut ad ruimas domesticas sarciendas bello civili opus erat. Thuanus LXIII. p. 173. D.

ten. Dieses Haupt war nicht genannt, aber Alle wußten, daß es der Herzog von Guise sei. Für den König war der Bund den Worten nach zwar ebenfalls geschlossen, in der That aber war er eine Auflehnung gegen dessen Ansehn; und die geheimen, entfernteren Pläne waren völlig gegen ihn und sein Haus gerichtet. Sie gingen dahin, wenn die Hugenotten ausgerottet sein würden, und Alles unter der Gewalt der Ligue sich beuge, den Herzog Franz von Anjou als einen Begünstiger der Ketzer zu richten, den König selbst in ein Kloster zu sperren, und dem Herzog von Guise, als dem wahren Nachkommen Karl's des Großen, die Krone aufzusetzen. Das Haus Lothringen hatte sich schon früher eine Genealogie schmieden lassen, die seinen Stamm von den Karolingern herleitete; jetzt wurden Flugschriften verbreitet, in welchen von dieser Abstammung gesprochen, und die Usurpation, durch welche die Capetinger die Karolinger einst verdrängt hätten, beklagt ward *).

Die Protestanten hatten dem Könige die erste Nachricht von diesem Bunde gegeben, die Heinrich nicht glauben wollte, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Eine solche Vereinigung, die sich vornahm, an seiner Statt zu regieren, und ohne ihn zu fragen, konnte unmöglich ihn ruhig lassen; er ergriff eine Maßregel dagegen, die Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so weniger vereiteln konnte, da er sie vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen durfte: der König trat selber der Ligue bei, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Unterdessen waren die Stände zu Blois seit dem 6. December 1576 versammelt, und rathschlagten besonders über die Finanzen und die Religionsspaltungen. Die ersteren waren durch die Kriege und die sinnlose Verschwendung des Hofes so zerrüttet, daß man fast noch einmal so viel ausgab, als man einnahm. Aber die Anträge, neue Steuern aufzubringen, wurden von den Ständen zurückgewiesen, und so blieb es zuletzt bei ganz unbedeutenden Bewilligungen. In Betreff der Religion war der dritte Stand für Erhaltung des Friedens, während der Hof und die Geistlichkeit gewaltsame Unterwerfung der Reformirten wollten. Es wurde beschlossen, Abgeordnete an die Häupter derselben zu senden, die sie auffordern sollten, die Autorität der Versammlung anzuerkennen, und ihnen die Nothwendigkeit vorstellen, daß nur *eine* Religion im Reiche geduldet werde. Der König von Navarra, der, nachdem er den

*) Capefigue Histoire de la réforme, de la ligue etc. Ed. de Bruxelles. T. IV. p. 42. Martin, a. a. O. p. 431 ff. Ranke, a. a. O. S. 397 ff.

Hof verlassen, wieder zum reformirten Glauben übergetreten war, antwortete den Gesandten: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabei; wo nicht, so öffne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit sein, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerei anzuwenden.“ Es brach daher wieder ein Krieg aus, der für die Reformirten unglücklich war, besonders weil ihre Verbündeten, die Politiker, sich von ihnen trennten und auf die Seite des Hofes traten. Da aber der König den Guisen und der Ligue kein Uebergewicht geben wollte, so kam es wieder zu Unterhandlungen und zu dem Frieden von Bergerac (17. Sept. 1577). Der König bestätigte das Ergebniß desselben in einem am 5. October zu Poitiers erlassenen Edicte, welches den Protestanten ungefähr das bewilligte, was ihnen der Vertrag von 1570 eingeräumt hatte. Der König nannte diesen Frieden den seinigen; es war ihm Ernst damit, ihn aufrecht zu erhalten.

Acht Jahre vergingen nun in einem Zustande von Ruhe, die nur 1580 durch einen kurzen Krieg unterbrochen ward; aber auch die Ruhe war nur eine scheinbare, und das Feuer glimmte unter der Asche fort. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdrucksloſen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen schalteten wie unumschränkte Herren. Die Ligue blieb in heimlicher Verbindung mit Philipp II., der sie begünstigte und unterstützte, während Gregor XIII. sie nicht bestätigen wollte; doch zeigte sie keine Thätigkeit, erst mit dem Jahre 1584 bekam sie neues Leben. Am 10. Juni dieses Jahres starb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou, dreißig Jahre alt; und da Heinrich selbst noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Dann waren die Bourbon's die nächsten am Throne; aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und die Ligue, obschon in verschiedene Meinungen über den künftigen König gespalten, war doch darin einig, daß sie den „Bearner“ verabscheute. Sie erklärte sich vorläufig für dessen Oheim, den einundsechszigjährigen, schwachen und willenlosen Cardinal Karl von Bourbon. Dieser ließ sich überreden, selbst für die Ausschließung seines Neffen zu wirken, und sich an die Spitze der Ligue zu stellen, obschon ihr wahres Haupt fortwährend Guise blieb.

Die Ligue entwickelte nun wieder große Thätigkeit, und Philipp II. schloß am 31. December 1584 einen förmlichen Vertrag mit ihr, der

von allen Theilen am 16. Januar 1585 zu Joinville unterzeichnet ward, und worin man den Cardinal von Bourbon als den rechtmäßigen Thronerben Frankreich's anerkannte. Hierauf erfolgten weitere Schritte gegen den König. Der Cardinal machte ein förmliches Manifest bekannt, welches erklärte, daß wegen der üblen Lage des Reiches ein Bund geschlossen sei, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, zum Schutze der Rechte des Adels und der Parlamente, und zur Erleichterung der Lasten des Volkes. Zugleich ergriff die Ligue die Waffen, und bemächtigte sich einer Reihe wichtiger Städte. Der König gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung, und nach einigem Schwanken beauftragte er seine Mutter, Unterhandlungen mit Guise und den Ligisten zu beginnen. Sie forderten, daß der König jeden andern Gottesdienst als den katholischen verbiete, und den Protestanten alle Aemter und ihre Sicherheitsplätze nehme. Indem Heinrich in seiner Rathlosigkeit ihnen diese Forderungen, so wie eine Anzahl von Sicherheitsplätzen in einem am 7. Juli 1585 zu Nemours geschlossenen Vertrage gewährte, und alle zum Besten der Reformirten erlassenen Edicte widerrief, hatte er diesen den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Er war mitten im Gewirre und mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte. Vier Heere wurden katholischer Seits zu diesem achten Religionskriege ausgerüstet, den man nach dem Namen der beiden Könige und des Herzogs von Guise den Krieg der drei Heinriche nennt. Die Ligue veranlaßte den König am 17. October noch ein Edict zu unterschreiben, kraft dessen alle Reformirte im Reiche innerhalb vierzehn Tagen katholisch werden sollten, statt der ihnen früher zugestandenen Frist von sechs Monaten. Im Weigerungsfalle sollten ihre Güter eingezogen und verkauft werden. Heinrich von Navarra gab hierauf ein ähnliches Edict gegen die Katholiken in seinem Lande. Dadurch wurden auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Im Felde geschah nichts Entscheidendes noch Bedeutendes. Der König war 1586 in Lyon, und vertrieb sich hier mit Hunden, Affen und Papageien die Zeit, während die Ligue den Krieg nach Belieben führte, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Paris wurde immer mehr der Mittelpunkt eines fanatischen Eifers und Volkshasses gegen die Protestanten, und auch der König wurde immer verhaßter, weil er als zu lau und unkräftig für die Vernichtung der Ketzer erschien. Die Guisen unterließen nicht, diesen Eifer zu nähren und zu erhöhen. Es wurde ein neuer Bund gestiftet, der Bund der Sechszehn genannt, weil für jedes der sechszehn Stadtviertel von Paris einer der Führer der Verbindung bestimmt war, in seinem Bezirke

ihre Zwecke zu fördern und so viele neue Glieder zu werben als möglich. Schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt von St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er aber, und ging nicht hin.

Der bürgerliche Krieg dauerte unterdeß fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Heinrich von Navarra, der jetzt seine strategische Fähigkeit zu entwickeln begann, eroberte nicht nur viele Plätze, sondern erfocht auch am 20. October einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen bei Coutras, an der Gränze von Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegeslust funkelten, rief der junge Held beim Anfange der Schlacht den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von Bourbonischem Geblüte seid! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!“ Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condé zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhmes würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; selbst der Anführer, der Herzog von Joyeuse, war unter den Todten. Heinrich von Navarra, der damals nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit Tausenden von Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend; man eroberte nur einige feste Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth, über die Loire zu setzen und sich mit den deutschen Soldtruppen zu verbinden; Andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, wenigstens einen Theil desselben. Heinrich von Navarra ging nach Bearn, und legte dort einer Gräfin von Grammont, mit der er in einem Liebesverhältniß stand, die in der Schlacht von Coutras eroberten Fahnen zu Füßen. Viele glaubten auch, die schöne Gräfin sei die eigentliche Ursache gewesen, warum Heinrich seinen Sieg nicht besser benutzt habe; gewiß ist es, daß eine nicht genug bekämpfte Sinnlichkeit seinen edleren Bestrebungen oft Eintrag that. Die Hülfstruppen, welche die deutschen Protestanten den Hugenotten gesandt hatten, wurden noch in demselben Jahre vom Herzoge von Guise entscheidend geschlagen. Nur Wenige derselben sahen ihre Heimath wieder.

Die Hugenottische Partei erlitt bald nachher einen andern Verlust,

durch den Tod des Prinzen von Condé (5. März 1588). Die Aerzte, die seinen Leichnam untersuchten, erklärten, daß Gift seinem Leben ein so frühes Ende gemacht habe. Das Verbrechen schien nicht aus politischer oder kirchlicher Leidenschaft hervorgegangen zu sein; vielmehr blieb der Verdacht auf seinen Hausgenossen und auf seiner eigenen Gemahlin ruhen. Condé zählte erst fünfunddreißig Jahre als er starb; er war ein Mann, bei dem man, nach dem Ausspruche eines großen Geschichtschreibers, nichts vermißte als das Glück*).

Die Sechszehn in Paris riefen indeß Heinrich von Guise in ihre Stadt. Der König, davon unterrichtet, suchte es zwar zu verhindern; nichts desto weniger aber kam Guise (9. Mai 1588), zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei seinem Eintritt von Tausenden umringt, um deren Gunst er buhlte, und die ihn vergötterten**). Er besuchte den König, eben da dieser mit seinen Lieblingen rathschlagte, ob er ihn tödten lassen solle. Dies widerriethen jedoch Einige dringend, und stellten vor, die Aufregung sei so groß, daß der König selbst Gefahr laufen könne. Als Guise den Hof des Louvre durchschritt, die vielen Bewaffneten sah, und wie ihr Anführer Crillon seinen Gruß kaum erwiederte, erblaßte er. Das Gespräch mit dem Könige war natürlich nicht das freundlichste; Guise, welcher bemerkte, wie dieser zwischen verschiedenen Entschlüssen schwankte, entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, von der Reise ermüdet zu sein, und umgab sich in seiner Wohnung selber mit Bewaffneten. Auch der König war in banger Unruhe, und ließ die Wachen im Louvre verdoppeln. Am folgenden Tage fand eine zweite Unterredung Statt, in welcher sich der König sehr schwach, und der Herzog, der von vierhundert Edelleuten begleitet erschienen war, sehr stolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ sogar zu seiner Sicherheit viertausend Schweizer nach Paris kommen. Dies erhöhte das Mißtrauen der Sechszehn; und Guise selbst verbreitete geflissentlich ein Gerücht, der König wolle die Ligisten überfallen und hundert und zwanzig der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem Ende schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären.

---

*) In quo nihil merito desiderares nisi fortunam, quam importune adversam a prima infantia ad ultimum vitae brevis spiritum expertus est. Thuanus, XC p. 183. D. Vgl. Martin, a. a. O. Tome X. p. 53 f.

**) Egli all' incontro, con viso popolare e con faccia ridente, altri accarezava con le parole, altri risalutava con i gesti, altri rallegrava con l'occhio, e traversando le caterve del popolo con la testa scoperta, non pretermetteva cosa alcuna, che fosse a proposito per finire di conciliarsi la benevolenza e l'applauso popolare. Davila IX. p. 351.

Diese Nachricht und die Vertheilung der Schweizer in den Straßen brachte viele Bürger in Aufruhr; sie stürzten aus den Häusern, versperrten die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster. Das geschah am 12. Mai, welcher Tag deshalb der „Barrikadentag" genannt wurde. Die Schweizer standen nun zwar in mehreren Straßen vertheilt; allein der König ließ ihnen befehlen, nicht zu schießen. Die Folge war, daß die Bürger sie verspotteten und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß los. Sofort aber antworteten die Bürger mit einem Hagel von Steinen und mit Schüssen, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!" einzustimmen, und das Gewehr abzulegen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich den Schweizern die Waffen wiedergeben ließ und ihnen, so wie allen königlichen Truppen, freien Abzug aus der Stadt zusicherte.

Hierauf begab sich die Königin-Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte, er habe diese Unruhen nicht erregt, sondern der König sei allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Am folgenden Morgen wiederholte Katharine ihren Besuch; auf dem Wege flüsterte ihr ein Bürger zu, es seien an funfzehntausend Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu stürmen. Sogleich ließ sie dies dem Könige melden, der ohne Verzug mit wenigen Begleitern davon ritt, und wie ein Flüchtling seine Hauptstadt verließ. Zornig, daß er ihm entgangen sei, nahm Guise in Paris nun ganz das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (barricades) bei Seite geschafft, die Läden geöffnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftigkeit ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf- und niedergehend. Er redete ihn verbindlich an; aber der Präsident, ohne sich in seinem Spazier-

gange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisen's Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger beharrlich.

Katharina von Medici, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge fortwährend; und der schon so tief erniedrigte König mußte schließlich fast alle Forderungen desselben bewilligen, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten. Die Beschlüsse des Königs waren enthalten in einem von den Parlamenten im Juli registrirten Edikte, das Unionsedikt genannt. Er forderte darin alle seine treuen Unterthanen auf, sich durch einen Eidschwur gegen die Ketzer zu verbinden, wie er selbst schwur, die Ketzerei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Reiche auszurotten. Die geheimen Artikel betrafen Sicherheitsplätze und andere Vortheile für die Ligue. Durch einen bald darauf erlassenen Befehl wurde Guise zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt; er war nunmehr, wie ein Zeitgenosse bemerkt, mit der Machtfülle bekleidet, wie sie die Majordomen unter den Merovingern geübt hatten.*)

Am 16. Oktober wurde zu Blois ein Reichstag eröffnet, dessen vorbereitende Sitzungen schon am 16. September begonnen hatten, und dessen Beschlüsse ganz von Guise, der die Mehrheit in seiner Hand hatte, geleitet wurden. Den König ließ er die erniedrigendste Rolle spielen. Doch war es sein öffentliches Benehmen nicht allein, was diesen endlich zu einem verzweiflungsvollen Entschluß bestimmte. Heinrich III. hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten; man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und neue Entwürfe, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In dieser Lage glaubte er, um seine Krone, seine Freiheit, und sein Leben zu schützen, kein anderes Mittel zu sehen, als Meuchelmord. Er meinte in Guise die gesammte Ligue zu treffen, wie einst seine Mutter in Coligny die ganze Reformation zu vernichten gewähnt hatte. Unter den fünf und vierzig Gliedern seiner adlichen Leibwache wurden Acht erwählt, die That zu vollziehen. Der König theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabei: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zuweisen;

*) Davila IX. p. 369.

und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit, Kraft meiner königlichen Befugniß, volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen." Der Tag der Ausführung ward auf den 23. December festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Staatsrathssitzung einfinden würde. Er ward gewarnt; aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Der König will Sie umbringen." Er schrieb darunter: „Das wagt er nicht", und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs in Ordnung gestellt hatten, während der Staatsrath schon beisammen war, erhielt Guise in der Sitzung den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, schritt durch das Vorzimmer, und eben, da er die Hand nach dem Thürvorhang des königlichen Cabinets ausstrecken wollte, stürzten die Verschwornen von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montseris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!" Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Sainte Maline versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und Loignac einen andern in den Leib. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog, da er das Schwert zu ziehen außer Stande war, wehrte sich verzweifelt mit den Händen und Zähnen, und rief nach seinen Freunden; gleich darauf, da ihm Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete aber noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder, vermöge seiner gewaltigen Stärke, bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank. So starb er im noch nicht vollendeten neun und dreißigsten Jahre seines Lebens. Mehrere seiner Freunde wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel einen Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich zu Lyon befand, entfloh, als er hörte, daß der König Anstalten mache, auch ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter geeilt, die damals auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie, die um den Plan nicht gewußt, erschrak, und ermahnte ihren Sohn, behutsam zu sein. Zwei Dinge, sagte sie, sind jetzt Noth, Schnelligkeit und Entschlossenheit. Bangend um ihren Sohn, raffte sie sich einige Tage später auf, den ebenfalls in Gewahrsam

gehaltenen Cardinal von Bourbon zu besuchen. Dieser legte ihr alle Schuld bei; sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Seine Worte machten einen solchen Eindruck auf die alte, nun fast siebzigjährige Königin, daß sich ihr Zustand von diesem Augenblick an verschlimmerte; bald darauf, am 5. Januar 1589, endete ihr ränkevolles und verbrecherisches Leben.

So war nun der schwache König ganz verlassen. Nur zu bald zeigte sich, mit welchem Rechte seine Mutter befürchtet hatte, er würde die Früchte seiner blutigen That nicht zu erndten wissen. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wohl gelungen sein, sie in Furcht zu setzen und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Ausschweifungen, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, in welchen sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Den getödteten Guisen, dem Herzog und dem Cardinal, wurden prächtige Leichenbegängnisse gehalten; viele Kupferstiche erschienen, die ihren Tod so schrecklich als möglich darstellten, und wurden unter das Volk vertheilt*); besonders aber thaten die Geistlichen Alles, in ihren Predigten die Menge gegen den König zu erhitzen. Einer derselben rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten Eifer fort: „Ja, schwört mir's Alle! schwört, den letzten Heller, den letzten Blutstropfen daran zu setzen! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem redlichen Harlay zu, der auch zugegen war), hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß Jedermann es sehe!" Und Harlay, sonst so muthig, ward verlegen und that es. Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel: ob denn kein Einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sei, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechszehn legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob das französische Volk von seinem, Heinrich III. geleisteten Eide der Treue entbunden werden, und ob es sich vereinigen und bewaffnen könne gegen die mit aller Bosheit erfüllten Rathschläge und Bestrebungen dieses Königs; und einundsiebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls

*) Einer dieser Kupferstiche hatte die Unterschrift: Comme Henry, le perfide, le détestable Valois, fait mettre en pièces les corps sanglans des deux princes martyrs. Capefigue l. c. T. V. p. 478.

beantworteten diese Frage bejahend. Hierauf ließen die Sechszehn die Parlamentsräthe, die es mit dem Könige hielten, unter ihnen auch den Präsidenten Harlay, in die Bastille bringen. Der Aufruhr brach sogleich auch in vielen anderen Städten aus, ganze Provinzen fielen vom Könige ab. Die neue Ordnung, welche die Ligue stiften wollte, zeigte sich als die schrecklichste Unordnung. Unsicherheit und Gesetzlosigkeit nahmen im ganzen Reiche überhand; überall sah man Verhaftungen und Gütereinziehungen; in den Behörden, im Innern der Familien herrschten Haß und Zwietracht.

Der Herzog von Mayenne kam nach Paris, ward mit Jubelgeschrei empfangen, und tumultarisch zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt. Der König hatte das Aeußerste zu fürchten; nichts blieb ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Reformirten in die Arme zu werfen. Nachdem er ihnen in einem Vertrage freie Religionsübung versprochen hatte, kam Heinrich von Navarra nach Plessis les Tours, wo sich beide Könige besprachen. Bald nachher führten sie ihr vereinigtes, durch Schweizer verstärktes, zahlreiches Heer gegen die Hauptstadt, und belagerten sie, ohne daß die Ligisten es verhindern konnten. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten zerhauen ward. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, war von den aufrührerischen Predigten so fanatisirt worden, daß er sich entschloß, den Ruhm und Lohn im Himmel zu verdienen, der, wie man gesagt hatte, mit der Ermordung eines von der Kirche abgefallenen Königs zu gewinnen sei. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, vollends bestimmt worden sei; daß sie ihn durch ein schändliches Mittel an sich gezogen habe, dürfte nur eine Verläumdung ihrer Feinde sein*); daß aber die Häupter der Ligue überhaupt, mittelbar oder unmittelbar, von dem Mordanschlag unterrichtet gewesen, ist kaum zu bezweifeln. Zu größerer Sicherheit fragte Clement seinen Prior, und als ihm dieser versicherte, daß, wenn die That nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus wahrem Eifer für das Beste der Religion und des Staats unternommen würde, man sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott erwerbe: so traf er alle Vorbereitungen, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud, wo Heinrich III. sein Hauptquartier hatte.

---

*) Verum de stupro haud facile crediderim, nisi si ardens ultione animus generosam feminam, ut ad alia scelera coecam, sic etiam ut impotentem iram expleret ad hoc foeditatis plenum flagitium impulit. Thuanus XCVI. p. 300. D. Vgl. Martin, T. X. p. 159.

Nahe vor diesem Orte traf er den Generalprocurator des Königs, La Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge zu entdecken. Jener nahm ihn mit in seine Wohnung. Mit unbeschreiblicher Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie gut und rühmlich sei. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen (1. Aug. 1589) führte ihn La Guesle in das Schlafgemach des Königs. Der Mönch überreichte diesem zwei Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahte er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ganz heimlich sagen dürfe. Auf Befehl des Königs entfernten sich die Herren darauf einige Schritte; aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie den König schreien hörten: „Ach mein Gott! der Bösewicht von Mönch hat mich getödtet!" Sich rasch umwendend, sahen sie den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit ins Gesicht versetzen. La Guesle zog hierauf den Degen, und stieß ihm das Gefäß so heftig ins Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwei Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer hereindrangen, ihn tödteten, und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten, und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Am folgenden Tage starb er, noch nicht acht und dreißig Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht durchsetzen werde, war zunächst noch sehr zweifelhaft. Alle eifrigen Katholiken verabscheuten ihn als einen Ketzer, Paris war in den Händen der Ligue, und von Philipp II. war zu erwarten, daß er der katholischen Partei mit Waffengewalt beispringen werde. Wollte also Heinrich von Navarra die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

---

9. Heinrich IV.

(1589—1610.)

Wir haben gesehen, wie dieser Fürst schon in seinem sechszehnten Jahre als Haupt des Bourbonischen Hauses dastand, und wie er schon damals sich die Achtung eines Coligny erwarb. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharina von Medici und ihr Sohn, Karl IX., die Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit, und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit dergestalt auf sich, daß ein vornehmer Spanier sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu sein, oder doch Einer, der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders seitdem ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Außerdem war das Leben selbst seine Schule. Er ward früh mit in das Kriegsgetümmel gezogen; wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sei. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt; und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. So muthig und kriegerisch er aber auch war, so waren doch seine Gefühle mehr zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; und da zu seiner Gemüthsart eine starke Sinnlichkeit kam, so wurde die Neigung zu unaufhörlichen Verhältnissen mit Weibern bei ihm zu einer Leidenschaft, die sein tadelnswürdigster Fehler ist, und seinem Charakter Abbruch that. Schon früh und als junger Ehemann war er in schamlose und schmutzige Liebesintriguen verstrickt. Persönlichkeiten wie Karl IX. und Heinrich von Anjou, die ihm so vieles Leid angethan, waren ihm dennoch als Genossen angenehm, wenn es auf gemeinsame Ausschweifungen ankam*). Mit seiner Gemahlin

*) Vgl. Martin, T. IX. p. 366. Die umfassendste Monographie ist gegenwärtig die von Poirson, hist. du règne de Henri IV. Paris 1856. 2 tomes (der zweite in 2 Abtheilungen). Indeß vermögen wir die Grundauffassung nicht zu billigen, die viel zu optimistisch ist, so daß denn auch die Darstellung nicht selten den Charakter des Panegyricus an sich trägt. Viel

Margarete, die selbst freilich nicht schuldlos war, lebte er in offener Zwietracht, und schon Jahre lang vor seiner Erhebung von ihr getrennt. Daß auch in religiösen Dingen seine Charakterstärke und seine Ueberzeugungstreue unter seiner Lebenslust und Genußsucht litt, haben wir schon erkannt; er lernte früh Verstellung üben. Indeß lehrten ihn doch auch wieder die bedenklichen Umstände, unter denen er den Schauplatz betrat, vielfach Ernst und Strenge; und mehr als alles Andere hielt seiner Genußsucht und ihren entmannenden Folgen seine Herrschbegier die Waage. So ward er vor der Erschlaffung und Verweichlichung bewahrt, in die ein träges und üppiges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde.

Eine herrliche Gesundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm überdies alle Beschwerden leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Züge, die schon Geist und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er immer thätig, sah Alles mit eigenen Augen nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen ihn seine Feinde selbst mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemanden, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab."

Allein er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn als sein Vorgänger starb, war seine Lage sehr mißlich. Er selbst sagte darüber scherzhaft: „Ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld und ein Ehemann ohne Frau." Auch dauerte der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Ligisten hielten noch eng zusammen; ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war in der That ein Mann von Tapferkeit, Festigkeit und Einsicht*), und es standen ihm viele Hülfsmittel zu Gebote. Ein Theil des Adels verließ nach Heinrich's III. Tode mißvergnügt das königliche Heer, und begab sich auf seine Güter; ein anderer blieb bei Heinrich, nachdem dieser geschworen hatte, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich selbst darin unterrichten zu lassen,

---

zutreffender ist, von der religiösen Einseitigkeit abgesehen, die Auffassung des Grafen Carné, die Begründer der französischen Staatseinheit (deutsch von Seydt). Leipzig 1859. S. 262 ff.

*) Fidei et constantiae laudem ad virtutis militaris decus adjunxit, adeo ut princeps fidei tenacissimus et expugnator urbium, quasi Ulysses alter, vulgari diverbio appellaretur. Thuanus, XCIII. p. 248. C.

sich dem Ausspruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen, und den Tod des vorigen Königs zu rächen.

Er versuchte jetzt mit dem Herzoge von Mayenne den Weg der Unterhandlungen, aber fruchtlos. Mayenne ließ den alten Cardinal von Bourbon, der übrigens in seines Neffen Gewalt war, unter dem Namen Karl's X. als König ausrufen, und sich selbst zum Generalstatthalter des Reiches ernennen. Bald brach er mit fünfundzwanzigtausend Mann von Paris auf, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen.“ Schon mietheten die Pariser Damen Fenster in der Antonsstraße, um den schönen Triumphzug mit anzusehen; allein der Bearner wollte sich nicht fangen lassen. Er hatte sich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und stand mit siebentausend Mann bei Dieppe trefflich verschanzt. Vergebens bestürmte ihn hier der viermal stärkere Mayenne; er fand die Verschanzungen unüberwindlich, und mußte sich auf Amiens zurückziehen. Verstärkt durch frische Truppen aus der Picardie und der Champagne, sowie durch Engländer, ging Heinrich auf Paris los und versuchte, es zu überrumpeln. Er bekam auch die Vorstädte in seine Gewalt, aber nun eilte Mayenne herbei. Heinrich ging ihm entgegen und forderte ihn zu einer Schlacht auf; jener umging ihn, und warf sich in die Stadt. Heinrich konnte seine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und wandte sich nach Tours. Seine Lage blieb äußerst schwierig, nicht nur weil es ihm an Kriegsmitteln und Gelde fehlte, sondern auch weil die Katholiken von seiner Partei, auf jenes Versprechen bauend, sich in ihrer Religion unterrichten zu lassen, seinen Uebertritt eben so sehr hofften, als die Reformirten ihn fürchteten.

Für die Ligue war es eine Hauptfrage, wer König von Frankreich werden solle, wenn der Scheinkönig Karl X. gestorben sein würde. Mayenne, obschon gemäßigt, und nicht von heftigen Leidenschaften gestachelt, hegte doch Hoffnungen und Wünsche. Dagegen gab es Abkömmlinge der Valois in weiblichen Linien; und besonders ließ Philipp II. die Absicht blicken, da seine dritte Gemahlin Elisabeth die Schwester Heinrich's III. gewesen war, den Thron von Frankreich seiner mit ihr erzeugten Tochter zu verschaffen. An ihn hatte sich die Ligue schon gewandt, um Unterstützung in ihrem Kampfe zu erlangen. Auch kam ein päpstlicher Legat nach Paris, der wider die ausdrückliche Anweisung Sixtus V., leidenschaftlich für die Ligue und die Spanier Partei nahm, und das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus sehen, daß die Sorbonne alle Diejenigen in den Bann that, die Heinrich als König anerkennen würden. Ja der Legat verbot sogar den Bischöfen,

nach Tours zu gehen und für die Bekehrung Heinrich's zu wirken. Dagegen erließ dieser eine Verordnung, worin er drohte, Jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem Legaten einlassen würde.

So wurde eine friedliche Vergleichung immer weiter hinausgeschoben, und der Waffenkampf dauerte fort. Heinrich war mit der Belagerung von Dreux beschäftigt, als sich Mayenne ihm mit einem weit stärkern Heere, in welchem sich spanische Hülfstruppen und deutsche Söldner befanden, näherte. Dennoch beschloß er die Schlacht in der Nähe von Ivry anzunehmen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Es giebt keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Die Soldaten waren tief ergriffen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert; aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König! Dann sprengte Heinrich durch die Reihen, und hielt eine muthige Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voll Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erkämpfte (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er zu: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Erst nach vierzehn Tagen erschien Heinrich wieder in der Nähe von Paris, ohne jedoch vor der Hand einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu machen; während Mayenne nach den Niederlanden gereis't war, um mit dem Herzog Alexander von Parma neue Maßregeln zu verabreden. Unterdeß starb der alte Cardinal von Bourbon (8. Mai 1590), ein Ereigniß, welches zunächst ohne Folgen blieb, da die Ligue ganz mit der Vertheidigung der Hauptstadt beschäftigt war, die jetzt von Heinrich ernster bedrängt ward. Er sperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und ver-

setzte die Einwohner dadurch bald in drückende Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Uebergabe bewegen. Die Geistlichen suchten das Volk durch Processionen zu beschäftigen, und obschon die Noth immer höher stieg, die Tagelöhner nicht mehr so viel verdienten, um die Suppen von Kleie und Hafer kaufen zu können, wovon die Armen allein noch lebten, rissen doch die Predigten der von glühendem Eifer für die Sache erfüllten Geistlichen die Menge so hin, daß sie ihre Leiden standhaft ertrug. Fast dreizehntausend Menschen starben vor Hunger. Auf einen so hartnäckigen Widerstand hatte Heinrich nicht gerechnet. Bei einer Zusammenkunft mit Abgeordneten der Ligisten beschwor er sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks: Alles vergeblich. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, ließen die Sechszehn aussprengen, der König verlange eine unbedingte Uebergabe. Dies verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne schon auf dem Wege war und der Herzog von Parma, nach dem ausdrücklichen Befehle Philipp's, ihm mit einem spanischen Heere auf dem Fuße folgte. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten und zugleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. Er wagte jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich die Belagerung ganz aufheben. Während dieser Anarchie riß auch in den Provinzen die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich sein werde, waren sogar darauf bedacht, für diesen Fall ihre Statthalterschaft als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen, wie es unter andern der Herzog von Mercoeur in der Bretagne versuchte.

Die größte Verlegenheit Heinrich's entstand daraus, daß er einsah, die Ligisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, die Reformirten aber ihm diesen Schritt sehr übel nehmen. Wenn er auch sein Gewissen darüber beruhigen konnte: durfte er es wohl wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolges bei den Feinden gewiß war? Unterdeß that er wenigstens alles Mögliche, sich im Felde zu erhalten. Im nächsten Jahre (1591) wurde er durch deutsche und englische Hülfstruppen unterstützt, während seine Gegner unter sich zerfielen. Ein Sohn des ermordeten Herzogs Heinrich von

Guise, Karl, entkam aus seinem Gefängnisse, und bildete eine Partei, die sich von Mayenne abwandte. In Paris, wo die Sechszehn vier tausend Mann spanischer Truppen aufgenommen hatten, übte Philipp II. den größten Einfluß, und während Mayenne in's Feld gerückt war, herrschte eine arge revolutionäre Tyrannei. Die Gemäßigten wurden mit dem Namen Politiker belegt und ihres Vermögens beraubt. Zehn der heftigsten Eiferer, an deren Spitze ein wilder Frevler, Namens Bussy, stand, erhielten unumschränkte Macht, und schüchterten Diejenigen, welche ihre despotische Willkür verabscheuten, so ein, daß sie keinen Widerstand wagten. Der Parlamentspräsident Brisson und zwei Räthe wurden als Ketzer und Verräther ohne alle Rechtsform aufgehängt (15. Nov. 1591). Endlich kam Mayenne zurück, ließ vier der ärgsten Frevler auf dieselbe Weise hinrichten, und stellte die Ordnung wieder her.

Heinrich benutzte die Entfernung Mayenne's, um Rouen zu belagern, vorzüglich auf Elisabeth's Betrieb, welche die Ligue aus der Normandie verdrängt wünschte. Doch ein abermaliges Erscheinen des Herzogs von Parma nöthigte ihn, die Belagerung wieder aufzuheben (20. April 1592). Indeß blieb unter den Katholiken die Entzweiung zwischen den Heftigen und den Gemäßigten, indem Jene behaupteten: Heinrich könne selbst dann nicht König werden, wenn er katholisch würde. Der immer verderblicher werdenden Ungewißheit ein Ende zu machen, wurden durch Mayenne, der gleichsam in der Mitte stand, die Reichsstände berufen und am 26. Januar 1593 eröffnet. Sie sollten einen neuen, rechtgläubigen König erwählen; allein es kam zu keinem Beschluß, so viele Mühe sich die Spanier auch gaben, die Abschaffung des salischen Gesetzes zu erlangen und die Wahl auf die Infantin zu lenken. Indeß entschloß sich Heinrich, dem immer stärkeren Drängen seiner katholischen Anhänger, das sogar von mehreren seiner reformirten Freunde lebhaft unterstützt ward, nachzugeben; er schwur in der Kirche zu St. Denis am 25. Juli 1593, unter vielen Förmlichkeiten, öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab, und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst Clemens VIII. um seine Bestätigung der Lossprechung zu bitten. Der päpstliche Gesandte in Paris, im Einverständnisse mit den Spaniern, gab sich indeß alle Mühe, um die Bürger zu überzeugen, daß der Uebertritt Heinrich's nur erheuchelt sei. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bei weitem nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, schloß mit dem Könige einen Waffenstillstand. Während desselben kamen mehrere Anhänger Heinrich's nach der Hauptstadt, und bereiteten eine Versöhnung vor; das Volk strömte nach St. Denis, um den König zu sehen, Edelleute von Heinrich's

Heer kamen mit Bekannten von der andern Partei häufig zusammen, und rühmten Heinrich's Eigenschaften. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Ligisten bange ward, und einige Priester sogar einen Schwärmer, Namens Barriere, von dem Charakter des Jakob Clement, abschickten, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth den schändlichen Anschlag ein Florentinischer Dominicaner, dem sich Barriere entdeckt hatte. Dieser wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und gerädert.

Philipp II. hatte bereits so große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziele näher gekommen zu sein. Er wurde verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partei in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und brachte dadurch immer mehrere dahin, sich zu unterwerfen. Am 27. Februar 1594 ließ er sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denis zurück. Der Waffenstillstand hörte um diese Zeit zwar auf, aber der Krieg ward nur lässig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reiste am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das entschied endlich die Sache. Denn der Graf von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, weil er früher einer der eifrigsten Ligisten war, wünschte jetzt seinen Frieden mit dem Könige zu machen, und fand diesen geneigt, die Forderungen, die er für die Pariser und für sich selbst machte, zu bewilligen. Heinrich versprach ihm die Bestätigung der Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, einigen seiner Freunde andere Würden, und für Paris wurde eine allgemeine Amnestie und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes bedungen. Dafür wollte ihm Brissac die Stadt überliefern. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer; denn die wüthenden Sechszehner sprachen laut davon, daß sie die Stadt lieber an allen Ecken anzünden wollten, als sie dem Bearner in die Hände fallen lassen. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht, und besetzte die wichtigsten Posten mit zuverlässigen Leuten. Da Alles bereit war, versammelte er am Abend, den 21. März, die Obersten und Hauptleute der

Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechszehner verdrängt hatte, und verabredete das Nähere mit ihnen. Um vier Uhr des Morgens zeigten sich Heinrich's Truppen an den Thoren von Paris. Brissac ließ sie ihnen öffnen, und so zogen sie in bester Ordnung ein, stellten sich in den Straßen in Schlachtordnung und besetzten die wichtigsten Posten. Die überraschten Ligisten wagten keinen Widerstand; nur ein Haufe deutscher Landsknechte wollte die Waffen nicht niederlegen, wurde aber von den Schweizern angegriffen und dazu genöthigt. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einer großen Anzahl seines Adels, nicht ohne Besorgniß; denn er sah sich schüchtern nach allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Doch lief Alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen. „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." Und als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu sein, einen König zu sehen." Nachdem er in der Kirche die Messe und den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum etc.) gehört, begab er sich ins Louvre und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrich's Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollendes Gemüth stimmte damit überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der höfliche König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst. Als die spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Officieren derselben: „Empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder." Als man ihm Einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Ja vielleicht übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten Derer, die ihm treu anhingen. Wenig=

stens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt sein wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde."

Mit der Besitznahme von Paris hatte sich Heinrich's Lage außerordentlich gebessert; doch blieb auch so noch viel zu thun übrig. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, strenge Katholiken trauten dem Abtrünnigen noch nicht recht; auch unter den Reformirten gab es seit Heinrich's Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung sehr lange. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Heinrich eroberte Laon; viele andere Städte aber und ganze Landschaften wurden von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, friedlich übergeben; auch der Herzog von Guise verließ seinen Oheim Mayenne, unterwarf sich dem Könige, und lieferte ihm die Städte, die er inne hatte, aus. Indem Heinrich so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jacob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Edelmann umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein (27. Dec. 1594)*). Der sogleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion, und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sei, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Ueberzeugung, und litt unter den fürchterlichsten Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers den Tod. Seine Aussagen bewogen das Pariser Parlament zu einem Beschluß, der die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs, aus Frankreich verbannte. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung oder, wenn diese nicht zu bewerkstelligen sei, die Ermordung des Königs angerathen ward. Guignard ward ein-

*) Vgl. L'Esprit de la Ligue T. III. p. 286 ff. Martin, T. X. (4. éd. 1860) p. 370, giebt den 27. November an.

gezogen, und in Folge eines Richterspruchs gehenkt (7. Januar 1595). Die Parlamente von Bordeaux und Toulouse traten dem Beschlusse des Pariser nicht bei; daher blieben auch die Jesuiten in den Bezirken derselben unangefochten.

Der Mordversuch versenkte den König auf einige Zeit in tiefe Schwermuth; aber der Krieg, den er am 17. Januar im Unmuth über Philipp's II. feindselige Haltung diesem erklärte, und der dadurch bedingte Einfall eines spanischen Heeres in Frankreich weckten ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging den Feinden entgegen und schlug sie im Juni bei Fontaine Françoise mit nur funfzehnhundert Mann, die aber wie Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eigenes Leben so wenig schonte, als suche er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, zeigte sich zur Unterwerfung bereit und bat ihn nur: er möchte ihn nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Lossprechung angekommen sei. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Philipp's II. Bemühungen und Ränke hatten den Abschluß bis jetzt noch verhindert; endlich ward Clemens VIII. inne, daß dieses Zögern wohl den Spaniern, nicht aber dem päpstlichen Stuhle Vortheil bringe. So geschah denn am 17. September 1595 die längst ersehnte Feierlichkeit. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von den Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden französischen Bevollmächtigten, die Heinrich's Stelle vertraten, in Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren, daß dieser bei der katholischen Religion bleiben und den Vertrag treulich erfüllen würde. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen und unter Absingung des einundfunfzigsten Psalms bei jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich wieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, wie auch kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich IV. vom Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Hauptbedingungen, die Heinrich einging, waren: Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes in Bearn, Errichtung einer Anzahl von Klöstern, Ausschließung der Reformirten von allen Aemtern. Dazu kam eine Reihe persönlicher Verpflichtungen: daß der König alle Tage den Rosenkranz und Mitt=

wochs die Litanei beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherin im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und das Abendmahl nehmen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Lossprechung sei die Zurückberufung der Jesuiten gewesen, die nachher in der That erfolgte. Nun endlich erkannte Mayenne Heinrich als König an, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, welche dieser zugestand. Zugleich erfolgte, mit Ausnahme des Herzogs von Mercoeur in der Bretagne, die Unterwerfung der übrigen noch im Aufstande begriffenen Großen, mittelst ansehnlicher Opfer, die Heinrich der Ruhe Frankreich's bringen zu müssen glaubte. So war denn der Bürgerkrieg fast völlig erloschen.

Dagegen dauerte der Krieg mit den Spaniern noch fort. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein, eroberten Calais und mehrere andere Städte. Heinrich wurde durch außerordentlichen Geldmangel gedrückt, so daß es ihm im Felde an dem Allernothwendigsten fehlte; und die Notabeln, die er gegen das Ende des Jahres nach Rouen berief, wußten keine sehr zweckmäßigen Mittel dagegen anzugeben. Im folgenden Frühjahr eroberten die Spanier Amiens, eine Festung, welche damals für uneinnehmbar gehalten wurde (11. März 1597). Es kostete viele Mühe, sie wieder hinauszutreiben; indeß endigte doch der spanische Krieg im folgenden Jahre (2. Mai 1598) durch einen Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geschlossen wurde. Philipp II., von Alter, Krankheit und Sorgen gedrückt, wollte seinem unfähigen Nachfolger keinen Krieg hinterlassen; Clemens VIII. trat als Vermittler auf. Die Bedingungen waren einfach, indem Alles auf den Stand des Friedens von Cateau-Cambresis zurückgeführt ward. Eingeschlossen in den Frieden wurde der Herzog von Savoyen, der während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die Provence und die Dauphiné hatte an sich reißen wollen. Kurz vorher hatte Heinrich den Herzog von Mercoeur in der Bretagne zum Gehorsam zurück gebracht. Nun erst konnte er sagen, daß er das Reich von inneren und äußeren Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine neue innere Schöpfung. Um die kirchliche und staatsbürgerliche Stellung seiner früheren Glaubensgenossen zu sichern, gab er (am 15. April 1598) das berühmte Edict von Nantes. Den Reformirten wird darin völlige Gewissensfreiheit zugesichert, öffentlicher Gottesdienst ungefähr mit den Beschränkungen, wie sie ihnen die früheren günstigen, aber nicht gehaltenen Edicte eingeräumt hatten. Der Zutritt zu allen Würden und Stellen des Reichs wird ihnen eröffnet,

und Verfügungen werden getroffen zu ihrer Sicherheit vor den Gerichten. Eine besondere Bestimmung berechtigte sie, eine Anzahl von Plätzen noch einige Zeit besetzt zu halten. Dennoch genügte dieses Gesetz den eifrigen Reformirten nicht, und noch weniger gefiel es den unduldsamen Katholiken. Das Parlament zauderte fast ein Jahr lang mit der Registrirung und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich dahin, daß es sich bequemte. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen; und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmählig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wie viel ihm Frankreich wohl einbringe, antwortete er: „So viel ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich von ihnen fordern, so viel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche sein soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte"*). Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir wissen, selbst zu diesen gehört. Er fing zwar, da noch einige Streitpunkte übrig geblieben waren, die Feindseligkeiten wieder an, wurde aber bald zum Frieden gebracht.

Die wirksamste Maßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volkes ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Bemerkung, das große Männer auch treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen; und wenn ein Fürst Heinrich's Leutseligkeit und Gemüthlichkeit besitzt, so wird der Diener in einen Freund verwandelt und der Verein so untrennbar, wie zwischen diesen Beiden. Seit seinem zwölften Lebensjahre war Sully in Heinrich's Diensten, und hatte sich fast in allen Schlachten ausgezeichnet. Jetzt

*) Es ist seltsam, wenn Poirson T. II. p. 21 hinzusetzt: Son intention fut remplie. Um so mehr, als er gleich darauf sich doch genöthigt sieht, in Betreff der Zustände des Landmanns das Geständniß abzulegen: presque nulle part il n'arriva à l'aisance et à la richesse que comportait sa condition; l'agriculture ne fut pas encore riche.

wurde aus dem tüchtigen Krieger ein großer Staatsmann. Es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug, er war für Heinrich Alles, und ohne ihn beschloß dieser nichts. „Jeder Aufgabe, die ihm zu Theil ward, zeigte sich Sully gewachsen, und zwar eben so sehr durch die Größe, den Ernst und die Kraft seines Charakters, als durch die Ueberlegenheit seines Verstandes. Ueberall wo Heinrich zu weich und gegen gewisse Schwächen zu nachgiebig erschien, stellte sich ihm sein treuer Diener, sein edler Freund, warnend und stützend zur Seite; und überall, wo dessen strengere Natur rauh zu werden drohte, trat Jener mildernd dazwischen"*). Sully durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr, schicke ich Ihnen hier sechstausend Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches wird." Sully brachte den Staatshaushalt aus heilloser Zerrüttung in die festeste Ordnung; und so große Schulden abzutragen waren, konnte doch durch die Ersparnisse und weisen Steuervertheilungen dieses Ministers jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Entwürfe auszuführen gedachte. Nur eines unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war entschieden schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, Paulette genannt, die in dem sechszigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbeamten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß diese Aemter verkauft wurden; nun wurde durch ihre Erblichkeit das Uebel noch vermehrt.

Im Jahre 1599 kam endlich die Scheidung zwischen Heinrich und Margarete von Valois, von der er schon so lange getrennt gelebt hatte, zu Stande. Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, vermochte ebenfalls nicht, ihn zu fesseln; vielmehr schenkte er seine Gunst fortwährend anderen Frauen, ein schlimmes Beispiel für seine Unterthanen. Unter den vielen Maitressen, an die er Zeit und Geld vergeudete, waren Gabrielle d'Estrées und Henriette d'Entragues die hervorragendsten und zugleich die einflußreichsten. Außer diesem maßlosen sinnlichen Hange überließ er sich mit einer ähn-

*) **Raumer**, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 377.

lichen Leidenschaftlichkeit, die er oft selbst bereute, aber zu unterdrücken nicht die Kraft hatte, dem Spiele; und seitdem riß die Spielsucht in Frankreich außerordentlich ein.

Aber bei allen Zerstreuungen, wie sie Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen um. Wie er schon als König von Navarra und Protector der Reformirten, besonders im J. 1583, die Herstellung eines großen Bundes aller protestantischen Mächte Europa's, und zwar auf Grund einer kirchlichen Union der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse, der Lutheraner und der Calvinisten, erzielt hatte*): so war jetzt sein Lieblingsgedanke die Herstellung einer sogenannten „christlichen Republik" und eines „ewigen Friedens". Zu dem Ende gedachte er die Karte Europa's bedeutend zu verändern, namentlich das Habsburgische Regentenhaus in der spanischen und österreichischen Linie zu schwächen, dann ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu gliedern, damit angeblich ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehe, und sie sämmtlich, mit Ausnahme Rußland's und der Türkei, zu einem einheitlich geleiteten Staatensystem zusammenzufassen**). Es war im Grunde ein völkerrechtlich durchaus revolutionärer Plan, bei dessen Ausführung die Erhebung und Vergrößerung Frankreich's, besonders auf Kosten Deutschland's, unverkennbar das Hauptaugenmerk gewesen sein würde. Den Anfang wollte Heinrich mit einer Einmischung in die Händel machen, die in Deutschland, wie weiter unten erzählt wird, zwischen Protestanten und Katholiken über die Erbfolge in den clevischen Ländern ausgebrochen waren. Zu diesem Zwecke wollte er zur Unterstützung der Protestanten 1610 selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen; und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine entsetzliche Unthat die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Voller Ungeduld, die Hauptstadt zu verlassen, wurde Heinrich durch das Verlangen seiner Gemahlin aufgehalten, sie für den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehre, vorher noch krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Ahnungen des ihm bevorstehenden Schicksals oder Winke, die dahin deuteten, erfüllten seine sonst so starke Seele mit bangen Besorg-

---

*) S. Stähelin, Der Uebertritt König Heinrich's IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche. 2. Ausg. Basel 1862. S. 765 ff.

**) Poirson, Tome II. p. 835 ff., 875 ff.

nissen. Als er endlich, von allen Seiten bestürmt, nachgegeben und das Begehren der Königin bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen; denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod." Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst, die Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königin dadurch höchst beleidigt zeigte, so gab Heinrich nochmals nach.

Die Krönung der Königin ward am 13. Mai zu St. Denis von dem Cardinal Joyeuse vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem Könige eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig und sprach nur abgebrochen. Am 14., gegen vier Uhr Nachmittags, befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und schwerfällig, mit Leder überdeckt und verhängt. Um die Triumphbogen, an denen in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehen zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten aufziehen. Als der Kutscher fragte, wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg!" Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronerie) kam, war der Weg durch einige Wagen so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle hinunter; einige gingen über einen nahen Kirchhof und einer lief voraus um Platz zu machen, so daß der königliche Wagen ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sahen sich nach den Pferden um; Heinrich unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem Herzog von Epernon, über den bevorstehenden Krieg, und sagte ihm etwas ins Ohr. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac aus Angoulême, früher Laienbruder im Mönchsorden der Feuillants, der dem Wagen immer von weitem gefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwei Stiche hinter einander, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich

bin verwundet!" wandten sie sich alle um, und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Man sagt, es hätten sich in diesem Augenblick mehrere Leute mit bloßen Degen sehen lassen und gerufen, man müsse den Verbrecher tödten; da sie aber daran verhindert worden wären, hätten sie sich schnell im Gedränge verloren. Daraus würde folgen, daß die Geständnisse des Mörders von Mitwissern gefürchtet wurden. Der König war übrigens in den ersten Augenblicken verschieden; denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bei der Leichenöffnung fand man alle edlen Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall noch dreißig Jahre haben leben können. Er hatte das siebenundfunfzigste Jahr seines Alters erreicht; mit ihm sanken seine hochstrebenden Entwürfe dahin.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind wohl so tief betrauert und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihrem Volke zurückgewünscht worden. Und doch würde man sehr irren, wenn man meinen wollte, daß unter ihm ein allgemeiner Wohlstand, oder gar eine allgemeine Zufriedenheit gleichmäßig in Stadt und Land eingekehrt sei. Namentlich aber sollte nicht mehr übersehen werden, daß Heinrich IV., der nur einmal Notabeln berief und niemals von einer Berufung der ihm verhaßten Reichsstände etwas wissen wollte, der wohl alles für das Volk, aber nichts durch das Volk zu thun bereit war, der eigentliche Begründer des Absolutismus in Frankreich wurde*). Während nichts destoweniger die Masse der Nation in ihm ihren Wohlthäter beweinte, triumphirten Diejenigen, die durch seinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen gewannen. Der Proceß des Mörders ward nachlässig betrieben. Man ließ

*) Daß Heinrich je an die Herstellung einer volksthümlichen Verfassung und an eine Selbstbeschränkung seiner Gewalt gedacht habe, wie Poirson T. I. p. 311 andeutet, muß ebenso entschieden bestritten werden wie die wunderliche Behauptung, daß die „Nationalversammlungen ihre Freiheit bewahrt" hätten (ebend. p. 419), da es sich dabei eben nur um die ernannten Notabeln von Rouen handeln kann, während die wirklichen Nationalversammlungen, d. h. die gewählten Reichsstände, vielmehr grundsätzlich und thatsächlich ganz unterdrückt wurden.

ihn so schlecht bewachen, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte; und ein Priester, der ihn besuchte, ermahnte ihn, keinen Andern mit sich ins Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies erscheint auch glaublich, insofern dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bei sich führte. Ein solches Gehirn konnte allein schon durch die fanatischen Predigten jener Zeit leicht zu dem furchtbaren Verbrechen aufgeregt worden sein. Es liefen zwar mannigfache Verdächtigungen um, und es ist nicht zu läugnen, daß es in und außer Frankreich, zumal in Spanien, sowie am Hofe Heinrich's selbst, Leute genug gab, denen des Königs Tod ein sehr erwünschtes Ereigniß war; daß die Jesuiten, die trotz Sully's und des Parlaments Widerstreben 1603 neuerdings ins Reich aufgenommen waren, einen König hassen mußten, der das Edict von Nantes gegeben hatte; daß die Königin, eine herrschsüchtige und leidenschaftliche Italienerin, im hohen Grade wider einen Gemahl aufgebracht war, der von einer Geliebten zur andern eilte und sie ganz zurücksetzte; und daß endlich die spanische Regierung ein großes Interesse hatte, sich vor den kühnen Entwürfen ihres Nachbars sicher zu stellen. Alles das aber kann die Vermuthung, es habe eine Verschwörung zu Heinrich's Verderben bestanden, und Ravaillac sei bloß der Vollstrecker der Unthat gewesen, ohne bestimmtere Zeugnisse, nicht zur Wahrscheinlichkeit erheben. Auf den Jesuiten wird indeß immerhin der Vorwurf haften, daß sie, durch ihre schamlos vorgetragene Lehre von dem unter Umständen zu billigenden Morde eines ketzerischen oder angeblich tyrannischen Königs, wenigstens einen großen mittelbaren Antheil an Ravaillac's That hatten*). Dieser litt die fürchterlichste Strafe mit großer Standhaftigkeit. Er

*) Der spanische Jesuit Mariana, der vorzüglich als Geschichtschreiber berühmt ist, sagte in seinem 1598 erschienenen Buche de Rege et Regis institutione: „Als durch Heinrich's III. willkürliche und grausame Regierung beinahe Alles verloren war, stellte die Kühnheit eines jungen Mannes, des Dominicaners Jakob Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem er den König ermordete, nachdem er von den Theologen, die er befragte, erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne." Von den in den Papieren des Jesuiten Guignard gefundenen Aeußerungen ist schon oben die Rede gewesen.

wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen; dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wohl eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk erfreute sich an dem Anblick dieser furchtbaren Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus. Die Acten des Processes sind nie vollständig bekannt geworden.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Dritter Abschnitt.

Die Reformation in England bis zum Tode Elisabeth's (1603).

1. Heinrich VIII.

(1509—1547.)

Wir haben die Geschichte England's im vorigen Bande beim Tode Heinrich's VII. abgebrochen; denn die Regierung seines Sohnes hängt mit den folgenden auf das Engste zusammen, wegen der unter ihm beginnenden, nach ihm sich entwickelnden Einwirkung der Reformation auf die englischen Zustände.

Heinrich VIII., bei seinem Regierungsantritt ein Jüngling von siebzehn Jahren, war von einer ganz andern Gemüthsart als sein Vater. Mit einem vollkräftigen Körper verband er ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, welche sich ihm von einer günstigen Seite gezeigt hatte, und ihn bald wieder bei unbedeutendem Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Dazu kam eine hohe Einbildung von seiner eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit. In der letztern hatte er in der That etwas gethan; denn sein Vater, der des Sohnes Aufmerksamkeit von den Staatsgeschäften ablenken wollte, hatte ihm eine wissenschaftliche

Erziehung geben lassen, und nicht ohne Erfolg. Für den Prinzen waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend, und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller.

In den ersten Jahren seiner Regierung kümmerte er sich wenig um die Geschäfte und überließ sie seinen Ministern. Statt dessen gab er sich seiner Neigung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Prachtgelage folgten einander im raschen Wechsel. Der Hof schien ganz verwandelt; die lang verschlossenen, von dem geizigen Vater wohlbewahrten Schätze öffnete der lebenslustige Sohn, und streute davon mit vollen Händen aus. Die Stunden, die ihm von den Festlichkeiten noch übrig blieben, füllte er lieber mit Musik und Literatur, als mit Regierungssorgen aus. Unter denen, die sich diesen Neigungen des Königs anschmiegten und dadurch seine Gunst erlangten, stand der Graf von Surrey oben an. Ein anderer Minister, der Bischof Fox von Winchester, eifersüchtig auf das größere Vertrauen, in welchem Jener stand, glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, ihn zu verdrängen, indem er einen jungen Geistlichen bei dem Könige einführte, Namens Wolsey, der mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfaltigen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grade verband, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen*); Heinrich den Achten aber fesselten sie dergestalt an ihn, daß Fox nun wohl einsah, er habe durch seinen Empfohlenen nicht bloß den Nebenbuhler, sondern sich selbst entbehrlich gemacht.

Wolsey, der Sohn eines reichen Bürgers zu Ipswich, der wahrscheinlich ein Fleischer war, wurde aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzige Rathgeber, der Leiter und Lenker des Monarchen. Vergebens warnte Fox diesen, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern empor; zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere andere er=

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war Wolsey schon wieder da. „Mein Gott, ihr seid noch nicht fort?" rief ihm Heinrich VII. entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht. Ich hatte noch etwas Wichtiges vergessen, und hatte euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, gnädigster Herr, ich konnte wohl errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ich's selbst hinzugesetzt. — Eine solche Verbindung von Raschheit und Klugheit erhielt das entschiedenste Lob des Königs.

ledigte Bisthümer verliehen; auch der Papst glaubte einen so vielgeltenden Mann verbinden zu müssen und erhob ihn zum Cardinal, endlich sogar zu seinem Legaten in England. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer schwindelnden Höhe Emporgestiegenen, sich mit einer wahrhaft königlichen Pracht zu umgeben. Den Palast von Hamptoncourt erbaute er mit außerordentlichen Kosten und schenkte ihn nachher dem Könige. Er war der erste Geistliche in England, der seidene und goldene Stoffe trug, und nicht bloß seine Kleider, auch die Decken seiner Pferde schimmerten in dieser Pracht. Oft erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, unter denen viele Edelleute waren. Vor ihm gingen zwei schön gewachsene und reich gekleidete Priester; einer trug ihm das Cardinalkreuz vor, der andere hielt das Kreuz des Erzbisthums York. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen; ganz nach der Weise des Papstes, zu dessen Würde er emporzusteigen hoffte. Nichts kränkte seinen Ehrgeiz mehr, als daß diese Hoffnung, trotz der wiederholten Zusagen des Kaisers in den Jahren 1522 und 23, nicht in Erfüllung ging*). Wie sehr Karl V. und Franz I. dem Ehrgeize Wolsey's schmeichelten und um seine Gunst buhlten, wie theuer der Erstere sie erkaufte, ist schon an einem andern Orte erzählt worden.

Wir haben überhaupt öfter Gelegenheit gehabt, der Einmischungen Heinrich's in auswärtige Händel zu erwähnen. Weil er aber unbeständig war, und nie mit der gehörigen Kraft wirkte, so spielte er dabei nie eine glänzende Rolle, so entscheidend auch ein König von England, seiner Stellung nach, hätte auftreten können. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als der große Kampf zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des Letztern Seite, bis der Erstere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Verbündeten unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und

*) Vgl. Pauli, Heinrich VIII. und seine neuesten Beurtheiler in Sybel's histor. Zeitschr. Jahrg. II. 1860. Heft 1. S. 109 f.

der Schatz seines Vaters ausgeleert. Auch mit Schottland führte er mehrere Kriege, gleichfalls ohne Nachdruck und ohne Erfolg.

In der Erweiterung der königlichen Macht im Innern seines Reiches und in der Schmälerung der Volksrechte ging Heinrich noch weiter als sein Vater, und übte in mancher Hinsicht eine unumschränkte Gewalt. Da er zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendungssucht viel Geld brauchte, und die vom Parlamente bewilligten Summen nicht zureichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, welche freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht; doch nicht ohne lautes Murren und sogar Widersetzlichkeit zu erregen, wobei denn der eifrige Diener seines Despotismus, Wolsey, immer verhaßter ward. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obschon sonst ihr Ansehn noch unerschüttert dastand, sowie das ihres Oberhauptes, des Papstes, welcher England den schönsten Edelstein in seiner Krone nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen. Die Stimmen der Kirchenreformatoren seiner Zeit vermochten Heinrich nicht, eine Aenderung dieses Verhältnisses herbeizuführen. Vielmehr schrieb er selbst, wie schon früher erzählt ist, gegen Luther, und verdiente sich dadurch beim Papste großen Dank und einen neuen Titel.

Aber das, wozu keine Beweise eines Kirchenlehrers ihn hatten bringen können, vermochten häusliche Verhältnisse, die sein gutes Vernehmen mit dem Papste störten. Heinrich hatte einen älteren Bruder, Namens Arthur gehabt, der vor dem Vater starb und eine Wittwe hinterließ, Katharina, Tochter Ferdinand's des Katholischen. Dieser wünschte aus politischen Rücksichten, daß der jüngere Bruder sie heirathen möge; auch Heinrich VII. war nicht abgeneigt. Da indeß der Prinz bei Arthur's Tode erst elf Jahre alt war, so mußte die Vollziehung der Ehe noch ausgesetzt bleiben. Sie geschah gleich nach Heinrich's Thronbesteigung; Katharina gebar ihm eine Tochter, Maria, aber keine männlichen Erben, die er sehnlich wünschte. Zu dieser Ursache der Unzufriedenheit kam, daß Katharina älter als der König und mit körperlichen Uebeln behaftet war. Nun ist die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte in der Regel eine verbotene. Der Papst hatte zwar schon bei Arthur's Tode Dispensation ertheilt; dennoch waren Zweifel dagegen erhoben worden, und Heinrich's wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken, wenn er sie anders nicht wirklich fühlte. In dieser Gemüthsstimmung lernte er ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien: so beschloß er in

seiner Leidenschaftlichkeit, um sie zu der Seinen zu machen, sie auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der ersten Ehe konnte vom Papste ausgesprochen werden; aber dies war so leicht nicht zu bewerkstelligen. Clemens VII. stand, wie wir wissen, eine Zeitlang in bedenklichen Verhältnissen zum Kaiser Karl V., dessen Mutterschwester Katharina war, und mußte fürchten, dessen Zorn zu erregen. Die Bitte des Königs kam zu Rom an, als der Papst aus seiner Gefangenschaft in der Engelsburg eben befreit und mit dem Kaiser ausgesöhnt war; dieser hatte ausdrücklich von ihm verlangt, daß er ohne sein Vorwissen in nichts willigen solle, was als Vorbereitung zu einer Scheidung dienen könne. Nichts desto weniger bevollmächtigte Clemens, der es mit keinem der beiden Monarchen ganz verderben wollte, Wolsey mit der Untersuchung, und gesellte ihm später den Cardinal Campeggio zu, der im October 1528 nach England kam, aber die geheime Weisung hatte, die Sache in die Länge zu ziehen. Zuerst suchten die Cardinäle die Königin zu bewegen, gutwillig in ein Kloster zu gehen; da sie sich aber weigerte, kam es zu einem förmlichen Rechtsverfahren. Sie wurde vorgeladen, erschien, fiel ihrem Gatten zu Füßen, und erinnerte ihn mit rührender Beredtsamkeit daran, wie sie nun zwanzig Jahre lang sein treues Weib gewesen sei. Hierauf verließ sie den Saal. Da Heinrich bemerkte, welchen Eindruck ihre Rede auf die Anwesenden gemacht, sagte er: sie sei allerdings stets seine gehorsame Gattin gewesen, sein gegenwärtiges Verfahren rühre nicht von Mißfallen, sondern von der Zartheit seines Gewissens her. Uebrigens verwarf die Königin das Gericht, und appellirte an den Papst, worauf dieser die den Legaten ertheilte Vollmacht zurücknahm und die Entscheidung nach Rom zog.

Heinrich's Groll über diesen Ausgang wandte sich zuerst gegen Wolsey. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen, der eine feste Verbindung England's mit Frankreich, und daher eine Vermählung des Königs mit einer französischen Prinzessin wünschte*). Sie ließen den König merken, Wolsey sei vielleicht eine Haupttriebfeder jener Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal verfügen zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrich's Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen ward seine gänzliche Entfernung, und eine Anklage gegen ihn wegen einiger Vergehungen erhoben, die man hervorsuchte, um

*) Ranke, Englische Gesch., Bd. I. S. 168.

den Sturz des allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings zu beschönigen. Man nahm ihm (18. October 1529) die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen sein, wenn nicht Heinrich in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn noch die Bisthümer York und Winchester, aber das konnte ihn über die Erniedrigung nicht trösten, die er hatte dulden müssen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu sein: dies Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Wolsey lebte indeß in seinem Erzbisthum ganz den Pflichten seines Berufes, als ihn ein neuer Schlag traf. Er ward auf Befehl des Königs wegen Hochverrath verhaftet, und sollte nach London gebracht werden. Dies raubte ihm die letzten Kräfte; auf dem Wege erkrankte er bedenklich, so daß er im Kloster von Leicester liegen bleiben mußte. „Hätte ich Gott," sagte er auf dem Sterbebette, „so fleißig gedient, wie dem Könige, er würde mich nicht verlassen haben bei meinen grauen Haaren." Drei Tage, nachdem er das Kloster betreten, starb er (28. Novbr. 1530) im sechzigsten Jahre seines Alters.

Indem die neuen Günstlinge des Königs, deren mächtigste Anna's Verwandte waren, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte der Doctor Cranmer, der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde, den Gedanken: man solle ein Gutachten von den berühmtesten Universitäten über die Rechtmäßigkeit derselben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sei, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Dies geschah; die befragten Universitäten und Rechtslehrer stimmten meist für die Scheidung; aber der Papst, weit entfernt, darauf Rücksicht zu nehmen, lud Heinrich vor, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten in Rom zu stellen, worauf der König ihm erklären ließ: er könne, ohne den Rechten seiner Krone etwas zu vergeben, die Appellation nach Rom nicht anerkennen. Er war entschlossen, sich um das Haupt der Kirche gar nicht mehr zu kümmern. Zufrieden mit dem Ausspruche der Universitäten, sowie der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog er am 25. Januar 1533 heimlich seine Vermählung mit Anna Boleyn, und ließ erst nachher durch Cranmer den Scheidungsproceß gegen die noch immer standhafte Katharina einleiten. Da sie diesmal auf die ergangene Vorladung nicht erschien, wurde ihre Ehe mit Heinrich am 23. Mai für null und nichtig erklärt, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen worden sei. Unmittelbar darauf, am 1. Juni, fand die feierliche Krönung Anna's statt, die ihrem Gemahl im September die Prinzessin Elisabeth gebar.

Das Wichtigste war indeß, daß dieser Gang der Dinge den König allmählig ganz vom Papstthum losgelöst hatte. Schon im Jahre 1531 hatte er sich in seinem Zorn für das Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England erklären lassen. Das Parlament kam ihm bei dieser Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl willig entgegen. Denn nicht weniger als in anderen Ländern hatten die Reformationsideen in England Beifall und Verbreitung gefunden; und auch hier erschollen laute Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und über schreiende kirchliche Mißbräuche. Parlamentsnoten sprachen jetzt dem Papste die Annaten ab, hoben die Appellationen englischer Unterthanen nach Rom auf, und verboten alle Bezahlungen an die Apostolische Kammer, sowie jedes Einholen von Bullen und Dispensationen. Um das Volk mit den Gründen dieser Neuerung bekannt zu machen, lehrte ein Bischof in seinen Predigten in der Paulskirche: daß der Papst auch nur ein Bischof wie alle Bischöfe sei, und keine weitere Gewalt habe als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens drohte Clemens mit den härtesten Kirchenstrafen; vergebens nannte sich auch Katharina noch immer die einzige rechtmäßige Königin dieses Landes; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte sein können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. So wurden der treffliche Thomas Moore, früher Kanzler, und der ebenso rechtschaffene siebenundsiebzigjährige Bischof von Rochester, Johann Fisher, zum Tode verurtheilt, weil sie sich weigerten, die neuen Eidschwüre so unbedingt zu leisten wie sie gefordert wurden: nämlich, daß der König das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche (Supremateid), und daß seine erste Ehe nichtig sei. Beide legten mit standhafter Ergebung ihre Häupter auf den Block (1535).

Bei den gegenpäpstlichen Gesinnungen des Königs hätte man erwarten sollen, er würde nicht bloß bei diesen Veränderungen in der Kirchen*verfassung* stehen bleiben, sondern auch in der *Lehre* sich den deutschen und schweizerischen Reformatoren anschließen. Auch waren der Erzbischof Cranmer, der Staatssecretair Thomas Cromwell, jetzt ein vorzüglicher Günstling des Königs, und selbst die Königin Anna der evangelischen Glaubenslehre geneigt; aber sie mußten bei des Königs tyrannischen Gesinnungen sehr leise auftreten. Heinrich, dem alten Lehrbegriffe im Ganzen geneigt, voll von Stolz auf seine eigene theologische Gelehrsamkeit, und überdies durch Luther's heftiges Benehmen gegen ihn persönlich erbittert, schlug einen eigenen, ganz launenhaften und willkürlichen Mittelweg zwischen beiden Kirchen ein. Seine Reformation war mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche gerichtet,

deren Dogmen er meist beibehielt. Da nun die entschiedenen Protestanten sich bei einem solchen System nicht beruhigen konnten, so wurden sie nicht minder blutig verfolgt wie die Anhänger des Papstes.

Im Jahre 1536 zog Heinrich, mehr im Zerstören als im Verbessern fortschreitend, alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, wurden Commissarien umhergesandt, den Zustand der Klöster zu untersuchen. Sie schilderten dieselben als Sitze solcher Mißbräuche, einer solchen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erschien. Ohne Zweifel waren manche dieser Beschuldigungen sehr gegründet; andrerseits aber ist es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Untersucher absichtlich so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte*). Die Berichte wurden sodann öffentlich bekannt gemacht, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 376 der kleineren Klöster, deren Einkommen jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber noch außerdem 100,000 Pfund betrug. Die meisten Mönche und Nonnen erhielten keine Entschädigung, wenige ein kümmerliches Jahrgeld. Viele Mönche, die bettelnd umherzogen, erregten bei dem Volke Mitleid und Zorn, so daß es in verschiedenen Provinzen zu Aufständen kam, die indeß bald gedämpft wurden. Von den Empörern büßten Viele mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, beschloß Heinrich 1537 auch die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb dreier Jahre war er in Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifter und Kapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte sich im Ganzen auf 161,100 Pfund beliefen. Man ging bei der Aufhebung mit eben so großer Barbarei als Zerstörungslust zu Werke. „Eine große Zahl der schönsten Kirchen, Gebäude und Kunstwerke wurde aus Haß, Geiz und Dummheit zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften zerschlagen, oder verschleudert, oder verbrannt. Fand sich in einem Buche das Zeichen des Kreuzes, so verwarf man es als päpstlich; Linien und Figuren galten als gottlose Zaubermittel; für vierzig Schillinge kaufte jemand zwei Bibliotheken"**). Von den großen Reichthümern, die dem Könige hier

*) Hume, Vol. V. p. 235. Ed. Basil.
**) Raumer, Gesch. Europa's, Bd. II. S. 40.

zufielen, blieb sehr wenig übrig; denn das Meiste verschenkte er entweder an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Hätte er mit diesen neu erworbenen Gütern besser hausgehalten, so würde er einer der reichsten Könige geworden sein. Aber durch seine unbesonnene Verschwendung brachte er sich sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern durch die Besteuerung derselben genossen hatte; und Karl V. hatte so Unrecht nicht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigener Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt. So viele Beleidigungen des päpstlichen Stuhles brachten endlich die Erfüllung seiner Drohungen wider den König zur Reife. Paul III. sprach 1538 in einer Bulle, weil Heinrich, wie es darin hieß, immer neue Verbrechen beginge, und sich in ein wildes Thier verwandelt habe, den Bann über ihn aus, erklärte ihn, als einen Ketzer, Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen, des englischen Thrones verlustig, und forderte den König von Schottland auf, das erledigte Reich einzunehmen. Heinrich ließ dieser Bulle durch seine Bischöfe die Lehre entgegensetzen, daß Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern ausdrücklich verboten habe, sich Macht in weltlichen Dingen anzumaßen.

Den leidenschaftlichen König machte sein ungehindertes Fortschreiten immer übermüthiger. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen und berechtigt zu sein, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, läugnete die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl; als er bei Cranmer angeklagt, und von diesem aufgefordert wurde, zu widerrufen, wagte er es, an den König zu appelliren. Heinrich ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, seine kirchliche Oberhoheit auszuüben, und zugleich seine theologische Gelehrsamkeit zu zeigen. Es ward eine feierliche Versammlung anberaumt; der König saß auf dem Throne; um ihn her standen die Bischöfe, die angesehensten Rechtsgelehrten und die weltlichen Peers. Heinrich selbst, und nach ihm zehn Bischöfe, sprachen fünf Stunden zur Widerlegung Lambert's, bis dieser, ermüdet und erschreckt, zum Schweigen gebracht war. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte: er überlasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern sein!“ fuhr ihn der König an; und nun wurde Lambert zum Tode, und zwar zu einem langsamen Feuer verurtheilt. Der Unglückliche lebte noch, als ihm die Beine schon großentheils verbrannt waren, bis sich zuletzt einige Soldaten über ihn erbarmten und ihn ganz ins Feuer stießen. Er litt diese Kannibalen=

marter mit der Ruhe und Würde eines Märtyrers, und Christus war sein letztes Wort.

Um der Welt zu zeigen, daß er, trotz seines Abfalls vom Papste, mit den wesentlichsten Lehren der alten Kirche einverstanden sei, versammelte Heinrich im nächsten Jahre (1539) ein Parlament, damit es die von ihm vorzulegenden religiösen Vorschriften bekräftige; er fand in diesem großen, die ganze Nation darstellenden Reichsrathe ein gefügiges Werkzeug für seine Willkür. Nun wurde ein Gesetz gegeben, welches das der sechs Artikel hieß, und von den Protestanten mit Recht das blutige Gesetz genannt wurde. Es stellte folgende sechs Glaubenslehren fest: die Gegenwart Christi im Abendmahl; das Abendmahl ohne Kelch für die Laien; die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde; die Nützlichkeit der Privatmessen; die Ohrenbeichten; das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der anderen stand, selbst im Falle des Widerrufs, Gefängniß und Verlust des Vermögens; hartnäckiges Beharren bei dem Irrthum und Rückfall führten die Todesstrafe herbei. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in Kurzem waren über fünfhundert derselben in den Gefängnissen, wurden jedoch wieder freigelassen. Dasselbe Parlament, das auf diese Weise die Religionsfreiheit vernichtet hatte, erklärte auch, daß Verordnungen des Königs aus seinem geheimen Rath künftig ganz die Wirkungen der Parlamentsacten haben sollten; doch dürften sie keine Erbschaften, Aemter, Vorrechte und Güter betreffen, auch keine älteren Rechte verletzen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, war Heinrich ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger Andersdenkender geworden. Aber so heftig er liebte, so lange seiner Leidenschaft noch Hindernisse im Wege standen: so schnell verrauchte das Feuer, da er im ungehinderten Besitz des ersehnten Gegenstandes war. Kaum bemerkten Anna's Feinde diese Veränderung in seinen Gesinnungen, als sie eilten, Argwohn und Eifersucht in seiner Brust zu erregen. Anna war in Frankreich erzogen und hatte dort einen freiern Ton angenommen, als er damals in England üblich war. Doch vergaß sie selbst im Scherzen ihre Würde nicht, und gab dem Könige nie gegründeten Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln. Allein Heinrich öffnete sein Ohr willig der Stimme der Verläumdung, die nichts unterließ, das Feuer zu schüren. Besonders that sich die Gräfin von Rocheford, Gemahlin des Bruders der Königin, aber ihre heftige Feindin, in der Zutragung der boshaftesten Nachrichten von den unbedeutendsten Gesprächen

derselben hervor. Heinrich hatte damals unter den Kammerdamen der Königin Johanna Seymour, ein Fräulein von seltener Schönheit, kennen gelernt; nach ihrem Besitze entbrannt, freute sich der Tyrann, Anklagen gegen seine Gemahlin zu vernehmen, die ihn von ihr befreien könnten. Bei einem sehr geringfügigen Anlaß ward die beklagenswerthe Anna in den Tower geschleppt und ein Ausschuß von Peers ernannt, um über sie zu richten. Vergebens schrieb sie dem Könige die rührendsten Briefe; es erfolgte keine Antwort. Vergebens stellte sie ihren Richtern vor, daß ihr Verbrechen höchstens in einigen leichtsinnigen Aeußerungen bestehen könne, zu denen sie sich sogar selbst bekannte. Sie ward ohne allen hinreichenden Beweis dennoch des Ehebruchs schuldig erklärt, und das Urtheil lautete auf den Tod durchs Feuer oder durch das Schwert. Der König schien also noch gnädig, wenn er sich für das letztere entschied; und so ward sie denn am 19. Mai 1536 wirklich enthauptet. Sie bestieg das Blutgerüst mit Würde und Heiterkeit, betheuerte vor Gott ihre Unschuld, und vergab dem Könige laut sein Unrecht. Die beste Vertheidigung der Unglücklichen geschah durch den König selbst, als er schon am Tage nach ihrer Hinrichtung sich mit Johanna Seymour vermählte. In einer bald darauf gehaltenen Parlamentsversammlung hielt er eine Rede, worin er es sich als ein Verdienst um sein Volk anrechnete, daß er, ungeachtet der Unglücksfälle in seinen beiden ersten Ehen, doch eine dritte wagte. Der Sprecher des Parlaments beantwortete diese Aeußerung mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben des Königs und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomo, in der Stärke mit Simson, und in der Schönheit mit Absalon. Heinrich antwortete durch den Mund seines Kanzlers: wenn er diese Gaben wirklich besitze, so seien es einzig Geschenke der göttlichen Gnade.

Am 12. October 1537 ward dem Könige endlich sein heißester Wunsch gewährt; seine junge Gemahlin gebar ihm einen Sohn, den er Eduard nannte; aber leider starb sie selbst im Kindbett. Der König wünschte nun eine neue Gemahlin, und bewarb sich auf den Rath seines Ministers Cromwell um Anna, Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve, von welcher ihm ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu schmeichelhaftes Brustbild zu Gesicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes ward die Heirath abgeschlossen, und Heinrich war so ungeduldig, seine neue Gemahlin zu sehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rochester entgegenging. Aber wie fand er sich betrogen! Er sah eine so unschöne Plumpheit, daß er sich mit Widerwillen abwandte, und ausrief, das sei eine große flandrische Mähre,

die er nimmermehr lieben könne. Nur die Erwägung der politischen Verhältnisse bewog ihn, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken; und in Hoffnung, daß er bei näherer Bekanntschaft doch vielleicht Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sei, länger mit dieser Person umzugehen, die ihm durch ihre Unkunde der englischen und französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth vollends unleidlich werde. Aus dem Unwillen des Königs über die Heirath ging bald der Sturz Cromwell's hervor. Dieser hatte ohnehin sehr viele Feinde, besonders unter dem Adel, der ihn als einen von niederer Geburt zu den höchsten Würden Emporgestiegenen haßte. Als sie Heinrich's Groll gegen den Günstling merkten, unterließen sie nicht, das Feuer zu schüren. Am 10. Juni ward Cromwell, als des Hochverraths bezüchtigt, in Haft gebracht; ohne gerichtliches Verfahren ging die Bill, die ihn für schuldig erklärte, in beiden Häusern des Parlamentes durch; und der Mann, den Heinrich nächst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß am 28. Juli sein Leben auf dem Blutgerüste. Um dieselbe Zeit ward durch den Ausspruch der versammelten Geistlichkeit, unter Angabe der nichtigsten Gründe, der König von seiner verhaßten Gemahlin getrennt. Sie ließ sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen, und machte einer reizenden Engländerin Platz, der Lady Katharina Howard, Nichte des Herzogs von Norfolk, mit welcher der König nach seiner raschen Weise die Heirath wenige Wochen nach jener Scheidung vollzog, und sich anfangs bei dem Tausche sehr glücklich fühlte.

Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sichs, daß das Verbrechen der Unzucht, welches man der unglücklichen Anna Boleyn aus bloßem Hasse zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königin, wenigstens vor ihrer Vermählung, wirklich und häufig begangen sei. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Unschuld seines geliebten Weibes entrissen ward. Sie ward mit mehreren anderen in ihre Schuld verwickelten Personen zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren war auch die Gräfin von Rochefort, deren Zeugnisse einst gegen die unschuldige Anna Boleyn so viel gegolten hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit Katharina Howard überwiesen worden war. Diese bekannte vor ihrer Enthauptung (12. Febr. 1542) die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels, betheuerte aber, daß die Anklage des Treubruchs gegen den König, ihren Gemahl, falsch sei.

Da nun Heinrich einmal nicht lange ohne Gemahlin sein konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit der Lady Katharina Parr,

Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen theilte. Der König wurde mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger, geistig empfindlicher und übellauniger. Zur Verfolgung der Protestanten war er um so geneigter, weil zwei eifrige Feinde derselben, der Bischof Gardiner und der Kanzler Wriothesley, jetzt vorzüglich sein Vertrauen besaßen. Katharina hingegen war heimlich den Lehren der Evangelischen geneigt. Da sie nun von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war: so war sie ihrem Gemahl während einer Krankheit, die ihn 1546 befiel, eine sehr angenehme Gesellschafterin. Seiner Gewohnheit gemäß führte er mit ihr viele Gespräche über Glaubensangelegenheiten, und zuletzt meinte sie einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, daß sie es wagte, etwas von ihren wahren Gesinnungen blicken zu lassen. Heinrich theilte seine Unzufriedenheit darüber dem Bischof Gardiner mit; und dieser ergriff die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzustellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn sein verachteter Wille an den glänzendsten Häuptern am strengsten gerächt werde. Der Kanzler stimmte bei, und Heinrich ertheilte diesen beiden Feinden der Königin den Befehl, Anklageartikel gegen sie aufzusetzen. Schon hatte er sie unterzeichnet, als der Kanzler das Papier verlor, welches zum Glück von einem Freunde der Königin gefunden ward, der es ihr zeigte. So heftig sie beim Anblick der königlichen Unterschrift erschrak, so faßte sie sich doch und machte ihrem Gemahl unbefangen ihren gewöhnlichen Besuch. Er fing seine orthodoxen Gespräche von Neuem an; allein sie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, so tiefe Untersuchungen überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sei nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln, der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht blos für seine Familie, sondern für ganze Völker zu entwerfen im Stande sei. „Nein, nein, bei St. Maria, Käthe," rief der König aus, „Du bist ein wahrer Doctor und taugst besser, Lehren zu geben als anzunehmen!" Bescheiden erwiederte sie: dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Sie habe zuweilen wohl versucht, sich den Schein des Widerspruchs zu geben; aber nur, um dem Gespräch, das ohne allen Gegensatz der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinn ihres Gegners

eine kleine augenblickliche Beschäftigung zu geben; und sie sei dadurch nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz, ist es wirklich so?“ rief der entzückte Heinrich; „nun, dann sind wir wieder vollkommene Freunde!“ Als am folgenden Tage der Kanzler erschien, um sie in den Tower zu führen, fand er sie im Garten im freundschaftlichsten Gespräche mit dem Könige, der ihn unter Vorwürfen fortschickte.

Zunächst fiel nun der Vernichtung bringende Haß des mißtrauischen Tyrannen auf den Herzog von Norfolk, den angesehensten Peer des Reiches, Oheim Anna Boleyn's und Katharina Howard's, einen Mann von großen Verdiensten; sowie auf dessen ausgezeichneten Sohn, den Grafen von Surrey. Heinrich konnte zu dem Hasse gegen diese Männer keinen andern Grund haben als die Furcht, daß sie unter der Regierung seines Nachfolgers zu mächtig werden möchten. Die Vorwände waren, wie so oft, ganz nichtig; dennoch wurden sie verurtheilt, und Surrey's Haupt fiel. Den Herzog rettete es, daß in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage der in der letzten Zeit immer kränker gewordene König selbst starb (28. Januar 1547), im sechsundfunfzigsten Jahre seines Alters, und im achtunddreißigsten seiner Regierung.

---

2. Eduard VI.

(1547 — 1553.)

Es erfolgte nun eine vormundschaftliche Regierung, da Heinrich's VIII. einziger Sohn, Eduard, noch nicht zehn Jahr alt war. Zum Stellvertreter desselben bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von sechszehn Personen bestellt, dessen Mehrzahl aber um der größern Einheit willen für gut fand, aus ihrer eigenen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertford (bald nachher Herzog von Somerset), der sich in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Protestanten günstig; daher kam es allmählig zu Bestimmungen über den Lehrbegriff und Gottesdienst, die im Wesentlichen mit dem System der deutschen und schweizerischen Reformatoren übereinstimmten. Der weise Erzbischof Cranmer leitete die Umwandlung planmäßig und vorsichtig, machte sich aber eben dadurch außer

den Katholiken auch die heftigen Protestanten zu Feinden. Der größere Theil der Engländer war damals noch katholisch.

In Schottland, dessen Vereinigung mit ihrer Monarchie den Engländern sehr am Herzen lag, bestand ebenfalls nach dem Tode Jakob's V. (1542), im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria, eine vormundschaftliche Verwaltung. Heinrich VIII. hatte schon gewünscht, eine Vermählung seines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande zu bringen, und einen Vertrag, der die künftige Ehe zusicherte, bewirkt. Nachher aber hatten die in Parteien zerfallenen Schotten ihn wieder zurückgezogen, und es war darüber zum Kriege gekommen. Somerset erneuerte den Plan des verstorbenen Königs; er glaubte durch den Schrecken am besten auf die Schotten zu wirken, und zog daher mit einem ansehnlichen Heere gegen Edinburg. Am 10. September 1547 gewann er bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter; und im nächsten Jahre ward die junge Königin, durch den Einfluß und die Bemühungen ihrer Mutter Maria, einer Schwester der Guisen, nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht, wo sie erzogen, und in der Folge die Gemahlin Königs Franz II. wurde.

Es waren geheime, gegen den Protector am Hofe angesponnene Ränke, die ihn so schnell nach England zurückriefen. Sein eigener Bruder, der Admiral Lord Thomas Seymour, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, aber schrankenlos ehrgeizig, suchte ihn zu verdrängen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's VIII. hatte Lord Seymour dessen Wittwe geheirathet; als diese im Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth, suchte dabei den jungen König auf alle Weise für sich einzunehmen, und sich unter Adel und Volk einen großen Anhang zu verschaffen. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den ehrgeizigen Plänen, auf welche alle diese Schritte hinwiesen, zurückzubringen; endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er ward (20. März 1549) hingerichtet; der Protector aber entging dem Tadel nicht, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als wider König und Staat gerichtet war, auf das Blutgerüst gebracht habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer, der Graf von Warwick, auf. Dieser wußte sich bei dem jungen Könige so einzuschmeicheln, und mit Hülfe einer ansehnlichen Partei, die er für sich gewonnen, Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und angeklagt ward; doch kam er für diesmal noch mit dem Verluste seiner Aemter davon. Warwick machte sich zum Herzog von

Northumberland und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Somerset kam zwar wieder in den Staatsrath; als er aber nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit dem mächtigen Northumberland gerieth, ward er wiederum angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard, ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Maria, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt; aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man nothwendig sie Beide übergehen müsse. Beide seien aus Ehen entsprossen, die vom Parlament für ungültig erklärt worden, und obschon Heinrich's Testament sie für die nächsten gesetzlichen Erben erklärt habe, würde das Volk doch nie Bastarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland als Enkelin der ältesten Schwester Heinrich's VIII. Ansprüche; aber bei dem Einflusse, unter welchem diese stehe, sei die Vernichtung der evangelischen Lehre von ihr zu fürchten. Solche Gefahr drohe nicht bei einer andern Verwandten, welche die vortrefflichsten Eigenschaften einer Regentin in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, Enkelin der jüngeren Schwester Heinrich's VIII., eine junge Frau von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland hatte sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlin erhalten. Eduard unterzeichnete wirklich die Urkunde, welche Johanna und ihren männlichen Erben die Nachfolge zusprach*); und obschon im geheimen Rathe eingewandt wurde, daß er ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolgeordnung nicht ändern dürfe, so schüchterte doch Northumberland's Einfluß die Glieder desselben und die zugezogenen Richter, bis auf Einen, so ein, daß sie ihre Zustimmung gaben. Kurz nachher nahm Eduard's Krankheit an Heftigkeit zu, und machte am 6. Juli 1553 seinem Leben ein Ende.

---

*) Vgl. Ranke, Englische Gesch., Bd. I. S. 245 ff.

3. Maria.

(1553—1559.)

Noch wußten Wenige von Eduard's Testament, und man glaubte nicht anders, als daß seine Schwester Maria seine Nachfolgerin sei. Northumberland suchte daher des Königs Tod vor dieser so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter, die sich auf ihrer Aeltern Landsitze aufhielt, seinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwissenden verrieth Marien Alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen, und von dort aus durch Briefe den ganzen englischen Adel zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entschiedene Anhänger der Reformation, hegten wegen Marien's Eifer für die katholische Religion anfangs Besorgnisse. Kaum aber hatten sie von ihr die Versicherung erhalten, daß sie an den Gesetzen Eduard's nichts ändern wolle, so ergriffen sie ihre Partei, der Adel strömte ihr zu, und sie sah sich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßers Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war höchlichst überrascht worden, als sie erfahren hatte, daß sie zur Königin bestimmt sei. Sie hatte sich anfangs gesträubt und unter heftigen Thränen ihre „Unfähigkeit" betheuert, dann aber dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben. So war sie dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das diesen haßte, erblickte auch sie in seiner Nähe mit Widerwillen; und die Anhänglichkeit an Heinrich's Kinder war so groß, daß bei der Ausrufung Johanna's zur Königin kein Laut des Beifalls gehört ward. Northumberland brachte in der Eil etwa sechstausend Mann zusammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die sämmtlichen Räthe des vorigen Königs sich rasch entschlossen, ihn zu verlassen, und sich für Maria zu erklären. Als das Volk diesen Namen verkünden hörte, rief es lauten Beifall, und die bescheidene Johanna Gray ging, mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks, zu ihren Aeltern zurück. Ihr Beschützer sah sich bald von allen seinen Freunden verlassen, und mußte sich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte sich bei einem so plötzlichen Sturze von solcher Höhe nicht gleich fassen; man sah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüst (22. August 1553). Auch gegen die unschuldige Johanna Gray

und ihren jungen Gemahl (Beide waren erst siebzehn Jahre alt) ward das nämliche Urtheil ausgesprochen, indeß nicht vollzogen.

Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung, war Maria entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerstören. Erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens, dessen Unterdrückung in England sie als das größte Unglück betrachtet hatte; lange zurückgesetzt von ihrem eigenen Vater, sowie von dessen späteren Frauen, und fast von Niemandem geliebt; eine lange Reihe von Jahren in der Einsamkeit brütend und in unerfüllten Wünschen sich selbst verzehrend; endlich nun auf den Thron gehoben, wo sie ihren Glauben und sich selbst rächen konnte: brach ihr frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräueln aus.

Zuerst schien sie dem Katholicismus nur wiedergeben zu wollen, was man ihm genommen hatte. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Bald aber begannen Verfolgungen gegen Andersglaubende. Ein Einwohner von Suffolk, der die Königin an ihr Wort, die protestantische Lehre zu erhalten, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Protestantische Bischöfe wurden eingekerkert, und mehrere tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Die erste Parlamentsversammlung wurde mit einer lateinischen Messe eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. Bald hob dieses Parlament fast alle Gesetze Eduard's VI. über Religion und Kirche wieder auf. An ihrer Schwester Elisabeth rächte Maria jetzt die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wies ihr als einer Unebenbürtigen den Rang unter den Gräfinnen an.

Die Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, und der gleich zu erzählende spanische Heirathsvertrag brachte das Volk zu großer Unzufriedenheit. Es brach eine Empörung aus, die indeß von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Ein schreckliches Gericht wurde nun gehalten. Viele mußten das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßen; unter ihnen der Herzog von Suffolk, der Theil daran gehabt. In sein Schicksal wurde jetzt auch seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Maria gab den Befehl, sie hinzurichten. In ihr Gefängniß sandte man katholische Geistliche, sie zu bekehren. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht, diesen erschütternden Auftritt mit der

Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordre; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja Beide auf ewig vereinigt sein, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden. Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er fortgeführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu; sie sah seinen kopflosen Rumpf zurückbringen, hörte aber auch, wie standhaft er gestorben sei. Dies freute sie, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Blutgerüst, welches nicht, wie das ihres Gemahls, an einem öffentlichen Orte, sondern im Innern des Towers errichtet war, damit sie keine Theilnahme erwecke. Sie hielt eine Rede an die Umstehenden, in der sie sich als schuldig erkannte, aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes hatten machen wollen, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block.

Auch Elisabeth, die sich durch ihre glänzenden Talente und Eigenschaften schon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beschuldigt, um die Verschwörung gewußt zu haben, und in den Tower gebracht. Sie hielt sich für verloren, und es scheint, daß Maria geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu lassen; aber man konnte so wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufbringen, daß sie aus der Haft entlassen ward. Doch mußte sie auf einem Landsitze leben, wo sie von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches gemacht, der ihr lange versagt gewesen war, nämlich sich zu vermählen. Unter mehreren Vorgeschlagenen gefiel ihr der junge Philipp von Spanien am meisten; und da dessen Vater, der Kaiser Karl, den Heirathsplan sehr eifrig betrieb, so kam er zu Stande. Um die große Unzufriedenheit, die diese Vermählung in England erregte, zu beschwichtigen, ward festgesetzt: daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Wenn aber auch Philipp diese Bedingungen streng beobachtet hätte: wie sollte sich der Einfluß des Fremdlings auf seine Gemahlin und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der englischen Politik von der spanischen verhüten lassen? Zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Während Philipp bei dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse

hatte, sah die jungfräuliche Maria in ihm einen lange ersehnten Gatten, und erwartete ihn mit dem Feuer der Leidenschaft. Sie war schon heftig in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte, und nichts Bestimmtes von seiner Ankunft meldete. Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bei sich zu haben wünschte, so scheuete sie sich doch auch wieder, ihm in abgehärmter Gestalt und mit blassem Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle elf Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Juli 1554, kam er in Southampton an; wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten Beide einen prächtigen Einzug in London. Die Erbitterung gegen diese spanische Verbindung war so groß, daß, als Maria kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden ein Geschwader von englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet hatte, er stehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des englischen Schiffsvolks sicher sein werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht; denn er benahm sich förmlich und vornehm, sprach wenig, und nahm von den Bemühungen der englischen Großen, sich ihm verbindlich zu zeigen, wenig Kenntniß. Die Königin freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jeden Blick unruhig wurde, den er einem andern Frauenzimmer zuwandte.

Nunmehr nahm Maria auch keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung England's mit dem römischen Stuhle, womit sie bisher aus einiger Scheu noch zurückgehalten hatte, zu bewerkstelligen. Noch im Laufe des Jahres 1554 erschien als Legat des Papstes Julius III. der Cardinal Pole, ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papstthum unter Heinrich VIII. sein Vaterland verlassen und sich nach Italien begeben hatte. Maria versammelte ein Parlament, welches sich, theils katholisch gesinnt, theils von Furcht erfüllt, ganz so zeigte, wie die Gebieterin es wünschte. Auf Pole's Ermahnung, unter den Gehorsam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuser der Königin und ihrem Gemahle eine sehr demüthige Bittschrift, in der sie sagten, sie gedächten ihres Abfalls vom Papste mit Reue, und hofften, durch Vermittelung ihrer Majestäten Lossprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen. Diese Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt. Nun folgte, obschon Pole selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Man rechnete in den nächsten drei Jahren gegen dreihundert Protestanten, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünfundfunzig Weiber und vier Kin=

der. Kundschafter wurden allenthalben umhergeschickt, ganz nach Art der Inquisition; wer nicht bekennen würde, sollte auf die Folter gespannt werden. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein ketzerisches Buch besitze und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt die rohe Gewalt sich der Macht der Ueberzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu seinem Glauben bekehrte; und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Stiftsherr an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber er wollte seinen Glauben nicht verläugnen. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen; aber der Bischof Gardiner, das Haupt der katholischen Eiferer, ließ ihm sagen, er sei ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Glocester, sollte zu desto größerer Ahndung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude; denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königin vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber auch er schlug es aus, um einen solchen Preis sein Leben zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet; doch da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts trieb, berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein Anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die vorgehaltene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!“ Noch Andere starben Psalmen singend, und Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu sein.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiner's thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen dar-

aus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durchs Feuer! über ihn aussprach. Die schrecklichste von diesen Barbareien ist wohl folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten; aber eine Magistratsperson, die dabei stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Ridley, sonst Bischof von London, und der frühere Bischof von Winchester, der achtzigjährige Latimer, wurden gemeinschaftlich zu Oxford verbrannt. „Getrost, Bruder! rief Latimer seinem Freunde zu, wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals wieder auslöschen soll." Die Standhaftigkeit des schon seit drei Jahren gefangnen Cranmer, des Hauptbeförderers der Reformation unter der vorigen Regierung, wußte man durch die trügliche Hoffnung zu erschüttern, daß er durch Widerruf sein Leben retten werde. Sechs verschiedene Abschwörungsformeln unterschrieb der siebenundsechszigjährige Greis; als man aber die Absicht erreicht zu haben glaubte, ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erniedrigen, hieß es: ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Jetzt aber sahen sich die katholischen Eiferer getäuscht. Cranmer sollte vor seiner Hinrichtung eine Schrift ablesen, worin er seine Abschwörung bekannt machte; statt dessen klagte er sich an, daß er in einem Augenblick von Schwäche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verläugnet habe. Als er zum Scheiterhaufen geführt und das Feuer angezündet war, streckte er

seine rechte Hand hinein, rief: „diese hat gesündigt," und starb mit großer Standhaftigkeit (21. März 1556).

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte, war sie zugleich bedacht, der katholischen durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiederte sie: das Heil ihrer Seele sei ihr mehr werth, als zehn solche Königreiche wie England.

Philipp war schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung (1555) wieder nach Brüssel zurückgeschifft, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er selten zu einem andern Zwecke als um Geld von ihr zu erhalten; und sie, deren Liebe zu ihm nicht erkaltete, nahm, um seine Wünsche befriedigen zu können, selbst zu den gewaltsamsten Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und wie diese darauf, aus Mangel an Nahrung, als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen sein sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen.

Nachdem Philipp seinem Vater in der Regierung Spanien's und der Niederlande gefolgt, und in den oben erzählten Krieg mit Heinrich II. gerathen war, besuchte er Marien wieder (1557), um das Land mit in seinen Kampf zu ziehen. Er erklärte seiner Gemahlin: wenn man diesem Verlangen nicht willfahre, würde er nie wieder nach England kommen. Nun bot Maria Alles auf, um seinen Zweck durchzusetzen, und besiegte endlich das Widerstreben ihres Staatsraths. Von Neuem ward mit Zwang und Gewalt Geld eingetrieben, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und um dem Ausbruche von Unruhen zuvorzukommen, wurden viele der angesehensten Edelleute des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geschleppt. So mußte England seine Kräfte anstrengen für einen fremden Herrscher, den es haßte, der nicht einmal dafür dankte, ja noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieses Krieges für England war, wie wir schon sahen, kein anderer als der Verlust von Calais (1558), eine Kränkung der Nationalehre, die alle Engländer mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllte. Gram aller Art nagte an Marien's ohnehin schwächlicher Gesundheit: der Haß ihres Volkes, die

Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Besorgniß um die Aufrechthaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, und der unglückliche Erfolg jenes Krieges. Sie starb noch in demselben Jahre (17. Nov. 1558), sich und dem Lande zum Glück.

---

4. Elisabeth's Anfang.

Um die Zeit, wo Maria starb, war das Parlament versammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuser: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!" Von Hatfield, ihrem damaligen Aufenthalt, kam sie sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volks sie empfing, stieg zuerst im Tower ab, fiel dort im Angesichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus den Verfolgungen, die sie erlitten.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, der ihre ältere Schwester jene widerwärtige Gemüthsart verdankte; aber ihre ungleich edlere und bessere Natur hatte sie glücklicher Weise von einer ähnlichen Wirkung bewahrt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke gehalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester fünf harte Jahre lang die Tyrannin gegen sie gespielt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, und die alten Sprachen mit solchem Erfolge gelernt, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb, und sich über die griechischen wie über die römischen Schriftsteller ein sehr feines Urtheil gebildet hatte. Auch Französisch, Italienisch und Deutsch konnte sie sprechen. Jetzt war sie fünfundzwanzig Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Uebergewicht über Andere. Sie gelangte unter den allerbedenklichsten Umständen auf den Thron, aber mit männlicher Weisheit und mit männlichem Muthe steuerte sie das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichsten Klippen.

Philipp von Spanien hatte kaum vom Tode seiner Gemahlin Maria Kunde erhalten, als er um Elisabeth's Hand anhielt, um auf diese Weise den früheren Entwurf, zum Besitz von England zu gelangen, noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Aber Elisabeth, die ohnehin von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete, mochte am wenigsten ihre Hand einem Monarchen reichen, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Außer ihm meldeten sich in der Folge Königssöhne aus Norden und Süden, ja mancher englische Peer an ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen; allein sie blieb ihrem Entschlusse treu, und wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus. Sie erwiederte dem Parlamente, das um der ruhigern Thronfolge willen einen Erben von ihr zu sehen wünschte: England sei ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin (maiden queen) lebte und starb.“ Doch gab sie darum nicht allen ihren Bewerbern geradezu abschlägige Antworten, aber mehr aus Rücksichten der Staatsklugheit, als weil sie in ihrem Innern schwankte. Das Bestreben ihres Geschlechts, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, war ihr keinesweges fremd; auch von Eitelkeit war sie nichts weniger als frei, und sie hörte es selbst bei vorgerückten Jahren sehr gern, wenn sich in die Huldigungen, die man ihren glänzenden Eigenschaften darbrachte, zartere Schmeicheleien mischten.

Nichts zog Elisabeth's Aufmerksamkeit gleich nach ihrer Thronbesteigung in so hohem Grade auf sich, als der verwirrte Religionszustand des Landes. Sie nahm ihn in die ernsteste Erwägung; und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen eines ihrer vertrautesten Rathgeber, des Sir William Cecil, nachmaligen Lord Burleigh, — eines trefflichen, unermüdet thätigen, mit außerordentlichem Scharfblick begabten Staatsmannes — Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die Wiederherstellung des protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Doch beschloß sie nur langsam und nach reiflicher Ueberlegung vorzuschreiten. Als sie die Gefangenen, die während der Regierung ihrer Schwester des Glaubens wegen eingezogen worden waren, in Freiheit setzte, sagte einer derselben zu ihr, mit Anspielung auf das Verbot der Bibel in der Muttersprache: er wolle noch vier anderen Gefangenen, Namens Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, bei ihr das Wort reden. „Gut, antwortete die

Königin, aber ich muß erst die Gefangenen selbst erforschen, ob sie auch die Freiheit wünschen."

Das erste von ihr zusammengerufene Parlament zeigte eine entschiedene protestantische Gesinnung. Es bestätigte alle Gesetze, die unter Eduard VI. in Bezug auf die Religion gegeben waren, und bestimmte Strafen für diejenigen, welche die Suprematie der Krone über die Kirche nicht anerkennen würden. Auch wurde der Gottesdienst, wie er durch die Anordnungen jenes Königs eingeführt war, wieder hergestellt und die Ausübung jedes andern verboten. Dieses Verbot und jene Strafe trafen die Katholiken, die dadurch sehr erbittert wurden und die Königin als ihre Verfolgerin betrachteten. Nachher wurde das gleichfalls unter Eduard VI. entworfene Glaubensbekenntniß der englischen Kirche nochmals durchgesehen, und eine neue Redaction desselben in neununddreißig Artikeln abgefaßt. Diese bilden noch gegenwärtig das Glaubensgesetz der englischen Kirche, die wegen der Beibehaltung des Kirchenregiments durch Bischöfe auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt. Nur von der äußeren Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabeth so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertragen wollte. Beides aber, die bischöfliche Verfassung und die an den katholischen Gottesdienst erinnernden Gebräuche, war denen ein Anstoß, die vor Maria's Verfolgungen nach Deutschland und der Schweiz geflüchtet waren, und nun, in ihr Vaterland zurückgekehrt, der ganzen Strenge der dort angenommenen Calvinischen Grundsätze gemäß leben wollten. Obschon ihnen ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Gefängnißstrafe und Verlust des Bürgerrechts verboten wurden, bildeten sie sich doch zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft, und wurden daher Dissenters oder Nonconformisten genannt. Insofern sie auf die Reinigung der Kirche von allen als päpstlich erscheinenden Gebräuchen dringen, heißen sie auch Puritaner; und weil sie das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen wollen, Presbyterianer. Auf diese Weise stand nun die von Elisabeth von Neuem und dauernd begründete englische Kirche zwischen zwei äußersten Standpunkten in einer Mitte, die jedem derselben verhaßt war.

---

5. Elisabeth und Maria Stuart.

Die englischen Katholiken bildeten eine sehr zahlreiche und ansehnliche Partei, die der Königin auch politisch gefährlich werden konnte, weil sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin erkennen konnten. War sie dies aber nicht, dann hatte Maria Stuart, die Erbin von Schottland und Gemahlin des Königs Franz II. von Frankreich, den nächsten Anspruch auf den englischen Thron. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, deren Herrschsucht und Protestantenhaß wir schon kennen, bestimmten daher das junge Fürstenpaar, den Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen. Grund genug für Elisabeth, gegen eine so verwegene Nebenbuhlerin Groll, Widerwillen und Eifersucht zu empfinden, worin sie, wie man sagt, durch den Ruf von Marien's ausgezeichneter Schönheit und Anmuth noch bestärkt wurde. Mögen derartige Regungen weiblicher Eitelkeit auch Statt gefunden haben: gewiß wirkten sie nicht so entscheidend, als Diejenigen meinen, welche in der Geschichte am liebsten gemeine und geringe Triebfedern erblicken.

In Schottland führte seit 1554 Marien's Mutter, Maria von Guise, die Regierung. In diesem Lande war damals noch nichts befestigt und beruhigt; die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Königthume, welche durch die Geschichte fast aller Staaten während des Mittelalters hindurchgehen, waren hier besonders blutig und wild. Der Religionszustand, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in ganz Europa verderbt, war es in Schottland in einem vorzüglich hohen Grade. Die Rohheit und Unwissenheit des Volks begünstigte einen finstern Aberglauben, und war der Macht des Klerus so vortheilhaft, daß diesem die volle Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Ehrgeiz und Habsucht der Geistlichen hatten ihre Besitzungen dergestalt angeschwellt; ihre Sittenlosigkeit und ihre Unwissenheit waren nicht minder groß. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutschland erschollen, als sie auch nach Schottland drang und, ungeachtet aller Mühe der katholischen Geistlichkeit, sie zu unterdrücken, ja trotz aller Scheiterhaufen, wozu die Bekenner der neuen Lehre verdammt wurden, sich immer weiter ausbreitete. Um das Jahr 1542, wo König Jakob V. starb, hatte die reformirte Religion nicht nur eine sehr große Anzahl von Anhängern unter den niedrigeren Classen des Volks, sondern auch

unter den höheren Ständen schon Eingang gefunden. Die Gesinnungen der Regentschaft gegen den Protestantismus wechselten, wodurch zwar Unruhen erzeugt, aber die Fortschritte desselben nicht gehemmt wurden. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des protestantischen Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox (geb. 1505), ein Mann von seltenen Geistesgaben, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, und wie alle großen Reformatoren von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß für die Glaubenslehre, in der Form wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Gränzen der Mäßigung hinaus. Wenn es darauf ankam, den katholischen Götzendienst, wie er es nannte, in seinen Anhängern zu bekämpfen, dann sprudelte er über von Heftigkeit und Ungestüm, und gab dadurch bei dem leicht gereizten Volke zu Bewegungen Anlaß, deren Ausbruch er nicht billigte, aber doch mittelbar veranlaßt hatte. Andersdenkende behandelte er mit einer finstern und rauhen Strenge, die sie eben nicht zu Gunsten der Reformation stimmen konnte. Eine Alles versöhnende Duldung kann freilich nur die spätere Frucht ruhiger Zeiten sein, und ist da nicht zu erwarten, wo Heldenmuth und Feuereifer erfordert werden, um festgewurzelte Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen. Aber in Schottland wurde das rechte Maaß auch auf der protestantischen Seite nur zu sehr überschritten; und es ist traurig, daß mit der Reformation in diesem Lande auch jene finstere Gesinnung sich einfand, die von der heiteren Seite des Lebens ganz sich abwendet, und die schönen Künste verdrängt, ja wohl gar für etwas Verdammliches erklärt.

Die Verfolgungen, die über die Reformirten ergingen, vertrieben Knox auf einige Zeit aus seinem Vaterlande. Als er, von den Häuptern seiner Partei gerufen, im Jahre 1559 wieder zurückkehrte, fand er Alles in voller Gährung. Sollte der Plan der lothringischen Prinzen gelingen, von dem französischen Hofe die Ansprüche der jungen Königin von Schottland auf den Thron von England unterstützen zu lassen: so mußte der französische Anhang in Schottland gestärkt und vermehrt, und zugleich die reformirte Partei in diesem Lande gestürzt werden. Die Königin=Regentin bot dazu, wiewohl ungern, die Hand. Sie hatte sich um die Freundschaft der Protestanten beworben, besonders weil ihr dies in den inneren Händeln des Landes Vortheil gewährte; jetzt fügte sie sich

dem Einflusse aus Frankreich. Sie erließ eine Verordnung, vermöge deren sich Niemand unterfangen sollte, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sacramente auszutheilen, Jeder aber sich bereit halten, das bevorstehende Osterfest nach der Weise der Katholiken zu feiern. Zugleich wurden alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen. Alle Vorstellungen, daß die Königin hiermit ihre feierlichsten Verheißungen breche, blieben fruchtlos. Die Reformirten wurden dadurch auf das äußerste erbittert. An dem nämlichen Tage, wo die Nachricht von diesem Befehle nach Perth kam, hatte Knox daselbst eine starke Predigt über das Abgöttische der Messe und des Bilderdienstes gehalten. Nach dem Schlusse der Predigt will ein Priester Messe lesen; da fliegt ein Stein auf den Altar und zerschmettert ein Bild, und kaum erblickt dies der Haufe, so wendet er seinen Grimm gegen alle übrigen Bilder und Verzierungen der Kirche, dann gegen die Klöster der Stadt, die von Grund aus zerstört werden, trotz aller Abmahnungen der Prediger, die jetzt freilich zu spät kamen*). Dies Beispiel ward an vielen anderen Orten mit barbarischer Zerstörungslust nachgeahmt. Mißverstandener Glaubenseifer und rohe Gefühllosigkeit schonten der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ sogleich Truppen ausrücken, während ihrerseits auch die Congregation (diesen Namen führte die Verbindung der schottischen Protestanten) sich waffnete. Aber eine ansehnliche Verstärkung von französischen Hülfstruppen, welche die Regentin erhielt, verschaffte ihr das Uebergewicht, und die Reformirten wandten sich um Hülfe an England. Diese zu gewähren ward in Elisabeth's Rathe nach langen Zweifeln und Ueberlegungen beschlossen. Im Januar 1560 erschien eine englische Flotte an den schottischen Küsten, worauf die französischen Truppen sich nach Leith zogen. Hier wurden sie von einem englischen Heere eingeschlossen, das zu Lande in Schottland eingerückt war. Endlich kam es zu einem Vertrage, der am 6. Juli zwischen den englischen und französischen Bevollmächtigten, sowie den schottischen Ständen (die Regentin war kurz vorher, am 11. Juni, gestorben) zu Edinburg abgeschlossen wurde. Franz und Maria sollten das englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, die französischen Truppen Schottland verlassen; bis zur Ankunft Maria's sollte ein Ausschuß die Regierung führen. — Das war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeth's, deren beson-

*) Knox' Leben von M'Crie, deutsch von Plank. S. 326.

nene Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherin ankündigte und ihr bei Einheimischen und Fremden Achtung verschaffte.

Maria Stuart, von den Guisen aufgeregt, zauderte indeß, den Vertrag zu bestätigen, kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Noch in demselben Jahre starb ihr Gemahl, der schwache Franz II., und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarin auf einem guten Fuße zu leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth aber, der die unbedingte Gewährung dieses Gesuchs wegen der zahlreichen englischen Katholiken sehr bedenklich schien, erwiederte ihr, daß nur, wenn Maria den Vertrag von Edinburg bestätigen wolle, ihr der Weg durch England offen stehen könne. Maria antwortete dem Gesandten Elisabeth's mit gereiztem Unwillen, und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Die englische Regierung rüstete ein Geschwader aus, angeblich gegen Seeräuber; man behauptete aber, daß es keinen andern Zweck habe, als die Seereise der Königin von Schottland zu hindern. Indeß landete Maria unangefochten an der schottischen Küste (19. August 1561). Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen und den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit dem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, fand ihr Hang zu Sinnengenüssen bei ihren Unterthanen in dem gleichen Maße Anstoß, als ihr selber der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria hing fest an der römisch-katholischen Lehre und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zurückzubekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen. Ein am 1. August 1560 zusam-

mengetretenes Parlament bestätigte das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, welches sich fast gänzlich an die Lehre Calvin's hielt, und erklärte, daß der Papst in Schottland künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben solle; ja es belegte — so weit ging auch auf dieser Seite die Unduldsamkeit — das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Alles dies that das Parlament nicht nur ohne Rücksicht auf die Religion der Königin, sondern auch ohne die nach der Verfassung ihr zustehende Ablehnung dieser Schlüsse zu beachten. So gespannt waren die Gemüther, als Maria in ihrer Hauptstadt ankam, und sogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen. Welch ein Entsetzen für die eifrigen Reformirten, die den Götzendienst, wie sie es nannten, zurückkehren sahen! Knox äußerte in einer Predigt: er fürchte sich weit mehr zu hören, daß eine Messe im Königreich gehalten, als daß zehntausend gewaffnete Feinde darin gelandet seien, um ihre Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward dies hintertrieben, und der katholische Gottesdienst im Schlosse blieb ungestört. So seltsam es der Königin auch erscheinen mochte, dies von ihren Unterthanen als eine bloße Nachsicht gegen eine sonst todeswürdige Schuld betrachtet zu sehen: so war es doch in der That keinem schottischen Protestanten zu verargen, wenn er in dem Wiederschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreich's und Spanien's die Gefahren erblickte, die der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus seinem Vaterlande bereiten würde, sobald er in der königlichen Burg nur erst wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden habe. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten erst dann hervorzutreten, wenn sie von dem schon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe.

Indeß ward Maria von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorgeschlagenen, wozu auch der Infant Don Carlos von Spanien und der Erzherzog Karl von Oesterreich gehörte, blieb sie zuletzt bei dem englischen Lord Darnley stehen, einem schönen Jüngling von zwanzig Jahren, der ihr auf den ersten Anblick sehr wohl gefiel und geeignet schien, ihre Anrechte auf England zu verstärken. Er war der Sohn des Grafen Lenox, der aus einer Nebenlinie des Hauses Stuart stammte,

und überdieß mütterlicher Seits mit Marien nahe verwandt; denn seine Mutter Margarete war eine Tochter derselben Schwester Heinrich's VIII, deren Enkelin Maria war. Bei dem lebhaften Verlangen, welches Maria gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne für Elisabeth nichts weniger als gleichgültig sein. Sie hätte sie am liebsten ganz unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und England's Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. Insofern war es ihr nicht unlieb, in Darnley Marien's Erwählten zu sehen, wodurch wenigstens der Gedanke an fremde Fürsten beseitigt ward; überdies aber glaubte sie, da die dem Grafen Lenox gehörigen Güter in England lagen, wo er sich seit vielen Jahren aufhielt, auch diesen Plan noch immer verhindern zu können. Maria sah in dem Betragen Elisabeth's gegen sie nur absichtliche Zweideutigkeit und Falschheit; sie wurde darin durch die Berichte ihres Gesandten Melvil bestärkt, der Elisabeth aus weiblicher Eitelkeit voll von Eifersucht und Haß gegen seine Gebieterin glaubte, und dieser den Rath gab, vor einer solchen Nebenbuhlerin möglichst auf ihrer Hut zu sein, und allen ihren Verführungen zu mißtrauen. Auch ist Elisabeth gegen die Anklage, daß sie in dieser Angelegenheit versteckt und hinterlistig verfuhr, schwerlich zu rechtfertigen; wenn es auch zu entschuldigen bleibt, daß sie in ihrem schwierigen Verhältniß zu Marien, die noch immer den Anspruch eines näheren Rechts auf den englischen Thron nicht unumwunden aufgab, solcher Hülfsmittel nicht entbehren zu können glaubte.

In Schottland erregte Darnley allgemeines Mißfallen, zumal bei den Edlen. Man mied ihn als sitten- und charakterlos, und prophezeite aus einer Verbindung Marien's mit ihm Unheil für die Religion und Zerwürfnisse mit England*). Trotzdem wurde die junge Königin von ihrer Leidenschaft dazu getrieben, und sie theilte ihren Entschluß der Königin von England mit. Diese versammelte ihren Staatsrath, die Sache in Erwägung zu ziehen. Das Gutachten desselben fiel dahin aus, daß diese Heirath für die Religion und den Staat gleich nachtheilig erscheine, da Darnley ein Katholik sei, und Marien's Ansprüche auf England durch die Vermählung mit ihrem Vetter, dem Einige sogar ein noch näheres Recht auf den englischen Thron zuschrieben, nur neue Stärke gewännen. Elisa-

*) „Nach dem allgemeinen Urtheile über diese Heirath ist dieselbe eine Beschimpfung des Volkes, eine Schande für die Königin und der Untergang des Landes.“ Bericht des Gesandten Randolph bei v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, Th. I. S. 61. Vgl. Keightley, Gesch. v. England, deutsch von Demmler, Bd. I. S. 651.

beth konnte indeß jetzt nichts thun, als den Grafen Lenox und seinen Sohn, denen sie früher die Erlaubniß zur Reise nach Schottland gegeben hatte, wieder zurückzurufen und, als sie nicht kamen, die Güter des Erstern einzuziehen. Maria vollzog indeß ihre Vermählung am 29. Juli 1565. Aber bald ward sie inne, wie sehr sie fehlgegriffen habe. Nur Darnley's Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt; jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz Andern in ihm kennen. Er war gemein in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten, beschränkt, und doch sehr von sich eingenommen, hochmüthig, herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gemahlin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, welches um so stärker wurde, da auch Darnley Ursache hatte, sich über Maria zu beklagen. Ein Italiener, Namens David Rizio oder Riccio, hatte durch seine schöne Stimme und Gesangskunst die Aufmerksamkeit der Königin schon früher auf sich gezogen, und war bald in ihrer Gunst so emporgestiegen, daß sie ihn zu einem ihrer Geheimschreiber machte und nichts ohne seinen Rath unternahm. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Auch Darnley hatte um seine Gunst gebuhlt, um sich den Weg zum Thron zu bahnen. Man vermuthete sogar, Rizio werde nächstens Kanzler werden. Prahlerisch überhob er sich seines Einflusses und seiner Vertraulichkeit mit der Königin, und erschien in einem Aufzuge und mit einem Gefolge, wie die Vornehmsten. Diese Begünstigung eines Mannes von niederer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die ganze Eifersucht des schottischen Adels; auch betrachtete man ihn nicht ohne Grund als einen gefährlichen Feind des protestantischen Glaubens, da man wußte, daß er in geheimem Briefwechsel mit dem Papste stand. Sein Einfluß erregte vor allem die Eifersucht Darnley's, der nicht bloß König heißen, sondern es sein wollte; und da nun überdies das Gerücht ging, Rizio stünde auch in einem sträflichen Verhältniß zur Königin, so fühlte sich Darnley doppelt verletzt, und stellte sich selbst an die Spitze einer gegen ihn gerichteten Verschwörung. Eines Abends (9. März 1566) speiste Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit Rizio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagte ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten; nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll sprang Rizio auf, und flüchtete zu den Füßen der Königin, deren Kleid er ergriff. Sie drohte, bat, weinte: umsonst. Einer der Verschwornen stieß mit dem Degen nach Rizio, darauf packten ihn die

Anderen, rissen ihn gewaltsam von der Königin los, warfen Alles, was im Wege stand, über den Haufen, schleppten ihn in das Vorzimmer und ermordeten ihn daselbst mit sechsundfunfzig Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen. Anfangs wurde sie von den Verschwornen in ihrem Palaste wie eine Gefangene bewacht; dann aber gelang es ihr, ihren Gemahl und andere mächtige Schotten für sich zu gewinnen, worauf sie Rizio's Mörder so nachdrücklich verfolgte, daß sie nach England entfliehen mußten. Einige wurden ergriffen und mit dem Tode bestraft. Darnley, der seine Verbündeten so feige und niedrig verlassen hatte, wurde jetzt von allen Parteien verachtet; und auch die Königin vergaß ihm den schweren Schimpf, den er ihr angethan, nicht; vielmehr verwandelte sich ihre Abneigung gegen ihn in Haß. Wenige Monate nach Rizio's Ermordung ward sie von einem Sohne entbunden (19. Juni), der in der Folge unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger ward. Elisabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte sie nicht ohne Neid und Verdruß. In der That wurden jetzt Marien's Anhänger in England mit einem neuen Eifer beseelt, und schon schien es, daß die Bestätigung ihres Anspruchs auf die Nachfolge daselbst nicht lange mehr ausbleiben könne, als plötzlich eine unerwartete Begebenheit Alles änderte.

An Rizio's Stelle war nämlich in Marien's Gunst der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend, lasterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion, und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienst. In dem Maße wie Maria ihren Gemahl vernachlässigte, überhäufte sie Bothwell mit Würden und Gütern. Es ist kein Zweifel, daß sie zu diesem, der selbst vermählt war, in einem sträflichen Verhältniß stand, daß sie liebetrunkene Sonette und Briefe voll glühender Leidenschaft an ihn richtete, und daß die Frage der Scheidung ihrer eigenen Ehe nur deshalb von ihr verworfen ward, weil eine solche die Erbrechte ihres Sohnes vernichtet hätte*). Darnley wurde Anfangs 1567 zu Glasgow so heftig krank, daß man auf Gift muthmaßte; doch endlich erholte er sich langsam, und Maria reiste nach Glasgow, ihn zu besuchen; ja sie bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, wo sie ihm, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb sie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 10. Februar, einem Sonntage, sagte sie ihm, sie wolle

---

*) Vgl. **Ranke**, Englische Gesch. Bd. I. S. 358 ff.

die Nacht im Palast zubringen, um der Hochzeit eines ihrer Hoffräulein beizuwohnen; um zehn Uhr Abends schied sie von ihm, und in der nämlichen Nacht um zwei Uhr ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt. Den Leichnam Darnley's fand man nicht weit davon auf dem Felde.

Der offene Unfriede, in welchem Maria mit ihrem Gemahle gelebt, erregte sofort in Vielen mit Recht den Verdacht, daß sie an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt; der Grad ihrer Mitwissenschaft, oder ihrer Mitschuld, ist freilich auch heute nicht zu bestimmen. Gewiß aber ist, was schon damals die allgemeine Ueberzeugung war, daß Bothwell durch seine Helfershelfer das Verbrechen vollführt habe. Zwar schwieg man öffentlich davon; aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Stadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Der Graf von Lenox dagegen klagte Bothwell förmlich an; dennoch ließ ihn Maria im Besitz seiner Würden, ja sie vermehrte noch seine Macht. Er war immer von vielen Bewaffneten umgeben; deshalb scheute sich Lenox in der Gerichtssitzung zu erscheinen, die überdies so übereilt angesetzt war, daß er die nöthigen Beweise nicht herbeischaffen konnte. Da nun kein Kläger kam, sprachen die Geschwornen den Angeschuldigten frei. Und einige Tage nachher unterschrieben sogar die meisten Peers, durch Bothwell's Versprechungen oder Drohungen dazu vermocht, eine Urkunde, in der sie die Königin baten, ihn zu heirathen. Von anderer Seite stellte man ihr das Schimpfliche eines solchen Schrittes vor; allein dies hatte nur die Folge, daß sie den Schein annahm, ihn gezwungen zu thun. Sie reiste von Edinburg nach Stirling; hier erschien Bothwell an der Spitze von tausend Reitern, bemächtigte sich der Königin und führte sie nach seinem Schlosse Dunbar, wobei Maria so wenig Ueberraschung, Schreck und Unwillen zeigte, daß kein Unbefangener zweifeln konnte, Alles sei Verabredung. Auch verzieh sie nicht nur dem Räuber, sondern beschloß, die Bitte, die er jenen Peers zu entlocken gewußt hatte, wirklich zu erfüllen, ohne Rücksicht auf Elisabeth's und des französischen Hofes Warnungen und Abmahnungen. Alle Umstände, welche diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch verdammungswürdiger. Bothwell mußte, um sie zu ermöglichen, von seiner eigenen Gemahlin geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheirathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Proceß dauerte vier Tage. Am 15. Mai 1567 wurde die Vermählung vollzogen. Zu einer solchen Kette von Freveln ließ sich Maria durch ihre Leidenschaft fortreißen.

Aber schwerer hat auch wohl selten ein Weib die rücksichtslose Hingebung an ihre Leidenschaft gebüßt. Während sie von Bothwell tyrannisirt wurde, stieg der Unwille gegen sie und ihre Thaten immer höher. Die angesehensten Männer verbanden sich, die Mörder des Königs zur Strafe zu ziehen. Bewaffnete eilten nach dem Schlosse Borthwick, in der Absicht, Maria und den Grafen daselbst zu überfallen. Diesmal entflohen die Verfolgten zwar noch, und Bothwell zog Truppen zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein bald ward er inne, daß auf die Treue derselben nicht zu rechnen sei. In dieser Noth warf sich Maria freiwillig den Verbündeten in die Arme, und ihr Gemahl entfloh nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Schiffen der Verbündeten verfolgt, die seinen einbüßte und auf einem Boote nach Dänemark entkam. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verstand und starb eines jämmerlichen Todes, wie seine Verbrechen ihn verdienten.

Marien's Schicksal war gleichfalls traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnley's Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt wurde. Endlich brachte man ihr drei Urkunden, die sie unterschreiben sollte und (24. Juli) wirklich unterschrieb, da man ihr mit noch Schlimmerem als einer Haft drohte*). Sie entsagte dadurch der Regierung, ernannte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten, und setzte bis zu dessen Ankunft (er war eben in Frankreich) einen Regierungsausschuß ein. So war sie also förmlich entthront, und ihr einjähriger Sohn ward unter dem Namen Jakob VI. zum König gekrönt.

Muthig wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entkam (2. Mai 1568) aus dem Verhafte, rief ihre Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Theil des Adels um sich, da Vielen durch die Entfernung Bothwell's der größte Anstoß gehoben

---

*) „Die Königin Maria wird in Schottland niemals wieder einige Macht gewinnen; vielmehr denken die Lords und deren Freunde daran, sie öffentlich für die Verbrechen zu bestrafen, deren sie dieselbe anklagen. Die meisten Räthe wollen sie vor Gericht stellen und zu immerwährendem Gefängniß verurtheilen; die stärkste Partei hingegen stimmt für ihren Tod, weil dies für Alle das Sicherste sei, und sie aus dem Gefängnisse entkommen könne." Bericht des Gesandten Throkmorton bei Raumer, Beiträge, Th. I. S. 158.

schien. Aber Murray, ein Mann von Tapferkeit und Fähigkeiten, gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch es völlig zerstreut ward. Bei der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkommen, gab es für die Königin keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Schon während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin hatte Elisabeth freundschaftliche Vermittelung angeboten; darauf baute Maria jetzt ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief. Aber in Elisabeth's Rathe wollte oder konnte man die Stimme der Großmuth nicht hören; was dem Staatsinteresse England's ersprießlich oder nachtheilig sei, ward mit sorgfältiger Klugheit erwogen. Die protestantischen Räthe der Königin von England sahen in Marien nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Cecil suchte zu zeigen, daß es gleich gefährlich sei, Marien durch die Macht England's wieder auf den schottischen Thron zu setzen, oder ihr zu erlauben in Frankreich Hülfe zu suchen, oder ihr einen freien Aufenthalt in England zu verstatten. Es gäbe demnach keinen andern Ausweg, als Marien in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet sein würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streits, zur Untersuchung der Anklagen des schottischen Volkes gegen seine Königin, erbot sich Elisabeth; sie versprach dabei Marien, wenn sie sich von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil zu haben, reinigen könne, ihr zu ihrer Wiedereinsetzung behülflich zu sein. Hierdurch ließ sich Maria bestimmen, Bevollmächtigte zu ernennen, die ihre Sache vor einem englischen Gerichte vertheidigen sollten. Sie ward von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte; und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von englischen Lords niedergesetzt wurde, nahmen ihren Anfang. Murray erschien in eigener Person, klagte die Königin der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Morde an, und legte eine Reihe von Briefen und anderen Papieren vor, um seine Anklage zu erhärten. Und jetzt, wo Alles erwartete, daß Marien's Bevollmächtigte die Unschuld ihrer Königin erweisen würden, machten sie plötzlich Winkelzüge und wollten die Untersuchung in eine Unterhandlung verwandelt wissen. Vergeblich stellten ihnen die englischen Commissarien vor, daß dadurch auf Marien's Ehre das nachtheiligste Licht fiele; sie beharrten auf ihrer Weigerung, sich in eine Erwiederung einzulassen. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Elisabeth erklärte in einer feierlichen Sitzung ihres Staatsraths,

daß sie jetzt um so mehr bei ihrem schon früher gefaßten Entschlusse bleiben müsse, die Königin von Schottland nicht eher zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von der schweren, wider sie vorgebrachten Anklage gereinigt haben werde. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen, so sehr auch Maria dies wünschte. Der unbefangenen Nachwelt erscheinen die von den Anklägern vorgebrachten Beweise in der That nur zu hinreichend, um die Ueberzeugung von Marien's Schuld zu gewähren.

Elisabeth befahl jetzt, die Königin von Schottland von Bolton, einem Orte, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen. Schon während der gerichtlichen Verhandlungen war ein Plan entworfen worden, Marien mit dem Haupte der englischen Commission, dem Herzog von Norfolk, zu vermählen, dem vornehmsten Edelmann im Reiche, hochgeachtet wegen seines tadellosen Wandels. Jetzt wurden darüber von Neuem Unterhandlungen gepflogen; es war Norfolk's Absicht, die Häupter des englischen Adels zu gewinnen, um dadurch Elisabeth ihre Zustimmung abzunöthigen. Aber er ging so unvorsichtig zu Werke, und nahm so halbe Maßregeln, daß die Königin seinen Plan mit leichter Mühe vereiteln konnte; er ward in den Tower geworfen, Maria aber nach Coventry geführt und daselbst noch strenger bewacht. Zwar erhoben die Grafen Northumberland und Westmoreland im Norden England's Empörung; sie wollten Maria befreien, und riefen alle Katholiken auf, sich für die Wiederherstellung ihrer väterlichen Religion zu bewaffnen; aber auch dieser Aufruhr wurde bald gedämpft.

Feindseliger wurde Elisabeth's Stellung gegen die Katholiken, als der leidenschaftlich heftige Pius V. durch eine Bulle vom 25. Februar 1570 sie für entsetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband. Dies hatte zur Folge, daß ein im nächsten Jahre zusammenberufenes Parlament strengere Gesetze gegen die Katholiken gab.

In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht; Murray ward ermordet (23. Januar 1570), und die Anhänger der Königin befehdeten die Gegner derselben, die nur den jungen Jakob als rechtmäßigen König von Schottland anerkennen wollten. Elisabeth machte zu verschiedenen Malen Vorschläge zur Beendigung des Zwistes und legte Bedingungen vor, unter welchen Maria befreit werden könne. Die darüber 1571 gepflogenen Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebniß; wobei der Widerwille vieler Schotten gegen Marien mindestens ebenso hoch in Anschlag zu bringen ist, wie der

etwaige Mangel an Aufrichtigkeit bei Elisabeth, die von Vielen beschuldigt wird, daß es ihr doch damit kein Ernst gewesen sei, und daß sie nur Zeit habe gewinnen wollen. Marien's Befreiung war das Losungswort aller katholischen Mißvergnügten geworden, und konnte der Anlaß immer neuer Empörungen werden. Elisabeth mußte also im Grunde aufrichtig wünschen, sie aus England zu entfernen; nur freilich unter solchen Verhältnissen, daß sie ihr künftig nicht gefährlich oder schädlich werden konnte; und eben darin lag eine Schwierigkeit, aus der immer neue Bedenken, Zögerungen und Verwicklungen erwuchsen. Schon 1571 wurde eine abermalige Verschwörung zu Marien's Befreiung entdeckt, bei welcher der nach der Unterdrückung des ersten Aufstandes aus seiner Haft entlassene Herzog von Norfolk wenigstens so weit betheiligt war, daß er den Heirathsplan von Neuem aufnahm. Diesmal mußte er mit dem Leben büßen (2. Juni 1572). Im Unterhause war der Haß gegen Maria schon so groß, daß es bei der Königin darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen sie einzuleiten. Damals lehnte dies Elisabeth entschieden ab, obschon durch die schreckliche Kunde von der Pariser Bluthochzeit, die ein Beispiel nicht nur von der Wuth des zelotischen Katholicismus, sondern auch von der Macht der Guisen war, ihre Besorgnisse ungemein vergrößert werden mußten. Die härtere Behandlung der englischen Katholiken verminderte offenbar deren Zahl und Eifer nicht; und den letztern noch zu erhöhen, waren Elisabeth's auswärtige Feinde sorglichst bedacht. Philipp II. und der Cardinal von Lothringen gründeten, jener zu Douay, dieser zu Rheims, Seminarien für junge katholische Engländer, die ihr Vaterland verlassen hatten. Dort wurden sie unter der Leitung von Jesuiten zu Priestern gebildet, und jährlich eine Anzahl derselben nach England zurückgesandt, wo sie nicht nur die Anhänger der alten Kirche in ihrem Glauben zu bestärken suchten, sondern auch deren Herzen mit Haß und Abscheu gegen die Ketzerkönigin erfüllten. Dies hatte zur Folge, daß 1577 ein Priester Namens Mayne gehängt, und dergestalt auch von Seiten der protestantischen Regierung der Anfang blutiger Verfolgungen gemacht wurde. Mit dem Jahre 1580 sehen wir die Bemühungen jener Sendlinge sich verdoppeln, und daher auch von einem Parlamente die Strafgesetze gegen die Katholiken wiederum schärfen (1581).

Damals war Maria schon dreizehn Jahre in England gefangen. Die Aussichten für sie wurden immer trüber. Am 8. November 1582 schrieb sie einen Brief voll bittrer und heftiger Klagen an Elisabeth, welche diese mündlich mit nicht minderem Nachdrucke beantworten ließ.

Maria schlug vor, sie wolle ihrem Sohne die Regierung überlassen, und selbst unter einer Art von Aufsicht in England leben; sie bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses. Aber die begreifliche Furcht, daß die in Freiheit gesetzte oder minder streng bewachte Maria solche Vorsätze, wenn sie je von ihr aufrichtig gemeint gewesen, schnell vergessen, Ränke anspinnen und neue Feuerbrände in das Land schleudern könnte, machte, daß Elisabeth für die Stimme des Mitleids taub blieb. Indeß wurden dem jungen König Jakob von Schottland neue Vorschläge über ihre Befreiung gemacht; diesem war sie aber selbst nicht genehm, und er setzte ihr allerlei Hindernisse entgegen*). Denn nichts ist gewisser, als daß Maria, trotz jenes Briefes, an keinerlei Verzicht auf den schottischen Thron, vielmehr an ihre Wiedereinsetzung und höchstens an eine bedingte und untergeordnete Mitregentschaft ihres Sohnes dachte. Und dabei hatte sie auch immer die Geltendmachung ihrer englischen Ansprüche und die „Wiederherstellung der (katholischen) Religion auf der ganzen Insel" im Auge. An immer neuen Anschlägen zu dem Ende fehlte es nicht**). Zugleich wurde Elisabeth's Leben durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehrere entdeckt und bestraft wurden, und die mit Mariens Befreiung im engsten Zusammenhange standen. Der Verdacht, daß die Gefangene sie betrieben habe oder damit einverstanden sei, war dringend. Elisabeth erklärte dem französischen Gesandten: sie habe Beweise, daß Maria mit ihren Feinden in England, Paris, Rom und Madrid in geheimen Verbindungen stehe, und Anschläge schmiede, sie des Reiches und des Lebens zu berauben***). Desto mehr fühlten Elisabeth's protestantische, für sie begeisterte Unterthanen die Nothwendigkeit, das Leben ihrer Königin zu schützen; es bildete sich eine Association zu ihrer Vertheidigung, und 1585 ging im Parlamente ein seit sechs Jahren gewünschtes Gesetz durch, welches unmittelbar, wiewohl ohne Namensnennung, gegen Maria selbst gerichtet war. Es bestimmte, daß Personen, zu deren Gunsten eine Empörung oder ein Attentat gegen die Königin unternommen wurde, ihres Rechtes an die Krone verlustig sein sollten; nähmen sie selbst Antheil an einem solchen Unternehmen, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben. Eine Commission sollte das Urtheil fällen.

---

*) Raumer, Beiträge, Thl. I. S. 317. 323. 338.

**) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 391 ff. Keightley, a. a. O. Bd. I. S. 702 ff.

***) Raumer, Briefe aus Paris, Thl. II. S. 133.

Im nächsten Jahre ereignete sich ein Vorfall, der das Loos der unglücklichen Maria entschied. Durch Seminarpriester von Rheims fanatisirt, verschworen sich Anton Babington, ein junger Edelmann, und Johann Savage mit mehreren anderen katholischen Engländern, Elisabeth zu ermorden und Marien zu befreien. Eine Erhebung der Katholiken und eine Landung der Spanier sollte den Sieg Maria's und der katholischen Kirche vollenden. Philipp II. war eingeweiht, und der Ligue in Frankreich war man ebenfalls gewiß. Indeß auch diese Verschwörung ward durch die Wachsamkeit und List des englischen Ministers Walsingham entdeckt; die Theilnehmer wurden eingezogen, und, nachdem sie gestanden hatten oder überführt waren, mit dem Tode bestraft. Man war zugleich in den Besitz von Briefen Maria's an die Verschwornen gekommen, aus welchen hervorging, daß sie um das frevelhafte Vorhaben gewußt. Zwei Schreiber Marien's, Nau und Curl, wurden verhaftet, und in ihren Papieren Beweise von ausgedehnten Verbindungen mit Elisabeth's Feinden gefunden. Sie bekannten, daß sie Babington's Briefe empfangen und auf Marien's Befehl beantwortet hätten.

Diese Entdeckungen verstärkten die Besorgnisse aller protestantischen Engländer. Im Staatsrathe der Königin waren die meisten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen werden müsse. Elisabeth's Räthe konnten nicht ohne große und gerechte Besorgniß an den Tod ihrer Gebieterin denken, wenn Maria aus ihrem Gefängnisse auf den Thron stieg, wenn Elisabeth's Glaube und Staatskunst und alle Früchte derselben zerstört worden wären. Die Scheiterhaufen der katholischen Maria von England waren noch in zu lebendigem Andenken. Welche Zukunft mußte da des Landes, welche Zukunft mußte derer harren, die Elisabeth mit ihrem Rathe gedient und in ihrem Sinne gewirkt hatten!

Demnach ward das Rechtsverfahren gegen die Königin von Schottland eingeleitet. Man brachte sie nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northhampton, und es wurde eine Commission von vierzig der angesehensten Peers und fünf Oberrichtern ernannt, um sie zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Als die Richter nach Fotheringhay kamen (11. October 1586), erklärte sie anfangs, daß sie, als eine unabhängige Fürstin, sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne. Wäre sie bei dieser Weigerung geblieben, so hätte sie das ganze Verfahren weit schwieriger gemacht; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Rufe auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich, und stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten läug=

nete sie nicht, ebensowenig ihre Begünstigung einer Invasion und Rebellion, wohl aber ihre Mitwissenschaft und Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben der Elisabeth. Sie erklärte das Zeugniß Nau's und Curl's für falsch, und wollte diesen gegenübergestellt sein; es wurde verweigert, nicht weil man glaubte, daß sie ihr Zeugniß in Gegenwart ihrer Gebieterin zurücknehmen würden, sondern weil es in dem Rechtsverfahren jener Zeit nicht gewöhnlich war*). Auch urtheilte der Gerichtshof, daß in Betreff des letzten Punktes der Mangel eines Geständnisses nicht von Belang sei; denn das Gelingen einer Invasion oder Rebellion lasse sich gar nicht denken, ohne die Regierung und das Leben der Königin zu gefährden**). Nach dem Schlusse der Untersuchung sprachen die Richter das Todesurtheil über Maria Stuart aus. Ein furchtbarer Spruch: ein gekröntes Haupt, eine fremde Fürstin wegen Uebertretung von Landesgesetzen dem Loose gemeiner Missethäter unterworfen! Aber die Nachwelt, die im Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleids jene Richter verdammt, hat nicht genug erwogen, daß sie dem unabweislichen Gebote der Selbsterhaltung gehorchen zu müssen glaubten, indem sie den von Marien's Haupte etwa abgewandten Todesstreich in Gedanken schon auf Elisabeth fallen sahen.

Vier Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, versammelte sich das Parlament (29. Oct.). Es billigte den gethanen Ausspruch vollkommen, und bat die Königin in einer Adresse um dessen Veröffentlichung und Vollziehung. Elisabeth forderte dagegen die Versammlung auf, eine so wichtige Angelegenheit nochmals sorgfältig in Betrachtung zu ziehen, und ein Mittel in Vorschlag zu bringen, wodurch für ihre Sicherheit gesorgt würde, ohne der Königin von Schottland das Leben zu rauben. Es gäbe keinen solchen Ausweg, lautete die einstimmige Antwort beider Häuser; es sei schon ungerecht, die Vollziehung des Rechts einem einzigen darum bittenden Unterthan zu verweigern, wie viel mehr noch gegenüber dem ganzen englischen Volke. Die Königin erwiederte mit einer Rede, in der sie das Schwierige ihrer Lage darstellte, und die mit folgenden Worten schloß: „Was euer Gesuch betrifft, so bitte und beschwöre ich euch, mit einer Antwort ohne Antwort zufrieden zu sein. Ich billige euer Urtheil, eure Gründe sind mir einleuchtend; aber entschuldigt die sorgenvollen Zweifel, die mich erfüllen. Wenn ich sagen wollte, daß ich

---

*) The not confronting of the witnesses was not the result of design, but the practice of the age. Hume, Vol. VII. p. 193. Ed. Basil.
**) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 411.

das, was ihr bittet, nicht thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke; wenn ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich ins Verderben stürzen, was ihr nach eurer Klugheit gewiß nicht wünscht, wenn ihr Zeit, Ort und die Leidenschaften der Menschen erwägt."

Indessen wurde der Urtheilsspruch bald darauf bekannt gemacht, und auf die Vorstellungen der Könige von Frankreich und Schottland nicht geachtet. Viele Schriftsteller haben daher Elisabeth der Verstellung beschuldigt und behauptet, Marien's Tod sei längst bei ihr beschlossen, ihre vorgeblichen Zweifel nichts als eine täuschende Larve gewesen, um eine grausame That, gegen die sie sich lange gesträubt, so darzustellen, als sei sie ihr von Anderen bloß abgenöthigt worden. Aber die unparteiische Geschichtschreibung darf von einer solchen unerwiesenen Vermuthung keineswegs als von einer Thatsache berichten. Die menschliche Natur müßte an dem Vorabend großer Entschlüsse nicht von widersprechenden Stimmen bestürmt, und bald nach einer, bald nach der andern Seite hingeleitet werden, wenn nicht auch in Elisabeth's Seele in der That und Wahrheit qualvolle Zweifel geherrscht haben sollten, indem sie bald an die Rücksichten dachte, die gegen ein Weib und eine Königin Milde heischten, und an die mögliche Rache, die von Marien's Freunden geübt werden könne, bald an die nicht geringen Gefahren, die ihr und dem Staate und dem Lichte des Glaubens in ihren Landen, ja vielleicht dem Protestantismus überhaupt drohten, so lange die Hoffnungen einer weitverbreiteten Partei, den Katholicismus auf dem britischen Throne wieder herrschen zu sehen, sich an die Person Marien's knüpfen konnten. Stellten ihr doch ihre Vertrauten sogar das Verdammungsurtheil der Nachwelt vor Augen, daß sie aus Sorglosigkeit die dringendsten Uebel nicht abgewandt, so lange es noch Zeit gewesen*). Ihre Räthe, durch Philipp's II. drohende Rüstungen geschreckt, drangen in sie, die Ausführung nicht zu verschieben. Aber eben dadurch mögen in der Seele der Königin, selbst wenn sie schon entschieden war, den Streich geschehen zu lassen, neue Zweifel erwacht sein; wie denn in dem mensch-

*) Historici succedenti aetati sunt prodituri, serenissimos Angliae sub Elizabethae dies in foedissimum et tenebricosum vesperem, imo in aeternam noctem desiisse. Posteri prudentiam nostram desiderabunt, qui (quod miseriam accumulet) mala prospicere et non praevertere potuimus, et miseriarum molem non tam adversariorum malitiae, quam supinae horum temporum incuriae imputabunt. Camden, Rer. Angl. Annales, Ed. 1639. p. 487.

lichen Gemüthe zwischen dem Entschluß zur That und der Ausführung oft noch eine große Kluft liegt.

Da kam man einem neuen Attentat auf die Spur, das in dem Hause des französischen Gesandten Aubespine, eines Anhängers der Guisen, angesponnen war. Nun schien Elisabeth entschlossener. „Ich nähre," klagte sie, „die Schlange, die mich vergiftet; um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?" Man hörte sie häufig die Worte vor sich hinseufzen: aut fer aut feri (dulde oder tödte) und ne feriare feri (tödte, damit du nicht getödtet werdest). Noch immer aber hätte sie sich gern die offene Losung zur That erspart. In dieser Stimmung fiel sie auf den freilich nicht eben großartigen Ausweg, wenigstens das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Der Hüter des Gefängnisses, Sir Amias Paulet, erhielt einen versteckten Wink, daß man der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte; aber er wollte sich nicht dazu verstehen. Endlich am 1. Februar 1587, nach einem Gespräch mit dem Lord-Admiral, in einem besonders aufgeregten Augenblick, ließ Elisabeth den Staatssecretair Davison kommen, und unterzeichnete den schon bereit gehaltenen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils, damit es bereit sei, wie sie meinte, wenn sich in dieser ängstlichen Zeit eine Gefahr zeige. Hierauf ward Davison von ihr beauftragt, damit zum Kanzler zu gehen, um das große Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickte sie wieder zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte mit der Ausführung ihres Auftrages noch warten. Bestürzt erwiederte er: das Siegel sei schon darunter. Sie schien darüber bewegt, und tadelte ihn wegen seiner Eilfertigkeit. Sie wünschte offenbar immer noch, daß eine dienstfertige Hand ihr zuvorkomme. Davison fragte die Mitglieder des Staatsraths, was er zu thun habe; diese beschlossen am 3. Februar, den Befehl ohne Weiteres abzuschicken und die Verantwortlichkeit dafür auf sich zu nehmen; die Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland wurden beauftragt, den Befehl zu vollstrecken*).

Shrewsbury und Kent machten sich alsbald nach Fotheringhay auf den Weg. Als sie daselbst angekommen waren (7. Februar 1587), kün-

*) Der unparteiische Thuanus sagt, die der Maria feindseligen Räthe hätten der Königin keine weitere Anzeige von dem Vorgange gemacht, weil sie Elisabeth's ihnen bekannte Scheu, Blut zu vergießen, gefürchtet — perspecto ejus a sanguine fundendo ingenio alieno. LXXXVI. p. 109. E.

digten sie der unglücklichen Gefangenen an, sich auf den nächsten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erschienen die Treuen, sie knieten nieder und baten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, versicherte ihnen, daß sie Allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden, und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen protestantischen Geistlichen aufdringen. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst für den entscheidenden Augenblick aufgespart hatte. Dann legte sie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer, und sagte ihr, es sei Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Diener; denn sie litt an einer großen Schwäche in den Beinen. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister, Andreas Melvil. Dieser warf sich ihr zu Füßen, und rang trostlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den redlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Marien's Diener zurückbleiben. Auf ihr eindringliches Verlangen erhielt sie jedoch für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes sein zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborough geholt hatte, um sie wo möglich noch vor ihrem Tode zum protestantischen Glauben überzuführen. Er rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie noch für ihre Bekehrung sorge; denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie zu den Seligen eingehen wolle oder zu den Verdammten. Maria bat ihn, sich und sie nicht zu belästigen, da sie entschlossen sei, im katholischen Glauben zu sterben. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden; als einer der Scharfrichter helfen wollte, sagte sie lächelnd,

solcher Diener sei sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederkniete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt.

So starb Maria Stuart im sechsundvierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft; ihre Vergehungen hatte sie durch das jammervollste Geschick, durch eine lange traurige Einsamkeit und durch einen schmachvollen Tod abgebüßt. Das eben ist der Grund des großen Antheils, den diese Fürstin als tragische Heldin erregt hat. „Indem wir ihre Leiden und ihr Mißgeschick überleben", sagt Robertson treffend, „sind wir zugleich im Stande, ihre Schwachheiten zu vergessen, ihrer Fehler mit geringerem Unwillen zu gedenken, und unsere Thränen zu billigen, wie wenn sie um Jemand vergossen würden, der der reinen Tugend viel näher gestanden." Doch die unparteiische Geschichte darf Marien's Schuld darum nicht mindern. Schon der sorgfältig prüfende Zeitgenosse Thuanus schrieb in seinem großen Geschichtswerke das denkwürdige Urtheil nieder: „Behaupten, wie es Einige thun, daß Maria an der Ermordung ihres Gemahls unschuldig gewesen sei; vorzubringen wagen, daß ihre Feinde ihr Gewalt angethan hätten, um sie zur Schließung einer schmachvollen Ehe mit Bothwell zu zwingen; endlich alle ihre anderen Vergehen rechtfertigen wollen, indem man sie mit dem Mantel des Mitleids bedeckt: das heißt, nach meiner Meinung, die Unverschämtheit etwas weit treiben. Was ein Geschichtschreiber, der es sich zum Beruf macht, nur die Wahrheit zu überliefern, sagen kann, ist dies: daß diese Fürstin mit einem großen Herzen, einer hohen Geburt und vielen Reizen des Geistes und Körpers, so lange sie lebte, große Tugenden verband, die jedoch durch noch bedeutendere Laster verdunkelt wurden; und daß sie, bei dem Schicksalsmomente angelangt, durch ein glänzendes Beispiel von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, durch einen ruhmvollen Tod ein Leben zu beenden wußte, das nicht sehr ruhmvoll gewesen war."*) Vergebens haben neuere schottische Schriftsteller sich bemüht, Marien im Lichte der reinsten Tugend darzustellen; alle Aufklärungen der neuesten Zeit haben nur dazu gedient, ihre Schuld, zumal in Bezug auf die Ermordung ihres Gemahls und auf die Pläne Babington's, immer einleuchtender zu machen. Auch kann von einer Reue über ihre Vergangenheit im Großen und Ganzen nicht die Rede sein. Hätte sie fort=

*) Diese Stelle des 86. Buches fehlte in allen früheren Drucken, und ist erst in der nach Handschriften berichtigten und vermehrten großen Londoner Ausgabe mitgetheilt worden.

gelebt, sie würde auch fortgehandelt haben wie bisher, gleichviel ob gefangen oder frei. Denn „das Unglück ihres Lebens, sagt Ranke, war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwicklungen geführt, die mit ihrer unglückseligen Vermählung verbunden waren und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat ihr das eigene Land, er hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Schaffot brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung; sie meinte, das Urtheil der Ketzer über sie, eine freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte." Aber was Maria verbrochen, entsühnt Elisabeth nicht; der Ersteren Buße klagt die Letztere an. Denn „wie sich auch, bemerkt Raumer, der Buchstabe des Rechts aussprach oder die Gefahr drängte: das Herz empört sich gegen den Gedanken, eine Königin werde von der andern dem Henker überantwortet. Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Gefühle, daß Maria trotz aller Buße dem Richtschwert nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt immer mehr außer Stande kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt; und daß sie selbst den argen Flecken nicht verwischen **kann**, die Nachwelt nicht verwischen **will**, der hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt." *).

Elisabeth war sich dessen bewußt. Als man ihr die Nachricht von der geschehenen Hinrichtung Maria's brachte, zeigte sie die größte Ueberraschung und Bestürzung; sie seufzte, „gleich als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen;" sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch Davison ins Gefängniß werfen und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben diejenigen, deren Rath er befolgt hatte, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. An den König Jakob schrieb Elisabeth einen Brief, in welchem sie den Wunsch äußerte, daß

---

*) **Raumer**, Gesch. Europa's, Bd. II. S. 581. **Ranke**, a. a. O. Bd. I. S. 416 ff.

er den Schmerz kennen, aber nicht fühlen möge, den sie über das ohne ihre Absicht eingetretene unglückliche Ereigniß empfinde; ihre Handlungen werde sie nie verläugnen, daher auch nie auf Andere wälzen, was von ihr selbst ausgegangen sei. Auch dieses Benehmen ist von Vielen als bloße Verstellung angesehen worden; aber ohne einen andern Grund, als weil Elisabeth allerdings eine geheime Genugthuung empfinden durfte, den Gegenstand so schwerer und vieljähriger Besorgnisse aus dem Wege geräumt zu sehen. Das reicht jedoch auf keine Weise hin, ein so heuchlerisches Spiel vorauszusetzen. Wenn indeß die Hinrichtung auch für den Augenblick nicht in Elisabeth's Absichten lag, so ist diese doch darum noch nicht gerechtfertigt; denn sie herrschte zu selbständig, als daß ihre Räthe eine solche That gewagt hätten, wären sie nicht von ihrer schließlichen inneren Zustimmung überzeugt gewesen. Der Makel der Gewalt mußte unerbittlich an ihr haften bleiben, selbst wenn die Frucht derselben zum Heil für Alle ausschlug.

---

6. Elisabeth's spätere Regierungszeit.

Maria's Haupt fiel zu einer Zeit, die für den Protestantismus in Europa bedenklich erschien. In Frankreich war die fanatische Ligue gewaltig, in den Niederlanden stieg Philipp's Macht durch die Siege Alexander's von Parma. Wir haben in der Geschichte der französischen und niederländischen Unruhen gesehen, daß Elisabeth sich in diese Händel zwar nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt, doch die Sache ihrer Glaubensgenossen nicht ohne Unterstützung gelassen hatte. Daraus war bis jetzt noch kein eigentlicher unmittelbarer Krieg mit Spanien hervorgegangen, wohl aber eine wachsende Spannung, die sogar auf dem Meere und in fernen Weltgegenden in Feindseligkeiten überging. Die Richtung auf Seewesen und Schifffahrt nahm unter Elisabeth's Regierung in England einen neuen und großen Schwung. Die Reichthümer, die für Portugiesen und Spanier in Indien und Amerika bereit lagen, sowie der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer, reizten auch in England unternehmende und ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte viele junge Engländer,

ihr Heil auf dem Weltmeere zu versuchen, und ein glücklicher Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste englische Weltumsegler, und unter Allen der Erste, der als Führer glücklich von einer solchen Reise zurückkam, brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von Neuem in die See, um die spanischen Besitzungen an den amerikanischen Küsten zu überfallen. In Folge dieser Züge, um 1586, wurde der Gebrauch des Tabaks in England bekannt, von wo er sich mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die spanischen Besitzungen an den Küsten von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast und seine Schiffsleute in Seide gekleidet. In demselben Jahre zerstörte Drake eine große Zahl von Schiffen in der Bai von Cadix.

Lange hatte Philipp diesen Angriffen nur Unterstützung der Feinde Elisabeth's entgegengesetzt; aber die Sendung Leicester's nach den Niederlanden und die Hinrichtung der Königin Maria waren zwei Beleidigungen, die er auf das Vollständigste vergelten zu müssen glaubte. Daher beschloß er jetzt, seine lang gehegten Entwürfe der Rache zu vollführen, und das Land, das ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ 1588, wie wir sahen, jene „unüberwindliche Flotte" auslaufen, mit der ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr für England war groß und die Besorgniß lebhaft; aber Elisabeth's Geist und Heldenmuth zeigten sich auch diesen bedenklichen Umständen vollkommen gewachsen. Nicht nur unterließ sie nichts, um ihre Küsten wohl zu verwahren, sondern sie befeuerte auch auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit. Sie erinnerte es an die furchtbaren Grausamkeiten der spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, an die Schrecken der Inquisition, und an die traurigen Zeiten, da eben dieser Philipp und Maria England beherrschten. Sie selber begab sich zu Pferde in das Lager bei Tilbury, wo zur Deckung der Themse Truppen zusammengezogen waren, und sprach eindringliche, begeisternde Worte. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüstet, die

Stadt London stellte noch einmal so viel, als von ihr begehrt worden waren. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die, weil sie von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland hin, Andere handelten nach der Türkei und Ostindien, und englische Kaper machten Jagd auf die spanischen Gallionen, welche die Schätze Amerika's nach Lissabon und Cadix bringen sollten. Einer derselben brachte einmal zwei spanische Schiffe auf, die außer 1400 Kisten Quecksilber auch über zwei Millionen Ablaßbullen enthielten; den Engländern konnten diese allerdings nichts helfen, aber dem König Philipp hatten sie doch in Rom 300,000 Gulden gekostet, und würden ihm in Indien wenigstens fünf Millionen eingebracht haben. Ferner schadete Elisabeth ihrem Feinde dadurch, daß sie die Holländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte; auch wurde 1589 eine ansehnliche Flotte ausgerüstet, um den Prior Antonio von Crato auf den Thron von Portugal zu heben, was freilich wie wir sahen mißlang. Im Jahre 1596 aber eroberten die Engländer Cadix, schleiften die Festungswerke, und zogen mit reicher Beute wieder heim. So wirkte Elisabeth überall Philipp's mannichfachen Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eines der kräftigsten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spanien's über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Philipp hätte unter diesen Umständen gern in einen Frieden gewilligt; aber so sehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür sprach und die Vortheile der Ruhe für England entwickelte, so fühlte sich doch Elisabeth geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhmes verfolgen zu lassen; besonders da dem Rathe jenes ältern Ministers von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Essex, der nach Kampfesehre dürstete, lebhaft widersprochen wurde. Burleigh starb 1598, und Elisabeth vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Dieser fortgesetzte Kampf mit dem Vorfechter des Katholicismus in Europa wurde auch vielen englischen Katholiken verderblich. Denn seit jener ersten Hinrichtung eines katholischen Priesters im Jahre 1577 ruhte leider die blutige Verfolgung nicht; selbst nicht nach der glücklich überstandenen Gefahr vor der spanischen Armada. Man rechnet im Ganzen an zweihundert Katholiken, die während Elisabeth's Regierung hingerichtet wurden. Viele Andere starben an den Folgen der harten Behandlung in den Gefängnissen, oder wurden durch die schweren Geld=

strafen zu Grunde gerichtet*). Auch wurde gegen die zur Untersuchung Gezogenen häufig die Folter angewandt. Obschon nun diese Hinrichtungen und Grausamkeiten ohne Zweifel einen starken Schatten auf Elisabeth's Regierung werfen, so sind sie doch auf keine Weise mit den Verfolgungen der Protestanten unter ihrer Vorgängerin zu vergleichen. Denn die letzteren geschahen aus Glaubenswuth, während unter Elisabeth die Katholiken im Grunde nur aus politischen Anklagegründen bestraft wurden. Es drehte sich fast Alles um die Frage, ob sie glaubten, daß der Papst das Recht habe, eine Königin abzusetzen, weil sie sich von der Kirche getrennt.

Der oben genannte Graf von Essex ist besonders durch sein tragisches Ende berühmt geworden. Sein edles Aeußere, sein würdevolles, liebreiches und gewinnendes Benehmen, sein kühner ritterlicher Sinn, hatten ihm die Gunst der Königin in einem hohen Grade erworben. Sie zog ihn sehr hervor, überhäufte ihn mit Ehrenstellen, und ernannte ihn 1599 zum Oberbefehlshaber in Irland, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. In Irland war unaufhörlich Zwist und Streit zwischen den Engländern und der ursprünglichen Bevölkerung. Die Letztere wurde durch harten Druck und üble Behandlung zum Widerstande gereizt; seitdem der Protestantismus in England herrschend geworden war, hatte die feindselige Spannung zugenommen, da die Irländer der alten Kirche treu blieben. Jetzt war ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, den der Statthalter nicht hatte dämpfen können; der sumpfige, bergige und waldige Boden des Landes erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als er den Aufrührern, die ihn kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf die neue Ausrüstung unter Essex gerichtet, dem ein Heer von zweiundzwanzig tausend Mann mitgegeben war, eine Anzahl, von der man unbedingte Unterwerfung der Empörer erwartete. Aber es zeigte sich, daß Essex der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen; und der Tadel fiel desto schwerer auf ihn, da er begierig nach dieser Stelle getrachtet und große Erwartungen von sich erregt hatte. In übel geleiteten Unternehmungen kam der größte Theil des Heeres um, und zuletzt schloß Essex mit dem Haupte der Empörer einen Waffenstillstand, dem ein Vertrag folgen sollte, ganz zu Gunsten der Letzteren. Von Elisabeth's Zorn über diesen unerwarteten Ausgang unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedroht, entschloß sich der Graf dem zuvorzukommen,

*) Hallam, Const Hist. of England, Vol. I. p. 221, Ed. Paris.

reiste wider den ausdrücklichen Befehl der Königin aus Irland ab, kam nach London, eilte ohne anderswo abzusteigen auf den königlichen Palast zu, stürzte sich unangemeldet zu der Königin Füßen, küßte ihre Hände und bat um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings hießen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas Anderes verdient habe, und daß sie, um des Beispiels willen, wenigstens einige Strenge zeigen müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende ließ sie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland, und nahm ihm das Monopol für den Handel mit süßen Weinen ab, welches sie ihm früher verliehen hatte, und das ihm viel einbrachte. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung, sich nicht am Hofe sehen zu lassen.

Essex, zu eingebildet, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er sprach mit ungebundener Zunge über die Königin und ihre Schwächen, sagte öffentlich, sie sei ein altes Weib, ebenso krumm von Geist wie von Körper, und reizte dadurch den Zorn seiner Wohlthäterin, die Alles wiedererfuhr, immer mehr. Aber er ging noch weiter. Er machte sich einen Anhang unter den der Königin abgeneigten Puritanern, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und versprach ihm es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn für ihren Nachfolger erkläre. Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein; er wollte das Schloß überrumpeln, der Königin die Versammlung eines Parlaments abtrotzen, und sie zwingen zu regieren wie er es wollte. Zu rechter Zeit erfuhr Elisabeth den verwegenen Entwurf. Am 8. Februar 1601 erschienen der Großsiegelbewahrer, der Lord Oberrichter und einige andere Staatsbeamte in Essex' Landhause, wo er zwei bis dreihundert seiner Freunde versammelt hatte, um sich im Namen der Königin nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Graf ließ sie gefangen nehmen, zog mit seinen Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff Smith, sein Freund, in dessen Haus er gehen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür. Essex sah sein Unternehmen gescheitert, und kehrte verzweiflungs=

voll mit seinen Begleitern um; aber ehe er sein Haus erreichte, hatten ihn die Meisten verlassen. Zuerst dachte er sich zu vertheidigen, ließ jedoch diesen Gedanken bald fahren, und ergab sich. Ein Gericht, das aus vierundzwanzig Peers und den Oberrichtern bestand, verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs nannte er diesen Spruch einen unverdienten; dann gingen ihm aber die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, und er bezeigte tiefe und aufrichtige Reue. Nach langem Schwanken bestätigte Elisabeth mit schwerem Herzen das Urtheil. Am 25. Februar ward er — im vierunddreißigsten Lebensjahre — im Tower hingerichtet. Dieselbe Strafe litten nachher noch vier seiner Mitschuldigen; alle übrigen begnadigte die Königin.

Ein tiefer Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Lieblings blieb in Elisabeth's Seele zurück; ja er vornehmlich, wie Viele annehmen, rief den Trübsinn hervor, der sie kurz vor ihrem eignen Ende befiel. Man erzählt eine romanhafte, wenig glaubliche Geschichte von einer Entdeckung, welche die Königin in Bezug auf Essex gemacht, und die ihre letzten Tage sehr verbittert habe. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sei, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da habe ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeige. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit habe sie am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, habe sie den Tag vor seinem Tode in den Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber ihr dem Essex feindlicher Gemahl habe sie daran verhindert. Die Königin, schließt die Erzählung, sei über dies Geständniß der ihr befreundeten Gräfin in Verzweiflung gerathen. Erscheint nun aber auch diese Sage mit Recht als eine Fabel, als eine spätere Erfindung, um eben jenen Trübsinn zu erklären: so fehlt es doch nicht an gleichzeitigen und glaubwürdigen Berichten, die es verbürgen, daß die Erinnerung an Essex immer schwerer auf der Königin lastete, daß sie um ihn klagte und Thränen vergoß, und zumal am zweiten Jahrestage seiner Hinrichtung von herzzerreißendem Schmerze ergriffen ward;

sie erachtete ihn für schuldlos und klagte sich selber an; die Welt schien ihr verödet, nun er nicht mehr war*).

Am 24. März 1603 verschied Elisabeth, im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden ihres Lebens noch Jakob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch für Fehler und Schwächen an ihr rügen möge: sie bleiben immer nur geringe oder vereinzelte Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie ihrem großen und starken Geiste durch das ihrem Volke eingehauchte Leben gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch ebenso sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerläßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeth's beträchtlich vermehrt worden, indem sowohl Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die deutsche Hansa mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unsern Tagen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte sie, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben; denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen zu denken. Einen Bischofssitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie ein Bisthum, ohne es um einigen Grundbesitz zu schmälern. Ihre ordentlichen jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, und die Summe aller während ihrer fünfundvierzigjährigen Regierung vom Parlamente bewilligten Steuern berechnet Hume**) auf nicht mehr als

*) S. Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 467 ff.
**) Vol. VII. p. 322.

drei Millionen. Dennoch waren die Niederländer und Heinrich IV. tief in ihrer Schuld, und der spanische wie der irländische Krieg hatten große Summen verschlungen.

---

7. William Shakspeare.

(Geb. 1564, gest. 23. April 1616.)

Alle Vorstellungen von der zu Elisabeth's Zeiten in England noch obwaltenden Sittenroheit und geringen Bildung verschwinden vor der einzigen Thatsache, daß während ihrer Regierung der größte dramatische Dichter der neueren Zeit, William Shakspeare, lebte und wirkte. Denn die Werke eines solchen Dichters können nicht außer Zusammenhang mit der Zeit sein; sie sind unmittelbar für die Bühne und für ihre Bedürfnisse geschrieben, und setzen daher einen Hörerkreis voraus, der für ihre Schönheiten volle Empfänglichkeit hatte. Erwägt man dies, sowie daß Shakspeare ebenso aus der Zeit als für die Zeit schrieb; betrachtet man, welche Fülle von Verstand, Kraft, Lebenslust und Heiterkeit aus der ganzen Art des Daseins hervorleuchtet, welches er schildert: so wird man vielmehr mit großer Achtung vor der Bildung und dem Geiste erfüllt werden, die zu Elisabeth's Zeiten das englische Volk durchdrungen hatten. In der Entwickelung von Kräften, die der Protestantismus hervorrief, als der Genius des britischen Volkes sich freudig seiner Stärke bewußt ward, blieb auch die Poesie nicht zurück und erschien — wie zu Athen, als die Nationalkraft ihren Gipfel erreicht hatte — in ihrer vollendetsten Gestalt, der dramatischen. Um die Mitte der Regierung Elisabeth's trat die englische Bühne raschen und starken Schritts aus den ersten noch unscheinbaren Anfängen hervor, erreichte sofort eine Vollendung, wie sie kein anderes europäisches Volk der neueren Zeit aufzuweisen hat, und nachdem sie ein Menschenalter etwa in dieser herrlichen Blüthe dagestanden hatte, fing sie zu sinken an. Eben so berührten sich in Athen der erste hohe Aufschwung, die Vollendung und der beginnende Verfall der dramatischen Poesie sehr nahe. Als Shakspeare auftrat, fand er die Bahn durch einige Dichter von Geist und Talent schon eröffnet; er erfand die Kunstform des englischen Theaters nicht, er erweiterte sie nur zu dem reichen Rahmen, der die mannichfachsten Gebilde auf die freieste und natürlichste Art enthält, und der, wie jede wahre

Kunstform, mit der Wesenheit des Dargestellten auf das Innigste verknüpft ist.

Von dem Leben dieses außerordentlichen Mannes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt; späterhin ist es mit allerlei fabelhaften Umständen aufgestutzt worden. William Shakspeare ward zu Stratford am Avon in Warwicshire geboren. Nach beendigten Schuljahren scheint er in seiner Vaterstadt eine Zeit lang als Schreiber eines Advocaten gearbeitet zu haben. Aber obschon er keine Universität bezog, und sich die Gelehrsamkeit seiner Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang zu eigen machte, so war ihm doch gelehrte Bildung keineswegs fremd, wie er sich ihrer denn für die Zwecke der Poesie auf sehr mannichfache Weise bedient hat. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er heirathete, und seine Frau war acht Jahre älter als er. Man weiß nicht, was diese für ein nördliches Klima ungewöhnlich frühe Verbindung veranlaßte. Vielleicht war es nothwendige Folge eines früheren Umgangs, vielleicht Wunsch der Aeltern Shakspeare's, durch Heirath mit einer wohlhabenden Frau seine Lage zu verbessern. Auch muß es dahin gestellt bleiben, ob ein durch den Abstand der Jahre erzeugtes Mißverhältniß zwischen den Ehegatten oder ökonomische Verlegenheiten die Ursache gewesen, warum Shakspeare im J. 1586 seine Frau und drei Kinder verließ, und sich allein nach London begab. Was man von einem Walddiebstahl erzählt, der ihn genöthigt haben soll, ist unbegründete Sage. In London war er vermuthlich Anfangs wieder Schreiber eines Advocaten, arbeitete aber sehr bald für die Bühne, bis er ihr sein Leben in doppelter Hinsicht als Schauspieler und als Dichter widmete. Sein hoher Ruhm begann 1592 und im nächsten Jahre, wo Romeo und Julia, sowie Richard II. auf der Bühne erschienen, und er sein treffliches erzählendes Gedicht Venus und Adonis bekannt machte. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe; Elisabeth und ihr Nachfolger schätzten unsern Dichter hoch; mit dem Grafen Southampton, einem jungen, durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Southampton war der vertrauteste Freund des Grafen Essex, und als Theilhaber seiner aufrührerischen Unternehmung in dessen Schicksal verwickelt; kaum kam er mit dem Leben davon. Shakspeare nahm den innigsten Antheil an dem Unglück seines Freundes. In diese Zeit fallen Hamlet (in seiner vollendeten Gestalt), Lear und Macbeth, jene gigantischen Werke, in denen ein von rauhen Stößen des Schicksals auf das Empfindlichste berührtes Gemüth durchleuchtet. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes

durch die Bemühungen einer Gegenpartei, der er nicht gelehrt genug war, und an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Während seiner theatralischen Laufbahn hatte er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben; mit diesem zog er sich in den letzten Jahren seines Lebens nach seinem Geburtsort zurück, und lebte dort in Ruhe bis an seinen Tod. Sein letztes Werk ist wahrscheinlich Cymbeline gewesen. Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag — zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das Gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären: das Alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.

Der großen augenblicklichen Wirkung der Shakspeareschen Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Die Scene war durch eine angemessene Architektur verziert, die wirksam in das Spiel eingriff. Durch das Wegziehen von Vorhängen konnte dem Theater nach Belieben eine größere Tiefe gegeben werden; aber unsere Decorationen, die den beabsichtigten Zweck der Täuschung nur sehr unvollkommen erreichen, und oft weit mehr stören und verwirren als fördern, hatte es nicht. Dafür nahm es die Phantasie der Zuschauer in Anspruch, welche diesem scheinbaren Mangel in der That auf das Gründlichste abhilft.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Vierter Abschnitt.

Die Reformation und ihre Folgen im Norden und Osten Europa's, bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618).

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II.

(1481—1523.)

Die calmarische Union, welche die drei nordischen Reiche zu einem Ganzen hatte verschmelzen sollen, hatte ihren Zweck verfehlt; in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. In diesem Kampfe verließen wir den Norden nach dem Tode Christian's I. (1481), dessen Sohn und Nachfolger Johann I. sich sogleich bemühte, die aufgelöste Vereinigung wiederherzustellen. In der That kam es 1483 zu einem Vertrage, der calmarische Receß genannt, der die Erneuerung der Verbindung enthielt; aber unter Bedingungen, welche dem Zwecke derselben die größten Hindernisse in den Weg legten. So versprach Johann, Norwegen den Bahuser Zoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths anzulegen, in den Reichsrath Keinen aufzunehmen, der nicht von Adel sei, oder den übrigen Reichsräthen mißfiele u. s. w. Trotz dieser Bedingungen herrschte in Schweden der

Reichsvorsteher Sten Sture fast unumschränkt durch schlaue Gewandtheit und die Zuneigung des Volkes; denn der Adel beugte sich mit Unwillen vor einem Manne, der seines Gleichen war. Und obgleich Johann, bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Streites zwischen Sten Sture und einem andern schwedischen Großen, Svante Sture, den Erstern mit Krieg überzog und ihn besiegte: so mußte er dennoch einen Vergleich mit ihm eingehen, wodurch Sten Sture das Reichshofmeisteramt und einige Provinzen zum Lehen erhielt. Johann griff hierauf das freie Völkchen der Dithmarsen zwischen der Elbe und Eider an, erlitt aber am 17. Febr. 1500 trotz seiner großen Uebermacht eine schwere Niederlage; und bald stand Sten Sture wieder auf. Dieser unterstützte zugleich die Norweger, die gleichfalls abgefallen waren, während Dänemark auch mit den Hansestädten in Krieg gerieth. Das den Norwegern gesandte Hülfsheer wurde zwar geschlagen, und die Empörung dieses Volks durch Blutströme unterdrückt; aber Schweden setzte seinen Widerstand fort, auch nach Sten Sture's Tode (13. December 1503), unter der Führung des tapfern Svante Sture, der Jenem als Reichsverweser folgte. Die Hansestädte nahmen eine Zeitlang an diesem Kriege wider Dänemark neuerdings Theil, schlossen aber bald auch wieder Frieden, während das feindliche Verhältniß unter den Schweden und Dänen noch fortbestand, als Svante Sture (2. Jan. 1512) und Johann (21. Febr. 1513) starben.

Dem Letztern folgte sein Sohn Christian II., ein entschlossener, muthiger und geistvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachsüchtiger Fürst, dessen Grausamkeit und Blutdurst sein Andenken geschändet haben. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren aus niederem Stande: eine ehemalige niederländische Aepfelhökerin Sigbrite (deren Tochter, die schöne Düveke, des Königs Beischläferin war), eine verschmitzte Frau von mancherlei Kenntnissen und einschmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök. Es war Christian's Absicht, der Ludwig XI. Dänemark's zu werden, sich von der äußerst bindenden und beschränkenden Wahlcapitulation, die er hatte unterschreiben müssen, loszumachen, den Adel zu unterdrücken, und auf Sigbriten's Rath den eignen Handel seiner Reiche zu befördern, damit durch die Vermehrung des Nationalreichthums auch die königlichen Einkünfte wüchsen. Hier nun stand ihm die Hansa besonders im Wege, die den Verkehr in den skandinavischen Reichen völlig in Händen hatte, und der aller Vortheil daraus zufloß. Die Maßregeln, welche Christian gegen diese hanseatische Handelsherrschaft ergriff, waren dem Zwecke gemäß. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt; aus den Niederlanden kamen Colonisten an, den Garten- und

Ackerbau zu verbessern; in Nowgorod trat, mit Genehmigung des Zars, an die Stelle der deutschen Handelsniederlassung eine dänische; allen deutschen Kaufleuten ward verboten, an den dänischen Küsten zu fischen, im Lande mit Waaren umherzuziehen und Ochsen aufzukaufen. Durch diese Einrichtungen wurde indeß nicht nur die Hansa verletzt, sondern auch in Dänemark zugleich die reichen Gutsbesitzer, die den Vortheil ihres Verkehrs theilten. Die Bischöfe dachte Christian durch Begünstigung der Reformation zu demüthigen. Aber auch unter den übrigen Ständen machte er sich durch willkürliche Anordnungen Feinde, besonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, welche bei Lebensstrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten.

Schweden seiner Herrschaft zu unterwerfen, versuchte Christian vergeblich, so lange dort Svante Sture's Sohn, der tapfre und staatskluge Sten Sture II., an der Spitze der Angelegenheit stand. Nachdem dieser aber in einem Treffen gegen die Dänen tödtlich verwundet, und bald darauf gestorben war (9. Febr. 1520), blieb Niemand, der die Fortsetzung des Kampfes gegen Christian unternehmen wollte oder konnte. Der Adel versammelte sich, und erkannte in einem Vertrage Christian als König an, unter der Bedingung, daß er nach Schweden's Gesetzen und dem calmarischen Verein gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben solle. Christian willigte in Alles, erneuerte seine Zusagen in Briefen an alle Landschaften, und bestätigte sie, als er im Herbste nach Schweden kam, nochmals durch Eidschwur und Genuß des Sacraments. Hierauf geschah am 4. November 1520 zu Stockholm die feierliche Krönung. Drei Tage lang ward herrlich geschmaust, um den betrogenen Adel recht sicher zu machen. Am dritten Tage wurde von dem Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schwedens den Dänen erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen seine vorigen Feinde übergeben, worauf Alle, welche 1517 einen gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschluß unterzeichnet hatten, für vogelfrei erklärt wurden. Slaghök hatte dem Könige, der nach dem Blute der vornehmsten Schweden begierig war, den Rath gegeben, die Miene anzunehmen, als vollziehe er nur einen vom Papste gegen die Schweden schon früher erwirkten Bann, indem er strafe. Am folgenden Tage (8. Nov.) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen aufgepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen solle, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die Verurtheilten in

einen Kreis geführt, und nachdem ein dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur des Papstes Bann vollstrecke, begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholm's, zusammen vierundneunzig Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Andere wurden gehängt, oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet; und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle schwedischen Männer noch so kirre machen, daß Keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreiste, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine der furchtbarsten Proben seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Es wird erzählt: als der jüngere von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!" Der rohe Henkersknecht ward gerührt, und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben, und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte*).

Als Christian nach Dänemark zurückgekommen war, dachte er ernstlich an die Einführung der Reformation. Er bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm Luthern selbst nach Dänemark zu schicken, und gab bald darauf ein sogenanntes geistliches Gesetz, in welchem unter Andern den Geistlichen der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehelichen würden. Wie der katholische Klerus durch diese Verordnung, so wurde der Adel durch die neuen Handels-, Polizei- und Strandverordnungen beleidigt, weil sie seine Vorrechte beschränkten, obschon sie für das Wohl des Ganzen sehr zweckmäßig waren. Bald darauf unternahm Christian eine Reise nach den Niederlanden zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., um von diesem die Lehnshoheit über seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein (mit dem Christian's Vater Johann die Herzogthümer Schleswig und Holstein getheilt hatte), und über

*) Dalin, Geschichte des Reiches Schweden, Deutsche Uebers. Th. II. S. 710.

die Stadt Lübeck zu erhalten. Er konnte nur die Erfüllung der ersten Forderung bewirken, und machte sich dadurch den Herzog wie die Lübecker zu Feinden. Nach seiner Rückkehr brach der Sturm los. Zuerst erhob sich in Schweden Gustav Wasa, wie bald umständlicher erzählt werden wird, mit Hülfe des gereizten Lübeck. Als nun der König die jütländischen Stände berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfsteuer zu erlangen, und für den Fall der Weigerung Anstalten sie zu zwingen getroffen hatte, in denen man schon Vorbereitungen zu einem zweiten Stockholmer Blutbad sah, so erschien Niemand. Dagegen traten drei Bischöfe und sechs weltliche Reichsräthe zusammen, erklärten Christian für abgesetzt und wählten den Herzog Friedrich zum König, welcher die Krone annahm (Januar 1523). Eine von den Verbündeten veranstaltete Versammlung des jütischen Adels trat den gefaßten Beschlüssen bei und erließ an Christian einen förmlichen Absagebrief. Dieser sah sich ohne Geld und ohne Truppen, denn die Reiterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel; seine Gegner aber waren mit Allem versehen. Sie hatten die ganze jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da die Handlungsweise des Königs ihm alles Zutrauen geraubt hatte, so konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden; aber auf diese wollte oder konnte er es noch nicht ankommen lassen, sondern verließ, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Sigbrite und seinen Schätzen, das Reich, um dessen Wiedereroberung durch auswärtige Hülfe zu versuchen. Nunmehr fielen auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab, obwohl er daselbst viele und bedeutende Anhänger zählte, und wandten sich zu dem von den Jüten erhobenen König, der jetzt als Friedrich I. den dänischen Thron bestieg.

Vor der Huldigung (26. März 1523) ließen die Stände den neuen König wieder eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vorrechte zugestanden wurden, die Christian ihnen hatte nehmen wollen. Auch Norwegen erkannte in Friedrich seinen König an. Dagegen schloß dieser im folgenden Jahre mit Gustav I., als nunmehrigem Könige von Schweden, ein Bündniß ab, womit denn die völlige Trennung der beiden Reiche ausgesprochen war.

---

2. Dänemark nach der Auflösung der calmarischen Union.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu bringen, um seine Ansprüche geltend zu machen, fand aber große Schwierigkeiten. Karl V., auf den er wohl am meisten gerechnet hatte, wurde durch seine eigenen Verwicklungen gehindert, ihn thätig zu unterstützen; und je mehr Christian seine Hinneigung zur Lutherischen Religion an den Tag legte, desto größer ward die Bedenklichkeit des Kaisers. Christian ließ sich sogar, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen weilte, durch Luther und Melanchthon selbst in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichten, und war bei allen religiösen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, er habe zu Wittenberg die Amtsverrichtung eines Diaconus, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, wirklich übernommen. Zwar hätte ihm nun wohl diese Neigung Hülfe von Seiten der Protestanten verschaffen können; allein auch hier war die eigne Gefahr ein Hinderniß. Als er endlich durch die Unterstützung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und der Herzoge von Braunschweig ein ziemlich ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, fehlte es ihm wieder an Geld zur Besoldung der Truppen, so daß diese bald auseinander gingen, und Friedrich, der mit den Hansestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, die Orte, die sich noch in den Händen von Christian's Anhängern befanden, zu erobern. Da nun dieser von außen keinen Angriff machte, so blieben die inneren Bewegungen, welche die schonischen Bauern zu seinen Gunsten erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er zugleich sich selber zu schützen gedachte, als er seinerseits die Lutherische Lehre annahm und dadurch die Geistlichkeit aufbrachte. Doch ging er bedächtig zu Werke, indem er nur ein Gesetz vorschlug, den Anhängern beider Bekenntnisse bis zum Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung Glaubensfreiheit zu gestatten. Im Volke war eine große Neigung für die neue Lehre, und die mächtigsten Adeligen gewann Friedrich durch Einräumung von Klostergütern. Auf diese Weise beraubte er Christian der Aussicht, sein verlornes Reich durch die Anhänger des Lutherthums wieder zu erwerben. Dieser aber, der seine Ueberzeugung seinen politischen Zwecken unterordnete, sohnte sich nun mit dem Kaiser und dem Papste aus, wodurch er andererseits die zahlreichen Anhänger des katholischen Glaubens in Norwegen gewann, die denn auch wirklich zu seiner Wiedereinsetzung Anstalt machten; namentlich liehen ihm die Bischöfe

dieses Landes alles entbehrliche Kirchensilber. Mit Hülfe dieser und einer vom Kaiser erhaltenen Unterstützung landete er im November 1531 in Norwegen, und nachdem er sich gegen die Bischöfe verpflichtet hatte, den katholischen Glauben gegen Luther's „verdammtes Werk" zu schützen, berief er eine Ständeversammlung. Diese kam zusammen und huldigte ihm; Norwegen schien unterworfen. Aber er rückte nicht rasch genug vorwärts, und sah sich auch durch ein bedeutendes schwedisches Heer gehemmt, welches dem König Friedrich zu Hülfe geschickt ward. Den Winter über schloß Christian sich in Opslo (die Altstadt des später erbauten Christiania) ein; und wie er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon seit acht Monaten keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Als er nun vollends von einem dänischen Heere unter der Anführung Gyldenstern's, Bischofs von Odensee, angegriffen wurde, wollten auch die Bürger von Opslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er erbot sich daher zu einem gütlichen Vergleich. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bat er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, rieth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und gab ihm freies Geleit, damit er, wenn die persönliche Unterredung mit Friedrich fruchtlos ausfallen sollte, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückkehren könne. Als die Schiffe darauf (20. Juli) in Kopenhagen ankamen, überlegte Friedrich mit seinen Reichsräthen, was für Maßregeln zu ergreifen seien; und diese, sowie der ganze dänische und schleswigsche Adel, sammt den Abgeordneten von Schweden und Lübeck, drangen so lange in den König, den Gefangenen nicht wieder frei zu lassen, bis er nachgab. Das Geleit des Bischofs ward für nichtig erklärt, und der betrogene Christian nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechszehn Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines norwegischen Zwerges, zubrachte.

In dieser Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen; aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrich's I. bald nachher (10. April 1533) erfolgtem Tode neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrich's Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der Lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die Reichsräthe dieses Glaubens seiner Thronbesteigung; die Wahl ward aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel konnte aber nicht von Dauer sein. Der Lübeckische Bürgermeister Georg Wullenweber und der dortige Stadthauptmann Marcus Meyer, welche die alte

patricische Verfassung der mächtigen Hansestadt durch eine populäre verdrängt hatten, und thatendurstig an der Spitze der Bevölkerung standen, bauten auf jene Uneinigkeit den kühnen Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern, den dänischen Thron nach Gutdünken zu besetzen, und womöglich dem niederländischen Handel die Ostsee gänzlich zu verschließen. Zu solchem Eingreifen glaubten sie sogar ein förmliches Recht zu haben, insofern im Stralsunder Frieden — vor mehr als 160 Jahren — der dänische Reichsrath die Bedingung hatte eingehen müssen: daß ohne Lübecks Zustimmung kein König auf den dänischen Thron erhoben werden solle. Durch glänzende Versprechungen gewannen sie Heinrich VIII. von England für ihre Absicht; auch trachteten sie, den Herzog Christian durch das Vorgeben, daß sie bloß zur Rettung der Lutherischen Religion Dänemark angriffen, auf ihre Seite zu ziehen, und ihn an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Da dieser aber, der ihre wahren Absichten merkte, sich weigerte, und sich mit dem dänischen Reichsrathe und den bedrohten Niederländern verband, so machten die Lübecker den Grafen Christian von Oldenburg zum Anführer ihrer Truppen. Dieser fiel in Dänemark ein (1534), und begehrte die Huldigung im Namen Christian's II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs für sich zu gewinnen hoffte. Wirklich fielen ihm Kopenhagen nebst mehreren anderen Orten auf Seeland zu, und in Fünen trugen die aufrührerischen Bürger und Bauern über Adel und Geistlichkeit Vortheile davon. Aber nun sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und Herzog Christian zum König zu wählen, der als Besitzer von Holstein die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte. Der neue Herrscher, Christian III., erhielt einen Bundesgenossen an König Gustav von Schweden; der Kampf dauerte bis 1536, wo Christian Sieger blieb, nachdem Lübeck den Hamburger Frieden geschlossen hatte und auch Kopenhagen an ihn übergegangen war. Für Lübeck hatte diese Wendung der Dinge die Folge, daß die alte Verfassung schon seit 1534 wiederhergestellt, und im folgenden Jahre Wullenweber's Macht und Einfluß völlig gebrochen ward; Wullenweber selbst gerieth schließlich in die Gefangenschaft des Erzbischofs Christoph von Bremen (1535), und wurde nach langem Prozesse 1537 hingerichtet; ein gleiches Schicksal hatte schon das Jahr zuvor Marcus Meyer durch die Dänen erlitten*).

Christian seinerseits, endlich zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt,

*) S. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik (Berlin, 1855), Bd. I. S. 234, 236, 248. Bd. II. S. 8 ff., 158 ff. Bd. III. S. 112 ff., 183 ff., 224 ff., 233 ff.

befestigte sich auf demselben, indem er alle Bischöfe an einem Tage (20. Aug. 1536) gefangen nehmen und nicht eher wieder frei ließ, als bis sie versprochen hatten, auf ihre vorige Macht nie wieder Anspruch zu machen, und sich der Kirchenreformation nicht zu widersetzen. Dafür bekamen sie die ihnen erblich gehörigen Güter zurück, die übrigen fielen an die Krone. Ein im October zusammengetretener Reichstag bestätigte die Aufhebung der bischöflichen Gewalt; der Adel gewann durch Rücknahme früherer Schenkungen gleichfalls bei der Einziehung der Kirchengüter, und erhielt die Bestätigung seiner großen, die königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte. Der Sieg der evangelischen Lehre war nunmehr völlig entschieden, und durch den nach Dänemark berufenen Freund und Amtsgenossen Luther's, Johann Bugenhagen, ward eine neue Kirchenordnung zu Stande gebracht. Statt der katholischen Bischöfe weihte er evangelische Superintendenten, die aber nach dem Tode jener Vorgänger auch den bischöflichen Titel erhielten. Noch stand Karl V., der dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohne Christian's II., zur dänischen Krone verhelfen wollte, als Christian's Feind da; aber auch mit diesem ward 1544 zu Speier Friede geschlossen, und der Kaiser forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für Christian II., und einen Brautschatz für dessen Töchter. Dagegen leistete dieser Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559; einige Wochen vor seinem Tode war auch Christian III. aus der Welt gegangen.

Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Friedrich II. (1559—1588), mußte sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen, als sein Vater. Trotz eines heftigen Krieges mit Schweden — erregt, weil Friedrich das Wappen dieses Landes wieder angenommen hatte —, dem der Stettiner Friede (1570) ein Ende machte, kamen Handel und Finanzen unter seiner Regierung durch einen trefflichen Mann, den Reichsrath Peter Oxe, sehr empor. Die Wissenschaften wurden beschützt und gefördert, niederländische Flüchtlinge, die vor Alba's Tyrannei in Dänemark Schutz suchten, bereitwillig aufgenommen. — Christian IV., Friedrich's Sohn (1588—1648), regierte kräftiger und monarchischer; er errichtete 1615 aus fünftausend Kronbauern die erste stehende Armee in Dänemark. Um diese Zeit fingen die Dänen auch an, nach fernen Welttheilen zu schiffen, und sich in Ostindien niederzulassen, wo sie die Stadt Trankebar erbauten.

3. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren nach der gewöhnlichen Angabe den 12. Mai 1490*), im Kirchspiel Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsraths, aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Großoheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der ältere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen; und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christian's II. Regierung sich befand. Ehe dieser dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er, wie wir wissen, lange gegen den Reichsvorsteher kämpfen; und hier war es schon, wo Gustav Erichson als junger Kriegsmann sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half. Als Christian 1518, um Zeit zu gewinnen, Friedensunterhandlungen eröffnete, und sich erbot, deswegen selbst nach Stockholm zu kommen, wurde ihm, unter mehreren anderen Geiseln, auch der junge Erichson gesandt. Hinter diesem Vorschlage lag aber eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüberzusegeln, die schwedischen Geiseln verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie Alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die calmarische Union anerkennen und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle, wieder einsetzen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Baner, des jungen Erichson an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baner's Schlosse, und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie Christian von Neuem große Kriegsrüstungen betreibe, um die Schweden unter seine strenge Herrschaft zu beugen: da entfloh er

*) Geijer, Geschichte Schweden's, Bd. II. S. 3, hält 1496 für die richtigere Jahreszahl.

in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schlosse, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatten und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen und bat um Schutz für sich, und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die mächtigste unter den deutschen Hansestädten und von Christian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorstellungen von Seiten Wasa's, um überzeugt zu werden, wie nützlich für sie die Trennung Schweden's von Dänemark sei. Gustav erwarb sich so sehr das Zutrauen des Bürgermeisters, daß er ihn gegen Baner's Ansprüche in Schutz nahm, der ihm nachgeeilt war und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach sieben Monaten angestrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureisen, sondern auch das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Ein Kauffahrteischiff setzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Dort widerstanden um diese Zeit nur noch zwei Städte den Dänen, Calmar und Stockholm. Gustav begab sich in die erstere; aber die Bürgerschaft war muthlos, und die deutsche Besatzung des Schlosses bedrohte ihn bei seiner Ermahnung, sich tapfer zu vertheidigen, mit dem Tode, so daß er schnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen; er wanderte zunächst unter unzähligen Mühen und Gefahren nach Smaland, dann nach Südermanland. Die Nächte brachte er bald im Korne bald in den Wäldern zu. In Südermanland besuchte er seine Schwester, die mit dem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschraken über solch' ein Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter und verbarg sich auf einem Gute seines Vaters, Namens Räfsnäs, indeß sein Schwager nach Stockholm reiste, dem dänischen Könige zu huldigen.

Indem Gustav in Räfsnäs zwischen allerlei kühnen Entwürfen schwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, dessen wir

oben erwähnt haben. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermanland erfahren, und schickte ihm überall Späher nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm; selbst das Karthäuserkloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die westliche Gränze Schwedens, in die Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Da er auf der Reise dorthin eben über den Kolsund (zwischen Süder- und Westmanland) setzen wollte, verließ ihn ein Diener, den er mitgenommen hatte, und wollte mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon gehen. Gustav aber setzte ihm nach, und zwang ihn, das Pferd nebst dem Raube zurückzulassen. Nachdem er einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Fahlun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Hier steckte er sich in grobe Knechtstracht, und verdung sich bei einem reichen Bergmann im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brod verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte einen goldgestickten Hemdkragen unter dem wollnen Wamms, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben; er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken; ja man rieth ihm, tiefer ins Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich mit Lebensgefahr und erreichte einen Edelhof, dessen Besitzer, Arendt Persson, ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm; aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast ausliefere; und so setzte er sich, nach-

dem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem dänischen Statthalter der Gegend, der sein Schwager war, anzuzeigen. Dieser folgte ihm sogleich mit zwanzig Mann; allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Person's mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Swärdsiö, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seinem Hause verborgen hielt, und ihn dann nach Isala zu einem Kronschützen, Namens Sven Elfsson, führte.

Aber auch hier suchten ihn die dänischen Späher auf. Sie traten in Elfsson's Stube, als eben Erichson daselbst am Feuer stand. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen; aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen nach Rättwik. Auf dem Wege dahin begegnete ihm eine dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustaven tief ins Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rättwik an.

Hier nahm Erichson Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, wovon in diese entlegenen Thäler noch wenige Kunde gekommen war, zu schildern; er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen seien. Erichson ging nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo aber seine Beredtsamkeit noch geringern Erfolg hatte, so daß er seine Flucht fortsetzte. Als indeß gleich darauf eine Schaar von hundert Dänen erschien, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten, erbitterte ihr hartes Verfahren das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle getödtet haben wür=

den, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher fand sich ein beherzter schwedischer Kriegsmann, Lars Olofsson, der unter Sten Sture dem Jüngern gedient, in Mora ein. Er verbreitete das Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sei bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, bereuten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen; und Olofsson hörte nicht sobald, daß Erichson hier gewesen, als er den Bauern freudig bewies, dieser sei der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen Edelmann, Namens Michelsson, bestätigt, der auch um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er eben im Begriff stand, sich über das Gebirge einen Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn im Triumph nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die angesehensten Bauern der Thallande zu ihrem und des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann*). Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Fahlun (Februar 1521), griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christian's gefangen, und ließ die dortigen Buden dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an; und während er selbst sich nach Gestrikland wandte, errangen die Seinen einen Sieg über sechstausend Mann, welche Gustav Trolle und einige andere Anhänger Christian's zusammengebracht hatten. Als Erichson zurückkam, lehrte er seine Leute bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. Zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, ließ er Münzen aus Kupfer mit einer geringen Beimischung von Silber schlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westerås nach einem gewonnenen Treffen, und sammelte unter seine Fahnen viele schwedische Officiere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht wurde allmählig

*) Geijer a. a. O. S. 17.

so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja, als er sich von gedienten Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegengehen können, aber doch auch zu viele, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden; und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite her noch ferner so viel Truppen und Vorrath hineinschaffen, als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlichkeit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier viele schwedische Edelleute, sowie Männer aus anderen Ständen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen; sie baten ihn zugleich, ihr König zu sein und eine Krone anzunehmen, die er so wohl verdient, und die Christian verwirkt habe. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh sei. „Laßt uns erst,“ sprach er, „die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen.“ Es wurde ihm daher nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Hierauf setzte Gustav die Belagerung der Hauptstadt, welche volle zwei Jahre dauerte, mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere deutsche Ritter gesellten, die Erichson's nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christian's dänische Händel und sein Geldmangel hinderten ihn, seine Truppen in Schweden gehörig zu unterstützen; und diesem Umstande verdankte Gustav zuletzt vorzüglich die Erreichung seines Zweckes. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sei, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zustand, in die Uebergabe (21. Juni 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt; denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, die Gustav's Liebe zum Luther=

thum kannte, versäumte nichts, das Volk unruhig und mißtrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Gustav zu kämpfen hatte, kann man daraus schließen, daß er, außer Stande den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Lübisch für Kriegsbedürfnisse und 8689 Mark für baare Vorschüsse zu bezahlen, folgende Bedingungen gegen sie eingehen mußte: den Hansestädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit Dänemark keinen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hansestädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden andern Handel als mit den Hansestädten zu untersagen. Einen solchen Sclavenzwang mußte sich das Königreich Schweden von einer einzelnen deutschen Handelsstadt auflegen lassen!

Diese Verhandlungen waren auf einem Reichstage zu Strengnäs gepflogen worden, der noch vor der Uebergabe Stockholm's gehalten wurde, um über die Reichsregierung zu entscheiden. Man kam hier bald aufs Reine, indem alle Stimmen sich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger sei, als Gustav Erichson, der Retter des Vaterlandes. Aber die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Einrichtung des Reiches, mit der Bekämpfung der Geistlichkeit und des Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln so armen Krone verbunden sein mußten, brachte ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde abzulehnen. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Knie und beschworen ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpstliche Legat selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen; und so gab Gustav endlich nach. Voller Freude leisteten nun Alle dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (7. Juni 1523). Gustav unterließ nicht, sich jetzt gegen Die, welche ihm auf seiner Flucht mit eigner Lebensgefahr beigestanden hatten, dankbar zu erweisen. Keiner von ihnen blieb unbelohnt; und da jener Pfarrer, der ihn einmal acht Tage beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Ein so armes Land wie Schweden, damals noch ohne eignen Handel und ohne Manufacturen, konnte freilich der Krone nur wenig einbringen, die auch keinen Reichthum an liegenden Gründen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden; und dazu zeigte sich kein anderes ausreichendes Mittel, als Einziehung der reichen Güter der katholischen Geistlichkeit. Gustav, der die Lutherische Lehre bei seinem Aufenthalt in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, Söhne eines Schmidts zu Oerebro, die Luther's Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, hatten bei der Rückkehr in ihr Vaterland schon angefangen, gegen Mißbräuche und Ablaß zu predigen, und zwar mit solchem Eifer, daß der König ihnen Behutsamkeit anrieth. Da sie ihm indeß von Luther empfohlen wurden, gab er ihnen Aemter. Doch Viele im Volke waren mit dem Predigen der neuen Lehre unzufrieden; dazu kamen die Steuerforderungen, zu welchen Gustav sich genöthigt sah, und eine schwere Hungersnoth, welche die Priester nicht ermangelten als Strafe des Himmels wegen des ketzerischen Königs darzustellen. Der Erzbischof that die Brüder Petri in den Bann, und die Thalmänner, von denen Gustav's Erhebung ausgegangen war, wurden zu einem Aufstande wider ihn gereizt. Diese Dinge vermochten den König im Juni 1527 einen Reichstag zu Westeräs zu versammeln, und als er auf seine dort gemachten Anträge eine unerwünschte Antwort erhielt, sprach er: „Wir können uns nicht wundern, daß das gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Wer wollte unter solchem Beding Euer König sein. Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset und mir dasjenige erstatten möget, was ich von meinem Eignen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen.“ Bei diesen Worten brach er in Thränen aus, und verließ den Saal. Alles war bestürzt, und am folgenden Tage ging von den unteren Ständen eine Bewegung aus, der auch die Gegenpartei nachgeben mußte. Dreimal wurde Gustav die Bitte vorgetragen, er möge die Regierung fortführen, endlich mit Fußfall und Thränen, bis er sich bewegen ließ. Seine Anträge wurden nun bewilligt. Die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt werden; der Adel das Recht haben, diejenigen Güter zurückzufordern, die von seinem Eigenthum seit 1454 an die Kirche gekommen; alle Schweden „das reine

Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern gelehrt würde, werth achten.“ Damit war denn der Grund zur Kirchenreformation gelegt. Allmählig ging man weiter und schaffte die übrigen römisch-katholischen Gebräuche völlig ab.

An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf einem Reichstage zu Westeräs ward 1544 von allen Ständen eine schon früher gemachte Verordnung bekräftigt, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu sein, und die Krone in Gustav's Familie für erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dies auch zeugt, so hatte der edle Gustav doch seine ganze fast vierzigjährige Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Trotz dieser Schwierigkeiten erwarb er sich um die Bildung und den Wohlstand seines Volkes unendliche Verdienste. Er zwang die Hansa, ihren großen Freiheiten zu entsagen, und entfesselte dadurch den schwedischen Handel, wobei er sein Reich mit Israel verglich, das nun von einer ägyptischen Sclaverei befreit wäre; er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere und verschaffte dem schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Zuletzt beging dieser treffliche König nur den Fehler, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Er starb am 29. September 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., führte mit Rußland und Polen Krieg wegen Esthland, welches zuletzt in seinen Händen blieb; und mit Dänemark wegen der neuen Anmaßung Friedrich's II., wie schon oben erwähnt ist. Er war von einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, daß die Ausbrüche derselben zuweilen Geistesabwesenheit zu verrathen schienen; zuletzt kam es dahin, daß er in solchen Anfällen die willkürlichsten Handlungen verübte, Staatsgefangene hinrichten ließ und dann die bitterste Reue darüber bezeigte. Man hielt ihn nun für völlig wahnsinnig; sein Bruder Johann, den er früher wegen einer Staatsverrätherei hatte gefangen setzen lassen, vereinigte sich mit dem jüngsten, Karl, wider ihn; er ward 1568 des Reichs entsetzt und kam in lebenslängliche Gefangenschaft, wo er mit außerordentlicher Härte behandelt wurde und selbst körperliche Mißhandlungen ausstehen mußte. Sein Bruder und Nachfolger, Johann III. (1568—1592) schloß mit Däne-

mark den schon erwähnten Stettiner Frieden, gerieth aber mit Rußland wegen der Ostseeprovinzen in einen neuen Krieg. Er war ein Mann von schwankendem Charakter; durch seine Gemahlin, eine polnische Prinzessin, ließ er sich zur Begünstigung des Katholicismus verleiten, dem er durch schrittweise Annäherungen in gottesdienstlichen Gebräuchen allmählig wieder zur Herrschaft in Schweden verhelfen wollte. Dadurch machte er sich heftige Feinde; und aus Furcht, daß die Mißvergnügten seinen entthronten Bruder Erich an die Spitze stellen möchten, ließ er diesen im Gefängniß vergiften. Heimliche Jesuiten, die er ins Reich aufgenommen hatte, leiteten seine Schritte, und Gregor XIII. glaubte sich ebenfalls keines besseren Unterhändlers bedienen zu können, als eines Jesuiten, um Johann ganz an Rom zu fesseln. Dies war der schlaue Possevino, ein eifriger Ketzerbekehrer. Unter dem Namen eines Gesandten der Wittwe Kaiser Maximilian's II. erschien er 1578 in Stockholm, und seine Bemühungen hatten so guten Fortgang, daß der König schon nach wenigen Monaten die evangelische Religion in seine Hände abschwor. Johann's Sohn Siegmund ward zum eifrigen Katholiken erzogen. Aber es dauerte nicht lange, so ergriff den König die Reue; und da er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ein schwedisches Fräulein heirathete, so vermochte ihn diese, dem katholischen Glauben wieder zu entsagen: doch quälte er sich sein übriges Leben hindurch mit Zweifeln und Gewissensunruhe.

Siegmund war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Da er nun seinem Vater auch in Schweden folgen sollte, beschlossen die Stände noch vor seiner Ankunft, daß im Lande keine andere Lehre vorgetragen werden solle, als die rein evangelische. Erst nachdem Siegmund dies bestätigt hatte, wurde er gekrönt, kehrte aber dann sogleich nach Polen zurück. Die dadurch erbitterten Stände ernannten nun für die Zeit seiner Abwesenheit den Bruder des verstorbenen Königs, den Herzog Karl von Südermanland, zum Reichsvorsteher. Dies gab dem Letztern Muth, nach der Krone selbst zu streben, da das Volk ihm anhing und den katholischen König haßte. Siegmund erklärte die letzten Reichstagsbeschlüsse für Aufruhr, und kam mit einem polnischen Heere ins Land, aber Herzog Karl schlug ihn am 25. September 1598 bei Stangebro; und in dem darauf geschlossenen Frieden ward von beiden Seiten Entlassung der Truppen und Entscheidung des Streites auf einem Reichstage versprochen. Aber Siegmund glaubte dem herrschsüchtigen Oheim nicht trauen zu dürfen, und anstatt nach Stockholm zu gehen, kehrte er nach Polen zurück. Dies brachte ihn vollends um seine

Krone. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping, und ließen an ihn die Forderung ergehen, entweder die päpstliche Lehre fahren zu lassen, und sein Erbreich in Person zu regieren, oder, falls er dies nicht wolle, seinen vierjährigen Sohn Wladislav nach Schweden zu schicken, damit derselbe unter des Herzogs Augen erzogen und in der Landesreligion unterrichtet werden könne. Im Juli desselben Jahres sagten sie ihm auf einem neuen Reichstage zu Stockholm Treue und Gehorsam förmlich auf, und erklärten: wenn er den Prinzen Wladislav nicht binnen sechs Monaten in das Land schicke, sollten auch seine Nachkommen ihr Erbrecht an die schwedische Krone verlieren; der Herzog Karl wurde unter dem Namen eines regierenden Erbfürsten zum Reichsvorsteher ernannt. Seit Siegmund's Entweichung entstand eine allgemeine Verfolgung gegen seine Partei. Viele wurden ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt, und als die Regierung an den Herzog übertragen war, wurde die Rache nur um so wirksamer in der Hand eines Einzigen; er strafte seine eignen Feinde als Verräther des Reichs*). Auf dem Reichstage zu Linköping (März 1600) klagte er dreizehn Anhänger Siegmund's, acht Reichsräthe und fünf andere Edelleute an, und ein Gericht von 153 Personen, Edelleute, Officiere, Beamte, Bürger und Bauern, verdammten sie, mit Ausnahme derer, die sich schuldig bekannten und Gnade begehrten, zum Tode. Fünf wurden hingerichtet. Diesen Schritten seines kraftvollen Widersachers gegenüber zeigte der lässige Siegmund nur Zaudern und Unentschlossenheit; auch unterstützten ihn die Polen viel zu schlecht. Der Krieg zwischen beiden Reichen ward planlos geführt, und 1604 nahm der Herzog auf einem Reichstage zu Norköping auf wiederholtes Begehren der Stände unter dem Namen Karl IX. den Königstitel an. Seine Nachkommen sollten nach ihm die Krone besitzen. Außer der Fortsetzung des polnischen Kampfes führte er auch mit den Dänen Krieg, und mischte sich in die inneren Händel Rußland's. Keiner dieser Kämpfe war beendet, als Karl, der jüngste und fähigste unter Gustav Wasa's Söhnen, am 30. October 1611 starb. Für die Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes und für gute Gesetze hatte er eifrig gesorgt, und der niederen Stände sich so angenommen, daß ihn die Vornehmen nur den Bauernkönig nannten.

*) Geijer a. a. O. S. 312.

4. Polen und Preußen.

Der siegreiche Krieg der Polen gegen den deutschen Ritterorden, den wir in der Geschichte des Mittelalters als eine für den letztern so entscheidende Begebenheit kennen gelernt haben, hatte auch in Polen die aristokratisch=republicanische Form dieses Staates vorzüglich ausbilden helfen. Der Adel war im alleinigen Besitz der politischen Rechte; weil aber jener Krieg häufigere Zusammenkünfte nöthig machte, und es den Edelleuten beschwerlich fiel, sich auf allen Reichstagen persönlich einzufinden, so erwählten die einzelnen Districte (Woiwodschaften) auf ihren Provinzialversammlungen bald mehr, bald weniger Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen, dort Steuern bewilligen oder verweigern, und auch in anderen Angelegenheiten die Rathgeber des Königs sein sollten. Außer dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, zu dem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von den Städten war wenig oder gar nicht die Rede, der Adel war Alles, die Macht des Königs sehr beschränkt, und der Regierung fehlte alle Festigkeit, während der Staat an den Russen, Türken und Tataren mächtige Feinde hatte. Die Uebermacht derselben lernte schon Johann I. Albrecht (1492—1501), des zuletzt erwähnten Kasimir III. Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Als nach Johann's Tode die Polen dessen Bruder, den bisherigen Großherzog von Lithauen Alexander zum Könige wählten, wurden zwar Polen und Lithauen von nun an Ein Staat, aber ohne daß sich darum eine größere Kraftentwickelung zeigte. Alexander starb schon 1506. Länger und bedeutender war die Regierung des vierten Bruders, Siegmund's I. (1506—1548), der Einsicht in die Mängel des Staates hatte, wodurch dieser so oft den äußeren Feinden unterlag; und ob er gleich bei den inneren Parteiungen fast nichts vollständig durchsetzen konnte, war er doch im Ganzen glücklicher als seine Vorgänger. Unter seiner Regierung starb der Piastische Stamm der Herzöge von Masovien aus, deren Land nun mit Polen vereinigt ward; auch war er es, dessen Mäßigung 1525 den Krakauer Frieden herbeiführte, durch welchen der zum Lutherthum übergegangene Markgraf Albrecht erblicher Herzog von Preußen ward. Unter Siegmund's Sohne, Siegmund II. August (1548—1572), folgte der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, dem Beispiele Albrechts. Da er sich nämlich gegen die unaufhörlichen Einfälle der Russen

nicht halten konnte, so überließ er Livland dem Könige von Polen, und behielt dafür Kurland und Semgallen für sich und seine männlichen Erben unter polnischer Lehnshoheit als weltliches Herzogthum (1561). Darüber hatte Siegmund einen Kampf mit Rußland zu bestehen, und einen schon oben erwähnten mit Schweden, an welche Krone sich nämlich das früher mit Livland verbundene Esthland ergab. Esthland blieb bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Auch in Polen selbst drang die Reformation ein, und Siegmund II. schien die neuen Meinungen zu begünstigen, ohne sich doch zu ihnen zu bekennen. Dagegen wurden sie bald von einem großen Theile der Senatoren und Landboten angenommen, und da sich eine allgemeine Gewissensfreiheit bildete, so strömten fast alle Secten nach Polen; auch solche, welche an anderen Orten nicht geduldet wurden, wie die der Socinianer. Diese, von Lälius Socinus und seinem Bruderssohne Faustus aus Siena gestiftet, wurzelte auf dem System der Antitrinitarier oder Unitarier, und verwarf namentlich die Lehre von der Gottheit Christi und der Dreieinigkeit. Nur zu bald trat aber unter den verschiedenen Secten selbst Reibung und Entzweiung ein; insbesondere sahen sich die Socinianer von Lutheranern und Reformirten wahrhaft verabscheut. Diese Uneinigkeit und Feindseligkeit schwächte die Nichtkatholiken; und da überdies das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so gestaltete sich in Polen die Reformation nicht zu einer Quelle höherer Cultur. Nur ein großer Anlaß von Streitigkeiten unter dem Adel ward sie, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht würden die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt hätten, hier einen Punkt haben finden können, von dem aus sie die Adelsaristokratie zu schwächen und dem polnischen Reiche eine größere Festigkeit zu geben vermochten. Da dies aber nicht der Fall war, so blieb die alte Staatsverfassung, und mit ihr auch die höchst unzweckmäßige Art der Landesvertheidigung bestehen, welche bloß Sache des Adels war, der immer erst die Waffen ergriff, wenn die Feinde schon im Lande waren. Selbst als endlich bei den unaufhörlichen Verwüstungen des Landes durch Tataren oder Russen die Nothwendigkeit, die Gränzen des Reichs durch einen stehenden Truppencordon zu decken, allgemein gefühlt und die Ausführung beschlossen ward (1562), wollten Adel und Geistlichkeit nichts zur Erhaltung dieser Maßregel beitragen, und der König sah sich genöthigt, den vierten Theil der Einkünfte aus seinen Domainen dazu zu bestimmen.

Mit Siegmund II. starb der Jagellonische Mannsstamm aus; und

nun wurde das Wahlrecht, welches der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs schrieben, auch durch Abschaffung dieses Titels förmlich bestätigt, hiermit zugleich aber eine neue Ursache zur Verwirrung des Reichs gegeben, indem fast keine Thronerledigung mehr ohne Zwist und Parteiung abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oesterreich, Frankreich und Spanien begünstigten Thronbewerber, und brauchten Geld und List, um ihrer Partei unter dem Adel das Uebergewicht zu verschaffen. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser, als der französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle Parteien des christlichen Glaubens beschlossen worden war, mit einem Prinzen durchdrang, der als Mitbeförderer der Bartholomäusnacht noch so eben in dem Lichte religiösen Verfolgungseifers erschienen war. Dies war Heinrich von Anjou, der Bruder König Karl's IX. von Frankreich. Heinrich beschwor indeß ohne Anstand vor den polnischen Gesandten, die nach Paris kamen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlcapitulation (pacta conventa), kraft deren er sowohl die Religionsfreiheit wie die Rechte des Adels bestätigte, und überdies versprechen mußte: eine Flotte zur Beschützung der polnischen Häfen und viertausend Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten zu halten, ferner eine halbe Million polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und endlich die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reiches zu bezahlen. Diese Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wohl am wenigsten für eine solche Nation und einen solchen Adel paßten. Aeußerte sich daher schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den König: so empfand dieser eine wachsende Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und bei der Nachricht von seines Bruders Tode eilte er, wie schon erzählt ist, heimlich aus dem Lande.

Die neue Wahl war eine glücklichere; sie traf den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der sich mit der zweiundfunfzigjährigen Prinzessin Anna, des letzten Jagellonischen Königs Schwester, vermählen, und ähnliche Bedingungen beschwören mußte, wie Heinrich von Anjou (1575). Noch immer wurde mit den Russen über den Besitz von Livland gekämpft; Stephan drang siegreich in Rußland ein, und brachte einen ruhmvollen Waffenstillstand zu Wege (1582). Gegen die Eroberungen, die er in Rußland gemacht, gab der Zar Alles, was er in Livland besetzt hielt, zurück. Ebenso kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen

die Tataren als Grenzsoldaten sehr nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung, und wenn der gegen ihn erregte Verdacht gegründet ist, daß er die Wahlfreiheit in Bezug auf die Thronfolge zu beschränken gestrebt habe, so hat er offenbar das Beste des Staats erkannt und gewollt. Aber er hatte auch mit großen inneren Entzweiungen zu kämpfen, in denen er doch vielleicht die Oberhand behalten haben würde, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerafft hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Esthland zu nehmen, und Rußland von Neuem zu bekriegen.

Die folgenden Ereignisse ließen den frühzeitigen Tod dieses Fürsten nur noch schmerzlicher empfinden. Die zwischen einem österreichischen und einem schwedischen Prinzen zwiespältige Wahl wurde erst durch Waffengewalt zum Vortheil des schwedischen Siegmund, aber nicht des Reichs, entschieden. Denn dieses wurde von ihm in die Händel verwickelt, in die er mit den schwedischen Ständen und seinem Oheim Karl gerieth, als er den heimischen Thron bestiegen hatte; wir haben schon in der schwedischen Geschichte berichtet, daß er ihn nicht lange behauptete. Livland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von Seiten Polen's. Denn auch hier war es wegen Siegmund's Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, sowie an das österreichische Haus, aus welchem er nach einander zwei Schwestern heirathete, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Fürsten Johann Radzivil. Die Mißvergnügten schrieben schon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs; aber eine große Niederlage, die sie bei Radom erlitten (1607), brachte die Aussöhnung zu Stande; und bald darauf schloß Siegmund einen Waffenstillstand mit Schweden (1609). Beide Parteien kämpften aber noch mit ihren Ränken gegen einander in Rußland, wo durch Thronstreitigkeiten eine völlige Anarchie entstanden war. Da ein polnisches Heer siegreich in Rußland vordrang, glaubten die russischen Großen die Gefahr am besten abzuwenden, wenn sie den oben schon erwähnten Prinzen Wladislav, Siegmund's Sohn, zum Zar erwählten (1610). Siegmund nahm jedoch die Wahl nicht an; theils weil er aus Anhänglichkeit an den römischen Katholicismus nicht zugeben wollte, daß der Prinz zur griechischen Kirche übertrete; theils weil er den besten Theil Rußland's seinem eignen Zepter zu unterwerfen gedachte. Die Polen bemächtigten sich zwar Moskau's, erregten aber durch ein furchtbares Blutbad, welches sie dort anrichteten, Haß und Abscheu; die Russen gaben sich nun einen einheimischen Herrscher, und, als Wladislav nachher sein Recht geltend machen wollte, war es zu spät. Der Kampf dauerte bis 1618; da wurde

ein vierzehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, in welchem Siegmund die Provinzen Smolensk, Severien und Tschernigow für das polnische Reich erhielt. Was aber der Staat hier gewann, verlor er in Livland gegen Schweden, indem Siegmund seine Ansprüche auf die Krone dieses Reiches nicht aufgeben wollte und daher den Krieg von Neuem begonnen hatte. Auch ein Türkenkrig brach aus, wobei die Tataren das Reich auf eine furchtbare Weise verheerten. Wie hätte nun wohl bei so vielen Kriegen und unter den Aufständen des Adels die Cultur gedeihen und der innere Zustand des Staates verbessert werden können! Zum größten Unglück aber dauerte diese elende Regierung fast ein halbes Jahrhundert; denn Siegmund starb erst 1632.

Ungleich besser war der Zustand Preußen's, weil die Lage dieses Landes an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, weil es als ein seiner Sprache nach deutsches Land an deutscher Bildung Theil nahm, und weil eben durch diese geistige Verbindung die Lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch fehlte es darum an inneren Reibungen und Störungen keineswegs. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß der Herzog nur sehr wenig vermochte; und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568—1618), blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Verwaltung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen Georg Friedrich von Anspach; aber dieser wurde bald des steten Haders mit dem herrschsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in siebzehn Jahren nicht wieder nach Preußen kam und das Land von Anspach aus regierte. Da mit diesem Fürsten 1603 die ältere brandenburgisch-fränkische Linie erlosch: so wurde jetzt der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Verweser, und dessen Sohn Johann Siegmund nach dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, der keine Söhne hinterließ, 1618 wirklicher Herzog von Preußen. Denn die Polen hatten dem brandenburgischen Kurhause auf diesen Fall schon früher die Mitbelehnung und Anwartschaft auf Preußen ertheilt, und mußten es sich gefallen lassen, als die Aussicht nun in Erfüllung ging, obschon sie es sehr ungern sahen und das ihnen so wohlgelegene Land viel lieber mit ihrem Reiche vereinigt hätten.

---

5. Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, gest. 1543.)

Preußen hat den Ruhm, in dieser Zeit einen der größten wissenschaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben: Nicolaus Copernicus. Der Vater desselben war ein zu Thorn ansässiger Edelmann aus Krakau, und seine Mutter die Tochter des Bischofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, ward er nach Krakau geschickt, um dort Medicin zu studiren. Er that dies mit der Gewissenhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieser Facultät; allein seitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward dessen Wissenschaft sein Lieblingsstudium. Besonders begeisterten ihn die mathematischen Schriften Purbach's und des Regiomontanus, zweier Deutschen, die durch ihren Scharfsinn und ihre Entdeckungen sogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatten. Purbach, der ältere von beiden, hatte in Wien die Astronomie gelehrt, und großes Aufsehen erregt, war aber schon in seinem sechsunddreißigsten Jahre gestorben. Regiomontanus, eigentlich Johann Müller, nannte sich so nach dem kleinen Städtchen Königsberg im Stifte Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein so frühzeitiges Genie, daß man ihn schon in seinem zwölften Jahre für reif erklärte, die Universität zu Leipzig zu beziehen. Diese verließ er im funfzehnten Jahre, um zu Wien den großen Astronom Purbach zu hören. Er kam bald seinem Lehrer gleich, und sein Ruhm erscholl so weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbesserung des Kalenders seinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papste mit Versprechungen überhäuft, und vorläufig zum Bischof von Regensburg ernannt ward. Er starb in seinem vierzigsten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

Die Bahn dieser Männer zu verfolgen, ging Copernicus nach Italien, und schloß sich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik in Bologna an; dann reis'te er (1500) nach Rom, und sah sich hier schon so gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontanus schätzte. Er wurde daselbst zum Lehrer der Mathematik ernannt, und seine Vorlesungen wurden von Vornehmen und Künstlern aller Art zahlreich besucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht, wann — in sein Vaterland zurück, und erhielt daselbst von seinem Oheim, dem Bischof von Ermeland, ein Canonicat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am frischen Haff. Hier brütete er im Stillen über dem großen Werke, das

ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er in den Schriften der alten Philosophen und Naturkundigen geforscht und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die herkömmliche Meinung, die Erde stehe von der Sonne umkreist unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls, schon im Alterthume nicht durchgängig angenommen worden sei, untersuchte er die auch ihm schon lange zweifelhafte Behauptung selbständig und von Grund aus. Man hatte nämlich nach jenem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung trotz allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Beschaffenheit des Planetensystems zu finden, war auch in der That um so schwieriger, als der sinnliche Schein dem alten Glauben das Wort sprach, und weil wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewundernswürdig steht also der Mann da, der trotz dieser verwirrenden Schwierigkeiten mit dem klarsten Bewußtsein das Gesetz aussprach: die Sonne ruht im Mittelpunkt des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber, mit Einschluß der Erde, ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie her; der Mond endlich ist bloß der Erde zum Trabanten gegeben. Und diese große Entdeckung, die Frucht eines fast sechsunddreißigjährigen Forschens, hielt er mit außerordentlicher Bescheidenheit so lange zurück, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn verlor. Copernicus war der Luther der Astronomie.

---

6. Die Russen.

Werfen wir noch, zum Schlusse dieses Abschnitts, einen Blick auf den ferner liegenden, von der Religionsbewegung nicht unmittelbar berührten Osten: auf Rußland und die Türkei.

Von der neuen Gestalt, welche die politischen Verhältnisse Rußland's durch den kühnen Iwan III. Wassiliewitsch erhielten, der der Zertheilung des Staats ein Ende machte und ihn vom tatarischen Joche befreite, ist früher die Rede gewesen. Sein Nachfolger, Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534), hatte einen neuen Krieg mit Kasan zu bestehen. Zugleich suchten die Polen, während sie den Großfürsten dort beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus Eroberungen zu machen, und hetzten die krimischen Ta-

taren auf, den Russen ins Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Dagegen waren dann zu anderer Zeit dieselben Tataren bereit, den Polen das Gleiche zu thun. Wassilij vermehrte seine Macht durch die Unterwerfung Pleskow's, welches, wie Nowgorod, ein demokratischer, durch den Handel mächtiger Freistaat war; auch Sewerien, das letzte selbständige Fürstenthum fiel an die Krone. Iwan IV. Wassiliewitsch (1534—1584), der wegen seiner Strenge den Beinamen der Grausame erhielt, eroberte endlich Kasan, und machte das Land zu einer russischen Provinz (1553). Durch Unterdrückung des Islam und Einführung des Christenthums befestigte er sich in dem Besitz dieses Landes. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des minder mächtigen Astrachan. Bald nachher gerieth er mit Schweden und Polen in Krieg. Livland war, wie schon erwähnt, der Zankapfel der nordischen Mächte. Zur bessern Führung dieser Kämpfe und zur Sicherung seiner Eroberungen im Osten hatte Iwan schon früher eine ungefähr 12,000 Mann starke Schaar mit Feuergewehr bewaffneter und regelmäßig besoldeter Schützen (Strelzi, Strelitzen) gebildet und dadurch den Grund zu einem stehenden Heere gelegt. Daneben bemühte er sich, zur Verbesserung des Staats= und Kriegswesens, zu einiger Beförderung der Künste u. s. w., Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen; auch kamen die Engländer 1553 nach dem weißen Meere, indem sie einen nordischen Weg nach China und Indien suchten. Diese nahm der Zar*) ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, unmittelbare Verbindungen mit dem europäischen Westen anzuknüpfen, woran ihn die Eifersucht der Schweden und der Hansa immer verhindert hatte; auch gestattete er ihnen viele Handelsfreiheiten. Dazu gewann er an Narva einen neuen trefflichen Handelsplatz, und durch die Kabardei erweiterte er sein Reich nach Süden. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen das Glück. Um nun von Stephan Bathory günstige Bedingungen zu erhalten, wandte sich der Zar an den Papst, und bat ihn, er möchte Jenen doch zu einem billigen Frieden vermögen. Da er zugleich von fern einige Hoffnung blicken ließ, mit seinem Volke zur römischen Kirche überzutreten, so schickte Gregor XIII. den Jesuiten Possevino, den wir auch in der schwedischen Geschichte eine Rolle spielen sahen, den Frieden zwischen beiden Staaten zu vermitteln. Es kam ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande, dessen Bedingungen schon bei Polen (oben S. 240)

*) Diesen höchsten Ehrennamen, welchen die Russen ehemals dem byzantinischen Kaiser und dann dem mongolischen Chan beizulegen pflegten, hatten die Großfürsten jetzt angenommen.

bemerkt sind; aber des Papstes Erwartungen wurden getäuscht. Den Schweden mußte Iwan Ingermanland überlassen.

Dagegen wurde unter seiner Regierung der Grund zur Eroberung Sibirien's gelegt. Ein Haufe von sechstausend Kosaken, von ihrem Hetmann Jermak geführt, flüchtete vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten, nach Sibirien zu (1577). Jermak zog durch wilde, öde Steppen, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, und besiegte unüberwindlich scheinende Hindernisse der Natur. Nur noch sechzehnhundert Mann stark, lieferte er dem Chan Kutschum ein Haupttreffen, dessen siegreicher Ausgang ihn zum Meister alles Landes bis an den Irtisch machte. Nun sandte er einen Unterbefehlshaber an den Zar, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, ihm aber die frühere Schuld zu verzeihen. Iwan war erfreut, und sandte fünfhundert Mann zur Befestigung des Eroberten. Nach und nach drangen die Russen weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamtschatka hin ihrer Botmäßigkeit.

Mit Iwan's Sohn, Feodor I., der das Erworbene mühsam zusammenhielt, erlosch 1598 der Rurikſche Mannsstamm. Die Großen wählten seinen Schwager Boriß Godunow, einen kräftigen aber ruchlosen Menschen, der schon den verstorbenen Zar völlig geleitet und sich durch eine Reihe von Verbrechen den Weg zum Throne bereitet hatte. So hatte er auch Feodor's Bruder Dimitrij (Demetrius) heimlich ermorden lassen. Unter der Maske dieses Prinzen standen mehrere Betrüger auf, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der erste dieser falschen Dimitrij, ein junger Mönch, Namens Grigorei Otrepiew, jagte dem Zar Boriß einen solchen Schrecken ein, daß er zu früh die Hoffnung aufgab, und sich selbst vergiftete (1605). Darauf ward der Betrüger wirklich als Zar anerkannt und behauptete ein Jahr lang den Thron. Nun erst standen die Großen und das Volk in Moskau auf, tödteten ihn und wählten den russischen Fürsten Wassilij Schuiskoi. Aber auch dieser konnte sich nicht lange behaupten; furchtbare Gährungen verwüsteten mehrere Jahre das Reich; die Könige von Polen und Schweden mischten sich in diese Händel, und schickten Truppen in das Land. Doch die Russen ermannten sich endlich, nöthigten 1612 die Polen zum Rückzuge, und wählten dann den achtzehnjährigen, mütterlicher Seits von dem Rurikschen Hause abstammenden Michael Feodorowitsch Romanow zum Zar (1613), dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut zu Tage das russische Zepter führen. Des Waffenstillstandes mit Polen, den er nach einigen Jahren schloß, ist schon erwähnt; mit

Schweden war bereits früher (1617) ein Friede zu Stande gekommen, der gleichfalls Opfer kostete. Aber Rußland bedurfte vor Allem der Ruhe und diese wurde ihm durch die geschlossenen Verträge zu Theil.

---

7. Die Türken.

Welchen Gipfel der Macht die Osmanischen Türken unter Soliman II. (1519—1566), Karl's V. bekanntem Feinde, erstiegen, wie Soliman Rhodus eroberte, und sein Einfluß durch die Errichtung der Raubstaaten in Nordafrika ausgebreitet ward, wie er sich einen großen Theil von Ungarn unterwarf, und Oesterreich in Gefahr versetzte, ist an verschiedenen Orten von uns erzählt worden; sein Ende fand er während eines Krieges gegen Kaiser Maximilian II., worüber wir später berichten werden. Auch als Gesetzgeber ist Soliman in den Jahrbüchern seines Volkes berühmt. Aber trotz dieser und anderer sehr glänzender Seiten seiner Regierung, sucht doch sogar ein türkischer Schriftsteller in derselben schon die Keime des nachmaligen tiefen Herabsinkens der Osmanischen Kraft und Furchtbarkeit*).

Diesen Verfall hielt unter Soliman's Sohn und unwürdigem Nachfolger, Selim II. (1566—1574), noch ein tüchtiger Großwesir, Mohammed Sokolli, auf. Cypern und Jemen wurden erobert, der große von den Christen erfochtene Seesieg, die Schlacht bei Lepanto, so viel als möglich unschädlich gemacht. Nach Sokolli's Zeiten aber wurde der Verfall desto entschiedener, obschon die christlichen Reiche Europa's den Anfang nicht gewahrten, dann, wegen der Zwistigkeiten unter ihnen selbst und den Unruhen in ihrem Innern, nicht benutzen konnten und in der Folge nicht benutzen wollten. Die Geistes- und Willensstärke, welche die meisten Osmanischen Herrscher vom Stifter ihrer Dynastie bis auf Soliman ausgezeichnet hatte, nahm mit diesem kräftigen Fürsten ein Ende. Seine Nachfolger, mit sehr wenigen Ausnahmen, waren üppige und schlaffe Regenten. Schon Selim II. war ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, und dessen Nachfolger Murad III. (1574—1595) durch unmäßigen Genuß der Freuden des Harems früh entnervt und ganz stumpf geworden. Wenn in jedem unumschränkt monarchisch regierten Staate vor allem Andern ein

---

*) S. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 489.

kräftiger Herrscher Noth thut: so ist dies besonders in einem, wie der Osmanische, ganz auf Krieg gebauten der Fall, dessen Schwung sich mit der Begeisterung und dem Talent für den Krieg erhält und mit ihnen sinkt, daher diese Richtung in dem Monarchen selbst ihren Mittelpunkt finden muß. Seit jenem Wendepunkte aber in der Osmanischen Geschichte wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen; und was der Sinnenrausch, in den sie dort eingewiegt wurden, nicht that, das verdarb an ihnen vollends die Vorstellung ihrer unbegränzten Herrschermacht, die zu ihrer Ausübung gar keiner eignen Geistesanstrengung bedürfe. Die Großwesire konnten ebenfalls nicht mehr sein, was sie früher gewesen, seitdem der Weg zu dieser hohen Würde nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern durch die Ränke des Harems auch unwürdigen Günstlingen eröffnet war. Sodann kam das Verderben über die Krieger, schon durch die Enthaltung der Sultane von eigener Heerführung; doch trugen noch andere Ursachen zu ihrer Entartung bei. Daß man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, war der erste Keim ihres Verfalls; hierauf ertrotzten sie die Aufnahme ihrer Söhne in ihre Reihen; und dann gestattete man den Eintritt in dieselben auch anderen gebornen Türken und Leuten aus verschiedenen moslemischen Völkern*). Damit wurde die Grundlage der Janitscharenstärke, die strenge, von allem Einflusse der Aeltern und Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung, untergraben. Von der Zeit an wuchs, mit der Abnahme ihrer Kraft gegen den Feind, ihr Trotz wider den eigenen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, ein unerträglicher Uebermuth, ein unheilschwangerer Geist des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Die übrigen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Unter den Richtern und Wesiren riß Bestechlichkeit ein, der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert**). Das Volk büßte durch orientalische Weichlichkeit und entkräftenden Sinnengenuß seine frühere Kraft ein; und seine Religion, welche unverständigen Hochmuth, beschränkte Selbstgenügsamkeit und dumpfe Geistesträgheit befördert, verhinderte wahre und befruchtende Fortschritte der Geistesbildung, und somit auch jede Entwickelung eines echten politischen Lebens.

*) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I. (3. Aufl. 1857). S. 63 ff. Vgl. Reimann, Beiträge z. türk. Gesch., in Sybel's hist. Zeitschr. Jahrg. 1862, Heft 3, S. 1 ff.

**) v. Hammer, Bd. IV. S. 594.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.
Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Fünfter Abschnitt.
Deutschland und der dreißigjährige Krieg bis zum Westphälischen Frieden (1648).

1. Ferdinand I.
(1556—1564.)

Ehe wir zu dem Schlußakte der Religionskämpfe, zu dem dreißigjährigen Kriege selbst übergehen, müssen wir zurückblicken auf die Entwicklungen Deutschland's, wie sie seit der Abdankung Karl's V. bis zum Ausbruch jenes Krieges sich gestaltet haben.

Obschon Karl V., bevor er im Herbste 1556 von den Niederlanden nach Spanien ging, um dort in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen, auch die Regierung des deutschen Reiches niedergelegt hatte: so war doch die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst am 14. März 1558 auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt erfolgt. Der dem österreichischen Hause feindselige Papst Paul IV. wollte zwar Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne; aber dieser Widerspruch wurde selbst von den katholischen Reichsständen als eine Anmaßung betrachtet und blieb ohne alle Folge, und nach Paul's IV. Tode erkannte dessen Nachfolger Pius IV. Ferdinand ohne Weiteres als Kaiser an. Die Päpste mußten von ihren alten Ansprüchen zurückkom-

men. Den Römerzug Behufs der Krönung that kein Kaiser mehr, obgleich Sixtus V. zu dem Ende einen eigenen prächtigen Krönungspalast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davongetragen. Die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung in so reichem Maße zu machen Gelegenheit gehabt, hatten ihn Mäßigung gelehrt; auch in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, enthielt er sich gewaltsamer Schritte. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, besonders gegen die gefährlichen Türken; und so mußte er in Glaubenssachen einigermaßen nachsichtig sein. Von ganzer Seele Katholik, wünschte er doch die Religionstrennung durch Milde und einige Nachgiebigkeit wieder aufzuheben, und auch nachdem der Schluß des Tridentinischen Concils seine Hoffnungen in dieser Hinsicht getäuscht hatte, bestrebte er sich den Papst dahin zu bringen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Nur das Erstere ward gewährt, und zwar unter so beschränkenden Bedingungen, daß die Wirkung nicht groß sein konnte. Nach einiger Zeit aber wurde auch diese Erlaubniß wieder zurückgenommen.

Der Augsburger Religionsfriede hatte nicht vermocht, ein gegenseitiges Vertrauen der beiden Religionsparteien hervorzurufen. Wie sie durch verschiedene, das ganze Leben durchdringende Richtungen sich von einander getrennt fühlten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Eilbote, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche die stärkere war, drückte die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die dann auch wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Abneigung zwischen Lutheranern und Katholiken war fast nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Kleidung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Gegnern gemein zu haben.

Aber diese beiden Parteien waren nicht die einzigen im Reiche. Nicht nur gab es den Lutheranern gegenüber Anhänger der schweizer Reformatoren, sondern die Lutheraner selber waren unter einander zerfallen und bekämpften sich mit großer Heftigkeit. Diese Kämpfe hatten bald die eine, bald die andere Glaubenslehre zum Gegenstand; der lebhafte Antheil, den die Fürsten daran nahmen, gab ihnen einen politischen

Charakter sowie politische Folgen, und stellte bei dem protestantischen Theile der Nation die übrigen geistigen Interessen in den Schatten.

Namentlich erhob sich unter den Theologen der Lutherischen Kirche nach dem Tode ihres Stifters eine Partei, die mit Aengstlichkeit über den Buchstaben seiner Lehre wachte, jede Entfernung von demselben verdammte, und die Abweichenden mit zelotischer Heftigkeit angriff und verketzerte. An ihrer Spitze stand, schon in den Zeiten der Bewegungen über das Interim, Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus genannt, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, aber von einem unruhigen Thätigkeitsdrange und rechthaberischem Starrsinn beherrscht. Besonders griff er Melanchthon, den er persönlich haßte, mit der heftigsten Schmähsucht an. Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen, der Sohn und Erbe des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, war der Partei der strengen Lutheraner ganz ergeben, und rief daher Flacius an die neugegründete Universität Jena. Diese sollte ein Bollwerk des unverfälschten Lutherthums gegen Wittenberg werden, wo Melanchthon und seine Freunde lehrten. Den Angriffen, die von Jena erfolgten, wurde von Wittenberg und Leipzig her begegnet, und so entwickelte sich zwischen diesen Universitäten ein Verhältniß voll Zank und Hader.

Um diesen der ganzen Lutherischen Kirche Gefahr drohenden Händeln zwischen den Theologen und ihren Anhängern, sowie dem Geschrei der Zeloten, daß man sich von dem wahren Lutherischen Lehrbegriffe entferne, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken auf dem erwähnten Frankfurter Fürstentage (1558) zu einem Vergleiche, der Frankfurter Receß genannt, in welchem sie erklärten, daß sie fortwährend bei der Augsburgischen Confession standhaft verblieben, und nähere Bestimmungen über vier Punkte hinzufügten, die zu den theologischen Händeln Anlaß gegeben hatten. Diese von Melanchthon entworfenen Erklärungen waren in höchst versöhnlichem Sinne abgefaßt, aber den Eiferern thaten sie kein Genüge. Von mehreren Seiten erhob sich Widerspruch, besonders von Flacius, der den Receß mit dem feindseligsten Ungestüm angriff. Auf seinen Betrieb verwarf ihn Herzog Johann Friedrich, und ließ dagegen eine, besonders von Flacius ausgearbeitete, Confutation bekannt machen, nach deren Inhalt im herzoglichen Sachsen gelehrt werden solle. Wer sich für diese Glaubensvorschrift nicht auf das entschiedenste erklärte, wurde verketzert und ver-

folgt. Auch eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten, die auf Veranlassung des Herzogs Christoph von Würtemberg zur Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern im Anfange des Jahres 1561 zu Naumburg gehalten wurde, lief fruchtlos ab, obschon die Gunst und der Einfluß, wodurch Flacius am weimarischen Hofe so schädlich wirkte, damals schon im Sinken waren. Er hatte sich nämlich bei einer Disputation eine Behauptung entschlüpfen lassen, die allgemein als ketzerisch auffiel, war aber viel zu halsstarrig, sie zurückzunehmen. Endlich wurde Herzog Johann Friedrich der Anmaßungen und des Trotzes dieses Eiferers völlig müde; er setzte ihn 1562 ab, und wahrscheinlich würde er ein noch härteres Schicksal erfahren haben, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht aus Jena gerettet hätte. Doch endeten damit die Umtriebe seiner Anhänger nicht.

Ein so großer Unfriede in der Kirche hatte auf Melanchthon's weiche Seele längst den betrübendsten Eindruck gemacht, und die fortgehende Reihe von unverdienten Kränkungen, Verläumdungen und Schmähungen, sowie der Undank, den er erfuhr, die letzten Jahre des edlen Mannes ungemein verbittert. Er starb am 19. April 1560 zu Wittenberg im vierundsechzigsten Lebensjahre. Daß ihm der Tod als eine wahre Wohlthat erschien, geht aus folgenden Worten hervor, die er wenige Tage vorher auf ein Blatt geschrieben hatte: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können: warum wir so und nicht anders erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen ist. — Du wirst von der Sünde lassen; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden, und von der Wuth der Theologen."

Nichts hatte die strengen Lutheraner gegen den überall Versöhnung suchenden Melanchthon so sehr aufgebracht, als daß er sich in der Abendmahlslehre den schweizerischen Reformatoren genähert, und in einer spätern Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses den zehnten, diesen Punkt betreffenden Artikel so zu fassen gesucht hatte, daß sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Ueberzeugung darin ausgedrückt finden konnten. Heftig und laut war das Geschrei gegen diese veränderte Augsburgische Confession, und besonders nach Luther's Tode wurde die unveränderte das Panier aller strengen Anhänger seines Lehrbegriffs. Man fing an, nicht nur die eigentlichen Schüler Calvin's Calvinisten zu nennen, sondern auch Alle, die sich in der Abendmahlslehre den

Schweizern anschlossen oder annäherten, um sie durch diesen Namen dem Volke als Irrgläubige zu bezeichnen. Nichts desto weniger erhielten und verstärkten sich die Anhänger dieser Lehre in Deutschland, und die Heftigkeit ihrer Gegner trug dazu bei, ihnen Freunde zu gewinnen. Als der Kurfürst von der Pfalz Otto Heinrich am 12. Februar 1559 unvermählt starb, fand sein Nachfolger Friedrich III., von der Simmernschen Linie, das Land über jene Frage in Parteien getheilt, die mit großer Erbitterung stritten. Anfangs befahl er den Häuptern, die gegenseitigen Schmähungen zu unterlassen, und schrieb, einem von Melanchthon eingeforderten Gutachten gemäß, in der Lehre eine Formel vor, der beide Parteien ihre Meinung unterlegen konnten; da er aber bei den strengen Lutheranern heftigen Widerspruch fand, setzte er sie ab, und änderte nun Kircheneinrichtungen und Gottesdienst in seinem Lande ganz nach der schweizerischen Art. Es machte außerordentliches Aufsehn, daß ein deutscher Fürst, und zwar einer der bedeutendsten, zur reformirten Kirche getreten war. Der Kurfürst ließ von einigen Theologen eine besondere Bekenntniß- und Lehrschrift entwerfen, die 1563 erschien. Das ist der Heidelberger Katechismus, der in der reformirten Kirche fast allgemeinen Beifall gefunden hat.

Am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. im zweiundsechzigsten Lebensjahre. Seinen ältesten Sohn, Maximilian, hatte er 1562 zum böhmischen König krönen lassen, und im folgenden zum römischen, nachdem die Kurfürsten ihn dazu gewählt hatten. Die meisten Schwierigkeiten fand der Kaiser bei der Uebertragung der ungarischen Krone, doch setzte er auch hier die Wahl und Krönung durch. Aber von den alten Erblanden erhielt Maximilian nur das eigentliche Oesterreich; der zweite Sohn des Kaisers, der auch Ferdinand hieß, bekam Tyrol; der dritte, Karl, erhielt Steiermark, Kärnthen und Krain. Jener Ferdinand von Tyrol hatte, einer romantischen Neigung folgend, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter eines Augsburger Patriciers, Philippine Welser, wider den Willen seines Vaters geheirathet, der anfangs sehr zürnte, sich aber später versöhnen ließ. Doch waren die Kinder aus dieser Ehe nicht successionsfähig; und da eine zweite, die Ferdinand nach Philippinen's Tode mit einer Prinzessin von Mantua einging, ohne Söhne blieb, so fiel sein Land nach seinem Tode den beiden anderen Linien zu.

---

2. Maximilian II.

(1564 — 1576.)

Maximilian II. war ein Fürst voll Milde, Liebenswürdigkeit, Mäßigung und Menschenfreundlichkeit; mit vielen Gaben und großem Verstande geschmückt, und von edlem Eifer für seinen wichtigen Beruf beseelt, betrieb er die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Der evangelischen Lehre war er vor seinem Regierungsantritt so zugethan, daß es schien, er würde mit seinem Vater darüber ganz zerfallen; um so zuversichtlicher glaubten viele Protestanten, daß er jetzt förmlich zu ihnen übertreten würde, ja Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz forderte ihn schriftlich dazu auf. Aber die unseligen Entzweiungen und Verketzerungen der Protestanten unter einander hatten doch auf Maximilian's friedliebendes Gemüth einen widrigen Eindruck gemacht. Auch wollte er als Kaiser nicht unter, sondern über den Parteien stehen. Dieser Gesinnung gemäß handelte er als Herr seiner Erbstaaten gegen die dortigen Protestanten im Geiste edler Duldung. Er gab den Gliedern des österreichischen Herren- und Ritterstandes, deren Mehrzahl schon aus Protestanten bestand, die Erlaubniß, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern Lehre und Gottesdienst nach der Weise der Augsburgischen Confession einzurichten. Den landesfürstlichen Städten wurde dies zwar nicht gewährt; Maximilian zeigte sich indeß so nachsichtig, daß er es nicht hinderte, als die Stände in ihrem Landhause zu Wien evangelischen Gottesdienst halten ließen und die Bürger diesem beiwohnten. Ja es wurde auf des Kaisers Veranlassung ein Lutherischer Gottesgelehrter berufen, Chyträus aus Rostock, einer der verdientesten Schüler Melanchthon's, um eine Agende für die Lutherischen Gemeinden in Oesterreich anzufertigen. Kaum hatte Papst Pius V. von diesen Dingen Kunde bekommen, so erließ er ein hartes Breve gegen den Kaiser und schickte zugleich den Cardinal Commendone nach Wien, der ihn wegen seiner Nachsicht gegen die Ketzer zur Rede stellen sollte. Vergebens verbat sich Maximilian den Besuch des Legaten; dieser kam dennoch. Auf seine Vorstellungen erwiederte Maximilian: „Er habe seinen Landständen die Augsburgische Confession gestattet, um den vielen irrigen Meinungen, die sich sonst einschleichen würden, zuvorzukommen und aus mehreren Uebeln das kleinste zu erwählen. Bei dieser Confession sei für die katholische Religion das Wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme, und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz

mit der Kirche zu vereinigen.“ Dabei beruhigte sich aber der Legat nicht. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den österreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit Bittschriften ein; und der König von Spanien ließ vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers stützen könnten, u. dergl. mehr. Maximilian nahm indeß auf diese Vorstellungen keine weitere Rücksicht, als daß er behutsam verfuhr; er bewilligte sogar jenen Ständen unter dem Namen einer Religionsdeputation eine eigene Kirchenregierung. In Böhmen wurden 1567 die Prager Compactaten auf Verlangen der Utraquisten aufgehoben, und diese bekannten sich nun größtentheils zur Augsburgischen Confession.

Außer dem Kaiserhause und den Herzögen von Baiern und Cleve waren die mächtigeren weltlichen deutschen Fürsten jetzt sämmtlich protestantisch; und wie in Oesterreich gab es auch in den Ländern jener beiden Herzöge sehr viele Bekenner des evangelischen Glaubens. Nicht anders sah es in den geistlichen Stiftern aus. Und da selbst in den Domcapiteln viele protestantisch Gesinnte saßen, so geschah es, daß bei Erledigungen zuweilen evangelische Bischöfe gewählt wurden. Der Buchstabe des „geistlichen Vorbehalts“ schien dadurch nicht verletzt, weil er nur für den Uebergang eines bereits eingesetzten Bischofs zur neuen Lehre Entsetzung von Amt und Würde verhieß. So groß war schon unter Ferdinand das Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland, daß ein venetianischer Gesandter im Jahre 1558 berechnete, es sei nur noch der zehnte Theil des deutschen Volkes dem alten Glauben treu geblieben.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß nach solchen Fortschritten der Reformation die größere Hälfte von Deutschland zum Katholicismus zurückgeführt werden würde. An dieser Erscheinung haben die Jesuiten den allergrößten Antheil. Beschränkung, wo möglich Vernichtung des Protestantismus war ja ein Hauptzweck ihres Ordens, und mit eben so großem Eifer als Klugheit verfolgten sie ihn. Es gelang ihnen schon zu Ferdinand's I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit besaßen sie in Oesterreich, Böhmen, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Collegien, Profeßhäuser und Seminarien. Und da durch sie einem der wesentlichsten und fühlbarsten Mängel in dem damaligen katholischen Deutschland, dem Mangel an unterrichteten und tauglichen Lehrern, abgeholfen wurde; da ferner die erste Begeisterung für das

Lutherthum erkaltet war, und unter den Schülern und Nachfolgern der Reformatoren die vielen halsstarrigen Zänker und geistlichen Despoten abschreckend wirkten: so ward durch die Jesuiten nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken leichter bei dem alten Glauben festgehalten, sondern auch viele Neugläubige zur alten Kirche zurückgeführt. Die Hauptsache blieb indeß, die Fürsten zu vermögen, daß sie ihre Unterthanen durch Güte oder durch Gewalt zum Katholicismus zurückbrächten; und hier wurden die Jesuiten den Protestanten in noch höherem Grade gefährlich. Sie machten den katholischen Fürsten eine solche Gegenreformation zur Gewissenssache und lehrten, daß der Augsburger Religionsfriede seit dem Tridentinischen Concilium seine Kraft verloren habe, da er nur bis zur Entscheidung durch eine Synode eingegangen worden, und daß die Reformirten vollends keine Ansprüche darauf hätten, da sie von der Augsburgischen Confession abgewichen seien. Die Gefährlichkeit solcher Umtriebe leuchtete vieler Orten ein. Maximilian's österreichische Stände drangen daher auch 1566 auf einem Landtage ernstlich auf Vertreibung der Jesuiten; aber der Kaiser gab zur Antwort: die Stände seien wegen der Vertreibung der Türken, nicht der Jesuiten zusammenberufen worden. Fehlte es ihm überhaupt für ein durchgreifendes Handeln zu Gunsten der Reformation an Entschlossenheit: so gewannen auch überdies die politischen Interessen seines Hauses mehr und mehr die Oberhand über seine religiösen Sympathien; namentlich seit der Tod des Infanten Don Carlos im Jahre 1568 seinen eigenen Söhnen Aussicht auf die Thronfolge in Spanien eröffnete. Zwar blieb Maximilian bis zu seinem Ende der reformirten Lehre zugethan; aber den schroffen Gegensatz zu Philipp II., dem Verfechter des Katholicismus, gab er doch vollständig auf*).

In dem Augenblick, da er den Ständen jene Antwort ertheilte, waren für ihn allerdings die Türken gefährlichere Feinde wie die Jesuiten. Schon Ferdinand war 1551 mit denselben von Neuem in Krieg gerathen, und hatte zwar 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand erlangt, aber nur unter der Bedingung, daß er sich abermals zur Zahlung eines jährlichen Tributes von 30,000 Ducaten verpflichtete. Nach Maximilian's Regierungsantritt brach der Krieg von Neuem aus. Beide Herrscher, Maximilian und der greise Soliman, rückten 1566 mit großer Heeresmacht in Ungarn ein; doch kam es zu keinem entscheidenden Tref-

*) Maurenbrecher, Kaiser Maximilian II. und die deutsche Reformation, in Sybel's hist. Zeitschr. Jahrg. 1862, Heft 2, bes. S. 372 f.

fen. Die Türken belagerten Sziget, das der Graf Zrini mit ungemeiner Tapferkeit vertheidigte. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen gelang es ihnen, die Häuser in Brand zu stecken. Von außen durch die osmanischen Schwerter, von innen durch den Brand bedrängt, kämpfte Zrini noch immer und warf die eindringenden Türken noch zweimal hinaus; dann mußte er sich in das innere Schloß zurückziehen. Dort hielt er sich noch drei Tage; nun fehlte es an Lebensmitteln, und die Türken warfen Feuer hinein. Da ließ sich Zrini festlich schmücken, stürzte mit den Seinen unter die Feinde und starb den ruhmreichsten Heldentod (7. Sept.). Soliman hatte den Fall Sziget's nicht erlebt. Er war einige Tage vorher an Krankheit oder Altersschwäche gestorben. Im nächsten Jahre wurde ein Friede geschlossen, dem gemäß Maximilian im Besitz dessen blieb, was er in Ungarn inne hatte, sich aber neuerdings verpflichten mußte, dem Sultan jährlich ein Ehrengeschenk von 30,000 ungarischen Ducaten zuzusenden.

Auf Maximilian's Reichstagen kam, wie seit Friedrich's III. Zeiten fortwährend, die Hülfe der Stände wider die Türken zur Sprache; und nicht minder brachten die beiden Religionsparteien Beschwerden gegen einander vor, welche die große Spannung, die trotz des Friedens unter ihnen herrschte, deutlich an den Tag legten. Maximilian ermahnte die Streitenden ernstlich und herzlich zur Eintracht. Außerdem wurden auf den Reichstagen Klagen über die Frechheit des Kriegsvolks geführt, das, wenn es von auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räuberleben führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu sein, denen das Kammergericht nun ein Ende gemacht hatte, nachdem die letzte Erscheinung des Faustrechts, in den sogenannten Grumbachischen Händeln, schauderhaft bestraft worden war.

---

3. Die Grumbachischen Händel *).

Es hängen diese Auftritte noch mit den räuberischen Fehden zusammen, die von dem unruhigen Markgrafen Albrecht von Branden=

*) Voigt, Grumbach und seine Händel, in Raumer's histor. Taschenbuch, Jahrg. 1846 f.

burg-Kulmbach geführt worden waren. Einer seiner Anhänger, der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, hatte von dem Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, für die Verschonung seines Gebiets, welche er bei dem Markgrafen zu Wege brachte, Zusicherungen bekommen, die der Bischof nicht hielt; und als Grumbach nun die Statthalter des Markgrafen zu einem Kriege wider ihn aufregte, nahm der Bischof ihm alle seine im Würzburgischen belegenen Lehen. Der Ritter wirkte beim Reichskammergerichte den Befehl zur Wiederherausgabe derselben aus; da Jener sich aber nicht daran kehrte, schritt er zur Selbsthülfe. Der Bischof sollte auf einer Reise von Grumbach's Leuten gefangen genommen werden, wurde indeß während des Streites erschossen (1558). Da Grumbach's Anhang noch immer sehr groß war, da er einen ansehnlichen Theil der Reichsritterschaft für sich hatte und sich merken ließ, daß er mit den Franzosen in einem geheimen Bunde stehe: so suchte man die Sache gütlich beizulegen, jedoch vergebens. Grumbach fand inzwischen auch eine Stütze an dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der sich nach einem Anlaß sehnte, die Länder und die Kur seines Vaters wieder zu erwerben. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm die glänzendsten Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könne, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sei, die Sache kräftig zu unterstützen; ja, wie die Reichsritterschaft ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser auszurufen Willens sei. Der Herzog überließ sich diesen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch einen Knaben zu erhöhen, der Engelserscheinungen zu haben behauptete, und da er selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnnen wußte. Im Vertrauen auf solchen Schutz warb Grumbach Reiter, überfiel und plünderte die Stadt Würzburg, und ertrotzte von dem Domcapitel einen Vergleich, der ihm, außer einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährte (1563). Kaiser Ferdinand erklärte jedoch diesen Vergleich, als einen durch offenen Landfriedensbruch erlangten, für nichtig, that Grumbach in die Acht, und ermahnte den Herzog Johann Friedrich, den wieder zu ihm zurückgekehrten Unruhestifter nicht länger bei sich zu hegen. Statt dessen aber verlegte der Herzog seinen Wohnsitz von Weimar nach dem stark befestigten Gotha, und gab dadurch zu erkennen, daß er ihn vielmehr mit allen seinen Mitteln schützen wolle.

Indeß war Kaiser Ferdinand gestorben. Von einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage aus (1566) erhielt der Herzog wiederum den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen sein und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehle folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen die aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten: die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seien erdichtet; und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wohl genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. In dieser Täuschung begriffen weigerte er sich durchaus, den wiederholten kaiserlichen Befehlen nachzukommen, und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens. In einem Briefe an die Kurfürsten und einige andere Fürsten ließ er sich zudem sehr bitter über seinen Vetter August aus, den Kurfürsten von Sachsen; es scheine, schrieb er, daß dieser noch nicht zufrieden sei, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und daß er auch nach den wenigen Brocken noch verlange, die man ihm und seinem Bruder habe übrig lassen müssen. Ja er fing an, sich einen gebornen Kurfürsten zu nennen und das kurfürstliche Wappen zu führen.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, ward die Acht auch auf den Herzog ausgedehnt und die Vollstreckung derselben dem Kurfürsten August übertragen. Dieser ließ Gotha am Christabend 1566 berennen, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Schließlich erfolgte im Innern derselben die Entscheidung. Da nämlich die Soldzahlungen zu fehlen anfingen, so erregte die Besatzung einen Aufstand, und bemächtigte sich sowohl Grumbach's wie des Kanzlers Brück; worauf ein Ausschuß aus dem Adel, den Hauptleuten und der Bürgerschaft zusammentrat, mit dem Kurfürsten einen Vergleich schloß, und ihm die Thore öffnete (13. April 1567).

Der unglückliche Herzog ward hierauf, als Rebell, seines Landes (das sich jedoch auf seine Söhne vererbte) sowie seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier wurde er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und zuletzt brachte man ihn nach Steyer in Oberösterreich, wo er nach acht und zwanzigjährigem Gefängnisse 1595 starb. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren beharrlich abgewiesen worden; doch seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Fried-

rich's III. von der Pfalz, versagte man nach anhaltendem Flehen das Verlangen nicht, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reiste ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte.

Grumbach's und Brück's Schicksal war noch viel härter, gemäß der furchtbaren Barbarei und Rohheit jener Zeit, die an höllischen Martern Angeklagter und Verurtheilter, an furchtbaren Zerfleischungen noch Lebender Gefallen fand. In dem über Grumbach gefällten Urtheil hieß es: er hätte für sein rebellisches Unternehmen eine sehr ernste Strafe verdient; jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß er nur geviertheilt würde. Diese Strafe wurde an ihm, so wie an Brück vollzogen, nachdem Beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Ehe Grumbach in Stücke gerissen ward, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehängt. Seit diesem scheußlichen Auftritte verschwand das ehemalige Faustrecht unter dem deutschen Adel gänzlich.

---

4. Rudolf II.

(1576 — 1612.)

Schon bei seines Vaters Maximilian Lebzeiten war Rudolf zum römischen Könige gewählt und gekrönt worden: er folgte nun, als Jener starb (12. Oct. 1576), ohne Schwierigkeit. Rudolf II. war von Natur sorglos, ohne Kraft zum Wollen und zum Handeln; und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipp's II. erhalten hatte, mochte auch wohl zu der trägen Gleichgültigkeit beitragen, mit der er die deutschen Geschäfte betrieb. An der feindseligen Gesinnung wenigstens, die er gegen die Protestanten stets zeigte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld. Eine Unbefangenheit freilich, welche zur freien Duldung in Glaubensangelegenheiten, und dadurch zur vollen Beruhigung Deutschland's geführt hätte, lag nicht im Geiste der Zeit; und Maximilian II., der in dieser Hinsicht als eine außerordentliche Erscheinung dasteht, wurde daher ebensowenig verstanden, als in seinen großartigen Zwecken, wie er sie zumal in den ersten vier Jahren seiner Regierung verfolgte, unterstützt.

Maximilian hatte, wie oben erwähnt, den protestantischen Ständen auch in Wien Uebung ihres Gottesdienstes und Prediger ihres Glaubens verstattet. Aber zum Unglück war einer der Letzteren, Namens Opitz, ein unbesonnener Eiferer, der von der Kanzel herab auf Papst und Papstthum in den heftigsten Ausdrücken schmähte. Davon nahm Rudolf Anlaß, die Wiener Bürger von der Theilnahme an dem Lutherischen Gottesdienste durch einen besondern Befehl auszuschließen; und als die Stände Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und anderen österreichischen Städten sogar gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden jetzt auch Zwangsmittel angewandt, die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen; und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen nicht wohl allzugewaltsam verfahren konnte, so wurde wenigstens ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Aemter in der Landesverwaltung, die schon fast ausschließlich in protestantischen Händen waren, allmählig nur mit Katholiken besetzt wurden. Dergestalt sahen sich die Protestanten, die unter Maximilian einer ganz unbeschränkten Religionsfreiheit und damit, nach dem damaligen Gange der Entwicklung, einem glänzenden Siege ihres Glaubens schon sehr nahe zu sein gehofft hatten, nunmehr plötzlich von diesem Ziele weit fortgeschleudert; und sie wurden darüber mit Mißmuth und Erbitterung erfüllt.

Da im Reiche unter den weltlichen Ständen das Uebergewicht so entschieden auf der Seite der Protestanten war, so erschien es für die Katholiken von größter Wichtigkeit, den geistlichen Vorbehalt in den großen Stiftern aufrecht zu erhalten. Daher war die Durchsetzung desselben, wie sie ihnen in Köln gelang, eine folgenreiche Begebenheit. Der dortige Kurfürst, Gebhard Truchseß von Waldburg, liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und lebte mit ihr in einem verbotenen Verhältnisse. Als die Brüder der Gräfin dies erfuhren, nöthigten sie ihn, sie zu heirathen, und Gebhard beschloß, zugleich zum protestantischen Glauben überzutreten. Am 2. Februar 1583 geschah die Trauung; gleich darauf erfolgten aber auch Bann und Absetzungsbulle des Papstes, und in seinem eigenen Lande fand Gebhard lebhaften Widerstand, da der Stadtrath von Köln und der größte Theil des Domcapitels eifrig katholisch waren. Das letztere, vom Kaiser dazu ermuntert, wählte zu Gebhard's Nachfolger den Prinzen Ernst von Baiern, der, unterstützt von einem beträchtlichen Heere, zu dem auch Spanier aus den benachbarten Niederlanden stießen, in Kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebhard verwendet; doch mit Waffengewalt nahmen sie sich seiner

nicht an, zumal da Gebhard sich dem reformirten Glauben anschloß. Bloß der gleichfalls reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätig beizuspringen; aber bald mußte er seine in das Erzstift geführten Truppen aus Mangel an Sold wieder auseinander gehen lassen. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst nach den Niederlanden, dann nach Straßburg, wo er Domdechant war. Er starb daselbst 1601.

Auch zu Straßburg trugen die Katholischen bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In dem Kapitel dieses Stifts waren schon vor dem Religionsfrieden evangelische Domherren gewesen; seit Gebhard's Aechtung suchte man sie katholischer Seits, so viel man konnte, zu beeinträchtigen; eine heftige Fehde aber führte der Tod des Bischofs Johann von Manderscheid (1592) herbei. Denn der Wahl der evangelischen Domherren, die auf einen brandenburgischen Prinzen, den Markgrafen Johann Georg fiel, setzten die katholischen die des Cardinals Karl von Lothringen entgegen. Die Gemüther waren so erbittert, daß von beiden Seiten die Waffen ergriffen wurden, bis man einen Vergleich einging, sich richterlichem Ausspruch zu fügen. Dieser erfolgte nach langem Streiten erst 1604, und entschied für den Cardinal; der Markgraf mußte seinen Ansprüchen entsagen, und sich mit einer Entschädigungssumme begnügen.

Ebenso wurde ein in der Reichsstadt Aachen zwischen den Bekennern beider Confessionen ausgebrochener Streit ganz zu Gunsten der Katholischen entschieden. Dort hatte es lange sehr wenige Evangelische gegeben, bis sie durch Eingewanderte aus den Niederlanden so verstärkt wurden, daß Einige von ihnen in den Rath gelangten, und sie die Einräumung einer eignen Kirche begehrten. Da ihnen diese Forderung abgeschlagen wurde, entstanden heftige Reibungen. Als bei einer Rathswahl Streit ausbrach, kamen kaiserliche Commissarien in die Stadt, und verwarfen zwei Bürgermeister, welche die Protestanten aus ihrer Mitte gewählt hatten; darüber erregten diese einen Auflauf, und bemächtigten sich des Stadtregiments (1581). Die Commissarien verließen hierauf Aachen und viele katholische Einwohner folgten ihnen. Diese klagten beim Kaiser, und setzten endlich eine Achtserklärung gegen den protestantischen Magistrat sowie deren Vollstreckung durch. Der katholische Rath wurde wieder eingesetzt, und der bisherige evangelische, sammt den Predigern dieses Glaubens, aus der Stadt gejagt (1598).

Dieser siegreichen Haltung der Katholiken gegenüber waren die Protestanten fortwährend unter sich zerfallen, und die endlosen Streitigkeiten ihrer Theologen stumpften den Willen und die Kraft zum gemein-

samen Handeln ab. In Wittenberg hatten die Professoren sich der Calvinischen Ansicht vom Abendmahl immer mehr genähert; anfangs im Stillen, denn der Kurfürst August war ein eifriger Lutheraner. Da indeß ihr Haupt, Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, Professor der Mathematik und Medicin, aber nach der Richtung der Zeit theologischen Studien eifrig ergeben, beim Kurfürsten in großer Gunst stand und zu seinem Leibarzte ernannt worden war: so ließen sie sich verleiten, allmählig offener mit der Sprache herauszugehen. Aber dies führte zuletzt ein Ungewitter gegen sie herauf, dem sie erlagen. Ihre Feinde benutzten ihre Schriften, um sie beim Kurfürsten zu verdächtigen, der nun, voll Angst vor dem Seelengifte des Calvinismus*), und voll Zorn und Scham, so lange getäuscht zu sein, 1574 Peucer, den Geheimenrath Cracov, sowie zwei andere Männer dieser Partei verhaften und ein peinliches Verfahren wider sie einleiten ließ. Von den Professoren in Wittenberg und Leipzig, die des Abfalls von Luther's reiner Lehre beschuldigt wurden (man nannte sie als Schüler Melanchthon's Philippisten, oder Kryptocalvinisten), erpreßte man durch ein der katholischen Ketzer-Inquisition nahe kommendes Verfahren**) die Unterschrift einer Erklärung, welche ihre Meinung verwarf; dann wurden sie ihrer Aemter entsetzt und aus dem Lande gejagt. Der Geheimerath Cracov starb im Kerker; wahrscheinlich an den Folgen der Folter, die man ihn hatte ausstehen lassen. Peucer, den man einer Verschwörung mit auswärtigen und einheimischen Calvinisten zur Einführung ihrer Religion in Kursachsen beschuldigte, mußte zwölf Jahre hindurch in verschiedenen Gefängnissen schmachten; aber alle Noth und Schmach, die man auf ihn häufte, und eine Krankheit, die das Elend harter Einkerkerungen noch vermehrte, konnten ihn nicht zur Verläugnung seiner Ueberzeugung bringen. Der Kurfürst war so erbittert gegen ihn, daß er die Freilassung sogar der Verwendung des Kaisers Maximilian versagte. Erst als er sich, in einem Alter von fast sechzig Jahren, zum zweiten Mal vermählte, gab er den Bitten seiner erst dreizehnjährigen Braut, der Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, nach und ließ den Gefangenen in Freiheit setzen.

Mit dem Sturze der Kryptocalvinisten war die Einigkeit unter den Lutherischen Theologen noch keineswegs hergestellt. Diese zu begründen, traten auf August's Veranlassung 1576 zu Torgau mehrere

---

*) K. A. Menzel, neuere Gesch. der Deutschen, Bd. IV. S. 447.
**) Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. IV. S. 620.

der angesehensten aus Sachsen und anderen deutschen Ländern zusammen und entwarfen eine Einigungsformel, das Torgauische Buch genannt. Aber die Hoffnung, diese Schrift in dem ganzen übrigen Lutherischen Deutschland angenommen zu sehen, betrog sie. Einigen war sie nicht hart und streng genug gegen die in der Lehre Abweichenden, während Andere — besonders die hessischen Theologen — mit einem richtigen Gefühle und im Geiste edler Mäßigung die darin herrschende Verdammungssucht gegen Andersdenkende tadelten. Nicht ohne Rücksicht auf diese Einwendungen wurde das Torgauische Buch auf einer neuen Zusammenkunft theologischer Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg (1577) überarbeitet; und so entstand die Bekenntnißschrift, welche den Namen der Eintrachtsformel (formula concordiae) führt, 1580 in Kursachsen feierlich bekannt gemacht, und auch in einem großen Theile der übrigen deutschen Länder Lutherischen Glaubens angenommen wurde. Die eifrig gesuchte Eintracht wurde aber dadurch nicht bewirkt; denn Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt und mehrere der bedeutendsten Reichsstädte verweigerten den Beitritt; und durch den in der Formel scharf hervorgehobenen Gegensatz der Lutherischen und reformirten Glaubenslehre traten Haß und Abneigung zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse noch stärker hervor.

Zu den Fürsten, welche die Concordienformel unterschrieben, gehörte der Kurfürst Ludwig von der Pfalz; denn als dieser, nach dem am 26. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters Friedrich's III. zur Herrschaft gelangt war, hatte er die reformirte Kirchenform abgeschafft und die Lutherische, mit vieler Härte gegen die bei ihrer Ueberzeugung beharrenden Geistlichen, wieder eingeführt. Aber die Pfalz hatte das seltsame Schicksal, das Religionsbekenntniß nach kurzer Zeit abermals, zum vierten Mal im Laufe dieses Jahrhunderts, wechseln zu müssen. Denn Kurfürst Ludwig starb schon am 12. October 1583, und der für seinen erst neunjährigen Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die Regierung führende Bruder des Verstorbenen, der Pfalzgraf Johann Kasimir, war dem reformirten Bekenntniß eifrig zugethan. In diesem ließ er seinen Neffen erziehen; die Reihe, entsetzt zu werden, traf nun die widerstrebenden Lutherischen Geistlichen, und der Calvinismus wurde wieder herrschend.

In Sachsen war die Partei der Kryptocalvinisten nur unterdrückt und zum Schweigen gebracht, nicht erloschen. Sie erhob ihr Haupt wieder, als Kurfürst August in der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1586, wenige Wochen nach seiner oben erwähnten zweiten Vermählung, plötz-

lich gestorben war. Der neue Kurfürst, Christian I., schenkte seinem Geheimenrathe und Kanzler Nicolaus Krell das unbedingteste Vertrauen, und dieser war ein warmer Freund der reformirten Lehre, die er in Kursachsen, wenn auch nicht völlig herrschend machen, doch mit der Lutherischen verschmelzen wollte. Die Verpflichtung auf die Concordienformel wurde aufgehoben, deren eifrigste Anhänger so viel als möglich aus ihren Stellen verdrängt. Aber auch hier änderte der frühe Tod des Kurfürsten (25. September 1591) und eine für den achtjährigen Nachfolger eintretende vormundschaftliche Regierung Alles. Wie sie in der Pfalz in die Hände eines eifrig reformirten Fürsten gekommen war, so hier in die eines nicht minder eifrigen Lutherischen, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, eines Neffen des durch die Grumbachischen Händel entsetzten Johann Friedrich des Mittlern. Von Neuem war das Lutherthum siegreich, und Krell's Sturz besiegelte den Triumph desselben, nachdem er noch kurz zuvor den Exorcismus oder die Teufelaustreibung bei der Taufe mit Amtsentsetzung bedroht hatte. Doch fiel er mehr noch durch die Rachgier des Adels, dessen Standesgeist dem emporgekommenen Bürgerlichen die große Gewalt, die er unter der vorigen Regierung geübt, nicht vergeben konnte, als aus Religionshaß. Zehn Jahre schmachtete er im Gefängniß; man war verlegen über die Art, wie man ihn ins Verderben stürzen sollte. Endlich wurde wider ihn die Anklage erhoben: er habe Religionshändel erregt, dem Kurfürsten Christian I. böse Rathschläge zu Aenderung des Regimentes und der Religion ertheilt, ihn von dem guten Vernehmen mit Oesterreich abgelenkt, und sich mit ausländischen Mächten, besonders mit Frankreich, in staatsverrätherische Unterhandlungen eingelassen. Auf diese und ähnliche Anschuldigungen hin wurde er schließlich in der That zum Tode verdammt; und zwar hatte man wohlberechneter Weise das Urtheil nicht bei einem inländischen Schöppenstuhl eingeholt, sondern durch eine fremde, ganz vom Kaiser abhängige Behörde, die böhmische Appellationskammer in Prag, fällen lassen. Vergebens betheuerte Krell seine Unschuld; vergebens bat er um Erlaubniß, appelliren und sich rechtfertigen zu dürfen; er war während der ganzen zehn Jahre niemals verhört worden. Dagegen wurde er noch während der letzten vier Tage vor seinem Tode geistig gemartert, indem man sich in Bekehrungsversuchen erschöpfte, um ihn „von dem calvinischen Teufel zum lutherischen Gott" zurückzuführen; wie es scheint, ohne rechten Erfolg. Am 9. October 1601 wurde er zu Dresden enthauptet*).

*) Richard, Nicolaus Krell, 1859. Bd. II. S. 90 ff., 201 ff., 210 ff., 217. 219 ff.

Bei diesem fortwährenden Hader und Haß zwischen den Religionsparteien und im Innern der Staaten war es mit der Sicherheit und Ehre des Reiches schlecht bestellt, wenn sie von außen verletzt wurden. Im Jahre 1598 brach ein spanischer Heerhaufe von den Niederlanden aus in Westphalen ein, nahm dort Quartiere, und beging die furchtbarsten Gräuel. Die Abmahnungen des Kaisers wurden verhöhnt, und das im nächsten Jahre zusammengezogene Kriegsvolk lief, ohne das Mindeste vollbracht zu haben, bald wieder kläglich auseinander. Die Spanier befestigten sich zu Rheinbergen, und ihre Feinde, die Holländer, die nun gleichfalls nach Deutschland kamen, in Emmerich.

Der Kaiser vernachlässigte unterdeß die Regierung immer mehr, und überließ sie seinen Räthen und Günstlingen. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jener weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche und konnte stundenlang in seinen Ställen auf= und niedergehen, so daß Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um Gehör zu bekommen; daneben wandte er große Summen auf schöne Gemälde, Gemmen, Statuen und andere Alterthümer; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er der Beschäftigung mit der Scheidekunst und der Sternkunde, von welchen, nach der herrschenden Richtung und Vorliebe der Zeit, jene in Alchymie, diese in Astrologie überging. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine Sternwarte, hörte er begierig auf die Weisheit Derer, die ihn um sein Gold brachten, um ihn welches kochen zu lehren; und indem er die Zukunft zu enthüllen trachtete, wurde er für die Gegenwart verdorben, und mit den seltsamsten Gedanken erfüllt. Der aus einer astrologischen Vorhersagung stammenden Furcht vor eigenen Söhnen schrieb man es auch zu, daß er die Vermählung mit einer ihm längst versprochenen Braut, Philipp's II. Tochter Isabella, immer weiter und weiter hinausschob. Als aber Philipp endlich, eines siebzehnjährigen Zögerns müde, sie dem Erzherzog Albrecht dem Bruder Rudolf's gab (wie früher erzählt worden ist), wurde dieser dennoch sehr aufgebracht. Später faßte er andere Heirathspläne, aber ohne daß einer zur Ausführung kam.

Keines seiner Länder litt durch seine träge Sorglosigkeit so viel als Ungarn, dieses zerrüttete Reich, welches die angestrengte Mühe des weisesten Regenten erfordert hätte, um zur Ruhe und zu einer geregelten Verwaltung zu gelangen. Rudolf aber zeigte sich in Ungarn nicht persönlich, besuchte keinen Landtag selbst, gab auf eingesandte Beschwerden

oder Anfragen entweder keine oder eine viel zu späte Entschließung, ließ die vornehmsten Stellen im Staate und in der Kirche unbesetzt, und seine dorthin gesandten deutschen Truppen durften ungestraft Räubereien und Ausschweifungen begehen. Unsäglich litt das Land durch den fast unaufhörlichen Krieg mit den Türken. Kurze Zeit nach Rudolf's Thronbesteigung brach er wieder aus und wüthete, bald eifriger bald lässiger geführt, gegen zwanzig Jahre. Dazu kamen Religionsbeschwerden. Gleich nach ihrer Entstehung war die Reformation auch in Ungarn eingedrungen, und hatte sich schnell so ausgebreitet, daß die mächtigsten Familien zum Protestantismus traten; unter Maximilian's duldsamer Regierung gedieh sie immer mehr; und doch unternahm es nun der kraft- und thatenlose Rudolf unter den mißlichsten Umständen, sie mit Gewalt zu unterdrücken*). So viele gerechte Ursachen zur Unzufriedenheit erbitterten die Gemüther der Ungarn im höchsten Grade. Stephan Bocskai, einer der angesehensten Edelleute des Landes, der nach Prag reiste, um dem Kaiser persönlich die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, konnte es nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen; und während er stundenlang in den Vorzimmern warten mußte, geschah es zuweilen, daß die Pagen, die daselbst zum Zeitvertreib Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voll Zorn, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle Ungarn auf, zur Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihres Glaubens, die Waffen zu ergreifen (1604); und in Kürzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Ober-Ungarn machen konnte. Den Türken war dies so willkommen, daß sie ihm eine goldene Krone sandten, und ihn als König von Ungarn begrüßten, ein Titel, dessen er sich jedoch nie bediente. Die Nachricht von diesen Dingen schien den immer träger und stumpfer gewordenen Rudolf so wenig zu kümmern, als ob es gar nicht sein Land wäre, wo der Aufstand sich erhoben hatte.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder Matthias, jetzt nach ihm der älteste, das Unwesen nicht mit ansehen. Er drang dem Kaiser mit vieler Mühe eine Vollmacht zu Unterhandlungen mit Bocskai ab, und berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian Ernst, Söhne des 1590 gestorbenen Karl von Steiermark, zu einer Zusammenkunft, in

---

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 175, 190.

welcher diese ihn, weil der Kaiser aus Gemüthsschwäche zur Regierung nicht mehr tauglich sei, zum Haupt ihres Hauses erklärten (25. April 1606). Bald darauf, am 23. Juni, kam ein Friede mit Bocskai zu Stande, in welchem dieser Siebenbürgen und einige ungarische Comitate erhielt, den Lutheranern aber und den Reformirten im Lande freie Religionsübung zugesichert ward. Auch mit den Türken kam ein Friede zu Stande (11. Nov.), der Friede von Zsitva=Torok genannt, der schon den Beginn des Verfalls der osmanischen Macht bezeichnet. Denn die Türken entsagten hier dem bisher gezahlten jährlichen Tribute; auch ließen sie von ihren hochmüthigen Anmaßungen nach, indem sie den Kaiser nicht mehr König von Wien, wie sie bisher gethan, sondern Kaiser nannten.

Aber Rudolf, der es eben so wenig dulden konnte, daß ein Anderer statt seiner handelte, als er selbst handeln mochte, bestätigte beide Verträge nicht, und reizte dadurch Matthias, den er schon früher beleidigt, zu größerer Unzufriedenheit. Aufgeregt von einem dunkeln Rachgefühle, und von Durst nach Herrschaft verzehrt *), schritt Matthias weiter gegen den Kaiser vor, und suchte die Stände der verschiedenen Provinzen an sich zu ketten. Dies gelang ihm so gut, daß die 1608 von ihm versammelten österreichischen und ungarischen Stände einem Befehl des Kaisers, auseinander zu gehen, nicht Folge leisteten, sondern mit ihm einen Bund schlossen, sich vereint denen zu widersetzen, die gegen jene beiden Friedensschlüsse handeln würden. Vergleichsvorschläge, die Rudolf machte, blieben fruchtlos; es kam zum Aeußersten, Matthias rückte mit 25,000 Mann in Böhmen ein. Rudolf (der immer in Prag residirte) forderte seine böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zum Beistande gegen den aufrührerischen Bruder auf. Allein die Letzteren riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen; und die Ersteren, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, die auch ihnen in der letzten Zeit geschmälert worden war. Es hatte sich nun zwar auch um Rudolf ein Heer gesammelt, er zog aber doch den Weg der Unterhandlungen und des Friedens vor. In einem feierlichen Vertrage vom 25. Juni 1608 trat er dem Matthias Oesterreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungarn förmlich ab; „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so Vieles während des sechszehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder

*) Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaats, Bd. II. S. 287.

zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden.“ Auch die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

Als diese theilweise Entthronung des Kaisers geschah, waren die protestantischen Reichsstände voll von Unzufriedenheit über die Behandlung, die eine ihrem Glauben zugethane Stadt kurz vorher von einem Fürsten erfahren hatte, der sich jetzt als den rüstigsten Verfechter des Katholicismus kund gab. Es war der Herzog Maximilian von Baiern, dessen Vater Wilhelm V. ihm 1597 die Regierung ganz überlassen hatte. Maximilian hatte seine Bildung unter dem Einflusse und der Leitung von Jesuiten erhalten. Durch sie war ihm eine unbegränzte Verehrung des Ordens und seiner Glieder, bitterer Haß gegen alle Ketzer und ein brennender Eifer, dem Katholicismus so viel als möglich von dem verlornen Boden wieder zu gewinnen, eingeflößt worden. Uebrigens war er ein Fürst von vielem Verstande, von Thatkraft und Charakterfestigkeit, unter dessen Regierung sich Baiern's Staatskräfte und Kriegswesen außerordentlich hoben. Da in Baiern selbst der Protestantismus schon durch seinen Großvater, Herzog Albrecht V., ganz ausgerottet war: so suchte Maximilian für seinen Eifer zu Gunsten der römischen Kirche außerhalb seines Gebietes Stoff. Und so war ihm ein Vorfall in Donauwörth eine erwünschte Gelegenheit, deren er sich sogleich bemächtigte. In dieser an der bairischen Grenze belegenen schwäbischen Reichsstadt war der größte Theil der Einwohner längst protestantisch. Ein Mönchskloster, zum heiligen Kreuz genannt, hatte sich erhalten; es war ihm aber seit dem Religionsfrieden nicht gestattet, öffentliche Umzüge mit Kreuz und Fahne durch die Stadt zu halten. Jetzt wollte ein Abt diese Befugniß erzwingen. Er hielt 1605 eine Procession, ohne gestört zu werden; der Rath begnügte sich mit einer Verwahrung seines Rechts. Dennoch verklagte ihn der Bischof von Augsburg beim Reichshofrath, einer von Kaiser Maximilian I. eingesetzten Behörde, deren Besetzung allein vom kaiserlichen Hofe abhing, ohne daß die Reichsstände Antheil daran hatten. Sofort erklärte der Reichshofrath, die Stadt sei straffällig, und drohte ihr für jede Behinderung des Klosters in der Ausübung katholischer Kirchengebräuche mit der Acht. Hierdurch ermuthigt stellte der Abt eine zweite Procession an. Diese störte der Pöbel gewaltthätig, die Kreuzfahnen wurden in den Koth getreten und zertrümmert (11. April 1606). Niemand konnte denken, daß ein Volkstumult von wenigen Stunden, der keinem Menschen das Leben kostete, einer Reichsstadt ihre Religionsweise und ihre Freiheit kosten könne; und doch wußte

der Herzog Maximilian von Baiern ihr dieses Schicksal zu bereiten. Anfangs war er vom Kaiser nur beauftragt, die Katholiken in Donauwörth vor ferneren Beleidigungen zu schützen; so wie aber die Bürger gegen seine dorthin gesandten Commissarien Drohungen und Schimpfreden ausgestoßen hatten, drang er auf strenge Behandlung, und brachte den Kaiser dahin, das Achtsurtheil zu unterzeichnen und ihm die Vollstreckung zu übertragen. Ohne Mühe wurde die Stadt von seinen zahlreichen Heerhaufen eingenommen (17. Dec. 1607). Aber noch mehr! Maximilian behielt sie unter dem Vorwande, daß sie ihm als Pfand für die Kosten des Zuges, die er unmäßig hoch berechnete, dienen müsse; zugleich verbot er den evangelischen Gottesdienst, und gab seinem Befehlshaber eine Anweisung, wie diejenigen zu bedrücken seien, die Lutherisch blieben. Er betrachtete diesen wohlgelungenen Schlag nur als den Anfang zu weiteren Schritten. „Es ist dadurch," schrieb er voll Freude nach Rom, „der katholischen Religion ein sehr großer Behelf und Vorschub geschehen, was derselben an vielen Orten im Reiche und in Deutschland tröstlich und fürständig sein wird. Auch ist damit den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten *)."

Indeß waren die Protestanten, zum großen Theil wenigstens, nicht blind für die Gefahren, die ihnen von der weitern Durchführung eines solchen Systems drohten. Schon früher waren unter mehreren ihrer Fürsten Verabredungen über ein Bündniß getroffen worden, und da durch die Achtsvollziehung gegen Aachen und das Eindringen der Spanier in den westphälischen Kreis die Lage der Dinge bedenklicher geworden zu sein schien, war eine solche Verbindung, besonders auf Betrieb des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, 1603 in Oehringen und in Heidelberg zum wirklichen Abschluß gekommen. Die Mitglieder derselben, die sich correspondirende Fürsten nannten, versprachen einander gegen die kaiserlichen Hofprocesse, gegen das Kammergericht, und besonders gegen die Zurückforderung der eingezogenen Stifter und Klöster beizustehen. Da nun ein in der ersten Gährung über die Wegnahme von Donauwörth zu Regensburg gehaltener Reichstag fruchtlos auseinander gegangen war: so kam am 4. Mai 1608 zu Ahausen in Franken ein näherer Bund zu Stande, die Union genannt, zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg, dem

*) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Thl. II. S. 273. Vgl. Mannert, Gesch. Baiern's, Thl. II. S. 107.

Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, und den brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst von der fränkischen Linie. Diese Fürsten verbanden sich, nach der Urkunde des Vertrages, vornehmlich dahin zu wirken, daß die Beschwerden der Protestanten endlich einmal erledigt würden; sich ferner, im Fall einer von ihnen bedrängt oder feindlich überzogen würde, mit der Macht des Bundes beizuspringen; endlich auch andere evangelische Stände zum Beitritt zu vermögen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in einigen Religionspunkten. In der That erweiterte sich der Bund bald durch die Fürsten von Anhalt, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und mehrere Reichsstädte, so wie sich auch der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Cassel zum Beitritt geneigt erklärten. Entschieden abgelehnt aber wurde der Beitritt, trotz aller Mühe, die man sich darum gab, von Seiten Kursachsens, da dieses dem Kurfürsten von der Pfalz, sowohl weil er sich zu der verhaßten reformirten Lehre bekannte, als aus politischer Eifersucht abgeneigt war, und sich dagegen dem österreichischen Interesse näherte.

In den Ländern des letztern Hauses selbst wurden inzwischen die Verhältnisse immer verwickelter und stürmischer. Als Matthias aus Böhmen, wo er dem Kaiser die ungarische Krone abgedrungen, nach Oesterreich zurückkam, sagten ihm die dortigen protestantischen Stände rund heraus, daß sie bei der ihm geleisteten Hülfe keine andere Absicht gehabt hätten, als Abstellung ihrer Beschwerden und freie Religionsübung, und daß sie darüber noch vor der Huldigung seine Erklärung erwarteten. Matthias hingegen, der den Protestanten keineswegs geneigt war, und sich seinerseits ihrer nur zur Durchführung seiner ehrgeizigen Absichten bedient hatte, verlangte Huldigung ohne weitere Bedingung; und da sich nun das Gerücht verbreitete, man würde die Stände mit Gewalt dazu zwingen, machten sie Anstalt, sich mit den Waffen zu vertheidigen. Matthias stutzte. Da sagte ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, Bischof von Wien und nachmals Cardinal, unaufhörlich vor: es sei besser, die Protestanten nähmen alle katholischen Kirchen mit Gewalt ein, als daß man ihnen etwas mehr einräume, als sie zuvor gehabt; in jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Dagegen meinte ein Abgeordneter der österreichischen Stände, man möge dem Matthias zu Gemüth führen: es sei schon mancher Herr durch seine Reformationen (d. h. Gegenreformationen) um Land und Leute gekommen;

er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das Nämliche begegne. Auch der Kurfürst von Sachsen schrieb ihm: das Haus Oesterreich habe eine geraume Zeit keine ärgeren Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; durch deren Rathschläge sei der große Abfall der Niederlande, die Bocskaische Empörung und der Verlust von Siebenbürgen erfolgt; auch seien die Jesuiten die Hauptursache, warum auf dem letzten Reichstage keine Einigung zu Stande gekommen; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sei Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sei es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen; dann rissen sie aus nach Italien, und ließen Stank und Verderben hinter sich. Endlich ließ Matthias sich bewegen, den evangelischen Ständen Oesterreich's am 21. Februar 1609 von Neuem die freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen; nachdem man aber lange über die Ausdrücke gestritten hatte, geschah es in so unbestimmten, mannichfacher Auslegung fähigen, daß bald wieder reicher Stoff zu Klagen und Beschwerden vorhanden war.

In Böhmen, mit dem Schlesien und die Lausitz lehnsherrlich verbunden waren, und das dem Kaiser Rudolf von seinen Ländern allein übrig geblieben, forderten die protestantischen Stände nicht minder Religionsfreiheit; der Kaiser weigerte sich, andere Bekenntnisse als das katholische und das utraquistische in der alten Beschränkung zu dulden. Sie aber drangen auf die Ausdehnung, die das letztere unter Maximilian II. erhalten, und verlangten ferner ein eigenes, von ihnen zu besetzendes Consistorium, sowie die Einräumung der Prager Universität, auf der schon Huß vor zweihundert Jahren frei gelehrt habe. Als darauf nur ungenügende Antworten erfolgten, hielten sie Zusammenkünfte, trotz des kaiserlichen Verbotes, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben mit dem Liede: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort", welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde. Sie ernannten dreißig Directoren, schlossen ein Bündniß mit den Schlesiern und warben Truppen, so daß sie in kurzer Zeit fünf tausend Mann beisammen hatten. Hierdurch erschreckt unterschrieb Rudolf am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief, der die Bewilligung aller ihrer Forderungen enthielt. Demselben zufolge sollten die Nichtkatholischen völliger Religionsfreiheit nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß genießen; sie sollten das Recht haben, neue Kirchen und Schulen zu bauen, und aus ihrer Mitte Defensoren oder Glaubensbeschützer zu erwählen, deren Bestäti=

gung jedoch vom König abhängen sollte. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch auf Schlesien ausgedehnt.

Noch hatte Rudolf sich dieses verdrießlichen Geschäftes nicht ganz entledigt, als eine Gesandtschaft der protestantischen Union in Prag erschien, an deren Spitze der Fürst Christian von Anhalt stand. Er war beauftragt, dem Kaiser die Beschwerden der Fürsten persönlich vorzutragen, und führte eine höchst nachdrückliche Sprache. Den Anfang machte er mit der Donauwörther Sache, und rügte das Willkürliche und Verfassungswidrige in dem Verfahren gegen die unglückliche Stadt. Dann beschwerte er sich über die Anmaßungen des Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers und die Untauglichkeit seiner Räthe, deren mehrere vom evangelischen Glauben abgefallene Leute oder Fremde seien; ferner über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, sowie über den trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben. Er schloß mit der Bitte um Wiederherstellung der Stadt Donauwörth in ihren vorigen Stand, um Aufhebung der verfassungswidrigen Hofprocesse, und um Aenderung des jetzigen Rathes der Krone.

Fünf Wochen ließ man den Fürsten warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er bat endlich, nochmals vor den Kaiser gelassen zu werden; und dazu gelangte er denn. Rudolf fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, mit der die Stände, die den Fürsten gesandt, zufrieden sein würden. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte den Fürsten, diese Stände zur Ergebenheit zu ermahnen und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde. Mit dieser Antwort ließ sich Christian indeß nicht abfertigen. Er entgegnete: er könne wohl vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub abgesehen sein werde, während doch an verschiedenen Orten des Reichs große und gefährliche Feuer aufgingen; diesen Gefahren zu steuern, wären des Kaisers Räthe nicht im Stande; er bitte ihn daher, sich dieser wichtigen Sache selbst anzunehmen und sie wohl zu beherzigen. Der Kaiser möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsar's gnädigst erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der dreiundzwanzig Wunden leicht hätte entübrigt sein können, durch die er ermordet worden sei. Der Kaiser erschrak, und versicherte, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsar's Ermordung hatte ihn so überrascht, und

stimmte so wunderbar mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn eine solche Verschwörung im Werke sei; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, wiederholter Versicherungen Christian's, daß er die Geschichte Cäsar's nur als Beispiel angeführt habe. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren in der That nicht gering, die Unzufriedenheit mit dem Kaiser allgemein. Unter diesen mißlichen Umständen ereignete sich ein wichtiger Fall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve starb am 25. März 1609 ohne Kinder zu hinterlassen; und sogleich erhob sich eine ganze Reihe deutscher Fürsten, ihre Ansprüche an die reiche Verlassenschaft geltend zu machen, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein bestand. Kursachsen berief sich auf eine dem Stifter der Albertinischen Linie vom Kaiser Friedrich III. im J. 1483 ertheilte Anwartschaft; die Herzöge Ernestinischer Linie auf den Ehevertrag, den Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Johann von Kleve geschlossen, als er dessen Tochter geheirathet; die Schwestern des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm auf ein vom Kaiser Karl V. ihrem Vater im J. 1546 ertheiltes Privilegium, vermöge dessen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, in den jülich-klevischen Landen auch Töchter sollten folgen können. Von diesen Schwestern war die älteste Maria Eleonore (damals schon gestorben) an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und ihre älteste Tochter Anna war Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg; die zweite Schwester Anna war an Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Außerdem waren noch zwei jüngere Schwestern vorhanden, welche Theilung begehrten; aber die älteren setzten sich dagegen, weil die Untheilbarkeit dieser Lande durch eine kaiserliche Verordnung bestätigt war. Vielmehr nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, jeder für sich, den ungetheilten Besitz des Ganzen in Anspruch. Der Kurfürst von Brandenburg wies darauf hin, daß seine Gemahlin Tochter der ältesten Schwester sei; worauf die Pfalzgräfin von Neuburg entgegnete, daß die Herzogin von Preußen vor der Erlöschung des Mannsstammes gestorben wäre und auch nur Töchter hinterlassen habe, während sie ihrerseits eine lebende Erbin sei und die Verlassenschaft für einen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wil-

helm, begehre. Neben den Genannten fanden sich auch noch einige andere Bewerber, auf deren Forderung indeß Niemand achtete. Bei einer so großen Verwickelung der Ansprüche war, wenn der Streit im Wege Rechtens ausgemacht werden sollte, kein Ende abzusehen; Alles schien daher darauf anzukommen, wer zuerst Besitz ergreifen würde. Dies thaten der Kurfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehn einzuziehen, und wo möglich die österreichische Hausmacht dadurch zu vermehren. Zu dem Ende gebot Rudolf den Parteien, sich bis zur erfolgten kaiserlichen Entscheidung aller Besitzergreifung zu enthalten. Dies hatte aber eine ganz andere Folge, als er erwartete: die beiden possidirenden Fürsten (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) sahen nun ein, daß sie gemeinschaftliche Sache machen müßten, und schlossen zu Dortmund (10. Juni 1609) einen Vergleich, um bis zu ausgemachter Sache die streitigen Länder gemeinsam zu verwalten.

Als man dies am kaiserlichen Hofe erfuhr, wurde der Erzherzog Leopold von der steiermärkischen Linie, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, abgesandt, um das jülichsche Land nöthigenfalls mit Gewalt in Sequestration zu nehmen. Er kam, nahm die Hauptstadt Jülich, und ließ im Elsaß ein Heer für sich werben. Dagegen erhob sich nun die Union, um die possidirenden Fürsten als Protestanten bestens zu unterstützen. Sie schloß ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, der ihr für diesen Zweck ein Hülfsheer versprach, froh über eine Gelegenheit, die österreichische Macht schwächen und schmälern zu können. Ein Heer der Unirten brach schnell in den Elsaß ein, und verdrängte die österreichischen Truppen; die katholischen Stifte, durch welche ihr Kriegsvolk zog, wurden gebrandschatzt. Hierauf setzten sich die Unirten in Bereitschaft, zu Heinrich IV. zu stoßen, der ein starkes Heer versammelt hatte, und alle Welt sah mit gespannter Erwartung der weiteren Entwickelung dieser Dinge entgegen, die einen großen europäischen Krieg zu entzünden schienen: als Ravaillac's Mordstreich den Verhältnissen plötzlich eine andere Wendung gab, und den Schwung des Krieges lähmte. Da indeß die französische Unterstützung nicht ganz ausblieb, und die Unirten im Vortheil waren, so forderte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern als Haupt des katholischen Bundes auf, ihn wider die Union zu unterstützen. Dieser Bund, nachmals Liga genannt, der durch die Gewalt, die dem Bundesobersten eingeräumt war, sowie durch Maximilian's kluge Führung weit bedeutender und furchtbarer

wurde als die protestantische Union, war als ein Gegenbund gegen diese entstanden. Auf Maximilian's Betrieb hatte sich am 10. Juli 1609 zuerst eine Anzahl süddeutscher Bischöfe und Prälaten mit ihm verbunden, damit, wie es hieß, „die alte, wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde." Im August traten die drei geistlichen Kurfürsten bei. Doch zauderte der Herzog von Baiern, dem Verlangen des Kaisers sogleich zu entsprechen. Darüber nahmen die Unirten mit holländischen und französischen Hülfstruppen am 1. September 1610 Jülich den Kaiserlichen, und machten der ganzen Sequestration ein Ende. Indeß hatte der Erzherzog Leopold (wir werden gleich hören, in welcher andern Absicht) jetzt ein beträchtliches Heer zusammengebracht; auch die Liga machte Anstalten, Truppen zu werben; darum hielt es die Union für das klügste, sich mit der letzteren (24. Octbr.) dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen niederlegten.

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter gegönnt, dem erwähnten Erzherzog Leopold, der sich immer freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte und der Einzige unter seinen Verwandten war, der an dem Vertrage von 1606, welcher Matthias zum Haupte des Hauses erklärte, keinen Theil genommen. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und schließlich ward ein Plan ersonnen, der, weil bei der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern Rudolf noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Er hatte durch Leopold jenen ansehnlichen Heerhaufen werben lassen, der im Passauischen stand und sich zuletzt auf 16,000 Mann belief. Man glaubte anfangs, das Heer solle in den jülichschen Händeln eine Rolle spielen. Indeß geschah dies nicht; die Truppen blieben unbeschäftigt im Passauischen stehen, zehrten dort Alles auf und begingen, da sie keinen Sold erhielten, die gröbsten Ausschweifungen. Endlich führte sie ihr Befehlshaber plötzlich nach Oberösterreich, und dann nach Böhmen, wo sie Budweis wegnahmen. Das ganze Land gerieth in Schrecken und Gährung; Rudolf schob in seiner Unentschiedenheit Alles auf die Zügellosigkeit der Truppen, die er noch nicht habe befriedigen können. Unterdeß rückten diese bis Prag vor, und bemächtigten sich sogar der sogenannten kleinen Seite der Stadt (15. Febr. 1611), wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten, verübten. Aber die Alt- und Neustadt konnten sie nicht einnehmen, die ständischen Truppen wuchsen an Zahl immer mehr, und

Matthias nahte an der Spitze von 18,000 Mann. So hatte Rudolf durch sein wiederholtes Zaudern Alles verdorben; denn nun geriethen auch die Passauischen Truppen in Furcht, und brachen wieder auf, nachdem ihnen der Kaiser einstweilen 300,000 Gulden gezahlt hatte. Auch ihrerseits gingen die Stände jetzt weiter. Sie besetzten Rudolf's Schloß, und ließen ihn selbst nicht in seinem Garten spazieren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, zog am 24. März wie im Triumphe in Prag ein. Der geängstigte Rudolf verlor die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünschte. Alles verließ den hülflosen alten Mann. Sogar seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Und so brachte man ihn dahin, daß er dem am 12. April zusammengekommenen Landtage selbst den Antrag machte: „er wünsche aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sei, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das Künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldeter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde." Die Kurfürsten von Mainz und Sachsen schickten zwar Gesandte, um dem Kaiser mit Trost und Rath beizuspringen. Der Letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände: sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillt würde; den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böhmen, sondern auch das ganze römische Reich über fünf und dreißig Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie dieses Wesens für entschuldigt halten, und ihn nicht ferner betrüben. Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos.

Rudolf hatte bei seinem Antrage nur gemeint, den Matthias zum Mitregenten anzunehmen. Damit war man jedoch nicht zufrieden; er mußte die Böhmen, sowie die Schlesier und Lausitzer, des Eides der Treue gegen ihn förmlich entlassen. Als er das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Dinte befleckt hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Zwei Tage nachher (23. Mai) wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dem Kaiser ließ er die Wohnung im Prager Schlosse, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden und einige Herrschaften. Es erweckt seltsame Empfindungen, wenn man erfährt, wie weit der erste Monarch der Christenheit heruntergekommen war. Er ließ nämlich auf einem im October zu Nürnberg gehaltenen kurfürstlichen Collegialtage dahin antragen: daß die Kurfürsten, da er nun aller

seiner Länder beraubt sei, und das Wenige, das man ihm ausgesetzt, weder zur Unterhaltung seines Hofes und Regiments, noch zur Verzinsung der bei den bisherigen vielen Kriegen gemachten Schulden hinreiche, ihn in seinem Alter nicht verlassen, sondern auf Mittel denken möchten, wie er seiner Würde gemäß leben könnte. Die Kurfürsten erwiederten, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müßte, und drangen zugleich auf die Wahl eines römischen Königs, so daß der argwöhnische Rudolf schon fürchtete, er solle auch seine letzte Würde, die des römischen Kaisers, verlieren. Die Kurfürsten waren indeß nur wegen der Wahl des Nachfolgers besorgt; und da Rudolf zögerte, setzten sie selbst auf den April 1612 nach Frankfurt einen Wahlconvent an. Aber noch ehe diese Zeit herbeikam, rief ein willkommener Tod den Kaiser in seinem sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatz ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

Wie sehr seine Regierungsweise auch von den Grundsätzen der Duldung abgewichen war, die vor ihm der edle Maximilian befolgte: so hatte er doch in seinen eigenen Ländern dem Protestantismus im Grunde nichts abgewinnen können; während dagegen in Steiermark, Krain und Kärnthen ein vollständiger Sieg über denselben errungen worden war. Auch dort nämlich hatten vormals die protestantischen Stände sich für Steuer- und Heeresbewilligungen von dem Erzherzoge Karl das Recht des freien Gottesdienstes in mehreren Städten und auf den Schlössern des Adels erwirkt. Diese Freiheiten beschränkte der Erzherzog zwar später; nichts desto weniger machten die Evangelischen bei seinem Tode (1590) die Mehrzahl der Einwohner aus. Sein damals erst zwölfjähriger Nachfolger Ferdinand wurde in Baiern erzogen, und sog dort, zugleich mit seinem Vetter und Freunde Maximilian, begierig die Grundsätze der Jesuiten ein; darunter die Lehre, daß zur Ausrottung der Ketzerei keine Strenge gescheut werden dürfe. Als Ferdinand in seinem achtzehnten Jahre die Selbstregierung begann, handelte er nach dieser Lehre mit einer so furchtbaren tyrannischen Verfolgungssucht, daß in seinem Lande in kurzer Zeit keine protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen sowie durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, mußte unbarmherzig das Land in einer bestimmten Frist räumen; und so war in kurzer Zeit in Ferdinand's Erblanden die neue Lehre wieder völlig vertilgt. Was dieser Fürst hier Hartes und Verdammenswerthes that, das that er allerdings nur aus Glaubens-

eifer, nur in dem Wahne, daß es wahre Christenpflicht sei; er soll selbst gesagt haben: er liebe die Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte, wenn er wüßte, daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperre er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Manche protestantische Fürsten jener Tage hegten dieselbe thörichte Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit der Herrscher für das Seelenheil ihrer Unterthanen, und handelten danach. Allein die Sünde des Einen wird durch die Sünde Anderer nicht gerechtfertigt; und den Vormundswahnsinn der Regierenden als sträfliche Sünde zu verurtheilen, bleibt ewig eine Pflicht der Geschichte.

So weit als Ferdinand trieb Rudolf die Unduldsamkeit nicht, und noch mehr fehlte ihm die Willenskraft, in seinen Staaten das Nämliche durchzusetzen; aber er hatte doch wenigstens den Jesuiten Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten alle ihre Beredtsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: „es sei besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutherischen Weibe; denn jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, bei diesem aber sei Kreuz, Salböl und Taufe verloren." Andere jesuitische Prediger lehrten: „wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber." Von den Protestanten brauchten sie nie andere als die heftigsten Ausdrücke, und schimpften sie auf die pöbelhafteste Art; sie nannten sie lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter. Und von Luther selber sagten sie: „er sei ein Spitzbub, Räuber, versoffener Apostat und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sei gottlos und lügenhaft, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube." Der große Haufe der Katholiken ward durch solche Reden zur Wuth gegen die Andersglaubenden erhitzt; und da dem protestantischen von seinen Geistlichen eine ähnliche Gesinnung eingeflößt wurde, so war es begreiflich, wenn die Glieder beider Parteien einander wie Todfeinde haßten und die verderbliche Spaltung in der Nation endlich zu einem furchtbaren kriegerischen Zusammenstoß führte.

Wie aber hatten sich inzwischen die Zustände der deutschen Nation, ihre Bildung und ihre Lebensweise gestaltet? Auch bei dieser Betrachtung müssen wir etwas weiter zurückgreifen.

Digitized by Google

5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I.

Während das theologische Interesse und die Glaubensstreitigkeiten die Deutschen in einem so hohen Grade beschäftigten, wie es bisher geschildert ist, trug ihre Entwickelung zugleich noch lange den Charakter des Uebergangs aus einer Zeit, wo dem freien Manne die Waffenentscheidung so viel galt als Gesetz und Richter, und diese Sinnesart zu einem Uebermuth ausgeartet war, der die allgemeine Sicherheit höchlich gefährdete. Der ewige Landfriede tilgte das tief gewurzelte Uebel nicht so schnell, daß nicht noch mancher Ritter in vorkommenden Fällen seine Streitigkeiten lieber mit dem Schwert hätte ausmachen, als sich vor den Gerichten klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich hin und wieder noch allerlei, was zu dem Sprichwort Anlaß gab: es sei dem Landfrieden nicht zu trauen. Zu Luther's Zeiten, wie wir sahen, trieben mehrere berühmte Edelleute, wie Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, ihr ritterliches Handwerk ziemlich ungescheut; bald als Patrone der Unterdrückten und Gekränkten, bald in der Gestalt des räuberartigen Faustrechts. Götz von Berlichingen zumal war ein rastloser thatenbedürftiger Kämpe; er ertrug die Urphed (Gelübde eines ewigen Friedensstandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen; und um sich doch in etwas für die Langeweile eines thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und schrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken; denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Aus dieser merkwürdigen, mehrere Male gedruckten Biographie hat Göthe den Stoff zu dem herrlichen Drama entlehnt, in welchem er den Kampf des abscheidenden Ritterthums mit dem Geiste der neuen Zeit in der lebendigsten Anschaulichkeit darstellt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg=Kulmbach waren ebenfalls noch ein Ueberrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon mit Grumbach's Hinrichtung endlich die letzte Spur erlosch. Die Deutschen befriedigten seit dieser Umwandlung der Verhältnisse ihren Durst nach den Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten anderen Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Maximilian's und Rudolf's Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und fochten theils für die eine, theils für die andere Partei. Auch in Italien, den Niederlanden und Ungarn, fochten die deutschen Truppen fast immer

am bravsten; und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Sie trugen noch immer die beschwerlichen Schutzwaffen, Panzer, Schienen und Sturmhauben, wie man sie auf alten Bildern häufig abgebildet sieht. Im Mittelalter war die schwere Reiterei, deren Kern die Ritterschaft war, die Hauptwaffe der Deutschen gewesen; das im sechszehnten Jahrhundert unter dem Namen der Landsknechte so berühmt gewordene deutsche Fußvolk ist eine Schöpfung Kaiser Maximilian's I. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon die Römer von unseren Voraltern erzählen, daß der deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm; dadurch, sowie durch ganze Schwärme von liederlichen Frauenzimmern und dienstbaren Buben, ward der Troß ungemein vergrößert.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. In Feindes Landen legte man es oft auf ein planmäßiges Zerstören an; und es gab ordentliche Brandmeister, die das Anzünden der Wohnungen zu besorgen hatten. Man rechnet dem wilden Albrecht von Brandenburg über dreitausend Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt haben soll; und im Bauernkriege mochte wohl die Zahl nicht kleiner gewesen sein.

Fürchterlich ist, was der Nürnbergische Patricier Wilibald Pirkheimer erzählt, welcher in dem unter Maximilian I. ausgebrochenen Kriege des Reiches wider die Schweizer die von seiner Vaterstadt gestellte Schaar anführte, und eine Geschichte dieses Krieges schrieb. Auf dem Marsche war er einmal durch eine Gegend gekommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens", sagt er in seiner Schilderung, „traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden Alten, wohin sie die Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da fielen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben; auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal so viel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre; ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten fast immer Mangel an Geld litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten; daher mußte Karl V. seine Truppen gegen den Winter gewöhnlich wieder auseinander gehen lassen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu unterhalten; denn eine Schaar von 5000 Reitern kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Regimenter Knechte 120,000. Ein Fußgänger bekam monatlich 4 Gulden, Veteranen oft doppelt so viel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Die deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des amerikanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohnes zusehends. Die nachtheiligen Folgen dieser veränderten Weltverhältnisse zeigten sich jedoch in Deutschland so bald noch nicht. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren Gewerbe und Handel noch sehr blühend, über den ganzen Boden unseres Vaterlandes hin hatten sich Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet*). Als indeß nachher schädliche Verhältnisse eintraten, als namentlich die Königin Elisabeth der deutschen Hansa ihre Vorrechte in England bedeutend schmälerte und den englischen Handel über den deutschen erhob, und als ferner wegen der fortdauernden niederländischen Unruhen der Handel von Antwerpen, Gent und anderen reichen Städten plötzlich sank: da stockte der Absatz der deutschen Fabrikwaaren so auffallend, daß man im ganzen Reiche viele Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Uebel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Punkte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es sei-

---

*) Ranke, Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II., in der histor. polit. Zeitschrift, Bd. I. S. 257 ff.

nen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten; „denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage.“ Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen Viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu erhalten. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor funfzehn Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Hafer kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24; ein Pfund Käse 16 Pf., itzo bald 8 Gr. Ein Paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr., itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor einen Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler ꝛc.“ Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch aus dem Lande für ungarisches Rindvieh, von dem seit der Reformation, welche die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

Obschon die Einkünfte der Fürsten damals lange nicht so bedeutend waren, wie nach der Entstehung der künstlichen Finanzsysteme, so regte sich in Manchen von ihnen dennoch das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch zuletzt kaum für Geld Lebensmittel zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien einmal allein mit einem Gefolge von siebenhundert Pferden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Haushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeis't werden mußten. Dies verursachte, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian II. von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau, 1609, an siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei sieben Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorgänger, der Kurfürst Johann, hielt im Jahre 1500 gleich-

falls zu Torgau sein Hochzeitsfest mit einer mecklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich bewirthet, und 7,200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelm's des Jüngern von Baiern, 1568, brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitsschmauses eines der reichsten böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin von Baden vermählen durfte, haben wir noch eine Aufzählung übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Januar bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen anderen vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An ungarischen und deutschen Weinen wurden vertrunken 1100 Eimer, an spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden) 40 Tonnen, und von böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Hafer.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen so schmackhaft als möglich und sehr kostbar zubereitet. Vor allem mußte, wenn man die silbernen Deckel abnahm, ein starker Duft der köstlichsten Gewürze aus den Schüsseln steigen. Wie kostbar diese Gewürze waren, erhellt schon daraus, daß das berühmte Handlungshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Ducaten. Die Fugger kamen besonders durch dies Monopol zu ihren mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte Karl'n V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sei, die Summe wiederzubezahlen. Obgleich man im Junius war, so herrschte doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des italienischen und des deut-

schen Klima's doch ziemlich deutlich fühle. Fugger, so wird erzählt, ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

Auch dem Aeußern nach mußten die Speisen bei so festlichen Gelegenheiten mit allerhand kostbaren Verzierungen bekleidet sein. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Hercules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Dabei wetteiferte die mehr als sechszig Personen starke Kapelle des Herzogs mit den englischen Musikern aus dem Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den Letzteren den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten überdies die Engländer die Geschichte der Susanna pantomimisch vor, was den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufactur- und Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiverordnung von Minden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vierundzwanzig Tische sein, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern. Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann sämmtlich ebenfalls gespeist und getränkt werden. Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb zwei, und Abends bis elf Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagessens fand nämlich damals auch an den größten Tafeln um elf, der des Abendessens um fünf Uhr statt. Besonders war es der Adel, dem so viele neuere Mittel, den Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, der einen großen Theil seiner Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher betäubte. Lange spielten dabei die metallenen Familienpokale und Humpen die Hauptrolle; Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier

eines krystallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf. Die Klagen der Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen ertönen auch aus dieser Zeit immer noch häufig. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Trittheim 1505, in einem noch erhaltenen Briefe, von der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier," schrieb er, „in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor."

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Personen trifft; und zwar, wie schon gesagt, der Vorwurf der Schwelgerei mehr den Adel als den Bürgerstand, der zu sehr mit seiner Handtirung beschäftigt war, als daß er solchen Ausschweifungen viel hätte nachhangen können. Doch findet man, daß auch diese Classe sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere zu übernehmen pflegte. Zu dem Bier gesellte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem — bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niederen Bürgerclassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt sein wollten, in mehreren Polizeiordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, den Hals so weit zu entblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber schien im sechszehnten Jahrhundert noch ein seidener Strumpf ein so großer Aufwand, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (gest. 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen

zu ihm kam, verweisend entgegen rief: „Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags."

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine zu einseitige Richtung nach der Theologie hin. Doch wurden die übrigen Wissenschaften darum nicht vernachlässigt. Die Philologie ward besonders auf den gelehrten Schulen der Protestanten eifrig getrieben. Da die Fürsten anfingen, nach Art des Reichskammergerichts, in ihren Ländern eigene Hofgerichte zu bestellen, so brachte dies auch die Rechtsgelehrsamkeit immer mehr in Aufnahme. In der Astronomie brachte Deutschland damals einen der ersten Geister aller Zeiten hervor, Johann Kepler aus dem Würtembergischen (geb. 1571, gest. 1630), welcher die Gesetze des Planetenlaufs entdeckte. Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürich (gest. 1565), ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, mit großartigem Sinne und eifrigem, unermüdlichem Forschungsgeiste, die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er als Reformator der Medicin die bisher allgemeingültige Autorität des Galenus brach und die Chemie, die er mit Eifer bearbeitete, auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade nur, daß er durch die Zuversicht, auf diesem Wege in die Geheimnisse der Natur zu dringen, zum Schwärmer und Großsprecher ward. Ueberhaupt war das Zeitalter eifrig dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu übersliegen. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten, unter denen Paracelsus obenan stand, hofften jetzt mehr als jemals, den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung, Gold zu machen, sondern auch eine andere, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte. Eine der traurigsten Wirkungen des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechszehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen z. B. die Hinrichtungen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Mit der Ausbildung der deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch waren bis auf Luther's Zeiten nur schwache, oder doch nur

von geringem Erfolge begleitete Versuche gemacht worden. Da trat unsere Muttersprache in der Bibelübersetzung dieses außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Kraft und Mannichfaltigkeit hervor, und entfaltete eine Biegsamkeit und einen Wohllaut, die man bis dahin nicht geahnt hatte. Was Luther hier geleistet, ist für alle folgende Zeiten Vorbild für die Sprache geblieben; als Bibelübersetzung steht sein Werk unübertroffen und unübertrefflich da. Einer solchen Erweckung hatte sich damals die Poesie nicht zu erfreuen. Die Größe, welche diese in der Hohenstaufischen Zeit erreicht hatte, war vergessen und ungekannt; der Meistergesang war ganz matt und leer geworden, und zu einem handwerksmäßigen Reimen herabgesunken. Da erhob er sich noch einmal in einem Manne, den man den letzten Meistersänger und zugleich den einzigen deutschen Dichter seines Zeitalters nennen kann.

Dies war der oft genannte poetische Schuster Hans Sachs, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn in seinem siebenten Jahre in die lateinische Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den sieben freien Künsten schlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuster in die Lehre gegeben, und während dieser Zeit erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meistersängerei etwas zu lernen. Ein dortiges Mitglied dieser poetischen Zunft, Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, nahm ihn gern auf, und unterrichtete ihn in den Feierabenden im Singen. Der junge Lehrbursche lernte hier eine Menge ernster und scherzhafter Gesänge sammt den Weisen, und als er im siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft ging, ließ er sich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerschule fand. An eigne Erfindungen ging er erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich zu München aufhielt. Sein Ausdruck: „er habe es hier zuerst gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten,“ zeigt uns, daß er edel genug von seiner Kunst dachte, um sie, wie Homer, einer besondern Inspiration zuzuschreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete sich, und trieb sein Gewerbe und seine Kunst mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ja durch seine vielen geistlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er starb im zweiundachtzigsten Lebensjahre, im Januar 1576, und hinterließ vierunddreißig Folianten voll Gedichten aller Art, die er mit eigener Hand zusammengeschrieben hatte. Es sind in Allem über sechstausend; darunter zweihundertundacht Tragödien, Komödien und Fastnachtspiele. Von dieser außerordentlichen Menge wählte er selbst die besten und anziehendsten für den Druck aus,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

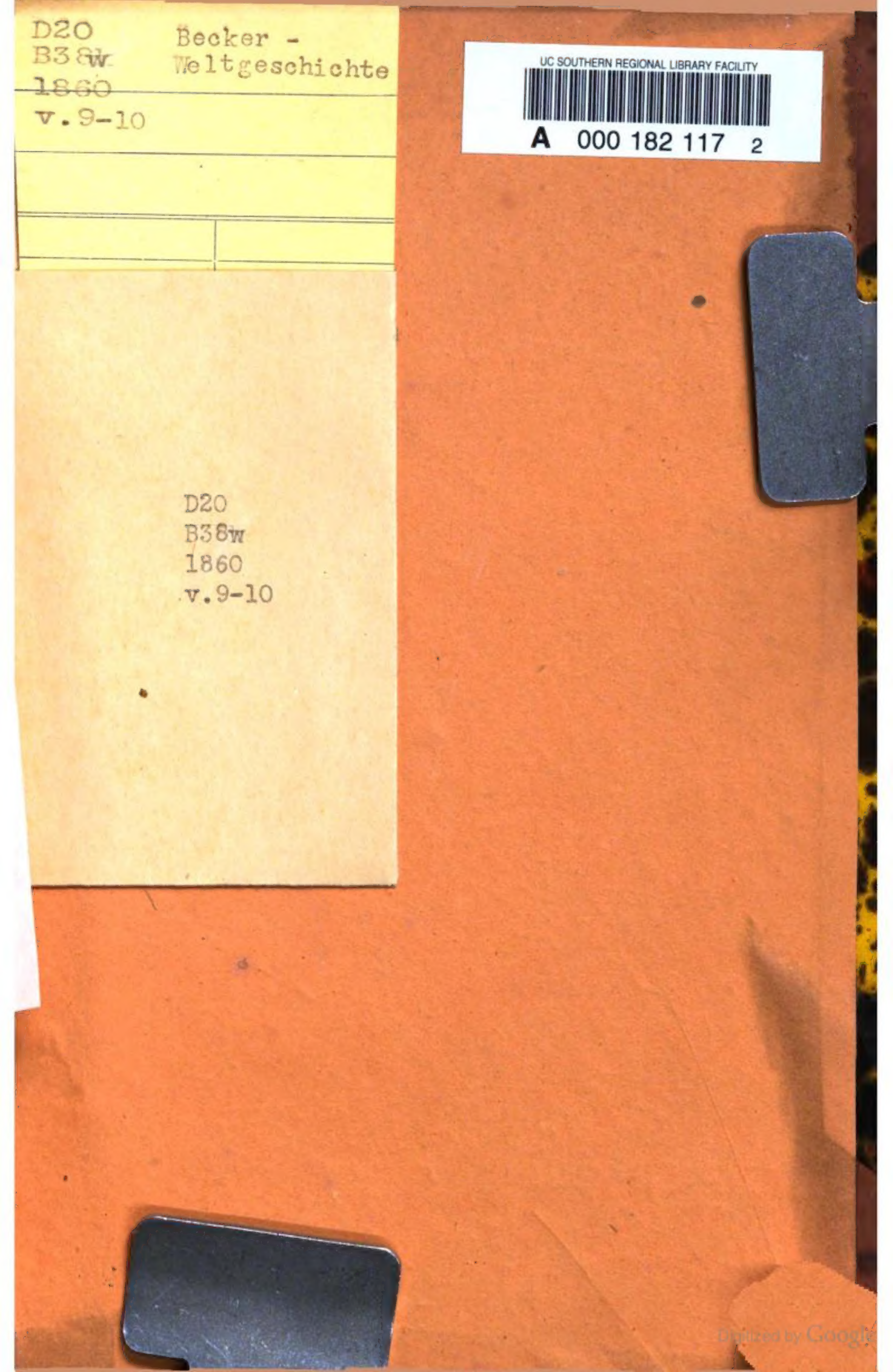
Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9—15m–10,'48(B1039)444

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google



D20
B38w
1860
v.9-10
Becker -
Weltgeschichte
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 182 117 2
D20
B38w
1860
v.9-10
Digitized by Google

Digitized by Google